

Die Bergstadt







Paul Kellers
Monatsblätter Die Bergstadt

Dritter Jahrgang 1914/1915

Erster Band



Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn

Leipzig • Breslau • Wien

Karl Theresia Schrempf

Glôs Ramsau

Inhaltsverzeichnis

Dritter Jahrgang 1914/15. Erster Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet

Romane, Novellen und andere erzählende Beiträge.

Plaudereien.

Gedichte und Sprüche.

Aufsätze beschreibenden und belehrenden Inhalts.

Kriegsberichterstattung.

Aus Großvaters Bücherschrank.

Bergstädters Bücherstube.

Neue Bücher.

Schach, Handschriftendeutungen, Rätsel und Aufgaben.

Farbige Kunstbeilagen

(Faksimiledrucke nach Gemälden).

Einschaltbilder in Tondruck.

Musikbeilagen.





31. Juli 1914.
K. v. Santhó.

Deutschlands Oberster Kriegsherr.





Kriegs=Lieder

von

Richard Nordhausen.



Lichtgebet.

Eine Kunde kam, wild und gewitterschwül —
Da ward mit einem Male
Zum Gottesdienste das Abendgewühl,
Der Markt zur Kathedrale.
Ein ernster Choral sein Rund überweht,
Und jedes Auge hat leuchtend gefleht:
Siegen! Siegen! Siegen!
Wohl ist zu Gott wie ein Gebet
Dies Leuchten aufgestiegen.

Regimenterschritt und Rossegestampf
Donnert auf Bahnhofsfliesen;
Schnellzugsmaschinen unter Dampf,
Feuerspeiende Riesen.
Lauter Glut, die zur Grenze bricht,
Lauter Fackeln beim Völkergericht —
Wahr' dich, schleichende Rotte!
Deutschland betet in diesem Licht
Brünstig zu seinem Gotte.

Nah'n nun in Wut und Übermut
Wieder die kaum Verscheuchten,
Wird von treuem deutschen Blut
Weithin die Heide leuchten.
Leuchtender Stahl, so zische hervor,
Leuchtet aus grauem Kanonenrohr
Lustig, ihr Stahlraketen!
Flammen zur Höhe! Flamme empor!
Dies auf deutsches Beten!

Über unserer Ströme Lauf,
Unseren Bergaltären
Funkeln die alten Sterne auf
Wie ein feurig Gewähren.
Alle Gebete dieses Lands
Brechen gleich ewigem Sternenglanz
Siegreich durch Nebelhüllen;
Alle Gebete so heißen Brands
Muß Gott, muß Gott erfüllen!

Kronprinz Wilhelm reitet.

Kein Reiterlied klang, kein Trompetenton,
Graue Tage in grauer Frohn,
Grau lag die Zukunft gebreitet.
Wie störte dein Feuer da, Kaisersohn!
Und die Satten im Lande lachten voll Hohn:
Kronprinz Wilhelm reitet!

Doch nun der Krieg an den Strängen reißt,
Nun tuscheln sie, wie der Verwegene heißt,
Der wieder nach Sedan uns leitet.
Nun drängt sich jeder ans Feuer und preist
Den neuen, altpreußischen Reitergeist —
Kronprinz Wilhelm reitet!

Biwak und Morgensonnenduft,
Auf die Höhen geprescht, mit Hurra durch die Schluft —
Wie Brust und Seele sich weitet!
Da fliegen die Mützen in die Luft:
Zum Sturm auf Longwy! Wer zögert, ein Schuft!
Kronprinz Wilhelm reitet!

In die graue Welt, so trostlos verstaubt,
Eine Reitertat funkelt, eh ihr's geglaubt,
Und Adlerfittiche spreitet
Die Zukunft über dem jungen Haupt,
Das blond wie Balders und lorbeerumlaubt —
Kronprinz Wilhelm reitet!

Vor Helgoland.

Wir nähmen's mit fünf auf, mit sechsen, mit zehn —
Zu öde dies Lungern! Kein Bull läßt sich sehn.

Es rieselt und rieselt, die See rollt und stampft.
Ob heute wohl einer herüberdampft?

Der Obermaat grinst voller Heiterkeit —
Ich glaube, ich glaube, es ist nun so weit!

Exz'llenz der Chef und der Herr Kommandant
Gehen beide an Bord — also losgerannt!

Da knallt schon einer! Da knallt's, Gottes Zorn,
Im Rücken und steuerbords, backbords und vorn.

Da seh' ich im Rotglanz des Rohrfeuerscheins,
Statt zehn gegen einen gleich vierzig auf eins.

Was schreit denn der Lange? Flog da nicht was her?
Mensch, mach' keine Witze! ... Er hört mich nicht mehr.

Und Dröhnen und Bummern, Gepfeif und Geschwirr —
Ich kanonier' weiter! Ihr macht mich nicht irr'.

Und so noch einmal! Jetzt kriegst du's, du Aas!
Ich glaube ... Hurra! Mensch, ich glaube, der saß!

Wo sind denn die andern? Potz, war das ein Stoß!
Brennt's achtern? Ach was; immer los, immer los!

Den Zuckerhut hier — Wir stehn! Keine Fahrt! —
Herr Fürchtenichts, hab' ich für dich aufgespart!

Blitz, Feuer und Wasser ... Pfui Deubel, mich hat's ...
Zu einem Schuß langt's noch. Ich geh nicht vom Platz.

Ich geh' nicht ... ich fall' wohl ... Ein rauscht die See ...
Ach, weißt du noch, Mädel? ... Min Mudding, atjeh!



Ferien vom Ich.

Roman von Paul Keller.

Waltersburg, den 25. März 19..



Der alte Johannisbrunnen rauscht wieder vor meinem Fenster. Hoch ragt das Bild des Täufers, und aus der ehernen Schale, die seine erhobene Hand hält, plätschert das Wasser hinab ins steinerne Becken. In alter Zeit soll ein heidnisches Heer an diesem Brunnen vorübergezogen sein; die Recken haben den rauhen Nacken gebeugt und sind hier getauft worden. Am nächsten Tage fielen alle in der Schlacht. Ihre Leichname blieben liegen unter den dunklen Bäumen der Waldschlucht, da die Krieger heimtückisch erschlagen wurden, aber am Abend, als die Sonne rot am Himmel brannte, kamen weiße Schemen zum Stadttor herein, die hatten Kränze um die Stirnen und lächelten wie Kinder. Als sie am Brunnen vorbeizogen, ließ der heilige Baptista die eherne Taufschale fallen und faltete die Hände, denn diese reinen Seelen brauchten kein Wasser der Gnade mehr. Die Gekränzten zogen langsam zum Stadttor hinaus, den Weihnachtsberg hinauf, und als sie auf der goldglänzenden Höhe standen, winkten sie noch einmal herab ins Tal und zogen dann fort, weit über die

rote Sonne hinaus, und der Heilige am Brunnenplatz schaute ihnen mit gefalteten Händen nach. Erst als es Nacht war, bückte er sich nach der verlorenen Taufschale, und nun hält er sie wieder in erhobener Hand seit vielen Jahrhunderten.

Das ist eine der vielen Sagen und Legenden von Waltersburg. Die Waltersburger haben ganz eigene Geschichten. Sie borgen nicht von fremden Gauen und Städten; ihr romantisches Tal war immer so reich, daß sie Fremdes nicht nötig hatten.

Der Johannisbrunnen! In seinem Becken ließ ich als Kind meine Schifflein schwimmen. Sie schwammen nach Amerika, nach Jerusalem oder gar bis ins Riesengebirge. Mein Bruder Joachim, der mit auf dem Brunnenrande saß, lächelte oft verächtlich über diese Reiserouten. Er war drei Jahre älter als ich und schon Gymnasiast. Da verachtete er meine ABC-Schützen-Geographie. Mit Schifflein spielte er nicht mehr; er liebte nur wissenschaftliche Unterhaltung. So warf er Fische aus Blech, die ein eisernes Maul hatten, ins Wasser und angelte mit einem Magneten nach ihnen. Er hatte ein Senkblei, und wenn seine Fische nicht bissen, sagte er: es läge am Wetter oder ich stände mit meinem infam weißen Spitzenkragen zu nahe am Wasser und verscheuchte die Fische.

Unterdes fuhren meine Schiffe nach Jerusalem oder ins Riesengebirge, und oben auf dem grünen Balkon am Brunnenplatz saß unsere Mutter bei ihrer Handarbeit und schaute manchmal lieb zu uns herunter.

Wie kommt es doch, daß Menschen von einem solchen Brunnenrand fortziehen können, daß er ihnen nicht lieber und größer ist als alle Küsten des Ozeans?

* * *

Mein Bruder und ich sind fortgezogen, und die gute Frau auf dem grünen Balkon ist allein geblieben. Als Studenten kamen wir noch regelmäßig zu den Ferien. Joachim aber war kaum mit seinen Studien fertig, als er seine Ehe schloß mit jenem unselig schönen Mädchen, dem die Schönheit zum Fluch gegeben war. Nach einem Jahr wurde das Kind geboren, und nach nur wieder einem halben Jahr war ich dabei, als die Frau vor Gericht die Aussage machte, sie habe sich selbst mit einem Revolver in die Brust geschossen, weil ihr Mann sie nach einem furchtbaren Streit verlassen habe.

Nur meine Mutter und ich wußten, daß sie log. Der Flüchtige aber kam nicht heim, auch dann nicht, als es uns endlich gelang, ihm mitzuteilen, daß er außer aller gerichtlicher Verfolgung sei.

Er floh nicht vor dem Gefängnis; er floh vor dem entsetzlichen Grauen, das ihm sein schönes, junges Weib bereitet hatte und das auch die Rettung, die ihm ihre Aussage brachte, nicht tilgen konnte.

Der Bruder verscholl in weiter Fremde, und die Mutter lehnte am Balkonfenster und hörte auf das Plätschern des Johannisbrunnens. Sie träumte von fernen Ufern, an denen ihr Herzenssohn weilen würde, von Gestaden, zu denen es keine andere Verbindung gab als die sehnsüchtig hin- und hergehenden Gedanken.

Als nun auch ich mein medizinisches Staatsexamen beendet hatte, sagte ich zur Mutter, ich wolle bei ihr in der Heimat bleiben und ihr Trost sein. Sie sah mich still an und schwieg, und es zuckte nur ein wenig um ihren Mund. Da bat ich sie, zu reden und mir ihren tiefsten Wunsch zu sagen, und sie sprach mit Worten, die sie sich aus dem Herzen riß:

„Geh fort ... in die Welt ... suche Joachim ... bringe ihn wieder!“ —

Da bin ich fortgezogen, um meinen Bruder zu suchen. Und weil ich nicht Geld genug hatte, jahrelang um die Erde zu reisen, wurde ich Schiffsarzt, jetzt bei dieser, dann bei jener Gesellschaft, und kam fast in alle großen Häfen der Welt. —

Ich fand ihn erst im fünften Jahre meiner Wanderfahrt und wäre bei flüchtiger Begegnung wohl an dem veränderten harten Mann mit dem fremden Namen vorbeigegangen; aber ich traf ihn an Bord zwischen Rio und Montevideo, da das Schiff eine Woche lang nicht anhält, und wurde meiner Sache gewiß, als der Fremdling sich plötzlich scheu verbarg und weder an Bord noch bei den Mahlzeiten mehr sichtbar wurde. Da suchte ich ihn in seiner Kajüte auf. Er öffnete auf mein Klopfen und bebte zusammen, als er mich sah. Ich drängte ihn ohne weiteres in die Kajüte und schloß die Tür.

„Ich will nur ein wenig mit Dir reden, Joachim," sagte ich und wunderte mich über meine ruhige Stimme; „Du wirst es mir nicht abschlagen können, da ich an die fünf Jahre hinter Dir her bin. Und daß ich auf Dein Leben und Deine Entschlüsse keinen Einfluß habe, weiß ich von vornherein. Also versteck' Dich nicht!"

„Was willst Du?" brachte er mühsam heraus.

„Ich will nicht viel. Ich will Dich nur bitten, du möchtest von Zeit zu Zeit so alle Jahre einmal um Weihnachten an die Mutter schreiben."

Da fiel er auf sein Bett und weinte rasend. Ich trat an das kleine runde Kajütenfenster, an das die Wellen klatschten, und schaute hinaus in die rollende See.

* * *

Und vorgestern bin ich nun heimgekommen nach Waltersburg zu meinem und seinem silbernen Mütterchen. Ich muß schon „silbernes Mütterchen" sagen, denn nicht nur die Haare sind silbern, auch das Gesichtchen, auch die schmalen Hände. Alles ist kostbar, edel und so weiß!

Sie fragte mich nur das Eine: „Ist er gesund?"

Ich sagte ihr, was ich wußte, auch daß er ein braver Mensch geblieben sei, woran wir beide niemals gezweifelt hatten. Dann, daß er in einer sehr geachteten Stellung und wohl ein reicher Mann sei oder es doch werde. Darauf hörte sie kaum, sondern schlug die Händchen zusammen und jammerte:

„Warum? Warum?"

Das war die schwere Frage, über deren richtige Beantwortung ich mir auf der Heimreise den Kopf zerbrochen hatte. Ganze Abhandlungen hatte ich in meinem Hirn ausgearbeitet, schlagende psychologische Begründungen, wie ein solcher Mensch dazu komme, alle Brücken zur Heimat abzubrechen; aber was sind schlagende psychologische Begründungen für eine Mutter, die fragt: Warum gibt mein Sohn keine Nachricht? Warum läßt er mich in dieser furchtbaren Einsamkeit und Qual?

Da sagte ich ihr nur die wichtigsten Sätze, die Joachim gesprochen:

„Ich hab' wohl hundertmal geschrieben und tausendmal schreiben wollen. Aber ich hab' keinen Brief abgeschickt. Ich hatte eine schreckliche Angst, dann schreibt Ihr wieder und dann halte ich's nicht aus in der Fremde, dann muß ich zurück in diese verfluchte Heimat."

Sie war wohl wie ein wenig betäubt über diese Worte; aber dann glomm eine Hoffnung auf in ihren Augen und sie sagte:

„Aber jetzt wird er schreiben?"

„Ja, jetzt wird er schreiben; das ist das Einzige, was ich nach meinem langen Suchen erreicht habe."

„Ich danke Dir, lieber Fritz," sagte sie und drückte mir schüchtern die Hand.

———

Waltersburg, den 30. März.

Nun bin ich fast schon eine Woche zu Hause und fange an, mich glücklich zu fühlen und zu freuen. Ich glaube, zu den Freuden, die schwer zu tragen sind, gehört mit in erster Reihe die Heimkehr aus fremden Landen. Und nicht bloß mir in meinem besonderen Falle wird es so gehen, nein, allen, die lange draußen waren und wieder nach Hause kommen. Es ist so viel Scheu, so viel Bangigkeit in der Seele, die Quellen der Lust und des Schmerzes fließen zusammen wie in einen tiefen Bronnen, aus dem erst langsam, wenn sich der zitternde Spiegel beruhigt hat, das süße Himmelsgesicht des Glücks auftauchen kann. Es gibt wohl keinen Heimkehrenden, der laut lachte, tanzte oder spränge. Ich habe in fremden Ländern viele Burschen gesehen, die heimkamen, und es war ganz gleich, welcher Farbe oder Rasse sie waren — sie waren alle schüchtern und verlegen, gingen alle ein wenig mit zusammengezogenen Schultern, sprachen seltsam leise und traten nicht fest auf, als ob sie der Heimaterde nicht weh tun wollten. Sie mußten sich alle in der Heimat erst wieder heimfinden. Es ist auch ganz natürlich: der Star, der aus dem Süden an den heimischen Kasten zurückkommt, pfeift auch nicht am ersten Tage. Er schüttelt in der entwöhnten Luft erst sein Gefieder zurecht.

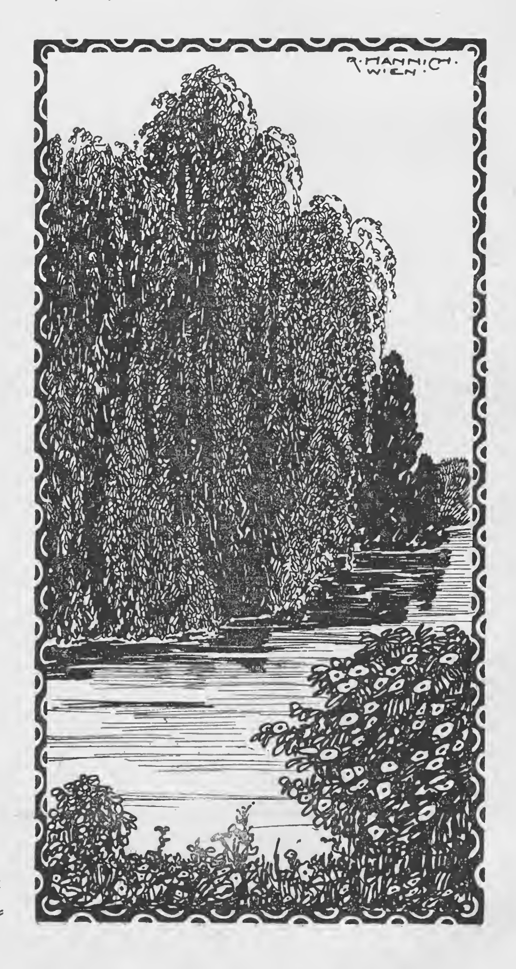
* * *

Daß ich jemals ein rechtes Tagebuch führen würde, hätte ich nie gedacht. Einmal, als ich als Knabe der Anführer der „roten Armee" gegen die „schwarze" war, habe ich ein Tagebuch begonnen; als aber nach den ersten beiden Siegen eine betrübliche Niederlage kam, hörte ich mit den „Kriegserinnerungen" auf. Und seitdem schrieb ich nie wieder meine Erlebnisse auf, nicht, als ich als Siebzehnjähriger die fünfundzwanzigjährige Eva Garnert durch vier Ferienwochen hindurch in Verzweiflung liebte, und auch nicht, als mir als Schiffsarzt eine millionengestaltige Welt von Menschen und Ländern an den Augen vorüberzog.

Jetzt, wo ich wieder in Waltersburg bin, will ich ein Tagebuch führen und nichts wird mich abhalten, es so gut zu schreiben, als ich es nur vermag.

31. März.

Die Mutter steht immer am Fenster und schaut nach dem Briefträger aus. Aber der Brief, auf den sie wartet, kommt nicht. Er könnte längst da sein. Ich telegraphierte schon zweimal heimlich nach Rio. Es kam aber keine Antwort.



Und die Mutter steht und wartet. Ich versuchte es mit der alten Ausrede, ein Brief könne verloren gehen, zumal auf so langem Wege. Aber die Mutter schüttelte den Kopf und sagte:

„Einen solchen Brief würde Gott behüten.“

1. April.

Der 1. April gilt als eine Art Narrenstag in deutschen Landen. Und ich muß auch wieder versuchen, lustiger zu sein. Herrgott, ich bin doch ein junger Mensch, ich habe meine Aufgaben, und meine Kraft darf nicht in sehnsüchtigem Suchen am Trotz des Bruders zerschellen. Also will ich heute gar nichts von ihm aufschreiben, sondern einmal die närrische Geschichte von der Feindschaft der Waltersburger und der Neustädter zu erzählen beginnen.

Waltersburg ist eine in einem wunderschönen Talkessel gelegene Stadt von 2967 Einwohnern. Solches erzeigte die letzte Zählung. Der Personenstand wies im letzten Jahrhundert immer so ziemlich dieselbe Höhe auf; auf runde 3000 kam er nie hinauf. Da machte unser Bürgermeister, Herr August Bunkert, eine bedeutsame Stiftung: der dreitausendste Einwohner, der Waltersburg anno 1904 geschenkt würde, solle eine goldene Uhr bekommen, Herrenuhr oder Damenuhr, je nachdem es ein männliches oder ein weibliches Wesen beträfe, und diese Ehrengabe wolle er, der Bürgermeister, aus eigenen Mitteln bestreiten. Die Sache stand im Stadtblatt und wurde viel bewundert. Im nächsten Jahre kamen viele Kinder zur Welt; die Zählung wurde nicht bloß vom Magistrat, sondern auch von der Bürgerschaft sehr eifrig betrieben, und da die Einwohnerschaft auf 2998 stieg, entstand in der zweiten Hälfte des Dezember zwischen der Frau Schneidermeister Lembke und der Frau Schuhmachermeister Abelt eine bittere Feindschaft, da beide hofften, noch vor Ablauf des Jahres eines Kindleins zu genesen. Am 30. Dezember gebar Frau Lembke eine Tochter. Ihr Mann, anstatt sich des blühenden Töchterchens zu freuen, ging in die Schenke und betrank sich, wie er sein Lebtag nicht getan hatte. Dem Ehepaar Abelt aber klopfte das Herz. Am Sylvesternachmittag gebar die Frau einen Sohn, und der entzückte Vater stürzte nach dem Rathause und schrie: „Der dreitausendste Einwohner! Der dreitausendste Einwohner!“ Im Vorzimmer des Bürgermeisters aber begegnete dem Siegestrunkenen eine schwarze Gestalt. Es war die Frau des Webers Michalke, die soeben den Tod ihres Mannes angemeldet hatte. Da waren es wieder nur 2999. Der arme Schuster torkelte gebrochen gegen die Wand, und dumpf hallten die Sylvesterglocken in die Nacht über diese so wenig vom Glück begünstigte Stadt.

Der Bürgermeister aber hielt sein Angebot auch für das kommende Jahr aufrecht, und einige werdende Mütter wiegten sich in goldenen Hoffnungen. Aber der Tod hielt reichere Ernte als sonst, auch zog der Barbier mit seiner siebenköpfigen Familie nach Neustadt, und nun hielt der geizige erste Ratsmann, Bäckermeister Schiebulke, es für den richtigen Zeitpunkt, sich als einen Gönner der Stadt zu bezeigen und nach einer ganz modernen Anwandlung auch seinerseits für den dreitausendsten Einwohner eine Prämie auszusetzen, und zwar ein neues Fahrrad, je nachdem ein Herren- oder Damenrad. Die Sache kam ins Stadtblatt, und die Bürger lachten. Ob Schiebulke vielleicht meine, ein neugeborenes Kind könne radeln, wurde der Stifter befragt. Ob die andern vielleicht meinten, ein neugeborenes Kind könne von einer Uhr die Zeit ablesen, gab Schiebulke giftig zurück. Da setzte der Wirt vom „Goldenen Löwen“, der ein reicher

Mann und vielleicht auch ein wenig ruhmsüchtig ist, einen erschrecklich hohen Trumpf auf:

„Goldene Uhr und Fahrrad“, sagte er, „sind gute Dinge. Nur leider die Kinder wachsen langsam, und solche Dinge veralten schnell. Was allein nicht veraltet, ist das Geld. Ich will meiner Vaterstadt meine Liebe beweisen und lege 5000 Mark in die städtische Sparkasse für den dreitausendsten Bürger, den Waltersburg anno 1905 erhält.“

So die Stiftung, die im Stadtblatt publiziert wurde und maßlose Aufregung hervorrief.

Und da kam das Unerwartete, wie in solchen Fällen überhaupt meist etwas Unerwartetes geschieht.

Die Einwohnerschaft von Waltersburg hatte die Höhe von 2993 erreicht, als der vor kurzem nach Neustadt übersiedelte Barbier Arthur Heilmann mit seiner Frau und seinen fünf Kindern sich wieder in Waltersburg ansiedelte und glückstrahlend die goldene Uhr, das Fahrrad und die fünftausend Mark für sich in Anspruch nahm, da mit seinem Zuzug die Zahl dreitausend erreicht war.

In Waltersburg brach eine Revolte aus. Man wollte den frechen Barbier samt Weib und Kindern lynchen. Man schrie, das sei Betrug, das gälte nicht, das sei ja ganz anders gemeint gewesen. Der Barbier, der zuvor bei einem Rechtsanwalt in Neustadt gewesen war, bewahrte seine Ruhe, und Amtsrichter Knopf, der einzige Jurist in Waltersburg, erklärte im Magistratskollegium, am Stammtisch und wo immer man es hören wollte, unter Hinweis auf verschiedene Gesetzesparagraphen: es handle sich hier um eine öffentliche Auslobung, deren Inhalt durch den Barbier Heilmann erfüllt sei und dem daher unzweifelhaft die drei ausgesetzten Prämien zufielen.

Aller Ingrimm der Welt hätte an der Tatsache nichts geändert: Heilmann bekam die Preise.

O unglückliches Waltersburg! Wie hättest du dein Rathaus bekränzt und all' deine Häuser beflaggt, wie hätten dann auf dem Schützenplatz die Ehrensalven geknallt, wie wären auf der Bürgerwiese die „Frösche“ zischend umhergesprungen und die „Schwärmer“ hoch in die Luft gestiegen, wenn sich deine Einwohnerzahl auf dem gewünschten legalen Wege gerundet hätte! So aber war dumpfe Trauer in der Stadt, Zorn und Haß. Und alle Männer gelobten sich, bei diesem Barbier sich nie den Bart schaben oder die Haare schneiden zu lassen.

Darauf rechnete aber der abgefeimte Barbier auch gar nicht, sondern er zog schon nach Ablauf eines Vierteljahres wieder nach Neustadt zurück und nahm die Preise mit.

Waltersburg zählte nach diesem Abzug 2993 Bewohner. Die Auslobungen wurden nicht erneuert.

Das ist nun einer der Fälle, aus denen das feindselige Verhältnis zwischen Waltersburg und dem benachbarten Neustadt schon einigermaßen erhellt.

Die Zeit meiner Abwesenheit hat an dem feindlichen Verhalten der beiden



Städte Waltersburg und Neustadt nichts geändert. Und doch ist Neustadt eine Tochterstadt von Waltersburg, die beiden Orte sind in der Luftlinie kaum drei Kilometer von einander entfernt und nur durch den mäßig hohen Weihnachtsberg getrennt. Nicht nur, daß die beiderseitigen Gemeindekollegien miteinander in Hader liegen und sich die zwei Stadtblättchen ständig befehden, der Haß gegen die Nachbarstadt bringt auch noch heut die Köpfe der Waltersburger Stammtischphilister in Gluthitze und überträgt sich sogar auf die stillen Frauen und Kinder.

Bis in die siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sich Waltersburg eines geradezu paradiesischen Friedens erfreut. Die Hussiten sind an ihm vorbeigezogen, die Horden des dreißigjährigen Krieges haben vergessen, die Stadt auszuplündern, so daß Waltersburg mit seinen damals 2000 Bewohnern nach dem Westfälischen Frieden eine der volkreichsten Städte Deutschlands war, ein Umstand, über den in der Stadtchronik des weiten und breiten geredet wird; von den Fritzeschen Regimentern hat nur eines einmal drei Tage lang in Waltersburg Station gemacht, was den Stoff für ein weiteres Viertel der Chronik bildet, und auch die Siegerscharen Napoleons haben keine besondere „gloire" darin erblickt, die Stadtmauern von Waltersburg zu berennen. So war das weiße Lamm in grünem Felde ein sehr angebrachtes Wappentier für die friedfertige Stadt, und es gehörte schon die ganze boshafte Niedertracht der Neustädter dazu, zu behaupten, weiland der geistvolle Hohenstaufe Friedrich II. hätte den Waltersburgern das Lamm für ihr Stadtwappen nur darum verliehen, weil er ihre ureigentümliche und unausrottbare Schafsköpfigkeit wohl erkannt habe.

Solch grobe Beleidigung strafen die Waltersburger mit eiskalter Verachtung; dagegen erhitzen sie sich noch heute sofort, wenn die Rede auf den Bahnbau kommt. Als nach dem großen siebziger Kriege sich in Deutschland die Eisenbahnen mehrten wie nach einem fruchtbaren Regen im Garten die Würmer, hatte die Regierung dem Rat angeboten, eine neue Hauptstrecke über Waltersburg zu führen, ja, die Stadt zu einem Eisenbahnknotenpunkt zu machen. Dieses Anerbieten hatte die Bürgerschaft in die allerschwerste Sorge gestürzt. Nicht nur, daß die Waltersburger das Angebot glatt ablehnten; sie sandten auch zum Kaiser nach Berlin eine Deputation mit der Bitte, der Landesvater möge das schwere Unheil, das den Frieden und die Ruhe der treuen Stadt Waltersburg bedrohe, allergnädigst abwenden. Die Deputation wurde zwar nicht empfangen, brachte aber in aller Stille ein kräftiges Wort mit heim, das ein Geheimer Rat im Eisenbahnministerium gesprochen hatte und das nicht viel schmeichelhafter klang als die Neustädter Auslegung des Waltersburger Wappentieres.

Die Hauptsache war: die Bahn kam nicht nach Waltersburg. Sie wurde jenseits des Weihnachtsberges, etwa 6 Kilometer von der Stadt entfernt, vorbeigeführt. Daselbst wurde auch ein großer Bahnhof angelegt, da sich in der Tat die Notwendigkeit herausgestellt hatte, an diesem Orte einen Kreuzungspunkt zu errichten und die Station führte, da sie doch nun mal benannt werden mußte, den Namen „Waltersburg-Neustadt“.

Die Waltersburger lachten. Sie hatten jetzt eine Eisenbahnstation, aber diese Station konnte ihnen nichts anhaben. Später hat ein Dichter im „Neustädter Anzeiger“ ein Poem veröffentlicht, in dem es hieß:

„Die Waltersburger, die sind gar pfiffige Leut',
Sie sind nicht nur pfiffig, sie sind grundgescheut,
Sie haben eine Bahn, die wo anders rum geht,
Sie ham einen Geldschrank, der im Nachbarhaus steht;
Sie füttern der Hasen und Rehe wohl viel,
Doch treiben sie alle dem Nachbarn vors Ziel,
Sie sperr'n ihren Fluß, daß kein Fisch hineinschwimmt
Und zuviel von dem sehr guten Wasser wegnimmt,
Und wär' mal ein Mäderle gerne geküßt,
Da wartet's, bis auswärts ein Kirmestanz ist.“

Für dieses Gedicht hat sein Verfasser von den Neustädtern viel Lob und von den Waltersburgern gelegentlich recht ordentliche Prügel geerntet.

Neustadt verdankte seine Gründung einem trutzigen Bürger von Waltersburg, dem Baumeister Wilhelm Bunkert, der als einziger in der ganzen Stadt Waltersburg Tag und Nacht geredet hatte, die so günstige Gelegenheit, einen großen Bahnhof an die Stadt zu bekommen, nicht zu verpassen. Als er mit seinen Ideen nicht durchdrang, im Gegenteil viel Anfeindung erfuhr, die bis zu persönlichen Feindschaften ausartete, und sich insonderheit mit seinem einzigen Bruder August Bunkert, der jetzt Bürgermeister von Waltersburg ist und damals zu der Berliner Deputation gehörte, in bitterem Hader entzweite, zog der Baurat aus aus seiner Verwandtschaft und aus dem Hause seiner Väter und baute jenseits des Berges dicht neben den neuen Bahnhof ein großes Hotel, dem er den Namen „Zur guten Hoffnung“ gab. Die „gute Hoffnung“ erwies sich zunächst als sehr schlecht; denn da das Hotel auf bloßem Felde stand, alle Eisenbahnpassagiere aber fanden, daß sie in der menschenleeren Wald- und Wiesengegend nichts zu suchen hätten und darum immer schleunigst weiterfuhren, stand das Hotel Jahr und Tag leer, die wenigen Bahnbeamten abgerechnet, die am Abend ihr Schöpplein tranken, und an Wilhelm Bunkert kroch langsam die Pleite heran. Die Waltersburger meinten, daß der neuerungssüchtige Trotzkopf dieses Schicksal wohl verdient habe, aber zu ihrer Ehre muß gesagt werden, daß Wilhelm Bunkert vielen leid tat und daß man dem verlorenen Sohn gerne verziehen und ihm auf die eine oder andere Art gern wieder auf die Beine geholfen hätte, wenn es dem Ausreißer nur eingefallen wäre, zurückzukommen, seinen Irrtum einzugestehen und die vorsichtige Art der Waltersburger zu loben, die er ehedem so heftig angegriffen hatte.

Wilhelm Bunkert aber dachte nicht daran, den Reuigen zu spielen, und auf einen Brief seines bürgermeisterlichen Bruders, worin dieser fragte, ob er denn auch den Rest seines schönen väterlichen Erbes noch vollends verschleudern wolle, gab er gar keine Antwort. Da wurde er seinem Schicksal überlassen. Und dieses Schicksal gestaltete sich sehr günstig.

Die große Bahnhofswirtschaft, die August Bunkert überlassen wurde, hielt ihn zunächst über Wasser, und endlich gelang ihm der große Schlag. Er brachte eine Gesellschaft von bedeutenden Geld-

leuten der Großstadt zusammen und kaufte als deren Funktionär oder Generaldirektor, wie er sich lieber nannte, alles Waltersburger Gelände auf, das jenseits des Weihnachtsberges gelegen war. Die Waltersburger schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. Hundert Taler über den ortsüblichen Preis hinaus gab Bunkert für jeden Morgen Feld-, Wald- oder Wiesenland, und die Besitzer beeilten sich, ihre entlegenen Ländereien unter so glänzenden Bedingungen los zu werden. Innerhalb eineinhalb Jahren besaß kein Waltersburger mehr jenseits des Berges auch nur einen Halm.

Die ganz Gewissenhaften aber schüttelten die Köpfe und sagten: dieser Wilhelm Bunkert lockt seinen Auftraggebern das Geld aus der Tasche; er ist ein Hochstapler, und man sollte doch sehr überlegen, ob man den unangebrachten Preis annehmen dürfe, den die neuen Besitzer aus dem Wald- und Wiesenland nie und nimmer herauswirtschaften könnten. Doch auch diese ganz Gewissenhaften beruhigten sich und nahmen das Geld.

O du großmächtige Verwundernis! In dem prachtvollen Hochwald, den August Bunkert erworben, an den grünen Wiesen, am Flußufer, den Weihnachtsberg hinauf, entstand ein schmuckes Landhaus nach dem andern, Einfamilienhäuser, Sommerwohnungen, wahre Schlösser bauten sich auf, ein Bazar für Lebensmittel, ein anderer für „Bekleidungs- und Gebrauchsgegenstände“ wurde errichtet, hunderte und aberhunderte von Arbeitern waren das ganze Jahr beschäftigt. Und alle Häuser baute der Baumeister Wilhelm Bunkert und wurde ein schwerreicher Mann.

Noch staunten die Waltersburger, noch lachten einige spöttisch und verächtlich, aber manch einer schwieg schon nachdenklich und dachte bei sich: Was tut sich? Da erschien in den großen hauptstädtischen Blättern ein Inserat: „Waltersburg-Neustadt, entzückend am Südabhange des 450 Meter hohen Weihnachtsberges gelegen, mitten in prachtvollem Hochwald, in grünes Wiesen- und Flußland gebettet, ein Paradies der Gesundheit und des Naturgenusses, bei vorläufig nur 5 Mark pro Quadratmeter Bauland (Anzahlung von 5000 Mark an) für alle, die sich ein Eigenheim gründen wollen, eine nie wiederkehrende Gelegenheit. Nur $1\frac{1}{4}$ Stunde von der Hauptstadt entfernt. Großer Eisenbahnknotenpunkt. Haltestelle aller Schnellzüge. Täglich zwölfmal Verbindung mit der Hauptstadt. Anfragen an Generaldirektor Baumeister August Bunkert in Neustadt erbeten.“

Die Proklamierung des Deutschen Reiches kann seinerzeit in Berlin keinen so großen Eindruck gemacht haben wie dieses Inserat in Waltersburg. Die Leute lachten, wimmerten, fuchtelten mit den Armen und waren alle voll neidischer Beklommenheit. Am Abend saß ein ganzer Stammtisch im „Goldenen Löwen“ mit der Kreide vor der Schiefertafel und wollte ausrechnen, wieviel ein Morgen Land koste, wenn das Quadratmeter auf 5 Mark komme. Niemand kriegte es heraus, und alle schimpften auf die neumodische Rechnungsart. Selbst den Amtsrichter Knopf verließ seine akademische Bildung, er knurrte, er habe doch nicht Mathematik studiert, und solche Aufgaben könne überhaupt immer nur ein Volksschullehrer herauskriegen. Also schickte man nach dem Lehrer Herder, und der erklärte:

„Ein „Morgen“ alten Maßes ist ungefähr $\frac{1}{4}$ Hektar. Ein Hektar hat 10 000 Quadratmeter; $\frac{1}{4}$ Hektar ist also 2500 Quadratmeter groß. Kostet ein Quadratmeter 5 Mark, so kostet ein Morgen 2500 mal so viel, also 12 500 Mark.“

Als der Lehrer Herder dieses Resultat nannte, schlugen die zehn Männer, die noch mit am Tische saßen, heftig mit den Fäusten auf den Tisch und zwar alle wie auf Kommando mit einem Hieb. Man schrie den Lehrer an, er müsse sich täuschen. Der aber saß da mit der Würde eines Mannes, der von der Unverletzlichkeit der Beweiskraft der Zahl überzeugt ist. Sein ganzes Wesen sagte: meine Rechnung stimmt.

Da wurde zunächst eine große Stille. Dann sagte einer: Wenn das wahr ist, sind die Kerle große Gauner; 1000 Mark haben sie für den Morgen gegeben, 12 000 Mark verlangen sie."

Schweigen. Nach fünf Minuten griff Amtsrichter Knopf die letztgenannten Ziffern auf und sagte:

„Sie arbeiten mit 12 Prozent."

„Zwölf Prozent gibt ja das Gesetz nicht zu," bemerkte der Erbscholtiseibesitzer Hirsemann mit einem Blick auf den Amtsrichter.

Der schüttelte den Kopf, was in diesem Falle „Ja" und „Nein" heißen konnte. Da ergriff der Lehrer Herder wieder das Wort und sagte:

„Entschuldigen die Herren, wenn man mit 1000 Mark kauft und mit 12 000 Mark verkauft, so sind das nicht 12 Prozent, sondern zwölfhundert Prozent Gewinn."

Sie starrten ihn alle an wie leblos. Nur Bäckermeister Schiebulke, der gerade trank, verschluckte sich. Der Amtsrichter geriet ins Grübeln. Seine Seele wanderte zurück bis etwa in die Tertianerzeit, und dann sagte er:

„Ja natürlich, es sind nicht 12, sondern 1200 Prozent."

Da hoben sich neun Fäuste, um auf den Tisch zu donnern, aber diese Überraschung war zu groß und schwer; die Hände sanken still herab. — —

Was die allergrößte Hauptsache war: Neustadt, das den Namen Waltersburg zum großen Ingrimm der Mutterstadt nach und nach ganz abgestreift hatte, war auf dem besten Wege, ein aufblühender Badeort zu werden. Zwei „Quellen" waren entdeckt worden, von denen der eine „Kaisersprudel", der andere „Felsensprudel" hieß und die beide nach dem Gutachten eines sachverständigen Professors aus der Hauptstadt „hervorragend radioaktiv" waren. Die Neustädter feierten Siegesfeste, während die Waltersburger vier Wochen lang brauchten, ehe sie das Wort „radioaktiv" richtig aussprechen konnten und natürlich auch dann noch nicht wußten, was das sei. Humbug sei es, meinte der Amtsgerichtsrat, und wenn man dieser Auslegung auch viel Beifall zollte, so verschafften sich doch einige Waltersburger heimlich je drei Flaschen von den neuen Sprudeln, und abends wurde im Löwen statt der sonst so beliebten Weinprobe eine Wasserprobe abgehalten. Der Pfropfen der ersten Flasche flog mit einem Knall gegen die Decke, so daß alle erschraken.

„Wie — wie bei Champagner," stammelte Herr Hirsemann.

„Blödsinn," knurrte der Amtsgerichtsrat; „das is Kohlensäure; die is dem Wasser eingepumpt; alles künstlich, nichts natürlich; ich kenn' doch die Wasserpfützen drüben — Betrug is es eigentlich, glatter Betrug!"

So wartete man, bis sich die Kohlensäure verflüchtet hatte, dann trank der Bäcker und sagte:

„'s schmeckt 'n bissel salzig."

„Weil Sie heute Abend wieder Salzhering gegessen haben," grollte der Richter.

„Salzig könne man nicht sagen," meinte der Getreidekaufmann Schneider, „sondern so mehr säuerlich!"

„Ja, weil Sie von gestern noch 'ne saure Schnauze haben," zürnte der Amtsrichter.

Unter solchen Umständen hätte der Löwenwirt, der auch mit probierte,

mit seiner Äußerung, das Wasser scheine ihm eher stark nach Schwefel zu schmecken, zurückhalten sollen, denn der äußerst schlecht gelaunte Richter fuhr ihn an:

„Mensch, wenn Sie Tag aus Tag ein nischt anders rauchen als Ihre eigenen Zigarren, muß Ihnen natürlich alles nach Schwefel schmecken."

Darauf einigte man sich endlich: dieses Wasser schmecke wie jedes andere gewöhnliche Brunnenwasser und sei keinen Pfifferling wert.

Ganz kurze Zeit darauf gab es in Waltersburg eine neue Aufregung. Die Neustädter hatten sich für ihr Bad einen Propagandachef engagiert.

„Propagandachef" — dieses Wort war in Waltersburg seit Erschaffung der Welt noch nicht einmal ausgesprochen worden. Die Neustädter aber wußten nicht bloß, daß es so etwas gäbe, sie engagierten es sogar. Und der Propagandachef war ein Jude. Als das bekannt wurde, sagte der Bäcker abends im Löwen:

„Die Kerls in Neustadt verlieren den letzten Rest von Schamgefühl."

Aber da widersprach der Amtsgerichtsrat, hauptsächlich deswegen, weil er immer widersprach:

„Jude hin, Jude her! Es is 'n alter Witz, daß in den ganzen Antisemitismus nich eher 'n richtiger Schwung kommen wird, ehe ihn nicht die Juden selbst machen. Wenn die Neustädter ihre faule Sache deichseln wollen, mußten sie 'n Juden nehmen, 'n Christ is viel zu dämlich dazu."

Der Bäcker stand auf und ging. Wenn freigeistige Reden gehalten wurden, verließ er das Lokal.

Nach etwa sechs Wochen erschien der erste Prospekt von dem Bade Neustadt. Es war ein entzückend ausgestattetes Heftchen von Kunstdruckpapier, mit reizenden bunten und Lichtdruckbildern ausgestattet, und das Werkchen pries Neustadt in so berückender Form, daß eigentlich jeder Mensch zu bemitleiden war, der nicht augenblicklich seine Koffer packte und nach Neustadt abreiste. —

Die feindlichen Städte! Vielleicht, daß mir der lustige Hader die Zeit verkürzt. Von Zeit zu Zeit will ich etwas von ihm im Tagebuch vermerken.

den 3. April.

Joachim hat an die Mutter ein Telegramm gerichtet.

„Ich kann nicht mehr schweigen; ich grüße Dich und Fritz tausendmal. Aber schreibt mir keine Briefe, telegraphiert nur, ob ihr gesund seid. Mutter, ich liebe Dich mehr als je."

Mit diesem Telegramm saß die Mutter am Tisch, als ich heute Abend nach Hause kam. Sie sprach nicht, sondern übergab mir nur wortlos die Depesche; aber sie sah mich stolz und verklärt an: „Sieh, solch einen guten Sohn habe ich!"

„Ich freue mich über Joachim," sagte ich und ließ sie allein. Von meinem Zimmer sah ich nach dem Johannisbrunnen hinunter, dessen Wasser einförmig rann.

Die Seele des fernen Bruders war immer noch schwer krank. Er vertrug keine Nachricht aus der Heimat. Heimat war ihm in Hölle gewandeltes Paradies. Es gab einmal ein Weib, das er mehr liebte als alle anderen zusammen, die Mutter mit einbegriffen; es war einmal ein Freund, der ihm näher stand als der Bruder, und es war eine schöne Stadt, die ihm lieber war als der eigene Geburtsort; das war Heidelberg.

In Heidelberg hat ihn die Frau mit dem Freunde betrogen.

Darüber kommt nun der Mann, der zwischen Rio und Montevideo hin- und herfährt, nicht mehr hinweg.

* * *

6. April.

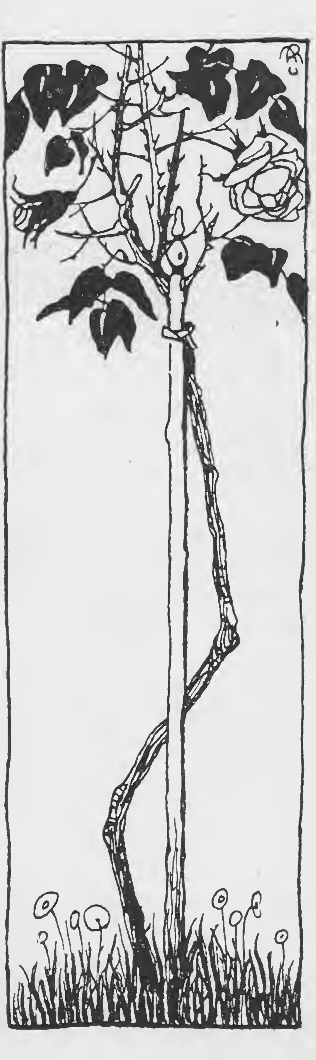
Über diesen 6. April muß ich drei Sternlein machen. Es war ein sehr merkwürdiger Tag. Ich war drüben in Neustadt und besah mir den neuen Badeort; denn ich war mir immer noch nicht ganz im Klaren, ob ich Badearzt in Neustadt werden oder lieber die Praxis des alten Sanitätsrats in Waltersburg übernehmen solle. Der Alte will sich zur Ruhe setzen; um die Wahrheit zu sagen: er sitzt eigentlich schon sein ganzes Leben lang zur Ruhe. Den Waltersburgern fällt es niemals ein, krank zu werden. Der alte Pfarrer hier, der etwas derber Art ist, sagt: „Wenn einer nicht gerade unverschuldet verunglückt, ist es eine Schweinerei, krank zu werden. Denn wenn einer vernünftig lebt, wird er eben nicht krank, ebenso wie keiner ins Zuchthaus kommt, der nicht was ausfrißt.“ So erschien dem Pfarrer der Sanitätsrat immer höchst überflüssig, wie andererseits dem Sanitätsrat, der ein Freigeist ist, der Pfarrer überflüssig erscheint. Persönlich aber vertragen sie sich recht gut, spielen auch regelmäßig wöchentlich einmal Karten mit einander, was ihrer lebenslangen gegenseitigen Abneigung keinen Eintrag tut. Der dritte im Bunde ist der Amtsrichter, den Pfarrer und Sanitätsrat beide für überflüssig halten, denn außer dem Schneider Hempel wird in Waltersburg niemals jemand eingesperrt, und bei Hempel kommen in mageren Jahren auch höchstens drei Wochen heraus. Der Amtsrichter und der Schneider Hempel stehen auf dem „Grüßfuß“, und der Sanitätsrat behauptet, daß der Richter seinem einzigen „Kunden“ immer zu Neujahr gratuliere.

Es ist also für einen, der keine Sinekure sucht, nicht verlockend, Arzt oder Richter in Waltersburg zu werden. Im Herzen wäre es mir aber immer noch lieber, mich in Waltersburg niederzulassen, als nach Neustadt zu gehen, dessen Wunderquellen ich nicht traue, und mich also dort gewissermaßen mitschuldig zu machen, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Heute war ich drüben in Neustadt. Während der fünf Jahre meiner Abwesenheit ist der Ort um das Doppelte gewachsen. Er ist mit amerikanischer Rapidität emporgeschossen. Ich sah die Marmortempel über den „Sprudeln,“ die „Promenade“ mit ihren unendlich gepflegten, unendlich bunten und unendlich langweiligen Blumenanlagen, die Kapelle, die das „Polnische Lied“, den „Einzug der Gäste in die Wartburg“, das „Frühlingslied“ von Mendelssohn, den neusten Wiener Walzer und ein unendlich albernes Potpourri spielte, das von allen Darbietungen dem Publikum am besten zu gefallen schien, sah auch, wie der erste Geiger und der Flötist an der Rampe des „Musikpavillons“ wie überall mit den vorbeiflanierenden Mägdelein liebäugelten; ich sah auf den Estraden leerer Restaurants Kellner lauern, die wie Bräutigame gekleidet waren oder wie Leichenbitter, fünfunddreißig Gerichte auf ihrer Speisekarte, von denen sicherlich nicht eines halb so gut schmeckte wie das, was Mutters alte Köchin bereitet; ich sah eine „Wandelhalle“ mit Schauläden, in denen die schönen und ach so „preiswerten“ Broschen prangen, die man den Dienstmädchen als „Mitbringe“ schenkt und deren Goldglanz mindestens anhält, bis das Mädchen am nächsten Quartal abzieht, sah schreiend bunte Gläser mit der Aufschrift „Zum Andenken“ oder „Souvenir de Neustadt“, Holzarbeiten vom geschnitzten Hirsch bis zu dem Kinderspielzeug, wo zwei Bären auf einen Ambos pinken oder ein Affe am Reck turnt, und noch viele Kunstgegenstände, bis ich zum Theater gelangte, wo ein Zettel verkündete, daß ein vielversprechender Dichter (alle vielversprechenden Dichter

debütieren in Badetheatern) sein Erstlingswerk: „Geheimnisse von Neustadt“ zur Aufführung bringe und Herr Georgio Calzolaio (zu deutsch Georg Schuster), der vielbeliebte erste Liebhaber der Bühne, die Hauptrolle kreieren werde, auch an diesem Abend sein Benefiz habe.

Darauf ging ich in ein Café und trank zwei Kognaks. Ein Zeitungsjunge erschien und schrie mir das neuste Berliner Mittagblatt ins Ohr; ein Herr am Nebentisch, der schon immerfort nervös hin- und herzappelte, knurrte den Kellner an, wie lange er zum Donnerwetter noch auf die telefonische Verbindung mit Breslau warten solle; ein Herr an einem anderen Tisch erzählte mit unerträglicher Weitschweifigkeit seinem Nachbar alle Erscheinungen seiner Krankheit, wofür sich dieser so interessierte, daß er während der Zeit das ganze Mittagblatt durchschmökerte; drüben an der Wand stritten zwei rote Köpfe laut über Nietzsche; eine vorübergehende Mutter machte ihrer bleichsüchtigen Tochter Vorwürfe, daß sie ihren Brunnen statt um fünf erst um 5½ getrunken habe, was natürlich furchtbar schaden könne; Gents und noch viel mehr Pseudogents tänzelten vorüber, und in der Kapelle drüben blies der Waldhornist zum Herz- und Steinerweichen: „Das Meer erglänzte weit hinaus im lichten Abendscheine“.



„Auch Sie, Fräulein Trude,“ hörte ich einen vorbeiwandelnden Primaner zu seiner sechzehnjährigen Begleiterin sagen, „haben mein Herz vergiftet, zwar nicht durch Ihre Tränen, wohl aber durch Ihr Lachen.“

„Aber Herr Lempert,“ sagte sie, und sie waren vorbei. —

Ich bekam Heimweh nach Waltersburg und ging. Draußen auf den Promenadengängen das gewohnte Publikum; die galizische Jüdin mit etwas schmierigen Spitzen am Halsausschnitt und den großen Brillanten in den Ohren; der Herr in dem hoch eleganten weißen Flanellanzug, der 23 Mark gekostet hat; der „Künstler“, dessen Kraft wie bei Samson in der Fülle der Locken sitzt und der sich vor dem Spiegel die wirkungsvollen Gerhard Hauptmannschen Mundwinkel eingeübt hat; das knurrende Eheoberhaupt, das wo anders hinstrebt, weil man auf dem Kurplatz nicht rauchen darf (warum, weiß weder er noch sonst jemand, denn der Platz ist weit und der Himmel ist hoch); die flirtende Strohwitwe; der melancholisch und langsam schreitende Einsame, der keinen Anschluß findet; das laute Mädchen, das immer zehn Verehrer um sich hat und nie einen Mann kriegt; die Geschäftsfreunde, die auch hier über ihre Alltagssorgen nicht hinauskommen; fachsimpelnde Oberlehrer und lebenslustige Backfische, dazwischen die „Patienten“,



die gewissenhaft aus geschliffenen Gläsern das Neustädter Wunderwasser schlürfen, als könnte es in vier Wochen gut machen, was in vielen, vielen Jahren krank ward.

Ich war mir mit einem Mal ganz im Klaren: ich wollte nicht Badearzt in Neustadt werden.

So wollte ich nach Hause und wählte als Heimweg den Pfad über den Weihnachtsberg, der als Grenzscheide zwischen Waltersburg und Neustadt liegt.

Davon will ich morgen weiter schreiben.

6. April.

Auf dem Weihnachtsberge stand früher ein altehrwürdiges Gasthaus. Es sah aus wie eine Burg, hatte auch einen grauen verwitterten Turm, eine Zugbrücke, Butzenscheiben und was so dazu gehört. Das echteste von dem ganzen romantischen Nest war der Wirt, der Eberhard hieß, weil er einen langen Bart hatte, oder der sich einen langen Bart hatte wachsen lassen, weil er Eberhard hieß — man weiß es nicht genau. Die Waltersburger besuchten ihn an allen regenfreien Sonntagnachmittagen, und er lebte auf seiner luftigen Höhe so gute Tage, daß ihm der Humor niemals ausging. Dieser Eberhard war für die Waltersburger Kinder der Knecht Ruprecht. Jeden Weihnachtsabend lugten sie ängstlich sehnsüchtig und neugierig nach dem Gipfel des Weihnachtsberges hinauf, und wenn endlich die blaue Winternacht ihren Duftschleier um den Gipfel hüllte, flammte da oben ein mächtiges Bergfeuer zum Himmel, und eine Trompete blies langsam und feierlich herab ins Tal: „Vom Himmel hoch da komm' ich her."

„Er kommt, er kommt!" stießen da die Kinder heraus, und die kleinsten zitterten in seliger Angst. Vom Berge herab aber kam mit silbernem Geläut der Knecht Ruprecht gefahren. Er thronte auf einem mit Tannenreis prachtvoll verzierten Schlitten, und andere Schlitten folgten ihm, die wurden von seinen Knechten gelenkt und waren mit hunderten von Paketen und Paketchen beladen. Vom Stadttor an bildeten alle Kinder Spalier, die reichen wie die armen, die großen wie die kleinen. Die Eltern, Tanten und Großmütter standen hinter ihnen, und wenn der Knecht Ruprecht ankam, winkten die Kinder mit den Händen, die Väter nahmen die Mützen ab, und die Tanten und Großmütter machten tiefe, ehrfürchtige Knickse. Der Knecht Ruprecht aber saß da auf seinem tannenbekränzten Thron wie ein König und nickte nach rechts und nickte nach links und winkte mit der rechten Hand und winkte mit der linken Hand. Ganz wie ein König.

Auf dem Marktplatz vor dem Johannisbrunnen war für den Knecht Ruprecht ein Thron erbaut. Rechts und links davor standen riesige Christ-


Alexander Koester


Enten im Schilf





bäume, auf denen an windstillen Tagen auch Lichter brannten. Vom Rathaus her nahte nun ein würdiger, schöner Zug. Sechs Fackelträger schritten voraus, die Stadtkapelle folgte, dann kamen weißgekleidete Jungfrauen, die trotz des Winterabends in ihren dünnen Kleidern niemals froren; dann kam der „Stadtvater", immer ein ehrsamer Bürger, der an den Knecht Ruprecht namens der versammelten Gemeinde eine Begrüßungsrede hielt, wegen der im alten Jahre begangenen Sünden und Fehler um Nachsicht bat und ein ganz und gar artiges Betragen für das kommende Jahr in Aussicht stellte.

Die Jungfrauen und die Fackelträger nahmen eine schön gegliederte Aufstellung um den Knecht Ruprecht, und Ruprecht hielt nun eine Ansprache an das versammelte Volk. Diese Ansprache war in Reimen gedichtet und behandelte das Schicksal der Stadt im letzten Jahr. Keiner war vergessen, der dieses Jahr zum ersten Mal bei der Feier fehlte, weil er unterdes in den ewigen Lichtersaal abberufen worden war, kein Paar, das im letzten Jahr sich einen neuen Herd in Waltersburg gegründet, alle wichtigen Geschehnisse wurden erwähnt und auch der großen Ereignisse im deutschen Vaterland nicht vergessen.

Dann erfolgte mit Hilfe der Knechte und unter Beteiligung der Ehrenjungfrauen die Verteilung der Gaben an die Kinder. Da wurde keines ausgelassen, und bei dieser Bescherung erhielt nie ein armes Kind weniger als ein Kind wohlhabender Eltern. Der Knecht Ruprecht wußte den Fond, den christliche Liebe ihm gespendet, wohl zu verwalten.

Nach der Einbescherung aber folgte das Strafgericht. Ein Knecht des Ruprecht, der bis dahin in Kutte und Kapuze vermummt dagestanden hatte, warf den Mantel ab und war in der schaurig blutroten Pracht eines Henkers zu sehen. Er nahm eine lebensgroße Puppe, die wie ein Struwelpeter aussah, schrie ihr alle Unarten, die nach der chronique scandaleuse im letzten Jahre von Waltersburger Kindern verübt worden waren, ins Gesicht und prügelte am Schluß die Puppe solange durch, bis ihr unter dem Beifall der Menge die Hosen platzten und unter Fackelbeleuchtung und großem Halloh das gelbe Stroh aus den Hosen quoll.



Während der Strafprozedur aber dachte manch kleines Sünderlein: „Der kriegt nun die Prügel für die eingeworfene Fensterscheibe, die ich auf dem Gewissen hab' und die der Henker mit aufgezählt hat."

Der Henker war eine der beliebtesten Figuren beim Waltersburger Weihnachtsabend. Knecht Ruprecht aber ließ die Heiterkeit bloß bis zu einem gewissen Grade gedeihen; dann winkte er

und es entstand tiefe Stille. Ruprecht faltete die Hände, alle Mützen und Hüte wurden abgenommen, die Stadtkapelle fing leise an zu spielen, und alle, die Großen und die Kleinen, sangen das liebe deutsche Weihnachtslied, das in seiner frommen Herzenseinfalt das Wunder aller Weihnachtslieder geworden ist: „Stille Nacht, heilige Nacht."

Nach dem Liede bestieg Knecht Ruprecht seinen Schlitten. Die Fackelträger, die Ehrenjungfrauen und alles Volk begleitete ihn bis ans Tor. Mit lustigem Klingeling fuhren die Schlitten den Weihnachtsberg hinauf, und die Leute kehrten heim, alle im Herzen froh und reich.

Das war der Weihnachtsberg bis vor acht Jahren. Da kamen die Neustädter und pachteten Herrn Eberhard, der damals gerade ein wenig in Sorgen war, sein Gasthaus für eine hohe Summe ab. Und die Neustädter machten aus der alten edlen Burgherberge ein „Etablissement mit Burgruine, Aussichtsturm und im übrigen allem Komfort". Es wurden hölzerne Veranden mit großen Fenstern an das alte Mauerwerk geklebt, der ganze schablonenhafte öde Hotelbetrieb eingerichtet, und die Badezeitung faselte vom Fortschritt der modernen Zeit.

Daß schweres reines Altgold in dünnes Flitterblech gewalzt wurde, empfanden am meisten die Waltersburger Kinder, die am Weihnachtsabend vergebens ausspähten nach dem leuchtenden Höhenfeuer und der süßen verheißungsvollen Melodie: „Vom Himmel hoch, da komm ich her."

Ich habe es Herrn Eberhard nie verzeihen können; er erscheint mir wie ein Priester, der sich verkauft hat. — —

Im Gedanken an alte, schöne Zeit stieg ich den Weihnachtsberg hinauf. So sentimental war ich aber nicht, nun dem neuen „Etablissement" auszuweichen; dazu war ich denn doch zu weit in der Welt herum und hatte zu viel Schifflein scheitern sehen, um so eine Unglücksstelle feig zu umsegeln. Ich kehrte in dem „Etablissement" ein. In der großen Glasveranda waren drei Kellner und ein Gast anwesend.

Dieser einzige Gast saß am Fenster und guckte nicht auf, als ich zur Tür hereintrat. Daraus erkannte ich, daß er kein Deutscher war. Im übrigen genügte mir ein Blick zu meiner Orientierung. Ich erkenne den Nordamerikaner so leicht unter allen Nationen heraus, wie den Star unter den bunten Finken.

Soll ich hier das Bild wiederholen, das deutsche Karikaturisten malen, wenn es gilt, einen „Uncle Sam" zu zeichnen? Das kurzgeschorene Haar, den glattrasierten, rasiermesserdünnen Mund, die schlottrichte Figur mit den unglaublich langen Beinen und fuchtelnden mageren Armen, die Stummelpfeife, den karierten Anzug und diesen anderen Kram? Ach nein!

Ich ging zweimal durch die Stube, stellte fest, daß 18 Tische unbesetzt und einer besetzt war, und setzte mich dann an den besetzten, dem Gaste gegenüber, ohne ihn zu grüßen. Der andere blickte auch jetzt nicht auf. Er sah gelangweilt ins Tal. Ich beachtete ihn auch nicht und sah auch gelangweilt ins Tal. Der Kellner kam, und ich machte meine Bestellung. Darauf war es ganz still.

Endlich blickte der Mann mir gegenüber auf und sagte, indem er nach Neustadt, dem greulichen „modernen" Bad, das während meiner Auslandszeit in meiner Heimat aufgeschossen war, wies:

„Das ist ein sehr albernes Nest da unten!"

Er sprach englisch; aber ich entgegnete deutsch:

„So kann man schon sagen. Es gefällt mir auch nicht."

„Aber bei uns in Amerika werden Sie auch dumme Badeorte gefunden haben."

„Woraus schließen Sie, daß ich in Amerika war?"

„Ich denke es mir."

„So, so!"

Darauf schwiegen wir. Erst nach einem Weilchen nahm „Uncle Sam" das Gespräch wieder auf:

„Sie halten nichts von unseren modernen Kurorten?"

„‚Nichts' kann ich nicht sagen. Es gibt zehn gute Kurorte und neunzig unnütze. Das sage ich."

„Und wie denken Sie sich einen ganz guten Kurort?"

Ich zuckte die Achseln.

„Ich habe mir manchmal ein Bild ausgemalt, wenn ich als Schiffsarzt die nötige Muße zu solchen Träumen hatte."

„Sie sind Schiffsarzt?"

„Ich war es."

Ich fand es nun angemessen, mich vorzustellen. Darauf wippte auch er ein wenig vom Stuhle auf und sagte:

„Mister Stefenson. Öl und Naphtha. New-York—Milwaukee, St. Louis und Trinidad. Nun, wie ist das mit Ihrem Kurort?"

„Es ist gar nichts. Es ist ein Traum, eine verrückte Idee!"

„Verrückte Idee ist schön. Deutschland ist ein gutes Land, aber es leidet einen sehr großen Mangel an verrückten Ideen. Es ist zu brav, es macht zu viel nach. Den deutschen Unternehmungen fehlt die überraschende Pointe. Der Amerikanismus ist besser."

„Das sagen Sie so!"

„Es ist so."

Ich war verstimmt und schwieg.

„Nun?" fragte er ungeduldig.

Da mußte ich lachen, denn ich kenne doch diesen Typ, der geradeaus bis zur Unverschämtheit ist.

„Mister Stefenson, wenn ich Ihnen meine Idee entwickeln wollte, würden wir viel Zeit brauchen und am Schluß würden Sie mich doch nicht verstehen. So was liegt Ihnen nicht."

„Wir haben Zeit, ich werde Sie verstehen, und es liegt mir," gab er zur Antwort.

Da kam ich in Laune und sagte:

„Ich will es Ihnen in ganz kurzen Linien umreißen. Ich will mal annehmen, meine Heilanstalt bestände schon und Mister Stefenson käme zu mir als Kurgast."

„Das ist gut! Das ist instruktiv. Sie sind ein klarer Kopf!" rief er. „Wie heißt Ihr Sanatorium?"

„Ferien vom Ich."

„Wie?"

„Ferien vom Ich."

„Das ist kein guter Name. Dabei kann man sich nichts denken. Das zieht nicht."

„Mister Stefenson, wenn Sie mir schon von vornherein widersprechen, werde ich Ihnen beim Himmel kein Wort über meine Heilanstalt sagen. Daß Sie den Namen nicht ohne weiteres begreifen, ist doch eben das Neue und Gute!"

„Well; ich sage nichts mehr. Ich höre."

„Also: Irgendwo auf der Welt, sagen wir auf dem Ostabhang dieses Weihnachtsberges bei Waltersburg, liegt die Heilanstalt „Ferien vom Ich". Auch Mister Stefenson, der schon in vielen Kuranstalten und nie ganz zufrieden gewesen war, hat von der Anstalt gehört und hauptsächlich darum, weil es etwas Neues war, beschlossen, sie aufzusuchen. Er reist nach Waltersburg. Mister Stefenson kommt mit sieben Koffern und zwei Dienern an."

Mein Gegenüber nickt.

„Stimmt. Sie sind ein Gedankenleser."

„Sie sprechen jetzt nicht, Mister Stefenson, Sie hören jetzt bloß, das ist Abmachung. Der Ankömmling findet in der Nähe von Waltersburg ein Ge-

lände von Wald, Hügel, Gärten, ganz von einer hohen Mauer umschlossen, über die kein Mensch hinwegsehen kann. Er merkt gleich: ah, an dieser Mauer ist die Welt alle, hier ist eine Welt für sich. Die Mauer, die riesig lang ist, hat nur ein einziges Tor. „Ferien vom Ich“ steht darüber. Mister Stefenson, der mit drei Wagen ankommt, zieht die Schelle an der Pforte. Eine tiefe Glocke schlägt einmal an. Da kommt von drinnen her ein Diener, der öffnet das Tor. Er ist nicht in der weltüblichen Tracht, er trägt Pluderhosen, Sandalen an den Füßen, eine weite, am Hals ausgeschnittene Bluse und ist barhäuptig. Vor Mister Stefenson macht er keine Verneigung, sondern sagt: „Lieber Freund, Sie sind wohl wenig unterrichtet, sonst kämen Sie nicht mit solch unnötigem Kram hier an. Seien Sie so gut, lassen Sie Ihre Diener und Ihr Gepäck unten in Waltersburg oder sonstwo auf der Welt Unterkunft suchen und kommen Sie ganz allein, wie Sie hier stehen, mit mir.“

Mister Stefenson ärgert sich nicht wenig über diese Ansprache des dienstbaren Geistes, aber er will hinter den „Trick“ kommen, deshalb winkt er seinem Gefolge ab und geht in das große Ferienheim des Lebens. Die Pforte fällt hinter ihm zu. Sein Begleiter führt ihn eine Lindenallee bergan. Rechts und links sind Wiesen und einige bebaute Ackerstücke. Am Ende der Allee steht ein kleines, von Efeu umsponnenes Haus, so klein wie eine Einsiedlerhütte. Das Häuschen hat nur ein einziges Zimmer, aber das ist bequem hergerichtet, hat ein sehr gutes Bett, einen Schreibtisch, schlichte, aber geschmackvolle Möbel und gute Bilder an den Wänden. In dieses Zimmer führt der Torwart, denn er ist der Torwart und kein Diener, wie es überhaupt im Ferienheim keine Diener gibt, den Mister Stefenson und sagt: „Hier bleiben Sie, lieber Freund, drei Tage und drei Nächte. Lesen Sie die wenigen Blätter, die auf dem Schreibtisch liegen, gut und öfters durch und schreiben Sie Ihre eigene Lebens- und Leidensgeschichte auf, schreiben Sie auf, was Ihnen an sich selbst nicht gefällt und warum Sie hierher gekommen sind. Nach drei Tagen wird der Arzt zu Ihnen kommen, wird lesen, was Sie geschrieben haben und wird den ganzen guten Mannes- und Freundeswillen haben, Ihnen zu dienen und zu helfen. Das Essen wird Ihnen inzwischen durch mich gebracht werden. Finden Sie sich mit den Blättern, die auf dem Schreibtisch liegen, nicht ab, können Sie nicht den Willen aufbringen, Ferien vom Leben zu machen, so hängt hier am Nagel an der Tür ein Schlüssel, der die Pforte unten an der Allee aufsperrt. Lassen Sie den Schlüssel von innen stecken und schlagen Sie die Pforte von außen zu. Zu bezahlen haben Sie für das, was Sie inzwischen genossen, nichts; wir freuen uns, daß Sie einmal dagewesen sind“.

So sagt der Torwart und dann läßt er den verwunderten Herrn Stefenson allein.

Der setzt sich, noch im Reisemantel, an den Tisch und beginnt zu lesen. Ich kann hier nicht den ganzen Inhalt dieser Blätter aufsagen, sondern nur einige wenige Sätze hervorheben. „Betrachte dein Leben mit allem, was es gebracht hat: Arbeiten, Erholungen, Genüssen, Sünden als eine Anstrengung, die dich müde gemacht hat und deine Kräfte zermürben wird. Mache dich los von diesen Anstrengungen, spanne aus, mache Ferien! Löse dich zunächst los von dem Götzen, dem du alle Tage opferst, von deinem von dir so zärtlich geliebten Ich. Entkleide diesen Götzen allen Tandes, den du ihm mit großen Entbehrungen verschafft hast, seines wohlklingenden Namens, seiner Genußsucht, seiner Herrschaft über Geld und andere Machtmittel.“

Hier unterbrach mich mein Zuhörer.

„Bitte, sagen Sie das nicht mit so phrasenhaften, abstrakten Worten; sagen Sie es einfacher und instruktiver!“

„Schön, Herr Stefenson! Nehmen wir also an, daß jener Herr Stefenson die drei Tage und drei Nächte in dem Einsiedlerhäuslein ausgehalten hat, ohne fortzulaufen. Nach drei Tagen kommt der Arzt. Herr Stefenson wird ihm entgegenrennen und ohne jede Einleitung sagen: »Ich habe Ihre Blätter gelesen und muß Ihnen sagen, Herr Doktor, daß mir die Sache zum Teil sehr abenteuerlich, zum Teil sehr langweilig vorkommt. Warum soll ich zum Beispiel hier in dem Ferienheim nicht mehr Stefenson heißen, sondern einen anderen Namen haben?«“

„Setzen Sie sich,“ antwortet der Arzt und drückt Herrn Stefenson auf die Bank neben der Haustür.

„Holen Sie Ihre Lebensbeschreibung.“

Herr Stefenson gehorcht, und der Doktor beginnt zu lesen, was Herr Stefenson in den drei Tagen einsamer Einkehr in sich selbst über sein Leben niedergeschrieben hat.

„Ich werde diese Blätter mitnehmen,“ sagt der Doktor, „und sie zu Haus noch einmal lesen, dann bekommen Sie Ihr Manuskript zurück und können es selbst vernichten.“

„Das ist so ähnlich wie bei Lahmann,“ sagt Stefenson.

„Ja,“ nickt der Doktor, „ich habe vieles von Lahmann, der wieder vieles von Prießnitz und anderen hat. Wenn einer hochkommen will, muß er immer auf die Schultern anderer steigen.“

Der Arzt unterhält sich nun lange mit Mister Stefenson und erklärt ihm auch, warum er im Ferienheim des Lebens seinen Namen ablegen soll.

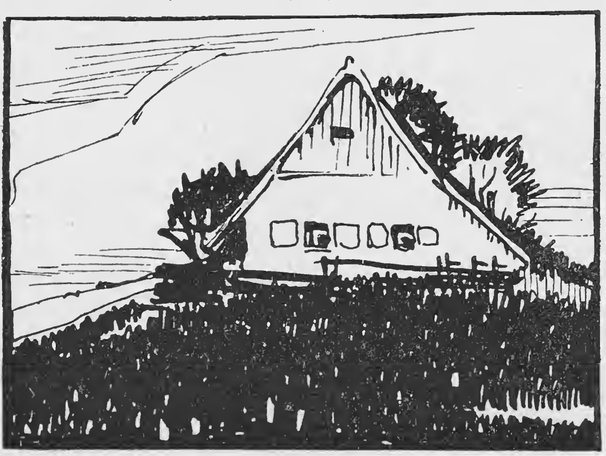
„Sie sind hier nicht Mister Stefenson, Sie sind irgend ein Mensch, der — sagen wir — John heißt; dieser John hat mit Herrn Stefenson gar nichts zu tun. Herr Stefenson ist irgendwo in New-York, Milwaukee oder auf Trinidad, zermartert sich dort sein Hirn um neue Gewinste, wird gelobhudelt, befeindet, belogen, betrogen — arbeitet und amüsiert sich halb zu Tod, hat mancherlei Schwächen, die sein Leben und vor allen Dingen seine Freude am Leben verkürzen, kurz, ist trotz seiner Millionen ein armer gehetzter Mensch, während dieser John hier keinen liebedienernden Troß, keinen vorteilssüchtigen Freund, aber auch keinen Feind hat, froh und sicher unter seinesgleichen lebt und, wenn er mit einem Genossen im Garten arbeitet, nicht weiß, ob dieser Mann draußen in der Welt ein Fürst oder Minister oder ein kleiner Beamter ist. Sehen Sie, John, das ist ein ganz köstlicher Humor, den wir hier betreiben. Wenn die Leute ihren Namen abgelegt haben und auch alle die gleiche Tracht haben, kennt man den Großen vom Kleinen nicht mehr heraus. Der Geist verrät sie nicht. Daß der Patient während der Dauer der Kur seinen Namen ablegt, ist für den Erfolg für uns eine große Hauptsache. Der Name ist meist die stärkste Kette, die mit der Last und Lust des Alltags verbindet, sie muß in Ferientagen gelöst werden. Und wäre der Name auch ein Schmuck, wie ja der Name eines guten Kaufmanns gewiß ein kostbarer, schwer erworbener Schmuck ist — wer richtig ruhen will, legt allen Schmuck ab. Weniger wichtig ist das Ablegen der gewohnten Tracht, aber doch wichtig genug, bei uns zur Bedingung gemacht zu werden. Und für uns hat es noch das eine Gute: Es hält uns alle albernen Pfauen des Lebens vom Halse, vor allen Dingen eitles Weibervolk; wer zu uns kommt und bei uns bleibt, der meint es ernst mit sich selbst. Im übrigen hoffe ich, daß Ihnen unsere bequeme gesunde Tracht gefallen wird; auch unsere Damen sind sehr zufrieden mit ihr.

Wovon Sie weiterhin erlöst werden müssen, ist das Geld. Sie haben während Ihres ganzen hiesigen Aufenthalts mit Geld nichts zu tun. Was Sie bei sich tragen, geben Sie an der Kasse ab, es wird Ihnen verwahrt und verzinst bis zu Ihrem Austritt, abzüglich des Betrages für Ihren Kuraufenthalt. John, der Feriengast, besitzt nicht einen Pfennig. Er braucht auch keinen Pfennig, und er ist schon nach kurzer Zeit glücklich, nicht den ganzen Tag über sich Hände entgegenstrecken zu sehen, auf die er Geld legen soll, wie es Herrn Stefenson geschieht, bei dem die Bewegung nach dem Portemonnaie schon automatisch geworden ist. John hat nur eine Tasche fürs Taschentuch — Geld hat er nicht, Schlüssel, Messer, Taschentoilette, Füllfederhalter, Notizbuch, Brieftasche, Taschenapotheke und aller andere Ballast wird über Bord geworfen.

Auch die Uhr!

Es geht John gar nichts an, wie spät es ist, es ist gänzlich ohne Interesse für ihn, ob es 3 Uhr 17 oder 4 Uhr 26 ist, er braucht nicht zu hetzen, sich nicht zu ängstigen, er hat Zeit, er kommt immer zurecht. Nur die Mahlzeiten darf er nicht versäumen; aber zu ihnen ruft eine Glocke. O, Mister Stefenson, Sie werden sehen, wie wohltuend das ist, wenn man nicht am Tage sechzigmal nach der Uhr sehen muß! Die Uhr, die über dem Herzen schlägt, schlägt schneller als das Herz, als wollte sie wie ein Schrittmacher zu immer größerer Eile anspornen — und der Weg führt doch ans Ende des Lebens. Warum sollen wir es so eilig haben, dorthin zu gelangen? Der Schrittmacher wird bei uns außer Tätigkeit gesetzt.

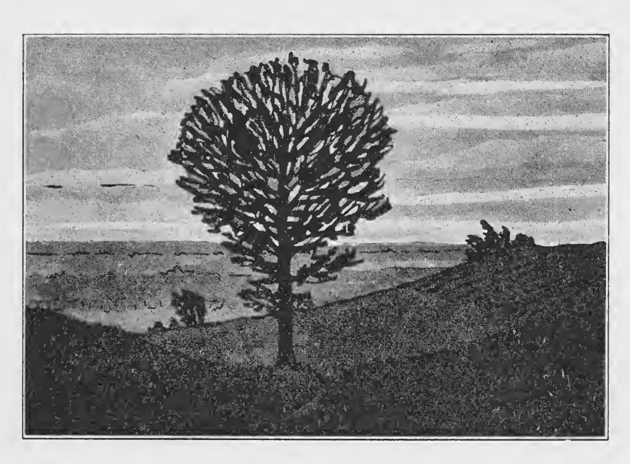
Da nun John mit Mister Stefenson rein gar nichts zu tun hat, geht es ihn auch rein gar nichts an, was diesen amerikanischen Großkaufmann von Weltereignissen aufregt und interessiert. Es geht John nichts an, ob Stefensons Kurse fallen, wie der Geldmarkt in London war, wie es in Mexiko aussieht oder ob am Balkan eine neue Schweinerei begangen worden ist oder nicht — kurz, John liest keine Zeitungen. Auf dem Fragebogen, den Sie, Herr Stefenson, auszufüllen hatten, steht: „Wie lange lesen Sie durchschnittlich täglich über der Zeitung, wie lange also im Jahre?“ Sie haben den täglichen Zeitverbrauch auf $^3/_4$ Stunden, den jährlichen also auf 274 Stunden berechnet. Wenn man den Tag mit 9 Arbeitsstunden annimmt, verwenden Sie aufs Zeitungslesen 30 Tage, also einen ganzen Arbeitsmonat des Jahres. Und dann kam auf dem Fragebogen die Aufforderung: „Schreiben Sie kurz nieder, was Sie von Ihrer Zeitungslektüre aus dem vorigen und aus dem vorvorigen Jahre noch wissen!“ Was Sie vom vorigen Jahre noch wissen, steht auf fünf kleinen Blättern, und Sie geben ehrlich an, daß es Ihnen schwere Mühe verursacht hat, diese fünf Blätter zu füllen. Vom vorvorigen Jahre wußten Sie fast nichts mehr, nur



ein paar ganz große Ereignisse standen noch im Gedächtnis. Nun ist ja sicher, daß durch das Zeitungslesen viel latenter, nur im Augenblick nicht bereiter Besitz erworben wird. Aber Sie selbst müssen sich fragen, ob dieser Besitz die Aufwendung eines ganzen Arbeitsmonats des Jahres wert ist. Das Zeitökonomische geht uns übrigens hier nur in zweiter Linie an. Die Hauptsache ist uns: John darf sich nicht das Frühstück verderben lassen, weil Herr Stefenson in ebendemselben Augenblick aus der Zeitung einen giftigen Ärger über einen Deputierten saugen würde, der nach seiner Meinung eine idiotische Rede gehalten hat; John betrinkt sich nicht am Abend aus Freude darüber, daß einer Konkurrenz von Mister Stefenson die Butter vom Brote gefallen ist; John disputiert nicht eine Stunde lang darüber, ob die letzte Rede des Ministers besser unterblieben wäre oder nicht; kurz: John verzichtet auf die Peitschenhiebe des Zeitungsstils. Er sagt sich so: Für Herrn Stefenson aus Amerika mögen die nervenanstrengenden Dinge, die täglich in der Zeitung stehen, wichtig, ja unerläßlich sein; denn Herr Stefenson steht in der harten Schule des Lebens und kann sich um sein Pensum nicht drücken, aber ich — o ich, John, ich habe Ferien, und die ganze Schule des Lebens soll mir den Buckel lang rutschen.

Es kommt noch eines hinzu — John erzieht sich. Herr Stefenson meint, ohne ihn ginge es nicht. Auch wenn er reist, auch wenn er in einem Bad ist, behält er die Hauptfäden seiner geschäftlichen Angelegenheiten immer in der Hand. Er läßt sich ellenlange Berichte schicken, er liest die Zeitungen, er kabelt, er regt sich auf, freut sich, wettert und ist eigentlich auch auf Reisen immerfort zu Hause, immer im Joch. John pfeift sich eines. John sagt: Wenn Herr Stefenson tot wäre, ginge es auch; folglich geht es auch, wenn Herr Stefenson verreist ist. Vielleicht geht es sogar besser, als wenn er zu Haus ist. Nur nicht zu eitel sein! Frisches Blut tut manchmal gut, und vielleicht kann John Herrn Stefenson zu guterletzt an der Hand nehmen und sagen: Sei froh, daß du mal ausgeschieden warst, du hast inzwischen glänzende Geschäfte gemacht, so wie ein Spieler meist gewinnt, wenn er einem Vertreter auf einige Minuten seine Karten überläßt.

Im Ferienheim gibt es täglich einen Anschlag, auf dem in wenig Zeilen die Hauptereignisse des Tages mitgeteilt werden. Wer daraus schließt, daß er über einen Punkt unbedingt weitere Auskunft haben müsse, der geht in die Kanzlei, dort liegen 30 Zeitungen. Kann sich der Betreffende bald beruhigen, dann ist es gut; wenn das nicht der Fall ist, verläßt er die Ferien und geht in die Schule zurück. Bis jetzt sind nur 3 Prozent unserer Feriengäste nach der Kanzlei gekommen, um Zeitungen zu lesen; die allermeisten



lesen nicht einmal die Anschläge. Sie sind zu ernst; sie sind wie auf einem fremden Stern; die Erdenereignisse gehen Sie auf einige Zeit gar nichts an.

Und so wie mit den Zeitungen ist es mit der Privatkorrespondenz. Sehen Sie sich an, Herr Stefenson, wie es die Leute in den modernen Kurorten treiben. Eine der allergrößten Hauptsachen ist der Briefträger. Man kann sein Erscheinen nicht erwarten. Vor jeder Ausgabe der Post zwanzig Minuten Nervenvibrieren, innere Unruhe, gespannte Erwartung. Und der Erfolg? Ein paar freuen sich; aber Herrn Mayer hat seine Frau geschrieben, daß sich der Hausmeister ruppig benommen habe, und Herr Mayer ist auf Stunden in menschenfresserischer Laune; das Töchterchen von Frau Ludwig ist vom Tisch gepurzelt und die Mutter telegraphiert, man solle gleich den Arzt befragen, was ohnehin natürlich schon geschehen ist; Baron Erwin zieht die Stirn in Falten weil seine Isolde nicht geschrieben hat; der Schriftsteller Niessen kriegt ein Romanmanuskript zurück und bricht fast in Tränen aus über die Idiotie der betreffenden Redaktion; im Herzen der blonden Else steckt eine Ansichtskarte ihres Referendars ein verzehrendes Feuer der Sehnsucht an; der Geheime Oberregierungsrat bekommt das Schreiben eines „Freundes“, das ihm suggeriert, seine Stellung sei erschüttert, und der Frau von Puttbus schreibt die Schneiderin ab. — Die Ärzte können sicher rechnen, daß das, was sie in einer Woche aufbauen, der Briefträger in zehn Minuten einreißen kann.

Und deshalb wünscht das Ferienheim sehnlichst den Briefträger zum Kuckuck, weil er die Ferienruhe stört, weil in seiner schwarzen Tasche meist nichts anderes steckt als ermüdende Aufgaben aus der Schule des Lebens. Deshalb bitten wir unsere Feriengäste: Sagt euren Verwandten, wir haben uns lieb, aber gerade weil wir uns lieb haben, wollen wir uns einmal auf einige Zeit trennen. Schreibt nur im Notfall an mich; alles Kleine laßt weg, erzählt es mir, wenn ich heimkomme. Es wird mir dann lieb sein; es wird sein, als ob wir uns neu gegeben wären. Bedenkt, daß mir von der Leitung des Ferienheims, wenn ich in zwei Wochen mehr als einen Brief erhalte, nahegelegt werden wird, das Heim zu verlassen. Ich kann nicht Ferien machen, ich kann nicht ausspannen, wenn mir die papierene Fessel immer am Fuß sitzt.

Das ist eine scheinbar harte Maßregel des Ferienheims, die viele gehindert hat, zu uns zu kommen, alle zu Sentimentalen, aber wir haben die Anordnung als richtig erkannt und halten an ihr fest. Wer einen großen Teil seines Erholungsaufenthaltes an ein Postbüro binden will, soll anderswo hingehen.

Das ist, wenn ich so sagen darf, die negative Seite unseres Heilverfahrens, das, was wir ausscheiden: Namen, Rang, Titel, moderne Bekleidung, das Geld, die Uhr, die Zeitung, das unnütze Briefschreiben oder, wenn Sie es krasser sagen wollen, Verwandtschafts- und Bekanntschaftsfesseln.

Sie merken schon, Mister Stefenson, daß ich an alte Klosterideale angeknüpft habe. Nur, daß es sich eben nicht wie beim Kloster um die Lebenseinrichtung überhaupt, sondern nur um eine Ferienpause des Lebens handelt und daß wir nicht aus religiösen, sondern aus sanitären Beweggründen handeln. Zur Seelsorge sind wir weder befähigt noch berufen. Aber — um auch diesen wichtigen Punkt zu berühren — wir empfehlen allen denen, die noch eine religiöse Anschauung haben, aus reinster Menschenfreundlichkeit, auf Grund dieser Anschauung einen recht tiefen Herzensfrieden mit ihrem Herrgott zu machen; das ist die allergrößte

Sigfried Haertel: Luginsland





seelische und darum auch die allergrößte körperliche Wohltat. Ein Arzt, der gehetzten Menschen Erquickung bieten wollte und diesen Punkt außer acht ließe, wäre ein Stümper. Deshalb wird all unseren Feriengästen Gelegenheit geboten sein, Gott zu dienen, wie sie es bedürfen. Daß wir uns dabei jeder Einmischung in dieses ureigenste Gebiet des Menschen enthalten, ist ganz selbstverständlich.

Die ärztliche Behandlung wird natürlich für jeden Feriengast ganz individuell sein; für Schwerkranke ist das Ferienheim kaum, mehr für die Müden, für die, die das Leben in seiner Hast und Hohlheit nicht mehr freut, für die, die gern noch einmal mit frischen Kräften von vorn anfangen möchten.

Für die Alkoholkranken, die Morphium- und Opiumsüchtigen hat man jetzt draußen Entziehungskuren, die großen Segen bewirken; wir wollen hier allen denen Entziehungskuren gewähren, die auf irgend eine Weise vom Leben vergiftet sind. Ganz generell werden alle erlöst von allem Eitlen und Hohlen ihres bisherigen Daseins, von der drückenden Last öffentlichen und privaten Lebens, von unnützen Bedürfnissen; individuell sollen sie erlöst werden von ihren Krankheiten, Lebenssünden und Lebensschwächen, von unfruchtbarer Sorge, Angst und Reue, sollen Kraft im Frieden und die kostbare Fähigkeit zur Freude wiedergewinnen.

Wir scheiden aus dem Ferienheim die üblichen Vergnügungen aus. Sie finden bei uns keine Rennen, Reunions, Tombolas, Früh-, Mittags- und Abendkonzerte, keine Spielsäle, Taubenschießen, Theater- und Variétévorstellungen, keine prunkhaften Umzüge und italienischen Nächte — denn das alles ist nichts als anstrengende hohe Schule des Lebens und betrügt alle die, die mit neuen Kräften nach Hause kommen wollen. — Wir suchen die Freude. Da ist die Freude an gesunder Beschäftigung in frischer Luft. Sie, lieber John, werden wahrscheinlich einige Gartenbeete umgraben müssen, auch werden Sie sich gelegentlich am Fällen eines Baumes oder am Holzsägen beteiligen müssen; es kann aber auch sein, daß Sie mal einen Hecht angeln oder ein paar Körbe Äpfel pflücken müssen. Da Sie, wie Ihre Niederschrift ausweist, seit zwanzig Jahren kein schöngeistiges Buch gelesen haben, werden Sie um das Quantum von drei Romanen, einem Epos und einem Bändchen Lyrik nicht herumkommen. Während wir bei sogenannten Leseratten Entziehungskuren machen, muß bei Ihnen in diesem Falle eine Art Zwangsernährung einsetzen.

Die körperliche Kost wird ganz Ihrem Befinden angemessen und natürlich gut und schmackhaft sein. Alle Wochen zweimal werden Sie sich das Abendbrot selbst bereiten. Wie Sie das anstellen, ist Ihrer Phantasie überlassen. Im großen Küchen- und Vorratshause finden Sie alle Rohmaterialien. Wir haben gegenwärtig einen Feriengast, der draußen in der Welt eine Schar von Dienern hat. Auch er muß sich das Abendbrot zweimal in der Woche selbst bereiten. Anfangs wußte er nichts anderes, als daß er sich Brotstullen schnitt, die entsetzlich dick und krumm gerieten, die Stullen mit Butter beklebte und starke Wurstscheiben mit der Pelle darauf legte. Das nächste Mal hatte er schon erluchst, wie man Kartoffeln an einem kleinen Feldfeuerchen kocht, und hatte sich dazu einen Hering verschafft. Dann ergänzte er seine Mahlzeit, indem er Radieschen aus der Erde zupfte, Nüsse und Früchte von den Bäumen holte, und am vierten Abend, den er sich selbst bereitete, lud er einen Freund und eine Freundin

ein und war sehr stolz auf sein Mahl und aß mit Genugtuung und Appetit. Das sind Kleinigkeiten, die vielleicht wie Spielerei aussehen, aber doch einen Sinn haben. So werden Sie sich z. B., wenn ein kühler Tag ist, das Feuer in Ihrem Ofen selbst anzünden und unterhalten müssen. Hobelspäne und Reisicht können Sie sich leicht holen, das Holz müssen Sie selber hacken. Sie werden sehen, Mister Stefenson, wie warm und goldig solch ein selbstentzündetes Feuer brennt, viel wohliger, als wenn es ein Diener angefacht hätte. Ein volles Dutzend mal werden Sie die Kacheln abfühlen, wie sie nach und nach warm werden, mit einer heimlichen stillen Freude im Herzen. Und wenn am Abend Sie ein paar andere Feriengäste besuchen, Leute, von denen Sie nicht wissen, wie sie eigentlich heißen, wer und woher sie sind, von denen nichts anderes bekannt ist, als daß es eben auch ernsthafte Menschen sind, die sich zu einer Ferienpause des Lebens aufgerafft haben,— wie schön wird es sein, mit ihnen zu plaudern oder sich etwas zu erzählen und selbst auf das Feuer zu achten.

Gute Kammermusik werden Sie manchmal zu hören bekommen; doch nicht oft und nicht viel. Aber zur Laute wird öfter gesungen werden, und manchmal wird irgenwo ein Bläserchor stehen, und es wird sein, als ob Soldaten in der Ferne marschierten, oder ein Waldhorn wird ins Tal schallen wie in alten romantischen Tagen.

Sport dürfen Sie treiben: Reit- und Schwimmsport, Turnen im Luftbad, Tennis- und Kegelspielen. Auch Kartenspielen dürfen Sie, aber ohne Geld, denn John hat keinen Pfennig in der Tasche, und wollte er sich mit seinen Gegnern verabreden, ein Kieselsteinchen bedeute zehn Mark und eine Eichel zwanzig und würde alles hinterher in bare Münze sauber umgerechnet, so würde es wohl doch herauskommen und das Spielernest würde energisch ausgenommen werden.

Tabak und Alkohol, worum Sie sich in Ihren Selbstbericht zu bangen scheinen, ganz nach ärztlichem Befund.

Wenn Sie mich nun fragen, wie lange ein solcher Ferienaufenthalt währt, so muß ich Ihnen sagen, daß die kürzeste Frist sechs Wochen beträgt, daß es aber sehr viel günstiger ist, wenn die Ferienpause drei Monate oder noch länger dauert. Die ersten 14 Tage werden Sie ja doch innerlich gegen vieles revoltieren, vielleicht am Heimweh leiden nach der eben abgelegten alten Haut. Sie müssen erst heimisch werden, müssen das große Ferienglück erst ganz fühlen, müssen die unaussprechlich süße Freude empfinden, wie Sie gesünder und fröhlicher werden, dann erst kommt das Heil.

Aber wenn Sie dann in die große, schwere Schule zurückgehen, werden Sie mehr neue Kräfte, einen größeren Mut zum Leben mitnehmen, als wenn Sie unterdes Mineralwasser getrunken, Reunions besucht und hundert Zeitungen gelesen hätten. Mit einem Wort: Sie werden an die Ferien denken, wie ein Kind an die freie Spielwiese denkt, wenn es wieder in der Etagenwohnung der Großstadt hinter seinen Aufgabenbüchern sitzt."

Mit diesen Worten endete der Arzt, der mit seinem neuen Patienten vor der Tür des Einsiedlerhäuschens saß, seine Belehrung, und damit ende auch ich, Mister Stefenson, den Aufschluß über das Ferienheim des Lebens, das nur in meiner Phantasie lebt und wohl auch immer nur dort leben wird." —

Ich schwieg, und der Mann, der mir gegenüber am Gasthaustisch saß, schwieg auch. Er hatte die ganze Zeit, während der ich sprach, mit halbabgewandtem Kopf dagesessen und hinunter nach Neustadt gesehen. Endlich stand Stefen-

son auf, nickte kurz mit dem Kopf, sagte: „Danke sehr! Guten Abend!“ nahm seinen Hut und ging aus der Stube, nachdem er den Kellner bezahlt hatte.

Ich machte mir garnichts daraus und ließ ihn gehen.

8. April.

Eben ließ sich Mister Stefenson bei mir in Waltersburg melden.

„Guten Morgen,“ sagte er; „ich muß Ihnen sagen, daß mir das gar nicht paßt, daß ich John heißen soll.“

„Wieso — wieso?“ fragte ich verwundert.

„Ja, das hat mich verdrossen. Ein Kerl namens John hat mich nämlich mal furchtbar geärgert. Er hat die Frau geheiratet, die ich heiraten wollte. Ich mag nicht John heißen. Ich habe mir ein Adreßbuch geben lassen und drei Stunden nach einem einfachen, aber nicht zu häufigen Namen gesucht. Ich will Zuschke heißen.“

„Sie wollen Zuschke heißen? Warum — wieso — wo wollen Sie Zuschke heißen?“

„In Ihrem Sanatorium natürlich — in Ihrem Ferienheim —“

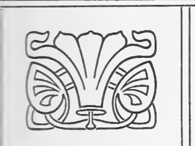
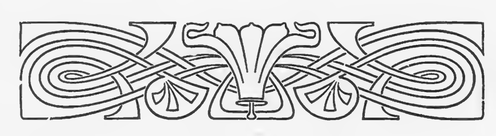
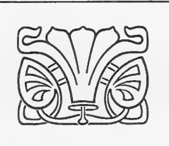
„Aber Mister Stefenson, es existiert doch nicht, es ist doch ein Phantasiegebilde — eine Utopie —“

Da sah er mich fest an.

„Es wird existieren, denn wir werden es zusammen begründen.“

Und ich schlug die Hände zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Ende des Tales.

Ich weiß am Ende des Tales
ein kleines Schwarzwaldhaus.
Da steckte die leuchtendsten Farben
ringsum die Herbstzeit aus.

Im Gärtlein am Hause blühten
die Astern auf zur Nacht.
Da hat die Bäurin ein Sträußlein
ihrem toten Kinde gebracht.

Das schlummert am Kirchhof drüben.
Die Mutter weint oft sehr. —
Im kleinen Schwarzwaldhause
ist's seitdem still und leer. —

Es steht ein stilles Bänklein
hinter dem alten Haus.
Rotguldne Äste breitet
ein Nußbaum drüber aus.

Dort saßen heut zwei Menschen
stille beieinand
und hielten still versonnen
einander bei der Hand.

Da sagte die Bäurin: „Vater,
Du wirst an den Schläfen grau!“ —
„'s ist Herbst!“ sprach still der Bauer,
„'s ist Herbst — in Herz und Au!“ —

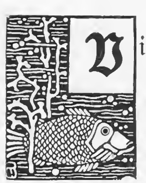
Wilh. Fladt



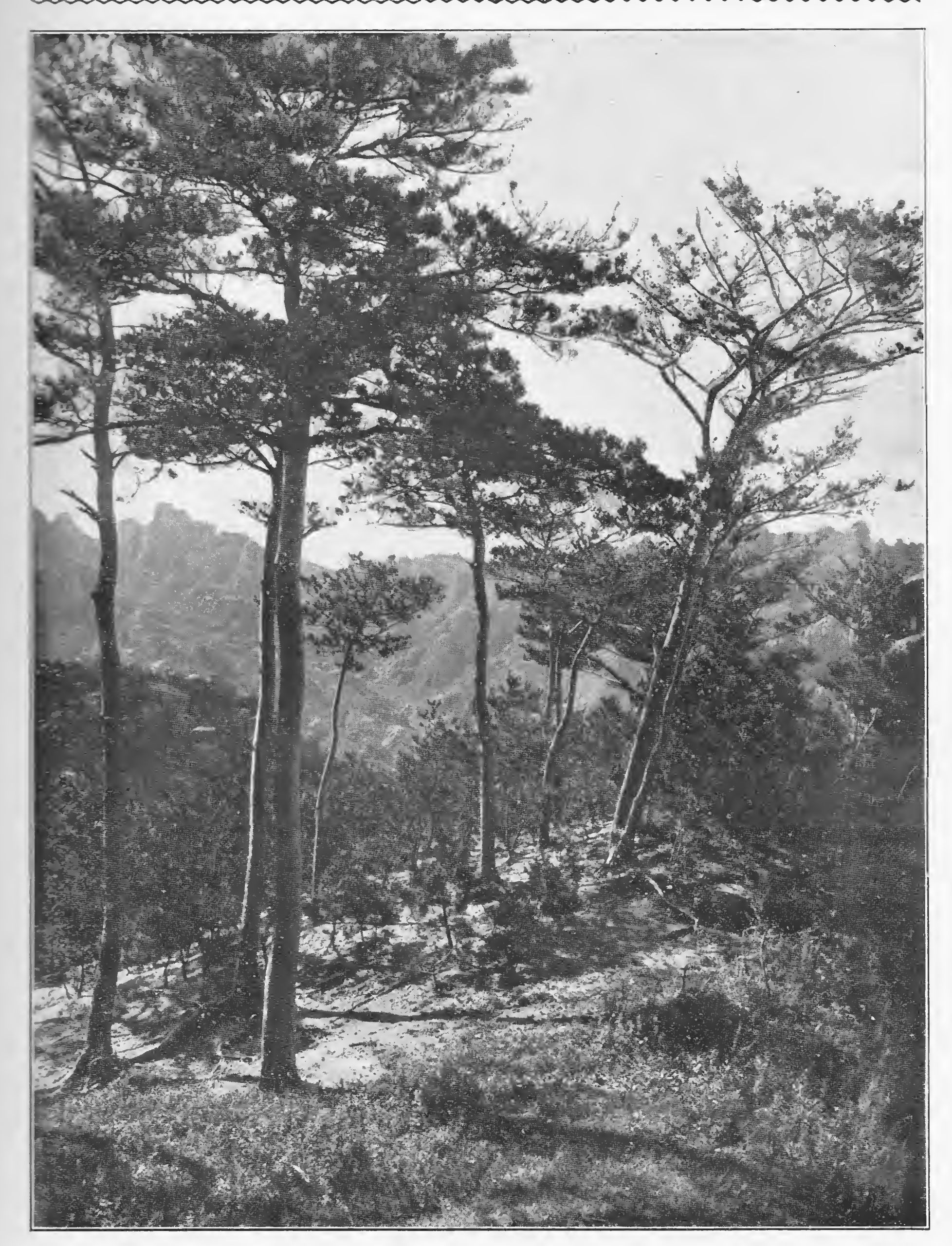
Außenreede von Kiautschou.

Gedanken beim Schicksal Tsingtaus.

Von Gustav Taube.



Vielleicht schlagen schon, während diese Zeilen geschrieben werden, die ersten japanischen Geschosse in Tsingtau ein, und dieses Muster von Sauberkeit und Ordnung wird Ruine und Grab. Wer nach wochenlanger Reise durch fremde Länder dies Tsingtau erblickt, glaubt an ein Lorettowunder und ein Stück deutscher Erde verpflanzt nach China. Uns allen aber, die wir Tsingtau kennen, Jahre dort gelebt haben, wird warm beim bloßen Klang des Wortes. Der leuchtende Himmel taucht auf, die ewige strahlende Sonne, breite, peinlich saubere Straßen, grüne gepflegte Gärten, freundliche Häuser und rote Dächer — Ruhe und Frieden. Dann fallen uns plötzlich Einzelheiten ein, die neuen Anlagen der Albertstraße, wo junge Rosen das erste Mal blühen, um in späteren Jahren in langen Ketten von Baum zu Baum zu wandern — — der Weg am Ufer, rote Klippen und weiße Brandung, der Badestrand mit der bunten Reihe von Holzhäuschen, im Forstgarten die blühenden Magnolien und die Kirschenallee! Japanische Kirschen! Hier feierte die japanische Kolonie jährlich ihr Blütenfest, wenn die weiße Pracht die Äste beugte und Duft und Farbe nicht enden wollten; dann kamen die kleinen Frauen in leuchtenden Kimonos und Obis voll seltsamer Zeichnungen und sahen aus wie riesige schwerfällige Schmetterlinge, und ihre Männer erschienen in europäischer Kleidung und sahen aus



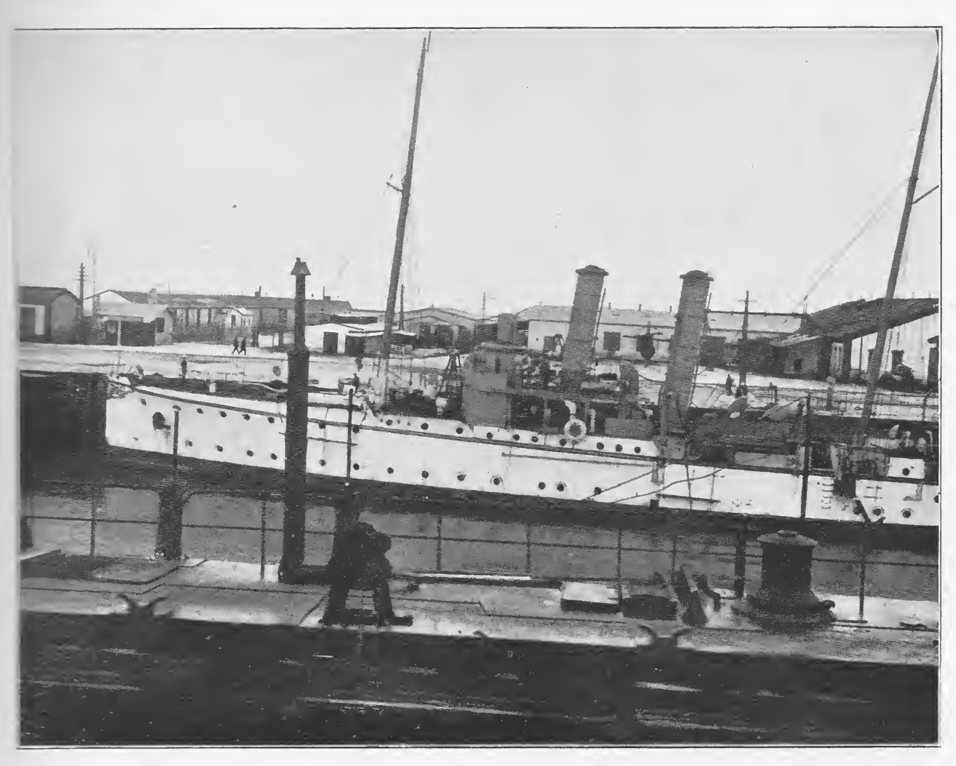
Lauschanpartie.

wie häßliche Affen. Nun schreiben sie die Quittung für die Gastfreundschaft aus. Nun wird sich der Schüler mit dem Meister messen und wird siegen. Und der schon jetzt so überspannte Stolz und der Glaube an die eigene Begabung und Kraft, den schon der Erfolg des russischen Krieges maßlos gesteigert hat, werden jetzt zum nationalen Delirium führen. Von uns lernten sie den Krieg,

von den Engländern die Politik, und sie waren gelehrige Schüler.

Noch sehen wir nur das Erschütternde der bevorstehenden Tatsache und trauern um unsere deutschen Brüder, die nutzlos den Kampf mit einer hundertfachen Übermacht aufnehmen, getragen vom deutschen Treuegefühl gegen Heimat und Herrscher und gestählt durch den Haß gegen den moralisch minderwertigen Emporkömmling aus Nippon. Das ist die ewige Feindschaft des Rechtes mit der Hinterlist. Arier gegen Mongolen. Da wird kein Arm müßig bleiben, der jüngste Lehrling sieht im Japaner nicht bloß den Landesfeind, sondern den unlauteren Bewerber im Welthandel. Er ist der große Preisdrücker, seine Schiffahrtsgesellschaften werden von der Regierung mit großen Zuschüssen bedacht, so daß er den Europäer im Yangtse fast völlig verdrängt hat. Und in derselben Form setzt er sein Ziel bis Indien. Er arbeitet mit Verlusten, aber er schaltet die Konkurrenz aus. Er nutzt den europäischen Kredit aus, um im rechten Augenblick zu fallieren und seinen Gläubigern mit Geld und Ware zu verschwinden, so daß selbst die japanischen Gerichte sein Dasein nicht mehr nachweisen können. Man frage darüber in Hamburg nach! Dieser uns ebenbürtige Staat — wir verdanken die Anerkennung dieser Ebenbürtigkeit England — weiß im eigenen Lande nichts von Patentschutz. Mit unbekümmerter Gewissensruhe löst er die europäischen Schilder ab und vertauscht sie gegen einheimische. Seine eigenen Erzeugnisse sinken im Werte von Jahr zu Jahr. Die alte gediegene Arbeit ist geschwunden. Geschmackloser Schund kommt in Massen





Blick vom Schwimmdock.



Tsingtaubrücke.

nach China. Made in Japan, d. h. schlecht und billig. Sie haben eine fremde Zivilisation angenommen und eine eigene wertvolle Kultur verloren.

Nun ruft der Europäer den Asiaten zum Kampf gegen den Europäer. Der Sieg wird wenig ehrenvoll sein; aber es ist ein Sieg, und ein Sieg über die erste Militärmacht der Welt. Jetzt ist Europa überwindbar geworden, und mit der Erkenntnis wird die Furcht schwinden. Fiel es jetzt schon keinem Japaner mehr ein, einem Europäer in den Straßen von Tokio auszuweichen, so wird es bald auch keinem Chinesen mehr einfallen. Und da die Masse Deutsche, Engländer und Franzosen kaum trennt, so werden die europäischen Nationen bald die Folgen in Politik und Handel spüren, und die Engländer am meisten. Spätere Staatsmänner werden den Fall Tsingtaus als Anfang vom Ende erkennen; und Grey ist der Henker seines eigenen Volkes.

Jetzt werden die Chinesen Tsingtau verlassen: die alten Exzellenzen, die hier eine Zufluchtsstätte gefunden hatten im chinesischen Wirrwarr, und die jungen Studenten, denen die Hochschule Heim und Wissenschaft geboten hatte. Und die Kaufleute und Handwerker und die Bedienten werden auswandern, und mancher wird bekümmert ins Land zurückgehen und den Himmel verwundert fragen, wie er so viel Kraft und Schönheit untergehen lassen könne.

Aber an eins vermag ich nicht zu denken: an den Abschied der Familie. Man scheidet im Auslande schwerer voneinander als in der Heimat. Und hier war es ein Abschied auf Nimmerwiedersehen. Wer Jahre draußen gelebt hat, kennt so viele der Pflichttreuen und Frohen, die dort draußen schafften, alle in Gedanken an die Heimat und alle in der Hoffnung, sie wiederzusehen und dort einmal auszuruhen.

Als sie uns vor neun Wochen Lebewohl sagten und Glück zur Reise wünschten, da sagten wir auch: „Auf Wiedersehen!“ — Es ist gar nicht auszudenken, wie unendlich traurig es ist, das junge, frische Blut dieser gelben Kanaille zu opfern, weil es der Brite so will.



Tempel in Tsingtau.


die Bergstadt







Farbenphotographie und Farbendruck.

Von Professor O. Mente in Berlin-Wilmersdorf.

Mit 10 farbigen und 2 schwarzen Abbildungen.



Zu einer ebenso sprichwörtlichen Erscheinung, wie sie die Seeschlange darstellt, hat sich bei der Tagespresse in der lesestoffarmen Jahreszeit die Nachricht von der Erfindung der Farbenphotographie ausgebildet. Immer und immer wieder wird nach rhythmischen Pausen der geduldige Leser durch phantastische Nachrichten überrascht, daß es bald einem russischen Studenten, dann mal wieder einem amerikanischen Gelehrten und so fort gelungen sei, auf ganz neuen Wegen zu der Lösung des Problems der Photographie in natürlichen Farben zu gelangen.

Das große Publikum läßt sich gern überraschen, es dringt im allgemeinen nicht tiefer in die Materie ein, ja selbst bei den Gebildeten findet man häufig Anschauungen, die erkennen lassen, daß über diese Fragen doch noch ziemlich viel Unklarheit vorhanden ist. Es soll nun die Aufgabe der folgenden Zeilen sein, zunächst kurz über die Vorgeschichte der Photographie in natürlichen Farben zu unterrichten, dann auf die modernen Farbrasterplatten überzugehen, deren bekanntester Vertreter, die Lumière-Autochromplatte, zur Herstellung der Vorlagen zu den diesem Artikel eingefügten Farbendrucken diente, und schließlich klarzustellen, wie eine solche Autochromaufnahme oder überhaupt eine farbige Vorlage irgendwelcher Art für die Massenvervielfältigung reproduziert wird — kurz, wie die farbigen Drucke in diesem Heft entstanden sind.

Über hundert Jahre liegt die erste Entdeckung zurück, die man mit einigem Recht als farbenphotographische bezeichnen kann. Es war nämlich im Jahre 1810, als Seebeck, der bekannte Jenenser Physiker, feststellte, daß Chlorsilber, die lichtempfindliche Substanz der heutigen Auskopierpapiere (Celloidin-, Aristopapier usw.), wenn es mit farbigem Licht bestrahlt wird, die ungefähre Farbe der Bestrahlung annehme. Wenn man auch schon lange wußte, daß verschiedene Lichtarten quantitativ eine verschieden starke Dunkelung des Chlorsilbers bewirkten, so war doch diese Entdeckung neu, und ihre erste Veröffentlichung in der bekannten Farbenlehre Goethes erregte einiges Aufsehen. Seebeck gelang es, grob gesprochen, das Sonnenspektrum (s. Abb. S. 35) auf belichtetem Chlorsilberpapier aufzufangen und zwar in leidlich natürlichen Farben. Seine Nachfolger, unter denen namentlich Becquerel zu nennen ist, dehnten diese Versuche weiter aus, und bei dieser Gelegenheit wurden — eigentlich unbewußt — zwei verschiedene Wege der Farbenphotographie auf einmal entdeckt, nämlich einmal die Grundlagen des sogenannten Ausbleichverfahrens, das später namentlich durch Wiener, Zenker usw. geklärt und weiter ausgearbeitet wurde, andererseits aber die Interferenzphotographie, in der sich besonders Professor Gabriel Lippmann in Paris betätigte und Erfolge erzielte, die heute noch als bewunderungswürdig angesprochen werden müssen.

Die Ausbleichverfahren galten — wenn auch in anderer Form — noch im Anfang dieses Jahrhunderts als das aussichtsreichste Verfahren für farbige

Aufnahmen und Kopierungen. Tatsächlich hat sich ja auch mit ziemlich großem Kapital vor einigen Jahren in Paris eine Gesellschaft aufgetan, die unter Verwendung lichtunechter Farbstoffe ein Ausbleichpapier zum Kopieren farbiger Vorlagen herstellte; doch muß der Verbrauch dieses Erzeugnisses wohl nicht sehr groß gewesen sein, da diese Fabrik mittlerweile zu bestehen aufgehört hat. Vielleicht wäre der Verbrauch auch größer gewesen, wenn dieses Produkt leidlich identische Ebenbilder der farbigen Vorlagen (Transparente) gegeben hätte, wodurch es zum Kopieren der Farbrasterplatten, von denen später noch ausführlicher die Rede sein soll, hätte dienen können.



Bildnis einer jungen Dame.
Lumièreaufnahme von Hugo Pringsheim in Breslau.

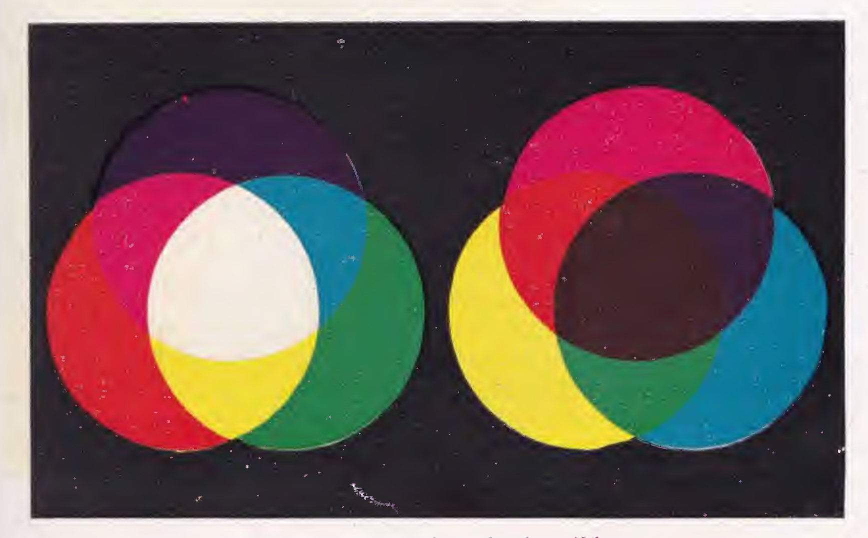
Die Lippmannsche Interferenzphotographie andererseits stellt einen sehr interessanten Laboratoriumsversuch dar, zu dessen Ausführung man allerdings einiger ziemlich kostspieliger Apparate bedarf. Bezeichnend für dieses Verfahren ist seine Eigenschaft, daß man Mischfarben nur unvollkommen damit wiedergeben kann, daß die reinen Farben metallisch glänzend erscheinen und nur unter einem bestimmten Betrachtungswinkel gut wahrgenommen werden können.

Wir können mit diesem kurzen Abriß die Betrachtungen über die geschichtlich bemerkenswerten Versuche auf dem Gebiet der sogen. direkten Farbenphotographie um so eher schließen, als eigentlich keines der Verfahren praktische Bedeutung erlangt hat. Mehr Interesse für uns hat das System der sogenannten indirekten farbenphotographischen Verfahren, die man auch als physiologische Verfahren angesprochen hat, weil gewisse Analogien zwischen der Farbenwahrnehmung durch das Auge (bezw. das Zentralorgan) und diesen Verfahren bestehen.

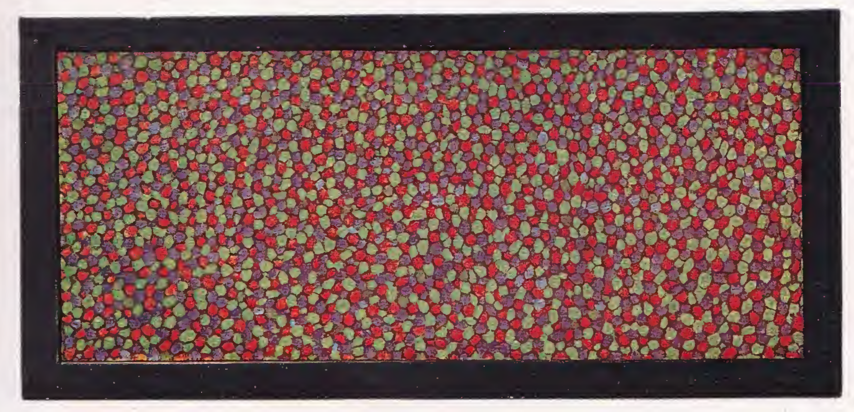
Schon Newton machte die Beobachtung, daß man durch Mischen dreier passend ausgesuchter Grundfarben eine außerordentlich große Anzahl von Mischfarben darstellen könne; die Theorie der drei Grundfarben ist später von Helmholtz und König weiter ausgearbeitet worden. In dieser Theorie wird die Vorstellung verkörpert, daß im Augen-



Spektrum.



Additive und subtraktive Farbenmischung.



Rasterprobe.

hintergrund drei verschiedene Systeme von empfindlichen Wahrnehmungsorganen vertreten sind, von denen eine Gruppe auf rot, eine andere auf grün und eine dritte auf blau anspricht. Durch die gleichzeitige Reizung aller drei farbenempfindlichen Nerven wird der Eindruck „weiß“ hervorgerufen, während durch Reizung zweier verschiedener Gruppen die zahlreichen Mischfarben und bei nicht erfolgter Beeinflussung aller drei Nervensysteme die Empfindung „schwarz“ entsteht. Wenn auch diese Hypothese durch die Untersuchungen Herings stark erschüttert wurde, so läßt sich doch andererseits nicht bestreiten, daß gerade die Entwicklung der indirekten Farbenphotographie mit drei Platten auf den Schultern dieser Hypothese ruht und daß sie auch in jedem Fall hervorragend geeignet ist, als Erklärung für die dabei auftretenden Erscheinungen zu dienen.

Maxwell war der erste, der photographische Versuche auf dieser Grundlage anstellte. Ja, er ging bereits so weit, daß er beide Wege gekennzeichnet hat, die zur Entstehung farbiger Bilder führen können. Er hat also als Schöpfer der „additiven“ und der „subtraktiven“ Synthese (Farbenmischung, s. d. Abb. S. 35) zu gelten, zwei Begriffe, deren Bedeutung uns aus den nachfolgenden Zeilen noch klar werden wird. Maxwell führte seine Versuche dergestalt aus, daß er einen Gegenstand dreimal hintereinander durch passend gefärbte Scheiben photographierte, und zwar entsprachen diese Filter der angenommenen Farbenempfindlichkeit unserer Nervenorgane im Auge. Er nahm also ein rotes, ein grünes und ein blaues Glasfilter und analysierte so die Farben der Natur. Hinter den Filtern entstanden Abbildungen, die in der Größe identisch waren, in bezug auf die Farbenaussonderung aber durchaus nicht den gehegten Wünschen entsprechen konnten, weil es damals noch kein lichtempfindliches Material gab, das für das ganze Spektrum von blau bis rot genügend gleichmäßig empfindlich gewesen wäre. Man kannte damals nur die gewöhnlichen Trockenplatten, deren Empfindlichkeit sich vorwiegend auf violette und blaue Strahlen erstreckt, während für grüne und rote und deren Additionsprodukt: gelb keine Empfindlichkeit vorhanden war. H. W. Vogel war es vorbehalten, den ersten Schritt zur „Sensibilisierung“ der Platten, wie wir das Verfahren zur Empfindlichmachung für andere Strahlen als die blauen und violetten nennen, zu tun. Wenn es diesem Forscher auch noch nicht gelang, Emulsionen herzustellen, die für rote Strahlen empfindlich waren, so konnte er doch durch Zusatz von passend ausgesuchten Anilinfarbstoffen zur Bromsilber-Gelatineemulsion bereits eine ausgezeichnete Gelb-Grün-Empfindlichkeit schaffen, wodurch zunächst einmal die Möglichkeit gegeben war, die Farben der Natur in eine einigermaßen richtige Helligkeitsskala zu übersetzen, d. h. das optisch sehr wirksame Gelb z. B. heller darzustellen als ein dunkles Blau. Dieser elementaren Forderung entspricht bekanntlich auch heute nur die ortho- bezw. panchromatische Platte, während die gewöhnliche Trockenplatte, welche von den Amateuren leider noch in großem Umfange gebraucht wird, „farbenblind“ ist.

Später ist es dann durch die vereinte Tätigkeit vieler Forscher auf farbenphotographischem Gebiet, wie Miethe, König usw., gelungen, dem lichtempfindlichen Material auch eine genügende Empfindlichkeit für orange und rot zu verleihen, wodurch die Möglichkeit gegeben war, die unvollkommenen Maxwellschen Versuche mit größter Vollkommenheit durchzuführen. Man erhielt mit diesen sogenannten „panchromatischen“ Platten, deren Bezeichnung schon ausdrückt, daß sie für alle

Farben eine gleichmäßige Empfindlichkeit besitzen, außerordentlich vollkommene Farbenauszüge, d. h. man analysierte die Farben der Natur, und nun war es nur noch nötig, deren synthetische Vereinigung herbeizuführen mit Mitteln, die wir im Nachfolgenden noch näher kennen lernen wollen.

Diejenige Methode, welche für das Auge die schönsten Ergebnisse zeitigte, war wohl die der additiven Vereinigung oder der Projektion der drei Farbenaufnahmen durch Filter, welche denjenigen entsprechen, die bei der Aufnahme verwendet wurden, ein Vorgang, welcher ungefähr der Verarbeitung der Nervenreizungen im Auge durch das sogen. Zentralorgan entspricht. Bei der Projektion geschieht die Vereinigung der drei Bilder in den Grundfarben in der Weise, daß man von den drei Negativen, die durch Rot-, Grün- und Blaufilter photographiert waren, schwarze Diapositive herstellt und diese mit Hilfe von drei Projektionsapparaten unter Verwendung der Aufnahmefilter genau übereinander zur Deckung projiziert. Leider lassen sich diese farbigen Bilder nur mit Hilfe ziemlich kostspieliger Apparate auf den Schirm werfen, stellen dann allerdings auch das Schönste und Vollkommenste dar, was es auf farbenphotographischem Gebiet gibt.

Da es bis heute nicht gelungen ist, absolut vollkommene Apparate zu konstruieren, die die Aufnahme der drei Teilbilder (Farbenauszüge) von demselben Punkt, d. h. mit einem Objektiv herzustellen gestatten, so ist es natürlich nur möglich, von durchaus unveränderlichen farbigen Vorlagen Reproduktionen herzustellen, die genau aufeinander passen; ereignet sich z. B. der nicht ungewöhnliche Fall, daß nach der ersten Aufnahme durch das Blaufilter, während ihrer Dauer oder nach der zweiten oder dritten Aufnahme ein starker Windstoß einsetzte, so waren bei Landschaftsaufnahmen farbige Säume in der Projektion zu bemerken, die selbstverständlich den Bildeindruck in sehr unangenehmer Weise störten. Ebenso waren Porträtaufnahmen nur unter großen Schwierigkeiten mit diesem Dreiplattensystem herzustellen, da nicht jeder gewillt und imstande ist, während einer Belichtungszeit von 10—15 Sekunden, die doch immerhin mindestens notwendig war, vollkommen ruhig zu halten. Nun lag es zwar sehr nahe, Apparate mit drei identischen Objektiven zu konstruieren und die drei Objektive mit den entsprechenden Filtern zu armieren, so daß man gleichzeitig alle drei Farbenauszüge gewinnen konnte und etwaige Bewegungsvorgänge in der Natur durch alle drei Teilbilder gleichmäßig wiedergegeben wurden. Bei diesem Verfahren tritt aber naturgemäß die Unmöglichkeit störend in die Erscheinung, nahe gelegene Gegenstände kongruent zur Darstellung zu bringen, da jedes der drei Objektive die nahen Objekte von einem anderen Standpunkt aussieht.

Für Aufnahmen aus dem Ballon oder von Aussichtstürmen, wie überhaupt alle Arten von Aufnahmen, bei denen kein Vordergrund vertreten ist, haben sich allerdings diese Kameras mit drei Objektiven recht gut bewährt, wobei nur immer wieder zu bedenken ist, daß man die Aufnahmen vorteilhaft eigentlich nur für Projektionszwecke verwenden kann, während die Herstellung einzelner Papierkopien nach verschiedenen dafür angegebenen Verfahren, unter denen das Dreifarben-Pigmentverfahren, die Pinytypie und die Diachromie ohne näheren Hinweis auf ihre Herstellungsart genannt sein mögen, Ergebnisse zeitigten, deren Erfolg eigentlich in keinem rechten Verhältnis zu den Mühen der Herstellung stand.

Um allen diesen Nachteilen aus dem Wege zu gehen, hat schon im Jahre



Ochsengespann. Lumièreaufnahme von Rudolf Lechner in Wien.

1868 Ducos du Hauron eine Anzahl von Ideen bekanntgegeben, die, so verlockend sie scheinen mochten, doch niemand finden wollten, der sie in die Tat umsetzte. Erst im Jahre 1904 traten Gebr. Lumière in Lyon mit einer fertigen Erfindung an die Öffentlichkeit, die die Angaben Ducos du Haurons in die Praxis übersetzt zeigte. An Stelle dreier Teilaufnahmen auf verschiedenen Platten vereinigte man die drei Teilaufnahmen auf einer einzigen Platte dadurch, daß man sie in sehr viel kleine Unterteile zerlegte, vor denen abwechselnd kleine Filter in den drei Grundfarben angeordnet sind.

Als praktischer Vorläufer des Lumièreschen Autochromverfahrens hat wohl Jolly zu gelten, der allerdings das Prinzip der Filterteilung in einer viel gröberen Weise angewandt hat, indem er nach seinem Patent von 1894 rote, grüne und blaue Linien von verhältnismäßig großer Breite, 8 Linien auf 1 mm, nebeneinander auf einer Platte anordnete, hinter dieser liniierten Schicht panchromatische Platten belichtete und von dem erhaltenen Negativ ein Transparent (Diapositiv) herstellte, das nur mit der Originalplatte, welche die farbigen Linien enthielt, zur Deckung gebracht zu werden brauchte, um ein allerdings ziemlich grobes naturfarbiges Abbild des aufgenommenen Objektes zu liefern.

Gebr. Lumière ersetzten den Jollyschen Linienraster durch einen Kornraster, den sie ungefähr in folgender Weise herstellen. Mit Hilfe eigens zu diesem Zwecke gebauter Apparate werden aus einer bestimmten Sorte ausländischer Kartoffelstärke Körnchen von möglichster Feinheit und Gleichheit abgeschieden. Eine größere Portion wird nun einer Dreiteilung unterworfen und jedes dieser Häufchen mit passend ausgesuchten Farben, rot-orange, grün und violett angefärbt. Es kommt nun darauf an, ein passendes Gemisch dieser drei verschieden gefärbten Körnchen derart auf eine Glasplatte zu bringen, daß sie nur in einer Ebene liegen und Über-



Narzissen. Lumièreaufnahme von Rudolf Lechner in Wien.

deckungen der Ränder der Körnchen nach Möglichkeit vermieden werden. Man hat dies so erreicht, daß man die zu präparierende Glasplatte zunächst mit einer klebrigen Lösung übergoß, dann nach leichtem Antrocknen das farbige Körnergemisch auftrug und den Überschuß durch ein Gebläse entfernte. Es ist selbstverständlich, daß nach dieser Prozedur die gefärbten Kartoffelstärkekörnchen nur in einer Ebene gelagert erscheinen, andererseits aber ist es unmöglich, einen lückenlosen Aneinanderschluß der kleinen Elemente zu erzielen. Um diesem absoluten Erfordernis genügen zu können, wird die Schicht des weiteren einem Walzprozeß unterworfen, welcher die Aufgabe verfolgt,

die Körner platt zu drücken und hiermit zugleich den Aneinanderschluß der Kornränder zu gewährleisten. Trotz dieser sehr erfolgreichen Behandlung bleiben aber immer noch kleine glasklare Zwischenräume bestehen, die letzten Endes dadurch beseitigt werden, daß man die Platte noch mit einem schwarzen Pulver überzieht, das natürlich nur an diesen klaren Stellen, an denen sich ja die klebrige Unterlage noch befindet, haften bleibt. Hiermit ist die Präparation des Filtermosaiks (s. Abb. S. 35), wie es sich nennt, beendet, und es ist nur noch notwendig, die panchromatische Bromsilbergelatine-Emulsion aufzutragen, die entsprechend der Feinheit des Filtermosaiks außerordentlich dünn sein muß. Um irgendwelche schädliche Wechselwirkungen zwischen panchromatischer Emulsion und Filtermosaik unmöglich zu machen, sind diese beiden durch eine äußerst dünne, aber sehr widerstandsfähige Lackschicht voneinander getrennt.

Das Einlegen derartiger Farbrasterplatten in die Kassette des photographischen Aufnahmeapparats muß natürlich so erfolgen, daß die Glasseite dem Objektiv zugewendet ist, weil es ja unbedingt erforderlich ist, daß die Lichtstrahlen, ehe sie die panchromatische Bromsilberschicht erreichen, das Filter passieren. Wenn wir uns nun einmal klarzumachen versuchen, wie die Farben von einer solchen Autochromplatte wiedergegeben werden, so wollen wir der Einfachheit halber zunächst irgend eine Farbe ins Auge fassen und sehen, welche Wirkung sie auf die Platte ausübt und wie die Wahrnehmung der Farbe zustande kommt.

Greifen wir einmal die Wiedergabe roter Strahlen heraus, die vom Objektiv auf eine bestimmte Fläche der Platte gelangen. Sie werden die roten Filterchen, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, durchdringen und auf die panchromatische Bromsilbergelatine treffen, die sie entwickelbar verändern. Von den grünen und blauen Filterchen werden die roten Strahlen natürlich nicht durchgelassen und vermögen deshalb auch die lichtempfindliche Schicht dahinter nicht zu beeinflussen. Bei der späteren Entwicklung haben wir also nur eine Schwärzung des lichtempfindlichen Silbersalzes an den Stellen zu verzeichnen, die hinter roten Kartoffelstärkekörnern lagen, während das Bromsilber an allen anderen Stellen weiß, unverändert bleibt.

Würden wir eine Autochromplatte in diesem Zustand fixieren und ans Licht bringen, so würde sich die Erscheinung zeigen, daß die roten Filterkörner durch schwarzes entwickeltes Silber verdeckt sind, während die grünen und blauen Filterkörner frei liegen; wir würden also eine Komplementärfarbe zu derjenigen wahrnehmen, die wir eigentlich darstellen wollten. Die Erscheinung rührt selbstverständlich daher, daß wir zunächst nur ein Negativ entwickelt haben, aus dem nun noch ein transparentes Positiv (Diapositiv) zu machen ist.

Bei dem alten Jollyschen Verfahren haben wir gesehen, daß wir ein schwarzes Diapositiv von der Aufnahme hinter der farbigen Linienrasterplatte machten und dieses nach Kontakt mit der farbigen Linienrasterplatte selbst das farbige Bild ergab. Dort war dieses Verfahren anwendbar, weil die Linien der Jollyschen Platte verhältnismäßig grob sind und das Zur-Deckung-bringen von Schwarzdiapositiv und Linienplatte keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitet.

Das Filter der Autochromplatte ist aber derart fein ausgebildet (ein Filterkörnchen mißt 0,012—0,015 mm), daß es ein vergebliches Bemühen wäre, ein Schwarzdiapositiv mit dem Farbenmosaik in Deckung bringen zu wollen. Kleine Verzerrungen der Gelatineemulsion würden außerdem dieses Be-

ginnen von vornherein als aussichtslos erscheinen lassen. Die Erfinder der Autochromplatte haben deshalb gleich im Anfang damit gerechnet, daß die negative Aufnahme selbst in ein Diapositiv durch einen chemischen Prozeß verwandelt werden müßte, und die Lösung dieser Aufgabe fiel ihnen um so leichter, weil ja aus Gründen, die wir vorhin schon genügend klargelegt haben, die panchromatische Silbergelatineschicht außerordentlich dünn ist.

Die notwendige Umkehrung des Negativs in ein Diapositiv vollzieht sich nun auf quantitativer Grundlage derart, daß wir mit einem Lösungsmittel für metallisches Silber das erst entwickelte Negativ behandeln, und zwar wählt man gewöhnlich saure Kaliumpermanganatlösung oder eine angesäuerte Kalium-Bichromatlösung, die das entwickelte Bild auflöst, während das unveränderte Bromsilber stehen bleibt. Geht man mit der so behandelten Platte an das Tageslicht, so wird das unveränderte Bromsilber entwickelbar verändert, und wir brauchen nur irgend einen gebräuchlichen Entwickler auf die Platte zu tun, um ein fast augenblickliches Schwärzen des übrig gebliebenen Bromsilbers herbeizuführen. Wenn wir auf den Fall mit den roten Strahlen zurückgreifen, so heißt das also, daß das bei der ersten Entwicklung unverändert gebliebene Bromsilber hinter den grünen und blauen Filterchen jetzt am Tageslicht geschwärzt wird, während ja, wie wir gesehen haben, das bei der ersten Entwicklung geschwärzte Silber hinter den roten Filterchen schon durch die saure Kaliumpermanganatlösung vollkommen entfernt war. Wir haben mithin jetzt die roten Filterkörner für das Auge freiliegend, während alle grünen und blauen durch einen schwarzen Silberniederschlag verdeckt sind, und das, was wir erreichen wollten, die Darstellung der roten Farbe, ist so vollkommen, wie es möglich war, erzielt.

Daß eine Autochromaufnahme immer einen schwärzlichen Charakter zeigen muß, erklärt sich ungezwungen aus unserer Darstellung, die uns schon gezeigt hat, daß z. B. auf ein rotes Filterkorn zwei schwarze kommen.

Die Entstehung der übrigen Farben geht nun in ganz analoger Weise vor sich, wie wir es hier gelegentlich der Darstellung für die roten Strahlen gesehen haben, und es bleibt höchstens noch ein Fall zu erwähnen, den sich der Anfänger gewöhnlich nicht richtig erklären kann, nämlich die Entstehung von gelb. Wir haben ja gesehen, daß die Autochromplatte nur blaue, rote und grüne Filterkörner enthält; trotzdem vermögen wir gelbe Blumen usw. in sehr vollkommener Farbentreue mit diesem Aufnahmemittel darzustellen.

Eine Betrachtung der Autochromplatte an den Stellen, wo reines Gelb zur Darstellung gelangte, gibt sofort die nötige Aufklärung. Wir sehen, daß dort die roten und grünen Filterkörner freiliegen und nur die blauen durch schwarzes Silber verdeckt sind. Im Anfang unserer Ausführungen haben wir aber bereits auseinandergesetzt, daß eine Mischung roter und grüner Strahlen reines Gelb ergibt, und in der Tat ist das Gelb, welches wir in der Natur haben, stets ein Additionsprodukt roter und grüner Strahlen.

Die Leistungsfähigkeit der Autochromplatte in bezug auf farbenrichtige Wiedergabe der Natur zu bewundern, hatten wohl schon viele unserer Leser Gelegenheit. Wenn man die vergrößert projizierten Bilder auf der Leinwand sieht, so beschleicht jeden unwillkürlich der Wunsch, ein solches farbenprächtiges Bild auch auf Papier besitzen zu können. Zahlreich genug sind ja auch die Versuche, dieses Problem in die Tat umzusetzen, doch kann man, wenn man vom

Dreifarbendruck absieht, nur von wenigen Erfolgen berichten und diese sind noch dazu mit einer solchen Unsumme von Arbeit verbunden, daß der Durchschnittsamateur kaum sich damit beschäftigen wird.

Wir haben bei Gelegenheit der Beschreibung der subtraktiven Dreifarbenaufnahme schon gesagt, daß man von den Teilaufnahmen (Farbenauszügen) z. B. Pigmentkopien in den komplementären Farben anfertigen und diese übereinanderlegen kann, worauf das (naturgetreue) Mischfarben-Endbild entsteht. Auf dem Prinzip des Aufeinanderlegens farbiger Teildrucke beruhen die ganzen subtraktiven Verfahren zur Herstellung farbiger Abzüge, und wir wollen als das wichtigste den Dreifarbendruck hier zum Schluß noch näher beschreiben, der allerdings nur für die Massenanfertigung farbiger Reproduktionen in Frage kommt, andererseits aber auch das beste Verfahren in seiner Art darstellt.

Zur Erklärung des Dreifarbendruckes sei kurz vorangeschickt, daß dieselbe Methode, welche für die Vervielfältigung photographischer Aufnahmen usw. in Zeitschriften und Büchern dient, auch hier vorwiegend benutzt wird. Da die Zeitschriften mit ganz wenigen Ausnahmen in Buchdruck hergestellt werden, so kommt es nämlich darauf an, die Vorlage, welche aus geschlossenen Tönen besteht, in ein für Hochdruck geeignetes Klischee zu verwandeln.

Um dies zu ermöglichen, wird für die gewöhnlichen Schwarzreproduktionen die sogenannte Rasterzerlegung (s. Abb. S. 45) verwendet, deren Prinzipien im wesentlichen darin beruhen, daß die Vorlage durch ein Netz undurchsichtiger Linien welche sich unter 90 Grad kreuzen, auf die empfindliche Platte photographiert wird, wodurch Punkte verschiedener Größe aber gleicher Deckung entstehen. Ein solches „zerlegtes" Negativ wird nun auf eine mit Chromleim lichtempfindlich gemachte Metallplatte kopiert und durch eine Nachbehandlung dieser Kopie, die wir hier nicht näher zu beschreiben brauchen, das kopierte Bild in ein „säurefestes" verwandelt. Die Kopie auf der Chromleimplatte sieht also so aus, daß die höchsten Lichter durch kleine, aber säurefeste Punkte dargestellt werden, während diese nach den Halbtönen und Schatten zu immer mehr wachsen und schließlich so stark miteinander verschmelzen, daß nur noch kleine Zwischenräume frei bleiben. Alle Zwischenräume werden durch blankes Metall dargestellt, und wenn man nun eine säurefeste Kopie in irgend eine, das betreffende Metall auflösende Flüssigkeit tut, so wird zwischen den säurefesten Punkten die Metalloberfläche vertieft und beim späteren Druck d. h. bei dem Übergehen der Druckform mit einer Walze, die mit Druckfarbe eingeschwärzt ist, werden nur die hochstehenden genau in einer Ebene befindlichen Punkte mit Farbe versehen werden, während alle vertieften Zwischenräume farbfrei bleiben. Auf diese Weise entsteht in der Druckpresse auf Papier eine monochromatische, einfarbige Autotypie.

Für die Zwecke des Farbendruckes ist es nun notwendig, jeden der drei Farbauszüge autotypisch zu zerlegen, von den „rastrierten" negativen Kopien auf Metall zu machen, diese zu ätzen und dann die drei Teilplatten in den Grundfarben gelb, rot und blau so übereinander zu drucken, daß sich die Bilder in der Konturenzeichnung genau decken, durch Mischung (Übereinanderlagerung) der Farben aber alle Zwischentöne zwischen den reinen Grundfarben entstehen.

Nach der Schnelligkeit, mit der eine gewöhnliche Schwarzautotypie hergestellt wird und ein verhältnismäßig gutes Abbild der Vorlage liefert, möchte



Im Hochsommer. Lumièreaufnahme von Rudolf Lechner in Wien.



Tulpenbeet mit Agave. Lumièreaufnahme von Rudolf Lechner in Wien.



Mädchen mit Ziege. Motiv aus Vossewangen (Norwegen).
Künstlerische Photographie von Prof. O. Mente in Berlin-Wilmersdorf.

man annehmen, daß auch die Herstellung einer farbigen Reproduktion keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten könnte, da doch theoretisch durch Übereinanderdruck der drei Grundfarben alle Mischfarben entstehen müssen.

In Wirklichkeit liegen die Verhältnisse aber sehr viel verwickelter; denn es sprechen hier alle möglichen Faktoren mit, die das Endergebnis, den farbigen Druck, stark beeinflussen und dazu führen, daß ein zwangsläufiger (photomechanischer) Zusammendruck der drei rastrierten Farbplatten durchaus nicht ein identisches Bild der farbigen Vorlage liefert, sondern nur eine ziemlich schwache Annäherung, nämlich ein im wesentlichen bräunlich gefärbtes Bild, aus dem einzelne reine Farben deutlicher hervortreten. Warum das so ist und so sein muß, läßt sich an dieser Stelle schwer auseinandersetzen. Gesagt sei nur, daß z. T. die verschiedene Transparenz der Druckfarben Schuld an dem Übel ist; ferner sind es die sogenannten Quetschränder, die dadurch entstehen, daß das Papier mit ungeheurem Druck auf die einzelnen punktförmigen Druckelemente des Klischees gepreßt wird



Achtfache Vergrößerung des Mädchenkopfes auf der Menteschen Photographie zur Veranschaulichung der Rastrierung.

und die Farbe an der Seite austritt, endlich aber noch ein Umstand, der nach den vorherigen Ausführungen leicht zu verstehen ist, daß nämlich in einem Farbendruck additive und subtraktive Farbenmischung gleichzeitig vertreten sind. Während in den lichten Partien die kleinen Punkte zum größten Teil nebeneinander stehen und ihre Farben sich für das Auge additiv so vereinigen, wie wir es z.B. bei den Rasterkörnern der Autochromplatte wahrnehmen konnten, liegen die größeren Punkte der dunkleren Töne und Schatten teils über, teils nebeneinander, und wir haben hier eine unglückselige Vereinigung von Farbwirkungen, die durchaus nicht nach gleichen physikalischen Gesetzen erfolgen, und die durch die Geschicklichkeit der Ätzer beseitigt werden müssen.

Wir müssen uns also nach dem Gesagten mit der Tatsache abfinden, daß die Treue eines typographi-



Blühende Wicken.
Lumièreaufnahme von Hugo Pringsheim in Breslau.



Winterlandschaft.
Lumièreaufnahme von Hugo Pringsheim in Breslau.

schen Farbendruckes im wesentlichen auf manueller Geschicklichkeit beruht. Diese ist aber im Laufe der Zeit und durch die fortdauernde Übung bei den Spezialisten auf farbenreproduktionstechnischem Gebiete so groß geworden, daß man jede farbige Vorlage mit außerordentlich großer Treue nachzubilden vermag. Es steckt nur eine Unsumme von Arbeit in jedem Farbenklischee; wiederholt müssen Zusammendrucke der einzelnen Druckplatten vorgenommen werden, um sich von der Richtigkeit der vorgenommenen Korrekturen zu überzeugen, und erst nach mehrmaligem Zusammendrucken und fortwährend dazwischen eingestreuten Korrekturen ist es möglich, zu einem Ergebnis zu gelangen, wie es z. B. die Illustrationen dieses Heftes darstellen.

Am deutlichsten prägt sich diese Mehrarbeit in dem Preise für Farbenklischees aus, der für den Laien in gar keinem Verhältnis zu demjenigen steht, wie er für schwarze Autotypien bezahlt wird.

Das ganze Gebiet der farbigen Photographie und der Reproduktion farbiger Bilder ist so außerordentlich vielseitig, daß es kaum möglich erscheint, auf einem verhältnismäßig so beschränkten Raum eine einigermaßen erschöpfende Darstellung zu geben. Zweck dieser Zeilen sollte es auch nur sein, dem Leser einen Begriff zu geben von den technischen Schwierigkeiten, welche diesem Verfahren innewohnen, und ihn zu gleicher Zeit über den augenblicklichen Stand der farbenphotographischen Verfahren nach Möglichkeit zu unterrichten.

Sieghaft Schiff.

Sein Feuer brennt und drängt ihn durch die Welt:
Voran! Zum Ziel! Die heißen Pulse fliegen,
Waghalsig schwimmt der „Recke“, zu besiegen
Die Kraft, die widerstrebt zugleich und hält.

Er pflügt das starke Meer. Entgegenstellt
Sich jede Woge zwar, doch unterliegen
Muß auch die letzte, und sie muß ihn wiegen,
Den Sieger, oder wird von ihm zerschellt.

Und langt er müd im letzten Hafen an,
Zerfließt sein Leben zwar am Himmelsdom
In schönen Wölkchen wie ein zart Gedicht:

Doch wo er Wunden schlug, erglänzt im Bann
Edler Bezwingergröße weit der Strom —
Und in die Nacht noch fällt ihm liebes Licht.

Max Bittrich.

Und ist's auch schwer!

Dem Helden Rupprecht von Bayern!

Von Paul Keller.

Nun baten wir Gott den Herrn um Sieg,
Nun geht es in den heiligen Krieg.
Mein Junge, Dir sind die Augen rot,
Glaubst Du, Dein Vater zieh' in den Tod?
Wein' nicht; ich führ' zum Sieg unser Heer,
Und sei's auch schwer.

* * *

Sie spei'n wie die Teufel Verderben und Brand,
Wir aber halten der Hölle stand;
Sie dringen, ein wahnsinnwütendes Chor,
In Riesenscharen gen Deutschland vor.
Wir aber stehen stark und still,
Den Sieg ich will, den Sieg ich will!
Und Tag und Nacht und Nacht und Tag
Ein Kampfgebrüll, ein Stoß, ein Schlag,
Wie Bäche rinnen Hirn und Blut,
Wie Stürme dröhnen Fluch und Wut,
Es hagelt Eisen, es regnet Blei
Im Donnerkrachen der Raserei;
Der Himmel dröhnt, die Erde erbebt,
Verwundet ... gefallen ... ausgelebt ...
Darüber hinweg, darüber im Sturm,
Den Schädel zerspalten dem Lindenwurm,
Und wenn nicht ein einziger übrig blieb' —
Nur Schuß um Schuß, nur Hieb um Hieb,
Bis uns die Vogesen im Rücken steh'n — — —
Nun ist's errungen, nun ist's gescheh'n —
Das war ein wahrhaftiges Heldenstück,
Die Sterne leuchten auf Deutschlands Glück.
O Junge, das war der Tag der Ehr',
Doch er war schwer!

* * *

Der Knabe hat keine Antwort geschickt,
Was ist's, das auf einmal so schwer mich bedrückt?
Ein Läuten dringt weit von ferne her,
Als ob es St. Cajetans Glocke wär.
Ein schwarzer Reiter kommt angesprengt,
Die Stimme keuchend und grambeengt:
„Herr Kronprinz — Deinen Sohn Luitpold
Gott hat ihn gewollt — Gott hat ihn gewollt — —"
Ich starre ihm in das bleiche Gesicht,
Ich verstehe ihn nicht.
Dann aber wird mir grausam klar,
Was das für ein fernes Geläute war. — — —
Es ward wohl ein Kranz für mein Haupt gepflückt,
Ich aber hab' ihn nach Hause geschickt:
Legt ihn dem Jungen auf seine Gruft,
Und wenn seine stille Lippe mich ruft,
Sagt ihm: Der Vater kann kommen nicht,
Er steht im Felde, ihn hält die Pflicht.
Er darf seinen Jungen nicht schauen mehr —
Und ist's auch schwer!

Franz Grainer, München.

S. K. H. Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Sieger von Metz.
Rechts der kürzlich verstorbene Erbprinz Luitpold.
Links der nunmehrige Erbprinz Albrecht.





E. Bieber, Hofphotograph, Berlin.

Generaloberst von Beneckendorf und Hindenburg

vernichtete die russische Narew-Armee in der Schlacht bei Tannenberg in Ostpreußen.







Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.



„I, wo wer'n se denn!" sagte kopfschüttelnd mein verehrter Nachbar, der alte Herr Apotheker, als er morgens vor der Tür stand und ich ihm gegenüber die Ansicht äußerte, daß nun die Russen wohl doch losschlagen würden.

Sein Wort in Ehren. Er zählt zu den klügsten Leuten der Bergstadt und auch zu denen, die am wenigsten reden, gewöhnlich aber recht haben, so oft sie den Mund auftun. Diesmal aber bezweifelte ich seine Meinung. Die neuesten weltgeschichtlichen Meldungen rochen mir zu sengerig. Mein Widerspruch bewog ihn, sich deutlicher zu offenbaren. Dabei schwoll ihm die Zornader an der Stirn. Ich hatte von den Panslawisten gesprochen, und er rief erregt:

„Ufgehängt müßte se werden, die ganze Schwefelsippschaft, die mit dem serbischen Mordgelichter ganz Europa rebellisch machen und in Brand stecken möchte! Verkehrt ufgehängt! Und wenn etliche Großferschten drunter wären — desto besser! A Irrenhaus war der russische Kaiserpalast schon immer; aber gar so verrückt is auch dort keener, daß er vor dem armen Friedenszaren die Kriegserklärung uf a Schreibtisch legen, ihm die nasse Feder in die Hand drücken und sagen würde: ‚Deinen Namen drunter!'... Überlegen Sie doch, das würde der schrecklichste Krieg sein, den die Welt je erlebt hat!"

Der Postbote brachte die Zeitung. Ich warf einen Blick hinein und war beschämt. Der alte Herr Nachbar hatte wieder einmal recht gehabt: „Ruhige Auffassung in Berlin... Die überwiegende Meinung der Staatsmänner geht dahin, daß das Gewicht der realen Gründe, die Rußland von einem Kriege abhalten müßten, so groß sein würde, daß es wahrscheinlich nach mancherlei Drohungen ruhig bleibt."

Ich erkannte wieder einmal, daß ich ein beschränkter Kopf bin. Die Ansicht unseres Apothekers hatte klar übereingestimmt mit der überwiegenden Meinung der Staatsmänner.... „Die Vermittelungsaktion hat mit Eifer begonnen, und an ihrem Erfolge wird nicht gezweifelt... Es kann als sicher gelten, daß der Konflikt auf Österreich-Ungarn und Serbien lokalisiert bleibt." ...Bravo! Nun Gnade Gott den serbischen Schuften, den Mördern von Sarajewo und dem ganzen Schwarm ihrer prinzlichen, militärischen und beamteten Mitverschwörer!... „Die Wiener Regierung wird ihren Weg bis zu Ende gehen!"... Recht so! recht so!... Schwerste Blutschuld, niederträchtigster Verrat soll fürchterlich gesühnt werden... Na, überlassen wir das nur getrost den Österreichern und den Ungarn! Diese vielgetreuen Verbündeten des Deutschen Reiches werden die nötige Justiz schon üben... Wir können ja inzwischen unsere Betrachtungen über hochbedeutsame Geschehnisse anderer Art fortsetzen: über den Mordprozeß der Madame Caillaux, über den Fürsten Wilhelm, der nach Valona ging, über das Schachturnier zu Mannheim, über die Lausitzer Tuchindustrie, über den Ankauf der Orientbahnen, über die Ehrenspende für Wedekind und das geplante Zigarettenmonopol.

Zwei Tage später. Wir schrieben in der Bergstadt mit dem größten Teile der Kulturwelt den 30. Juli. Bei Belgrad donnerten die Kanonen. Von der politischen Schwüle, die über Europa brütete, fühlten sich auch die Gemüter in unserer friedlichen Stadt beengt. „Die Entscheidung verzögert sich," hieß es in der Zeitung. Unter den Sommergästen, die in unserer Mitte weilten, befanden sich drei Lehrerinnen aus Finland. Hochgewachsene, bildschöne Gestalten mit lichtblonden Haaren und blauen Augen. Germanisches Nordlandsblut mit tatarischem Einschlag. Auch eine junge Engländerin war da. Die Fininnen zeigten sich unschlüssig, ob sie abreisen oder dableiben sollten. Sie befürchteten, daß der Krieg mit Rußland ausbrechen werde, da die Regierung diesen Krieg seit langer Zeit mit allen Kräften vorbereite. Sie zogen den Apotheker zu Rate. Der hatte soeben die freudige Mitteilung gelesen, daß der russische Ministerrat tags zuvor die weitere Mobilmachung aufgeschoben habe. „Nur keine Sorge! Rußland ist noch nicht fertig! Der Bär zieht die Krallen ein."

Die Damen lächelten und schwiegen. Ich fragte sie, ob sie sich vor dem Kriege fürchteten. Darauf blieben sie mir die Antwort schuldig. Sie blickten mich freundlich, treuherzig und ruhig an, und erst nach einer Pause sagte die eine halblaut: „Vielleicht wird Finland frei." ... Ein verklärendes Leuchten ging über die drei Gesichter... Nachmittags reisten sie ab.

Ein neuer Tag brach an. Was wird er bringen? Die Spannung währte fort; das betriebsame Leben aber ging seinen gewohnten Gang. Alle Seelen brannten in Wißbegierde; nirgends aber zeigten sich Spuren von Erregtheit und Besorgnissen. Voll heiterer Zuversicht sagten sich die Bewohner der Bergstadt mit ihren vierundsechzig Millionen Brüdern und Schwestern draußen im Reiche, daß die Geschicke des Volkes von guten Händen geleitet seien und daß sie sich

auf das deutsche Schwert verlassen dürfen. Alle Nachrichten über eine Mobilmachung in Deutschland und Frankreich wurden in den Morgenblättern als erfunden bezeichnet. Dagegen hieß es, daß der Zar eine teilweise Mobilmachung anbefohlen habe. Wie das wohl zusammenstimmen mochte mit dem kurz vorher gefaßten Beschlusse des russischen Ministerrates?

„Einfältige Drohungen!“ sagte begütigend der Apotheker. „Die Russen sein für den Frieden. Se äußern das in allen Tonarten, und se beteuern es in ihren Zeitungen.“

Unser Apotheker ist wirklich ein scharfdenkender und wohlunterrichteter Mann. Er betrachtet den Weltaufruhr mit einer sogenannten Wurstigkeit, die auch in seiner Sprechweise zum Ausdruck gelangt.

Nachmittags wurden wir durch das Ausrufen von Extrablättern in der Arbeit gestört. Die ersten Extrablätter!... Was ist los? ... Wirklich?... „Jawohl! Der deutsche Botschafter meldet aus Petersburg, daß die allgemeine Mobilmachung der russischen Armee und der Flotte befohlen worden sei.“ ...... Nicht denkbar! Was treibt denn die Gesellschaft da droben an der Newa für ein Spitzbubenspiel? Warum ruft sie ihre Horden zur Fahne, wenn sie den Frieden will?... Noch weiter: „Der Deutsche Kaiser hat, bewogen durch die Meldung seines Botschafters, den Zustand der drohenden Kriegsgefahr befohlen. Er wird heut nach Berlin übersiedeln.“

Also Krieg!... Wohlan denn, wenn sie ihn haben wollen, dann los! Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Aber Fluch, dreifachen Fluch den Schurken, die dieses gräßliche, nicht auszudenkende, mit allen Gewalten der Phantasie nicht zu erfassende Unheil über die Völker gebracht haben! Ersticken sollen sie in den Strömen Blutes, die da fließen werden! Fluch ihnen, Fluch!

Mein alter Nachbar war noch immer nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Der Zustand der drohenden Kriegsgefahr sei noch lange kein Krieg. Im letzten Augenblick würden sich's die Herrschaften anders überlegen. Aber die Zigarre war ihm ausgegangen, was sonst nie zu geschehen pflegte. Das brachte mich auf die Vermutung, daß er, gleich der russischen Regierung, anders dachte als er redete. Nur mit dem Unterschiede, daß er nicht, wie jene, von einer hinterlistigen Absicht erfüllt war.

Abermals ein Tag, und abermals Extrablätter. Mitteilung, daß die deutsche Mobilmachung in Aussicht stehe, falls Rußland nicht binnen zwölf Stunden seine Kriegsvorbereitungen einstelle und hierüber eine bestimmte Erklärung gebe. Gleichzeitig Anfrage bei der französischen Regierung, wie sie sich für den Fall eines deutsch-russischen Krieges verhalten werde... Der Reichstag einberufen... Begeisterungsvolle Kundgebungen in Berlin... Der französische Sozialistenführer Jaurès ermordet.... Die Russen an unserer Grenze.... Welch ein Sonnabend! Im Sinken noch ergoß die Hochsommersonne huldreich und gütig eine verschwenderische Fülle von Licht über die Lande, und sie schmückte die Türme, die hohen Ziegeldächer, die Giebelstirnen, den Bergwald draußen, die reifenden Fruchtgefilde mit einem goldigen Schimmer. Den Menschen, die rüstig ihr Tagewerk vollbracht, kündete sie liebevoll den schönsten Feierabend an. Sie entrüstete sich nicht über das wahnwitzigste aller Verbrechen, die jemals von hochmögenden und hochbetitelten russischen Staats- und Weltverbrechern verübt worden sind, und sie ging nicht einmal blutigrot unter.

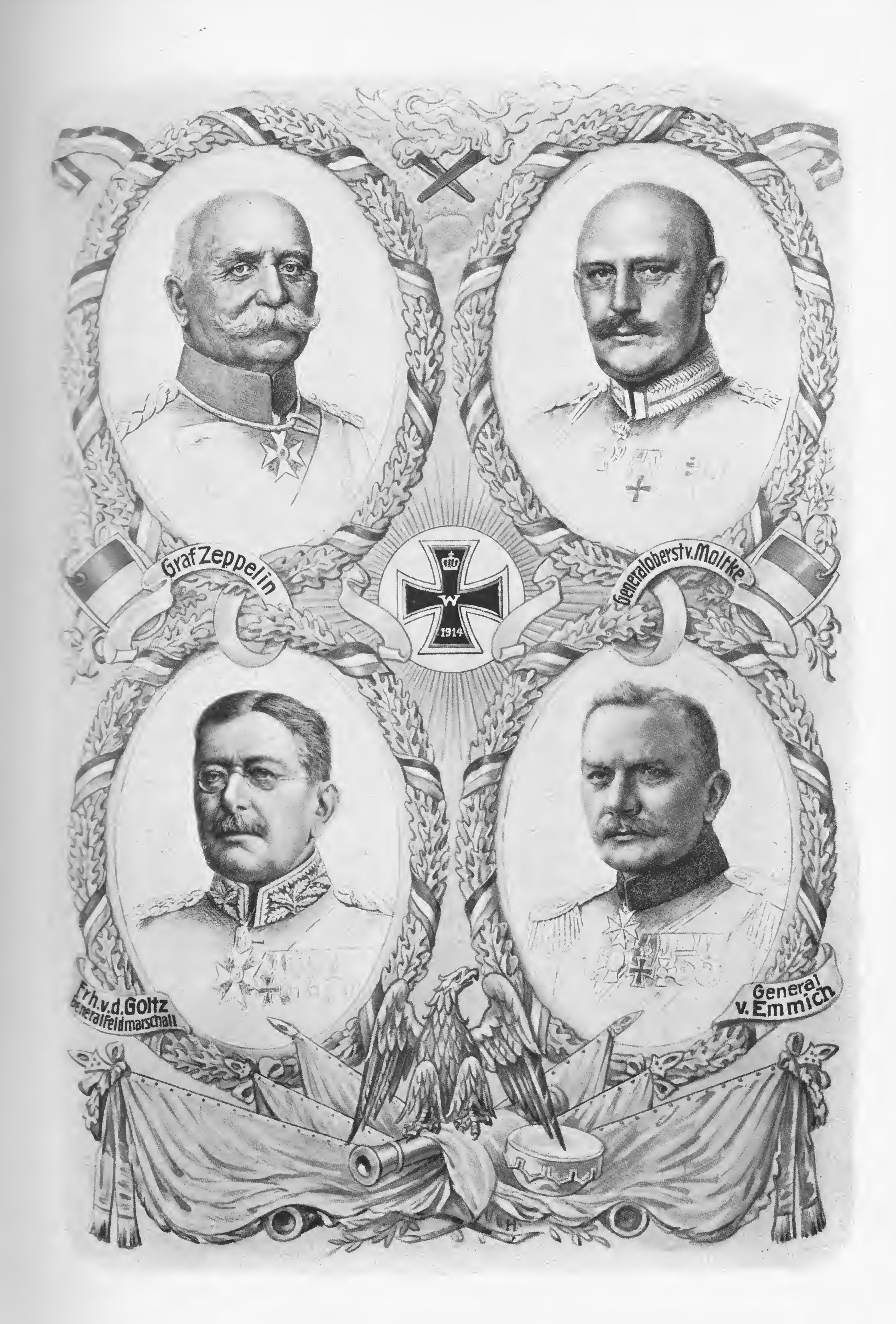
Nur ruhig, ruhig, liebe Seele! Die andern sind es ja auch! Ja, sie waren ruhig! Sie vollendeten ihre Tätigkeit und bereiteten sich auf den

Tag des Herrn vor, ganz wie sonst. Die Frauen besorgten die Einkäufe für den kommenden Tag, die Kutscher ritten mit den Pferden in die Schwemme, die Dienstmädel putzten die Fenster, der Herr Pfarrer wandelte den Philosophensteg hinauf und sann über seine Predigt nach, der Bäckergesell aus unserem Hause holte sich das geplättete Vorhemd, den Kragen und die Stulpen von der Wäscherin. Unterwegs warf er der Annemarie vom Klempner durch eine Handbewegung ein Grußzeichen zu, und die Annemarie verstand es und nickte zustimmend. Die Bürgersteige waren nicht sonderlich belebter als sonst, und ich wunderte mich, daß auch Soldaten unseres Infanteriebataillons gemächlich lustwandelten. Als ob sie jetzt nicht in der Kaserne des großen Rufes gewärtig sein müßten. Da und dort standen kleine Gruppen von Bürgern und redeten mit einer wunderlichen Gelassenheit über das Ungeheuerliche, das draußen in der Welt geschah, über das grauenhafte große Bedrohnis, das uns allen galt, über den Ausbruch des Weltkrieges, den sie seit Jahren immerzu geweissagt, von dem sie aber geglaubt hatten, sie würden ihn nicht erleben.

O, ich kannte meine Bergstädter! Sie wußten alle die furchtbare Schwere der kriegerischen Ankündigungen zu würdigen; sie erfaßten den Inhalt der Extrablätter in seiner ganzen Bedeutung und welterschütternden Wucht; doch sie ergaben sich ruhig in das Unvermeidliche, glaubten felsenfest an die deutsche Kraft, von der ja jeder ein Teilchen in sich selber verspürte, fühlten sich sicher in ihrem starken Pflichtempfinden und in der Hut der ewigen Vorsehung, sagten sich, daß uns der Sieg gehören müsse. In ihren Herzen brannte das Feuer der vaterländischen Begeisterung nicht minder hell und kräftig als in den Herzen der Berliner, und es hätte, wenn der Kaiser zu uns gekommen wäre, wohl auch mit stürmischer Flammenmacht alle Hüllen durchbrochen. So aber glomm und loderte es still und verborgen, und nur ein leiser Glutglanz in den Augen gab Kunde davon.

Kurz nach 6 Uhr traf bei uns die Nachricht ein, daß der Befehl zur Mobilmachung ergangen sei. Sie vermochte nicht zu überraschen, und sie übte wenig Einfluß aus auf den Wandel und den Betrieb in den Straßen, Gassen und Gäßchen, am Markt, unter den altertümlichen Lauben und in den Biergärten. Mein Weg führte mich an der Post vorbei. Dort hatten sich einige Dutzend Menschen versammelt, die einen Maueranschlag betrachteten. Ich trat hinzu und sah, daß es ein neuer Eisenbahnfahrplan war. „Kriegsfahrplan“ stand in großen Lettern darüber. Bevor ich Zeit fand, in Gedanken unserem Generalstab vor schwelgerischer Lust zu huldigen, der wohl schon vor langer Zeit den Eisenbahnen und Postverwaltungen dieses Papier anvertraut hatte, damit sie es einst zur rechten Minute den Geheimschränken entnehmen und draußen anheften konnten — dieses Papier, dessen Ziffern und Worte sich regelrecht einfügten in das vielhunderttausendteilige riesenhafte Uhrwerk einer Mobilmachung gegen zwei Fronten — kam ein Gefreiter zu Rad in rasender Hast daher. Er sprang ab, lehnte das Rad an die alte Linde, drängte sich hurtig durch den Menschenschwarm und verschwand im Postgebäude. Kaum eine Minute verging, da erschien eilig ein Beamter und befestigte neben den Kriegsfahrplan ein großes weißes Papier. Die Mobilmachungstage standen darauf verzeichnet.

Jetzt gab's Zulauf. Jünglinge und Männer drängten sich an der Post. Die vorderen lasen zuweilen laut, da-


Graf Zeppelin
Generaloberst v. Moltke
W
1914
Frh. v. d. Goltz
Generalfeldmarschall
General
v. Emmich

mit die andern schneller Bescheid wußten. Keiner jedoch verriet durch irgend einen Ausbruch kriegerischer Lust oder schmerzlichen Bedauerns, wie ihm zu Sinn war, wie ihn die schwarzen Druckworte berührten. Der ganze Vorgang verlief so, als handelte sich's um eine Zwangsversteigerung oder eine Grasverpachtung. Schnurrige Menschen, unsere Bergstädter! Von Rechts wegen hätte doch einer oder der andere „Hurra" schreien oder „Deutschland, Deutschland über alles" anstimmen müssen. Das fiel aber keinem ein. Ich konnte nicht genug staunen über solche Pomadigkeit. Nun ja, es war Sonnabend, und sie hatten alle noch etwas anderes zu tun, als sich vor das Postgebäude hinzupflanzen und einander lärmend ihre Vaterlandsliebe und ihre gute Gesinnung zu beteuern. Unsereiner konnte doch nicht gut den Ton angeben. Ja, wenn man ein flotter Reservist gewesen wäre! Aber so ein „Reichskrüppel", der nicht mehr drankommt, der im ärgsten Notfalle vielleicht in eine militärische Schreibstube oder als Mitbeförderer von Schlachtrossen oder auf einen Posten für Gichtbrüchige eingezogen wird, soll bei solchen Gelegenheiten hübsch still sein.

Der Brauwagen fuhr an mir vorbei. Ein stämmiger Gesell kutschierte. Dem rief ein Fußgänger die Frage zu: „Na, Robert, wann ziehste los?"

„Morgen früh gleich!" scholl es vom Wagen zurück, und Robert lachte vergnügt und knallte mit der Peitsche.

„Ich erst übermorgen. Mach's gut!"

„Will's schon besorgen!"

Damit war der Abschied dieser zwei guten Bekannten oder Kameraden erledigt. Sie hatten einander kaum einen Blick zugeworfen, und es konnte doch sein, daß es ein Scheiden für immer war. Im Kriege kann's doch gar zu leicht einem ins Auge gehn! Aus dieser kleinen Begegnung war mir mit einem Schlage das Wesen unseres „Volkes in Waffen" klar geworden. Der Kaiser hatte gerufen, und da galt nichts anders mehr, als dem Rufe zu folgen. Alles Reden darüber war überflüssig. Jeder wußte, daß es eiserne Pflicht für ihn war, das schändlich bedrohte Vaterland verteidigen zu helfen, und der Gedanke, daß ihn eine Kugel niederstrecken könne, dämpfte zwar den Frohsinn des Herzens, verminderte jedoch nicht den stahlfesten Willen zur vollkommenen Pflichterfüllung. Wie's kommt, so kommt's! Nur kein Gerede!... Deutschland kann nicht zugrunde gehn, und wenn es von zehn Reichen überfallen würde! Wie eine jubelselige Erkenntnis war es über mich gekommen.

Ich trat in meinen Zigarrenladen und kaufte mir Zigarren. Der jugendliche Inhaber des Geschäfts lächelte mich an, als sei er über mein Kommen sehr beglückt.

„Freuen Sie sich etwa über den Krieg?"

„Das nicht! Aber morgen früh geht's zur Fahne. Und der auch!" Er deutete dabei auf seinen Gehilfen, und dieser schien ebenfalls guter Dinge zu sein.

„Und wer leitet da den Laden?"

„Ich wollte Sie eben bitten, daß Sie meiner Frau nicht untreu werden! Es wird ihr schwer fallen, das Geschäft und die Hauswirtschaft und das kleine Kind zu besorgen; aber wenn sie meine Kundschaft behält..."

„Will's schon besorgen!" rief ich, ganz so, wie der Bierkutscher diese drei Worte gesprochen hatte. „Ich will's auch meinen Freunden sagen, daß sie hier kaufen."

„Ach, da bin ich Ihnen dankbar!" — und er griff nach meiner Hand und schüttelte sie.

„Wir kommen beide zu unserm Bataillon," sagte der Gehilfe.

„Ja, da werden wir Kameraden im Felde sein!“ fügte der Geschäftsherr hinzu, und beide freuten sich.

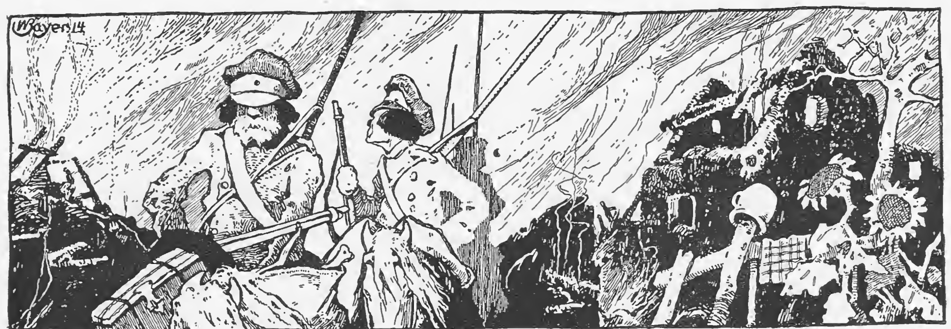
Unsere Tafelrunde im „Löwen“ war plötzlich klein geworden. Vom Forstmeister hieß es, daß er mit seinen Förstern die Eisenbahnstrecke bewachen helfe; den Bürgermeister hielten die durch den Krieg gesteigerten Dienstgeschäfte fern; der Musikdirektor war berufen, den Russen oder den Franzosen die Flötentöne beibringen zu helfen; der Amtsrichter sollte den Friedensbrechern, die ohne vorangegangene Kriegserklärung im Osten und im Westen die deutschen Grenzen überschritten hatten, mit dem Degen das Völkerrecht erläutern, und unser Freund von der Gasanstalt hatte sich zu den Hunderttausenden gesellt, die hinauszogen, um den anmarschierenden Feindesschwärmen heimzuleuchten. Wir spärlichen Überbleibsel aber besorgten das Politisieren und Kannegießern so gründlich und gediegen, als ob wir vollzählig gewesen wären. Dem Zaren, dem Delcassé und dem Poincaré mögen die Ohren geklungen haben durch die geheimnisvolle Macht der Fernwirkung aller der Donnerwetter, die wir ihnen zuschleuderten. Den Japanern aber, unsern kernbraven, treuen Freunden, brachten wir trotz der Warnung vor dem Alkoholgenuß, die draußen an den Anschlagtafeln prangte, dankerfüllt einen Ganzen.

„Armes Rußland, erzittere vor den Japanern!“ rief der alte Rentmeister. „Die holen sich jetzt alles, was ihnen damals beim Friedensschlusse durch die neidischen Engländer aus den Händen gerissen worden ist! Die ganze Mandschurei nehmen sie jetzt!“

Er sprach uns aus dem Herzen. Schon war ein Telegramm eingetroffen, des Inhalts, daß Japan auf dem Sprunge sei. Es wolle die Schwierigkeiten, die Rußland mit uns haben werde, weise ausnützen zu einer Regelung der mandschurisch-mongolischen Frage. Prächtig, prächtig! Von zwei Seiten muß die moskowitische Bande verhauen werden, von vorn und von hinten! Nicht umsonst haben wir die tapferen Ostasiaten in der Kriegskunst unterrichtet, nicht umsonst sie aus allen Quellen unserer Wissenschaften trinken lassen, nicht umsonst sie allerorten in Deutschland als liebe Gäste behandelt und gehätschelt, nicht umsonst waren die Gefühle der Deutschen damals, als sie den furchtbaren Kampf mit dem russischen Ungetüm zu bestehen hatten, auf ihrer Seite. Sie haben es auch immer offenmütig anerkannt, daß wir ihre großen Lehrmeister waren, daß sie ihre besten Staatseinrichtungen den deutschen Vorbildern verdanken, und daß sie bei Clausewitz, Moltke und Schlieffen in die Schule gegangen seien. Jetzt begann für sie die Zeit der edlen Vergeltung, jetzt können sie ihren Dank durch Taten abstatten; jetzt wird die Welt erfahren, wie treulich sie zu uns, ihren ehrlichsten und besten Freunden, halten. Die Engländer haben mit ihnen ein Geschäftsbündnis geschlossen, eines, bei dem keiner dem andern über den Weg traut. Wir gewannen sie mit der Diplomatie des Herzens, und dieser ungeschriebene Vertrag hält besser als ein geschriebener. Tadelt nicht unsere Diplomaten! Den Japanern noch einen Halben!...

In gehobener Stimmung gingen wir heim.

Dritter Augusttag. Hurra, hurra, der erste Sieg! Der Ratsdiener Klammt ließ auf dem Kälbermarkte drei Böller krachen, und auf der Hussitenschanze, die vor Zeiten ein Bollwerk zum Schädeleinrennen war, jetzt aber mit ihren Rosengehängen und ihren schönen Gesträuchpflanzungen den stolzesten Schmuck unserer Promenade bildet, feuerte die



W. Bayer.

alte Seydlitzkanone gleichfalls drei Schuß ab. Alle Fenster klirrten vor Begeisterung. Die berühmte Muttergottesstadt in Russisch-Polen war erobert worden. Ein scharfes siegreiches Gefecht hatte dort stattgefunden. Außerdem waren zwei Regimenter in Kalisch eingerückt, deutsche Truppen hatten sich in den Besitz der Stadt Bendzin gesetzt, und der russische Kriegshafen von Libau war durch unsern kleinen Kreuzer „Augsburg" in Brand geschossen worden. Eigentlich hätte Klammt v i e r Böller dran wenden müssen, für jeden Erfolg einen; doch er wollte vielleicht mit dem Pulver sparen, aus Besorgnis, daß es für die künftigen größeren Siege nicht reichen könnte.

Auf meinem Abendspaziergange begegnete mir die greise Witfrau Anna Koschmieder. Sie blickte so bekümmert und trübselig drein, daß ich sie teilnahmsvoll fragte, wie es ihr gehe.

„Ach Gott, ach Gott," entgegnete sie klagend, „wenn wir bloß nich immer siegen möchten!"

„Aber warum denn nicht, Mutter Koschmieder? Wir wollen doch siegen!"

„Wenn wir siegen, tun se schissen, und do derschreck ich, daß ich am ganzen Leibe zittere."

„Wir haben halt Krieg, und da wird überall geschossen. Daran müssen wir uns jetzt gewöhnen."

„O jemersch ne, o jemersch ne!" wimmerte sie im Davongehen.

Ich habe sie nicht vor das Kriegsgericht gebracht.

„Pest und Granaten über das Ekelgeschmeiß in Petersburg!" rief mir heut früh, Dienstags, mein Nachbar Apotheker zu, als ich einen Blick durch das Fenster warf.

Den Alten hatte die Wut gepackt, und er schüttelte sich, als ob er etwas Widerwärtiges, Abscheuliches von sich wehren wollte. In der Hand hielt er ein Zeitungsblatt. Bei uns hatte die Zeitungsträgerin noch nicht vorgesprochen.

„Eine solche Niederträchtigkeit, Schamlosigkeit, Ehrlosigkeit, Schurkenhaftigkeit, Verlogenheit und Heimtücke hat die Menschheit noch nicht erlebt!"

„Was ist denn los?"

Ich lief hinaus, und er las mir mit bebender Stimme vor. Er las, daß der russische Generalstabschef dem deutschen Botschafter nicht nur schriftlich, sondern auch in feierlicher Form durch Ehrenwort erklärt habe, daß nirgends in Rußland mobil gemacht werde, und er las ein Telegramm des Zaren, in dem es hieß: „Wir sind weit davon entfernt, den Krieg zu wünschen. Solange die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. Ich gebe Dir mein feierliches Wort darauf. Ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner

Vermittelung in Wien für die Wohlfahrt unserer Länder und den Frieden Europas. Dein Dir herzlich ergebener Nikolaus."

Der Nachbar gab mir das Blatt. Ich ersah daraus, daß der Zar dieses Telegramm am letzten Julitage gesandt hatte, und daß das feierliche Ehrenwort des Generalstabschefs zwei Tage zuvor abgegeben worden war. Da begriff ich den Zornkoller des ehrenhaften Mannes, und auch mich schüttelte der Graus.

„Alles abgekartetes Spiel! Wir sollten in einen Friedensschlaf eingelullt und dann jäh überfallen werden! Seit Wochen, seit Monaten, wohl gar schon länger rüsten sie, und weil wir sie dabei erwischt haben, heben sie die Finger empor und schwören bei Gott und ihrer Ehre, daß sie die reinen Unschuldslämmlein seien und kein bißchen gerüstet hätten! Bei diesem Schwören aber kneifen sie wie abergläubische Spitzbuben den Daumen ein, in der schuftischen Einbildung, daß dann der Schwur nicht gelte!... Lesen Sie doch, was unser Kaiser dem russischen Lügenbolde telegraphierte! Da heißt es:

„Ich bin mit den Bemühungen, den Weltfrieden zu erhalten, bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht. Noch in diesem Augenblick liegt es in Deiner Hand, es abzuwenden. Niemand bedroht die Ehre und die Macht Rußlands, das wohl auf den Erfolg meiner Vermittlung hätte warten können. Die mir von Deinem Großvater auf dem Totenbett überkommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist mir immer heilig gewesen. Ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede kann von Dir jetzt noch erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, seine militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen."

„So, liebster Herr Nachbar, klang es aus dem Herzen des wahren Friedenskaisers, dem es als höchster Ruhm gelten sollte, in Eintracht, im Wetteifer friedlichen Schaffens mit allen Völkern gelebt zu haben. Aus diesen Worten schreit die heilige Redlichkeit, fleht die inständigste Sorge um die schwer gefährdete Kulturwelt, hallt die bittende Mahnung zur Vernunft, zur gegenseitigen Verständigung. Doch die herrlichen Kaiserworte flogen wirkungslos in den Wind, weil sie für die Ohren von Heuchlern, von ehrlosen Lumpen bestimmt waren. Pfui! Pfui!"

„Ereifern Sie sich nur nicht krank!" bat ich ihn. „Wir wissen jetzt, was ein russisches Ehrenwort zu bedeuten hat, und das wird für alle Zukunft von Wert für uns sein."

„Die Galle kann einem überlaufen!"

„Nicht doch! Männer Ihres Schlages werden wir im Laufe der Kriegszeit in der Bergstadt gebrauchen können."

Der mit einem Male beredsam gewordene alte Schweiger hätte sich ganze Posten von Flüchen, Pfuis und sonstigen Verwünschungen und Ausdrücken einer schrankenlosen Verachtung, die er während des Tages gegen die russischen Meineidslumpen schleuderte, für die Nacht aufsparen können. Am späten Abend erfuhren wir nämlich, daß uns auch noch die Engländer den Krieg erklärt hatten. Unsere salbungsvollen, hochsittlichen Vettern, denen der Mund von erlogener Ehrbarkeit trieft... Na ja, es läßt sich ja nicht anders erwarten. Sie waren wohl gar „diejenigen, welche"... Der täppische Bär, der welsche Rotfuchs, der serbische Wolf und — mir kam der Schakal in den Sinn. Der Schakal — heißt es in der Naturgeschichte — be-

gibt sich gegen Abend auf seine Jagdzüge, zieht durch Heulen andere seiner Art herbei, plündert mit ihnen die Hühnerhöfe, die Obstgärten und die Weinberge, raubt Lämmer und Ziegen und folgt anderen Raubtieren, um unter deren Schutze zu stehlen und zu plündern und ihnen, wenn es geht, einen Teil der Beute wegzuhaschen....

Morgen will ich auf das Bezirkskommando wandern und fragen, ob ich irgendwie bei der Landesverteidigung zu verwenden sei...

Ich war auf dem Bezirkskommando. Nichts zu machen. Solche Sorte könnten sie einstweilen nicht gebrauchen. Junge Leute seien im Überfluß da. Wenn hundert einzustellen seien, kämen tausend. Der Feldwebel kennt mich, und er begrüßte mich sehr freundlich. Himmel, gibt's dort Arbeit! Und was hab ich in der halben Stunde alles erlebt! Da kam einer, der verdächtig abgerissen aussah und das Schuhwerk schief gelaufen hatte. Der richtige Pennebruder.

„Mensch, Sie werden ja erschossen!" schrie ihn der Bezirksfeldwebel an. „Wissen Sie nichts vom Kriegsrecht? Wo kommen Sie denn her?"

„Von der Wanderschaft."

„Das heißt von der Landstreicherei! ... Nein, so etwas! Sechs Jahre lang suchen wir den Kerl in der ganzen Welt, und nun auf einmal schneit er hier herein... Und die Militärpapiere verbummelt?"

„Die sind mir gemopst worden von so einem Halunken, mit dem ich gewalzt bin."

„Wer's Ihnen glauben möchte! Warum haben Sie sich nirgends gemeldet? Warum sind Sie zu keiner Kontrollversammlung gegangen? Warum hat Sie kein Gendarm erwischt und eingesperrt?"

„Weil ich in Italien, in Frankreich und in der Schweiz war, zuletzt in Basel."

„Der richtige Weltenbummler also! Mensch, es gibt ja gar nicht genug Strafen für Sie! Wo kommen Sie denn jetzt her?"

„Aus Basel. Deutsche, die dort wohnen, haben mir das Geld gegeben, daß ich herkommen konnte."

„Da sind Sie direkt von Basel hierher gekommen?"

„Nein, zu Fuß von Dresden."

„Was haben Sie in Dresden gemacht?"

„Bis dorthin hat das Geld bloß gereicht. Da wollt' ich mich stellen; aber sie mochten mich nicht, weil ich keine Papiere hatte."

„Na, Menschenkind, das wird immer verwickelter! Was bewog Sie, aus der Schweiz nach Deutschland zu kommen? Sie wußten doch, daß wir Sie hier am Schlawittel nehmen?"

„Es ist doch jetzt Krieg! Wie ich hörte, daß es losging, hab' ich alles hingeworfen, und nun bin ich eben da."

Der Bezirksfeldwebel wollte noch weiter wettern; doch er verlor den Faden, weil ihm das Herz überging. So schlug er denn einen anderen Ton an und sagte: „Wir wollen sehen, was sich für Sie tun läßt. Und wenn es gelingt, Sie frei zu bekommen, so machen Sie Ihr Unrecht unter der Fahne gut! Zeigen Sie, daß Sie wirklich ein guter Deutscher, ein braver Soldat sind!... Es steht ja schlimm um Sie! Doch es läßt sich ja manches gut machen!"

Ich hatte Gelegenheit, mit dem Bezirksfeldwebel einige freundschaftliche Worte zu wechseln. Er sagte, daß er Tag für Tag derartige Geschichten erlebe. Das sei rührend und begeisternd. Zahlreiche Bummellanten kämen her und wollten fürs Vaterland streiten — Leute, die dem Bezirkskommando jahrelang argen Verdruß und viele Scherereien verursacht hätten, Brüder vom Sonnenorden, die unter falscher Flagge durchs Lebensmeer segelten, verschnapste Gestalten, von denen sich

annehmen ließ, daß ihnen aller sittliche Halt verloren gegangen war, Auswanderer, die ihr ganzes Leben in der Fremde verbringen wollten, und sogar Missetäter, die vor Steckbriefen flüchteten. Der Krieg habe sie alle zur Besinnung gebracht; in ihren Seelen sei urplötzlich das große Pflichtgefühl, die Liebe zum Vaterlande, der Haß gegen die Friedensbrecher wach geworden. Sie bebten nicht mehr aus Furcht vor den Strafen, die ihrer harrten; sie hegten nur den einen Gedanken: daß Deutschland jetzt Soldaten brauche. Deutschland sei wirklich einmal vollkommen einig.

„Und werden diese Leute bestraft?"

Der Bezirksfeldwebel zuckte mit der Schulter. „Ich glaube nicht!" erwiederte er. „Wo es zu vermeiden geht, wird es vermieden. Wir freuen uns ja viel zu sehr über ihr Gewissen, das sie hertrieb, und über ihre Liebe zum Vaterlande."

Die Äußerungen des Bezirksfeldwebels haben mir den regnerischen Tag verklärt.

Heute wäre meine Persönlichkeit beinahe dem Kriege zum Opfer gefallen. Um ein Haar, und ich hätte mit durchbohrter Heldenbrust im Straßengraben gelegen. Allerdings nur um ein Zimmermannshaar.

Mein Schwager, der bei den Kürassieren dient, hatte mir telegraphiert, daß er sich einen Tag auf dem Dominium Straubwitz aufhalten werde, wegen der Aushebung von Pferden in der dortigen Gegend. Zufällig schickte sich's, daß der Getreidehändler Jeschnitz nach seiner dort befindlichen Mühle fuhr. Im Auto natürlich. Er sagte, daß es ihm eine Freude sei, mich mitzunehmen, und nach einem dreiviertelstündigen Jagen war die weite Strecke durchmessen. Ich feierte mit dem lieben Verwandten ein frohes Wiedersehen, sah zu, wie er Pferde musterte, fand, daß er seit unserer letzten Begegnung noch einige Spannen an Umfang zugenommen habe, und erkundigte mich teilnahmsvoll, wie denn das Roß gebaut sei, das unter einer solchen Last nicht zusammenbreche. Da gab er mir zur Antwort, daß er wahrscheinlich zur Luftschifferabteilung kommen werde. Mein Erstaunen bewog ihn, sich näher zu erklären. „Siehst Du," sprach er, „ich sitze gemütlich in der Gondel eines Zeppelin und segele forschend zu Häupten der Feinde. Werden wir von unten beschossen, so werfen mich die anderen hinaus, und augenblicklich schnellt das Luftschiff, vom Ballast befreit, in kugelsichere Höhen empor."

Er blieb so, wie er schon immer war, ein lustiger Bruder, und ich wünschte ihm lachend Glück zu seinen Höhenfahrten. Später, als es unsere Absicht gewesen war, rutschten wir heimwärts, der Jeschnitz und ich. Wir rasten, wo wir freie Bahn fanden, mit vollem Atmosphärendruck, weil mein Begleiter noch vor Geschäftsschluß in seinem Kontor sein wollte; doch als wir in den Puddelsdorfer Büschen zur Bergstadt hinauftosten, griff er mit so heftigem Ruck an die Bremse, daß ich von meinem Sitze vornüber stürzte und bald darauf — ich weiß nicht wie — auf die Straße purzelte. Wie ich auf die Beine kam, weiß ich ebenfalls nicht, nur weiß ich, daß ein Büchsenknall erscholl und eine Kugel neben mir an einen Straßenstein prallte. Jemand schrie aus dem Gebüsch: „An die Beine, nur an die Beine zielen!"... und jetzt sah ich drei oder vier Flintenläufe mit ihren Mündungen durch die Brombeersträucher mörderisch nach mir und dem noch im Auto hockenden Getreidehändler starren. Ich sah auch noch, daß die Straße mit Ketten abgesperrt und mit einer Steinbarrikade versehen war, und blitzhaft ging mir nun die Erkenntnis auf, daß ich, um ein Held zu sein, mein Leben so teuer als möglich verkaufen müsse. So warf

ich mich denn neben das Auto und zog hurtig die einzige Waffe hervor, die ich besaß: mein Taschenmesser. Die Klinge war klein, aber scharf, und ich wollte nicht sterben, ohne daß ich einen der Russen, oder was es sonst für feindliches Gezücht sein mochte, mit mir ins Jenseits nahm. Der wehrlose Kaufmann huppte nun auch heraus und gesellte sich, schaurig um Hilfe schreiend, zu mir. Ich war soeben willens, ihm Todesmut einzuflößen, da rief einer der Strauchritter mit ängstlicher Stimme: „Schißt nich, schißt nich! 's is ja bloß der Jeschnitz!"

Sie schossen auch nicht, sondern kamen hervor und standen nun da, krummbeinig, schlotternd, mit verlegenen Mienen, verrostete Schießeisen in den Händen haltend: der Lorenz-Krämer, der Pech-August, der Älteste von der Frau Walter, noch ein paar Natzla, die ich nicht kannte, sowie einige waffenlose Schlachtenbummler, und ganz hinten der Photograph Nonast mit seinem Kasten. Der hatte wahrscheinlich das blutige Ereignis photographisch verewigen sollen.

„Aber, Ihr Kerls, was fällt Euch denn ein?" schrie ich sie an. „Seid Ihr eine Räuberbande geworden?"

Der Pech-August nahm das Wort. Er faselte etwas von patriotischer Wachsamkeit und sagte, sie hätten geglaubt, es sei eines von den fünfundzwanzig Goldautos, die aus der Richtung von Nordhausen kämen. Weil wir doch so rasend schnell gefahren wären, hätten sie auf uns geschossen.

„Was würdet Ihr jetzt sagen, wenn Herr Jeschnitz und ich tot in unserem Blute lägen? Ihr Dämlacke, seht Euch doch erst die Leute an, bevor Ihr schießt! Wer hat Euch denn überhaupt erlaubt zu schießen? Das Waffentragen ist während des Krieges den Zivilisten streng verboten."

„Meins hat ja versagt!" entschuldigte sich der Lorenz-Krämer.

„Meins auch!" sagte der Pech-August. „Bloß dem Walter seins ist losgegangen."

„Und hat hier den Straßenstein beschädigt. O ihr Gottliebe! Nun macht aber die Straße frei, damit wir durchkönnen! Wir hetzen Euch sonst den Klammt auf den Hals!"

„Der will ja heut abend die Seydlitzkanone herschaffen und auf die Autos richten."

„Diesen Wahnsinn wird ihm der Bürgermeister schon austreiben! Glaubt Ihr denn wirklich, Ihr Narren, daß die französischen Goldautos, wenn sie überhaupt existieren, durch die Bergstadt kommen werden?"

Sie glaubten es. Jeschnitz ließ mir nicht Zeit, der Bande noch weiter die Köpfe zu waschen. Ihn zog es in sein Kontor, und er wollte sich daheim von seinem Todesschreck erholen. Auch gefiel es ihm nicht im Bereiche der historischen Pulverknarren, obwohl die meisten beim Losdrücken kläglich versagt hatten.

Eine herrliche Zeit begann — herrlich, trotz des Gedankens an alle Schrecknisse des Krieges, an all das kostbare Blut, das da in Sand und Rasen fließt! Unsere Heere schritten von einer Großtat zur anderen, und mit atemloser Schnelle traf Botschaft auf Botschaft ein. Am 8. September verfeuerte Klammt noch drei Bomben zu Ehren des kühnen Generals Emmich und seiner unbesieglichen Scharen, die sich binnen Tagesfrist der großen Festung Lüttich bemächtigt und dadurch den Belgiern bewiesen hatten, wie grenzenlos töricht sie waren, als sie sich mit Haut und Leben den Franzosen und den Engländern verschrieben, und als sie später die Bitten und Vorstellungen der deutschen Regierung schroff und hochmütig zurückwiesen. Dann aber ging's dem Klammt viel zu schnell, und er überließ es zur Freude der Mutter Koschmieder für eine Weile dem Brummer auf der Hussitenschanze, die Siege zu vermelden.

Die Eroberung der ersten acht russischen Kanonen bei Biala würdigte dieser mit drei Schüssen; später jedoch ging bei ihm die Verwöhnung soweit, daß sich's ihm bei derartigen freudigen Begebenheiten nicht mehr lohnte, den Mund aufzutun. Unter dreißig eroberten Kanonen tat er's nicht mehr.

Am Stammtisch konnte zwar keine richtige Heiterkeit mehr aufkommen, weil auf jedem Gemüt wie ein Alpdruck die Frage lag: Was kannst du jetzt dem Vaterlande nützen? Dennoch gab es jeden Abend ein mächtiges Freuen über alles das, was uns die Zeitungen berichteten. Deutschland war so einig wie noch nie, ein Volk von Brüdern, das mit unbeugsamer Willenskraft und hohem Ernst zur Lösung der ihm aufgedrungenen beispiellosen Aufgabe schritt und schon in den Anfängen dartat, daß es alle feindliche Niedertracht zuschanden machen und einen glorreichen Frieden erringen werde. Der Reichstag hatte die Kriegskredite in Höhe von fünf Milliarden einmütig bewilligt, und die männliche Jugend und das männliche Alter drängten sich mit Ungestüm zu den Fahnen. Auch das Rote Kreuz vermochte die Zuströme freiwilliger Helfer und Helferinnen nicht zu bewältigen; die Liebesgaben häuften sich allerorten zu Bergen, und überall gab sich eine überwältigend schöne Fürsorgetätigkeit kund. In Österreich-Ungarn war es nicht anders, und die ganze Monarchie fühlte sich mit dem deutschen Volke so fest verbunden, daß alle trennenden Schranken dahinschwanden. Italien sah sich zu seinem Bedauern verhindert, seine Heere und seine Schiffe gegen unsere Feinde zu senden; doch es war gewillt, uns als neutraler Staat wertvolle Hilfe zu leisten. Am 11. August steckten wir zum ersten Male die Fahnen heraus, weil die französischen Eindringlinge, die sich im Oberelsaß eingenistet hatten, aus dem Lande vertrieben worden waren, und zugleich jubelten wir den drei Kompagnien Infanterie zu, die bei Romeiken drei ganze russische Kavalleriedivisionen in wilde Flucht geschlagen hatten. Unmittelbar daran schloß sich der Sieg bei Lagarde, wo die Franzosen nebst zwei Batterien, vier Maschinengewehren und vielen Gefangenen die erste Fahne verloren. So ging es Schlag auf Schlag weiter, und so tief und schmerzlich auch das Bedauern über die Schlappe war, die zwei Straßburger Festungsbataillone in einem Engpaß der Vogesen erlitten, so ging doch auch aus diesem Unglück der Beweis hervor, daß unsere Truppen des tollsten Wagemutes fähig sind. Um den Russen eine Freude zu machen, erbot sich unser Löwenwirt, ihnen die alte Wirtshausfahne zu senden, da er eine neue gekauft habe. Sie könnten sie gemeinsam mit der Postfahne, die sie in Marggrabowa gestohlen hatten, dem Zaren als Siegestrophäe übers Bett an die Wand nageln. Ob er sie abgeschickt hat, weiß ich nicht.

Einen bösen Abend gab es im „Löwen“, als die japanische Kriegserklärung gegen Deutschland eingetroffen war. Uns allen war zu Sinn, als kröchen uns Raupen über die Leber. Und dieses heimtückische, schieläugige, lauernde, scharfkrallige Katzengeschmeiß hatten wir am Hochsitz unserer abendlichen Gemütlichkeit gefeiert?... Wir hielten diesen Sitz für entehrt, und Berta mußte mit dem Wischhader kommen und kräftig über den Tisch und die Stühle wischen. Wir selber fühlten uns entehrt, schämten uns und erwogen die Frage, ob denn wirklich Gaunerei und Politik nur bei wenigen Völkern der Erde zwei verschiedenartige Begriffe seien. Der Apotheker wurde krank an jenem Tage. Die Galle mag ihm übergelaufen sein.

Jenes lustige, sieghafte Scherzwort: „Warum können die Deutschen so gut

Krieg führen?" — „Weil er ihnen schon achtmal erklärt worden ist!" fegte die peinliche Stimmung weg, und wie ein Frohlocken klang ein anderes Wort in unseren Herzen, das der Reichskanzler ausgesprochen: „Ein Volk, das sich im Vollbesitz seiner moralischen Kraft wie ein Mann erhoben hat und so bewundernswertes zu leisten vermag, das kann nicht unter die Räder kommen, das kommt nicht unter die Räder."

Brüssel war unser, Hurra!... Und jetzt, Klammt, auf wie viele Böller reicht dein Pulver? Wer bedient das Geschütz auf der Promenade? Drei Schuß reichen diesmal nicht. Jubelnd sei's der Welt verkündet, daß der bayerische Kronprinz mit Söhnen aller deutschen Gaue die französische Armee bei Metz vernichtend aufs Haupt geschlagen und zehntausend Mann gefangen hat! Los, und wenn die alte Koschmiedern taub davon wird! „Gott, der Herr, hat unsere braven Truppen gesegnet und ihnen Sieg verliehen," hieß es in dem Telegramm, das der Kaiser an die Herzogin von Braunschweig sandte. Die Bergstadt hat den Sieg gefeiert: Umzug der Schulkinder, Gottesdienst in den Kirchen.

Immer weiter: Sieg bei Kielce gegen die Russen, Sieg der Österreicher bei Sokal und im Norden Lembergs! Und abermals Böller und Kanonenschüsse, Kinderumzug und Fahnen! Unser Kronprinz hat mit seiner Armee ein entscheidendes Heldenwerk vollbracht. Zu beiden Seiten von Longwy hat er den starken Feind vertrieben und die Festung unsern schweren Mörsern preisgegeben. Sieg und wieder Sieg! Eine englische Brigade grausam geschlagen! Schon beläuft sich die Zahl der vom bayerischen Kronprinzen erbeuteten Geschütze auf hundertfünfzig. Namur gefallen! Der Feind auf allen Linien auf dem Rückzuge. Longwy gefallen. General Dankl, der österreichische Held, heimst Lorbeeren auf Lorbeeren ein. Und ein deutscher General, dessen Name den wenigsten der Bürger des Reiches bekannt war, gewinnt urplötzlich, nachdem ihm schon ein „z. D." hinter seinen Titel gesetzt worden war, urplötzlich ewigen Feldherrnruhm. Er hat eine Tat vollbracht, die in der Geschichte fast ohnegleichen ist. Mit genialer Strategie hat er die Armeen des tüchtigsten aller Russenführer, des berühmten Generals Rennenkampf, in die Sümpfe und Seen Masurens geworfen und zum weitaus größten Teile vernichtet. Über Nacht ist der Name Generaloberst von Hindenburg volkstümlich geworden, und volkstümlich wird er für alle Zeiten bleiben, wie der Name des Vaters Blücher. Beinah hunderttausend Gefangene. Die Kriegsbeute nicht zu übersehen. Das war ein Zerschmettern ohne gleichen! Das von russischen Mordbrennern gepeinigte Ostpreußen atmet auf. Gloria und Viktoria! Wir Bergstädter haben dem Sieger ein Danktelegramm gesandt.

Aus Frankreich überstürzen sich die Siegesbotschaften weiter, und in Eilmärschen geht's auf Paris zu, wo die letzte große Entscheidungsschlacht geschlagen wird. Tausend Schreibmaschinisten werden gesucht für Frau Klio, die geschichtsschreibende Göttin. Ratlos läßt sie den Griffel sinken, weil sie den Ereignissen nicht zu folgen vermag. Alle Historiker der Welt ruft sie zu Hilfe. Der ganze Erdball ist in Aufregung. Auf allen Kontinenten, Meeren und Inseln spielen sich umwälzende Begebenheiten ab. Die arme Frau gerät ganz außer Fassung. Eine solche Tollheit hat sie noch nicht erlebt, und ganze Bände muß sie füllen über die unerhörten Kraftleistungen des deutschen Volkes.


C.v. Hötzendorf
Erzherzog Friedrich
v. Dankl.
v. Auffenberg.



Jan Hinnerk.

Nach einer wahren Begebenheit.

Paßt einmal auf, ihr deutschen Jungen,
Ich habe euch ein neues Lied gesungen:

Das war im großen Kriege im Osten.
Der Rekrut Jan Hinnerk stand auf Posten;
Er hörte dem Summen des Windes zu,
Der in den Telegraphendrähten
Brummte, und hielt seine Mittagsruh
So gut es ging. Daneben spähten
Seine blauen Augen über das Feld,
Ob sich der Russe wieder eingestellt,
Den sie am Morgen erst vertrieben,
Wobei der lange Steffen geblieben.
Die Sonne ließ er sich auf den Buckel scheinen
Und dachte des Weibes daheim und des Kleinen,
Ob sie auch satt zu essen hätten
Und nachts gut schliefen in ihren Betten;
Und ob auch Futter hätten die Säu',
Und ob's den Willem zu Hause gelitten —
Kommen da just auf ihn zu, meinertreu!
Sechs struppige Kosaken geritten.
Ei! denkt der Hinnerk, das gibt einen Spaß!
Und wirft sich der Länge lang in das Gras,
Indessen die Sechse näher kamen,
Und fünf Patronen hat er im Rahmen.
„Nu ward dat Tied, teuwt man ji Biester!"
Und pardautz, den ersten koppheister erschießt er.
Dann, bum — bum — bum — die nächsten drei,
Die Russen stehen verwundert dabei.
Der Hinnerk sprang aus dem Grase auf
Und schreit mit der letzten Patrone im Lauf:
„Ji ward joo, bi'n Düwel! doch nich verfieren,
Mi eenzel'n Mann to attackieren?"
Und wie er stand, so blieb er stehen
Und ließ sich die Russen zu Leibe gehen.
Auf zwanzig Schritt erschießt er dem einen
Mit der letzten Kugel den Gaul unter'n Beinen
Und weiß, nun kann er nicht mehr schießen.
So mußte der Hinnerk den andern erspießen!
Und wie der letzte im Bügel noch hampelt
Und unter dem toten Pferde noch strampelt,
Schwapp — hat er ihn am Kragen gepackt
Und hintenüber sich aufgesackt.

Was soll ich noch weiter vom Hinnerk sagen?
Er hat den Russen zum Hauptmann getragen
Und dem mit lachendem Gesichte
Erzählt die ganze Kosakengeschichte.
Und der Hauptmann nannte ihn einen Helden
Und ließ dies alles dem Kaiser vermelden,
Und der Kaiser schrieb auf ein Blatt Papier:
„Ich danke Ihnen — Herr Unteroff'zier!"

Leo Witt, Hamburg.

Papst Benedikt XV.

F. Bruckmann, München.

Kardinal Giacomo della Chiesa, geboren am 21. November 1854 zu Genua, wurde am 3. September 1914 zum Papst gewählt; die feierliche Krönung erfolgte am 6. September 1914.







Bahnwache.

Skizze von der Ostgrenze.



Buchwald. Sommernacht. Der Vollmond geistert durch weißstämmige junge Birken, neben ihm steht in ungemildertem Glanze ein heller Stern. Hin und wieder gluckst eine Fasanenhenne, heult und klagt eine Eule. Mitten durch Wald und Moor fließen zwei Schienenpaare in mattgrauem Schimmer. Sie verschwinden stellenweise im Baumschatten und steigen in weiter unbestimmter Ferne mit farbigem Schein zu roten Lichtern auf.

Zwischen den Schienen geht ein Soldat auf den kiefernen Bohlenschwellen. Dumpf hallt sein Tritt auf dem alten zerspließten Holze. Das Mondlicht gleitet über den Lauf des Gewehres, das schußbereit über der Patronentasche ruht. Manchmal bleibt er stehen und lauscht in die Stille. Da kratzt eine Maus an einem Knochen, dort huscht ein Kaninchen über den Damm. Im Haferfelde zur Rechten rauscht es wie schneidende Sensen, eine Rehfamilie äst in den überreifen Rispen. Zwei gelbrote Lichter tauchen in der Weite auf, ein dumpfes Zittern rollt durch die stählernen Bänder. Vom nächsten Wärterhause schallen sechs helle Schläge herüber. Näher und näher rücken die Glutaugen. Das Rollen wird zum schnellen, wuchtigen Stoßen, im Walde faucht ein hohles Rauschen. Und dann rast und tost es heran, ein schwarzes Ungeheuer, das alle Sinne mit übermächtigen Eindrücken zermalmt. Ein Wirbelwind begleitet es zu beiden Seiten und wirft dem einsamen Wächter kleine Basaltsteine ins Gesicht.

Pferdeköpfe, Soldatenmützen, Tornister. Zwei, drei Sekunden, dann verschwindet der Spuk, drei rote Lichter glimmen, das Poltern verliert sich in ein Murmeln: fast klingt es wie ein Gespräch.

Weiße Schleierstreifen ruhen über dem Moos, und die Käuzchen gellen ihre schrillen Schreie.

O, die Mondnacht ist schön, sinnverwirrend schön im Buchwald.

Da knirschen die Kiesel am schmalen Fußsteg neben dem Gleise. Horchend steht der Soldat, langsam tastet die Hand an den Sicherungsflügel.

„Halt, Wer da?“

„Deutschland über alles,“ tönt es leise auf den energischen Anruf zurück.

Noch liegt die Hand am Abzug, bis der Ankömmling nahe genug heran ist: ein Feldwebel, der die Posten besucht. Der Kolben gleitet zur Erde. In strammer Haltung meldet der Posten: „Unteroffizierposten 3 der Bahnwache 2. Nichts neues!“

„Sie wissen, daß wir die Hauptlinie zu bewachen haben, auf der die Truppentransporte vor sich gehen. Es wäre merkwürdig, wenn der Feind nicht versuchen würde, diese Hauptmarschlinie zu zerstören. Achten Sie auf surrende Geräusche in der Luft, auf jeden Menschen, der sich dem Bahnkörper nähert; beachten Sie besonders die Durchlässe

und die Durchfahrt. Morgen früh schon wollen wir sie gänzlich sperren, damit kein Gefährt durchkommt. Es sollen Autos mit verkleideten feindlichen Offizieren der Grenze zustreben. Das müssen wir auf alle Fälle vereiteln."

Die ganze Belehrung wurde im Flüsterton gegeben und schweigend hingenommen.

„Patrouillieren Sie weiter die Strecke entlang. Ich werde einen zweiten Posten zur Besetzung der Brücke kommandieren. Augen auf und nicht lange gefackelt, sondern feste draufgeknallt, wenn etwas nicht in Ordnung scheint."

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!"

Beinahe hätte der Landwehrmann „Herr Professor" gesagt, es war ihm von früher her geläufiger.

„Morgen bei Tage sprechen wir mal über andere Dinge, aber heut Nacht heißt es die Ohren steif halten. Adieu! Nein, Gott befohlen!"

Die Schritte hallten noch einige Zeit, während die graue Uniform fast augenblicklich in der lichten Nacht unterging.

— — — — — — — — — — — —

Im dichten Unterholz, dreihundert Schritte vom Bahndamm, saßen drei Männer.

„Drücke dich enger an den Stamm," flüsterte der eine. „Der Mond rückt dir auf den Leib."

„Verdammter Mond," knirschte der andere. „Aber wir haben keine Wahl. Hier müssen wir durch; es ist die einzige fahrbare Straße durch das Moor und zur Grenze."

„Lassen wir das verfluchte Auto stehen und versuchen wir, einzeln dahin zu gelangen. Still, hörst du nicht etwas?"

Sie horchten.

„Der Posten an der Brücke. Pah, den wollen wir schon täuschen."

„Ich mache nicht mehr mit. Meine Nerven sind bei der Hetzjagd zerschunden worden. Im Auto kommen wir nicht durch, sage ich dir, ohnehin ist die Fußbremse nicht mehr zu gebrauchen."

„Und ich sage dir, wir müssen durch. Wir müssen die Pläne über die Grenze bringen. Auch die Linie wird zerstört, und daran soll mich keiner hindern."

„Eins von beiden schon bringt dich an den Galgen," zischelte der andere. „Das Geschäft ist faul, ich mache nicht mit. Sieh zu, wie du dir die Finger verbrennst. Ich bringe meine Haut in Sicherheit. Praschtschaitjä!!"

Auf allen Vieren kroch ein dunkler Körper durchs Gebüsch; leise, leise. Die Rehe ästen weiter, ohne den Kopf zu erheben, und die Kaninchen schossen Purzelbaum vor sommerlichem Übermut.

Der Dritte hatte zugehört, ohne seine Meinung zu äußern. Er schüttelte sich wie vor Frost und sagte:

„Wir müssen heut Nacht ein Ende machen. Die Verkleidung schützt uns nicht mehr. Morgen würden wir von Militär und Bauern zu Tode gehetzt werden. Den Posten und die Bahn werde ich auf mich nehmen, halte du das Auto bereit. Wenn der Zug vor uns ist, kurbelst du an. In dem Höllengeräusch geht unser bißchen Lärm unter. Und dann durch die Brücke. Wo ist mein Schraubenzieher?"

Er tappte nach der Eisenstange mit den ausgebogenen Enden und wog sie prüfend zwischen den Händen.

„Die genügt," sagte er.

Er ging aufrecht den schmalen, berasten Fußweg schräg durch den Busch bis zum Bahndamm. Dort horchte er. Dann schlängelte er sich aalglatt den Bahndamm hinauf zwischen hohem Gras und Weidengebüsch und lugte scharf aus. Auf der Schiene ging ein Mann mit einer Laterne, der Streckenwärter. Er stützte sich auf den schweren Stock und hielt sich so im Gleichgewicht auf seiner schmalen Bahn. An einer mit einem Kreidekreuz bezeichneten Stelle

blieb er stehen, zog mit dem langen Schraubenschlüssel die Schrauben fester an und klapperte weiter.

Fünf Minuten vergingen. Ein langsamer, gleichmäßiger Schritt kam näher. Die dunklen Augen im Weidengebüsch glühten; sprungbereit, wie eine Katze lauerte die Gestalt auf den rechten Augenblick. Jetzt war der Posten heran, jetzt einen Schritt, zwei Schritte vorbei. Ein Schatten fuhr in die Höhe; blitzschnell drehte sich der Posten um, die Sicherung schnappte zurück. Doch der Finger im Abzug konnte sich nicht mehr krümmen, Die Eisenstange sauste wuchtig auf den ledernen Tschako. Der Soldat taumelte, griff in die Luft und fiel schwer auf das Basaltgeröll, das klappernd den Schwellendamm herabrieselte. Der Fremde lauschte eine Weile angestrengt, tappte vorsichtig den Damm hinunter, ein Stück weiter und im schwarzen Baumschatten wieder hinauf. Er suchte eine Stelle, wo gußeiserne Laschen die Eisenschienen verbanden, lockerte die sechs Schrauben, entfernte die Verbindungsteile und tat das Gleiche am anderen Ende der Schiene. Dann löste er in angestrengter Arbeit die Schwellenschrauben und glitt durch Busch und Gras davon.

Eine Maus hastete in nervösem Lauf über die Schienen, blieb zitternd stehen, jagte weiter, kehrte zurück, stand wieder, huschte in fiebernder Angst über den dunklen Körper und kopfüber davon, als sich die Masse zu bewegen anfing. Ein schnarchendes Stöhnen. Eine Hand tastete unsicher umher, der Körper versuchte sich aufzurichten und sank wieder zusammen. Endlich fand sich die Seele zu dem Leibe zurück. Wo war er? Da sahen die Augen ein Gewehr zwei Schritte entfernt liegen, und der Geist tastete in der Vergangenheit.

Krieg! Er war überfallen worden, die Schienen wahrscheinlich beschädigt, der Zug, die ganze Strecke, seine Wachstrecke, in Gefahr. Er wollte schreien, brachte aber nur ein mattes Lallen heraus. Er kroch auf das Gewehr zu. Die Kammer war im Fall aufgerissen worden und stand offen; vergebens versuchte er, sie zu schließen. Er war entweder zu schwach dazu, oder es hatte sich ein Steinchen dazwischen geschoben. Schießen war unmöglich! Und dort hinten tauchten die großen, schwankenden, glühenden Lichter auf, und in den Schienen begann es unheimlich zu knistern und zu knacken. Er mußte ein Zeichen geben. In drei Minuten war der Zug da. Herrgott, hilf!

Feuersignal! Mühselig zog er eine Zeitung aus der Tasche; viel schwieriger noch war es, die Streichhölzer aus den Hosen zu bringen; die schwere Patronentasche lastete darüber. Endlich flammte der erste Bogen auf, der zweite, der dritte. Sah man denn nicht das Lichtsignal? Der Führer mußte doch die Schienen beobachten. Die Maschine polterte näher. Mehr Papier! Ein Brief. Der Umschlag leuchtete auf. Der Zug stand noch nicht. Wie zögernd griff die Flamme nach dem Briefbogen. „Behüt dich Gott" stand unten am Ende, und ungelenke Kinderhand hatte die Worte hingeschrieben; er wußte es, und es war ihm, als vernichte er den Segen der Worte. Er mochte die Ecke nicht loslassen, ob auch die Flamme die Finger sengte.

Ein langer Pfiff. Der Zug hielt. Stille. —

Aber zweihundert Schritt unterhalb rasselt ein Gefährt heran und auf die Unterführung zu.

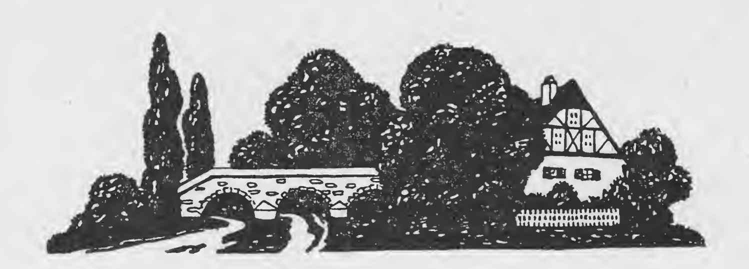
„Halt, halt! Wer da?"

Der Posten auf der Brücke hat gut achtgegeben.

Ein Schuß. Sausend fährt das Auto durch die Bahn. Die Gewehrkammer rasselt. Zwei, drei Schüsse. Ob sie trafen?

Eine Feuersäule springt auf, ein Knall gleich darauf. Die schwarze Masse macht einen Riesensatz seitwärts und klatscht in den Sumpf.

Im Bruch zucken kleine Flämmchen auf wie Irrlichter. Ein paar Moorhühner fliegen erschreckt auf und flattern davon, ein neugieriges Wiesel lugt zwischen dem Gesträuch auf den zähen Schlamm, der schmatzend den fetten Bissen einsaugt.



Die Fahne.

Von Hans Eschelbach.

Hans Hardekopf hatte ein treudeutsches Haus.
Es gab keinen Festtag, da flog da hinaus
Die deutsche Fahne und wehte im Wind,
Dran freuten sich Vater, Mutter und Kind.
Über allen großen, festlichen Tagen
Hat Deutschlands Fahne die Flügel geschlagen.

So wehte die Fahne wieder einmal
Vom Straßenhügel hinab ins Tal,
Da scholl in ernster Schicksalsstunde
Vom Fels zum Meer die Trauerkunde,
Daß Bismarck fiel, daß zerbrochen ein Ring,
Daß gebeugt von seinem Werke er ging.

Hans Hardekopf hatte das auch vernommen,
Und wie er verstört nach Hause gekommen,
Da schrie er — sein Weib vernahm es voll Schreck —
„Bismarck gefallen . . . die Fahne weg!"
Und wie er im Groll auf die Zähne biß
Und die deutsche Fahne herunter riß
In tausend Sorgen und tausend Schmerzen,
Da riß er ein Stück von seinem Herzen.
Und ward ein verbitterter, einsamer Mann. — —
— — — — —

Sein kleiner Junge wuchs langsam heran,
Saß auf der Schulbank und lernte Geschichte,
Deutsche Geschichte und deutsche Gedichte,
Gedichte aus Deutschlands herrlichster Zeit.
Damit kam er dem Vater herein dann geschneit:
„Hör' mal, wie prächtig! Vater, hör' zu!"
Der aber brummte: „Laß mich in Ruh!"

Fort schlich der Junge, als ob er was ahne,
Suchte und fand eines Tages die Fahne.
Und als der Vater grade von Haus,
Kaisersgeburtstag, da packt' er sie aus.
Die Fahnenstange zwar war ihm zu schwer;
Vier andere Jungens rief er noch her.
Und als Hans Hardekopf kam nach Haus,
Da hing die deutsche Fahne heraus;
Laut flatternd hat sie im Winde gesungen
Von der Vaterlandsliebe treudeutscher Jungen.
Hans Hardekopf donnerte: „Auf dem Fleck:
— Wer hat hier zu sagen? — Die Fahne weg!"

Und Jahr um Jahr hat der Junge gebettelt,
Knabenverschwörungen angezettelt,
Doch wie er Deutschland und wie er den Kaiser auch pries:
Der Mann, der umsonst nicht Hardekopf hieß,
Verschloß sein Herz seines Kindes Bitten
Und vergaß nicht den Schmerz, den er einstens erlitten.
Verbittert war und vereinsamt er ganz:
Trotz „Hurra" und „Heil dir im Siegerkranz"
Und festlicher Kaisersgeburtstagsessen:
„Bismarck . . Bismarck ist unvergessen!"
Und drängte sein Weib, das im Stillen litt,
Dann sagte er zornig: „Ich mache nicht mit!"
„Aber alle tun mit, Karl Berg und Langs Peter . . ."
„Der Teufel hole die Leisetreter!"

Oft marschierte der Kriegerverein vorüber im Takt;
Dann hieß es: „Hans Hardekopf hat nicht geflaggt.
Schad' um den Mann! daß Gott ihm verzeihe.
Schad' um den Mann; er kommt aus der Reihe!"

Aus dem Tritt, aus der Reih' ist er wirklich gekommen;
Er hat nicht mehr rechten Anteil genommen

An dem, was die Tage Deutschland gebracht.
Doch die Stunde schlug, da ist er erwacht,
Da riefen die Glocken von Turm zu Turm:
„Die Feinde drohen! Auf, Deutschland, zum Sturm!
Und wenn sich voll Neid auch die halbe Welt
Dem Deutschen Reiche entgegenstellt,
Nun weht Deutschlands Fahne vom Fels zum Strand.
Mit Gott für König und Vaterland!"

Hans Hardekopf hat den Aufruf gehört,
Er ging im Hause blaß und verstört.
Die Fahne rief, und sein Einziger schied,
In Waffen sang er ein Vaterlandslied.
Zum letzenmal sah er sein Vaterhaus,
Da wehte keine Fahne heraus — — —
Da wurde der Junge auf einmal stumm,
Nach dem Vaterhaus sah er sich nicht mehr um. — —

Und der Alte?
„Still, Mutter; es muß ja sein!"
Doch die Fahne? — die Fahne schloß er ein.

Und die deutschen Truppen drangen vor,
Sie brachen in Belgien Tür und Tor,
Sie hielten ein strenges, gerechtes Gericht.
Sie fanden den König der Belgier nicht;
Der hatte die Schiffe zur Flucht schon bereit.
Und der Zar? Auch der war nicht mit im Streit;
Vorsorglich war der ja lange schon
Tiefer hinein in sein Land gefloh'n. —

Und Deutschlands Kaiser? Wo war denn der?
Der griff zum Degen, der war beim Heer,
Der war in der Schlacht mit all' seinen Jungen,
Den haben die Feindeskugeln umsungen! —
Hans Hardekopf sah ihn in Coblenz noch;
Blaß war er wie Marmor; aber stolz war er doch!
Es mochten wohl schwere Sorgen sein,
Die er mit sich genommen zum deutschen Rhein.
Hans Hardekopf sah ihm ins Angesicht,
Wie er stand im eisernen Dienst der Pflicht,
Vor Sorgen, aber vor Furcht nicht bleich,
Tapfer und treu wie nur einer im Reich.
Und über ihm sah er die Fahne fliegen.

„Man kann uns erwürgen, doch nicht besiegen!“
Das war sein Gedanke, der blieb bestehn,
Seitdem er dem Kaiser ins Auge gesehn.

Und als er nach Haus kam: „Weib, laß mich allein!“
So sagte er ernst nur; dann schloß er sich ein.
Wie ein Dieb mit dem Schlüssel zum Kasten er schlich —
Der Schlüssel knirschte — — der Deckel wich — — —
Mächtig begann ihm das Herz zu klopfen,
Auf die Fahne fielen die Tränentropfen,
Männertränen, brennend und stumm;
Sein Haar war gebleicht und sein Rücken war krumm.

— — — — —

In Erwartung der Schlachten die Tage verstrichen,
Täglich ist er zur Fahne geschlichen.
Es verkrampfte sich oft darein seine Hand.

Da plötzlich, die Glocken dröhnten es über das Land:
„Steig', deutscher Aar! Zur Sonne nun flieg';
Der Feind ist geschlagen in glänzendem Sieg.
Acht Armeekorps erlagen der deutschen Wucht;
Zehntausend Gefang'ne und wildeste Flucht!“ — —

Hans Hardekopf hört es, er tut einen Schrei,
„Und mein Junge, mein Junge war mit dabei!
Mutter — — Mutter — — bekränze das Haus;
Der Kaiser — — Hoch Deutschland! — — Die Fahne heraus!“





Französische Siegesmeldungen.

Von Dr. Adolph Kohut.





Wie heute, so haben auch im Anfang und im Laufe des deutsch-französischen Krieges die amtlichen französischen und englischen Depeschenbureaus Agence Havas und Reuter die gröbsten, irreführendsten und gewissenlosesten Lügentelegramme über angebliche Niederlagen der Deutschen in die Welt gesetzt. In der ersten Zeit der Kriegsführung war man in Paris fest davon überzeugt, daß das Chassepot-Gewehr, mit dem die französische Armee ausgerüstet war, „Wunder getan“ und das Zündnadelgewehr sich gar nicht bewährt habe. Ja, ein großer Teil der Bevölkerung glaubte an französische Siege noch zu einer Zeit, als Paris bereits von den Deutschen eingeschlossen war. Mit einer bewundernswerten Virtuosität verstanden es die Pariser Journalisten, das Blaue vom Himmel herunterzulügen und dem Publikum blauen Dunst vorzumachen. Bezeichnend in dieser Beziehung war eine Mitteilung, die mir damals der berühmte französische Schriftsteller Alphonse Daudet über die angebliche „Belagerung von Berlin“ machte. Zur Kennzeichnung der Stimmung der Belagerten von Paris und andererseits zur Charakteristik der törichten Illusionen, denen sich die von einer Lügenpresse bearbeiteten Pariser hingaben, sei einiges von dieser Plauderei hier wiedergegeben:

Daudet wanderte mit einem praktischen Arzt, Dr. V., in Paris die Champs Elysées hinauf und las in den von Bomben durchbohrten Mauern und in dem durch Kartätschen aufgewühlten Straßenpflaster die Geschichte des belagerten Paris, als der Doktor, kurz bevor sie den Platz d'Etoile erreichten, stehen blieb und auf eins der großen Eckhäuser aufmerksam machte. „Sehen Sie“, sagte er, „jene vier verschlossenen Fenster dort oben auf dem Altan? Anfang August 1870 wurde ich dorthin gerufen, um einen Schlaganfall zu behandeln. Der Kranke war ein achtzigjähriger Oberst, ein alter Kürassier des ersten Kaiserreichs, der bei Beginn des Krieges eine Wohnung in den Champs Elysées gemietet hatte, um dem Siegeseinzug der französischen Truppen beizuwohnen. Die Nachricht von Weißenburg kam an, als er vom Tisch aufstand. Als er den Namen Napoleon am Ende jener Meldung las, fiel er besinnungslos zu Boden. So fand ich ihn. Neben ihm kniete seine junge Enkelin in Tränen. Drei Tage lang blieb der Kranke in demselben Zustand von Betäubung. Inzwischen kam die Nachricht von Wörth. Sie erinnern sich der sonderbaren Meldung. Bis zum Abend glaubten wir alle an einen großen Sieg — 20 000 Preußen getötet, der Kronprinz gefangen. Ich weiß nicht, durch welches Wunder ein Widerhall dieser allgemeinen Freude den Kranken

erreicht haben konnte — jedenfalls fand ich einen anderen Menschen vor.

„Sieg, Sieg!“

„Ja, Herr Oberst, ein großer Sieg!“ Als ich ihm dann die näheren Umstände von Mac Mahons angeblicher glänzender Waffentat mitteilte, hellte sich sein Gesicht zusehends auf. Beim Hinausgehen wartete seine Enkelin, blaß und schluchzend, auf mich.

„Er ist aber gerettet,“ sagte ich, ihre Hände ergreifend.

Sie fand kaum Mut, mir zu antworten. Der wahre Sachverhalt der französischen Niederlage von Wörth war eben bekannt geworden. Mac Mahon war ein Flüchtling, das ganze Heer zersprengt.

„Ich will ihn täuschen!“ sagte das tapfere Mädchen.

Es war eine schwere Aufgabe, die sie sich vorgenommen. Mit der zurückkehrenden Gesundheit wurden seine Gedanken klarer. Es war nötig, ihn mit den Bewegungen des Heeres auf dem Laufenden zu erhalten und militärische Nachrichten zu erfinden. Es war rührend zu sehen, wie das Mädchen Tag und Nacht über der deutschen Landkarte saß, sie mit Fähnchen besteckte und die ganze Geschichte eines ruhmvollen Feldzuges zusammensetzte — Bazaine auf dem Wege nach Berlin, Frossard in Bayern, Mac Mahon an der Ostsee. Ich half ihr nach besten Kräften, die meiste Hilfe bei dieser erfundenen Eroberung leistete aber der Großvater selbst. Er kannte alle Bewegungen im voraus. „Jetzt müssen sie dahin gehen. Dies werden sie dann tun.“ Wir konnten niemals Schlachten und Städte genug gewinnen, für den Obersten machten wir nie genügend schnelle Fortschritte. Er war unersättlich. Jeden Tag wurde ich mit einer neuen Waffentat begrüßt.

„Herr Doktor, wir haben Mainz eingenommen,“ sagte das junge Mädchen, während ich durch die Tür eine frohe Stimme hörte:

„Es geht vorwärts, es geht vorwärts! In einer Woche sind wir in Berlin!“ In diesem Augenblick standen die Preußen nur noch einen Wochenmarsch von Paris.

Am ersten Tage der Einschließung von Paris besuchte ich den Oberst. Das Bewußtsein, daß die Tore von Paris geschlossen, der Krieg unter unseren Mauern ausgefochten und unsere Vorstädte zu Festungen geworden wären, hatte mich sehr aufgeregt. Ich fand ihn jubelnd und stolz.

„Nun,“ sagte er, „die Belagerung hat angefangen.“

Ich sah ihn verdutzt an.

„Sie wissen also, Herr Oberst?“

Seine Enkelin wandte sich zu mir: „Jawohl, die große Nachricht ist da. Die Belagerung von Berlin hat angefangen.“

Wie hätte er auch die Wahrheit ahnen sollen? Er konnte den Kanonendonner nicht hören, noch Paris in seinem mürrischen, ordnungslosen Treiben sehen. Von dem Tage an wurden unsere militärischen Bewegungen viel einfacher. Die Einnahme von Berlin war nur noch eine Frage der Zeit. Inzwischen dauerte die Belagerung fort — freilich nicht die von Berlin. Wir waren in der schlimmsten Zeit der Kälte, der Seuche, des Hungers. Durch unsere Sorgfalt wurde des Alten Heiterkeit keinen Augenblick gestört. Bis zum Ende konnten wir für ihn wenigstens Weißbrot und frisches Fleisch beschaffen. Mit fortschreitender Genesung wurde unsere Aufgabe schwieriger. Schon einige Male hatten die fürchterlichen Salven an der Porte Maillot ihn erschreckt. Wir mußten einen neuen Sieg Bazaines erfinden und die Schüsse für Freudenschüsse der Invaliden ausgeben.

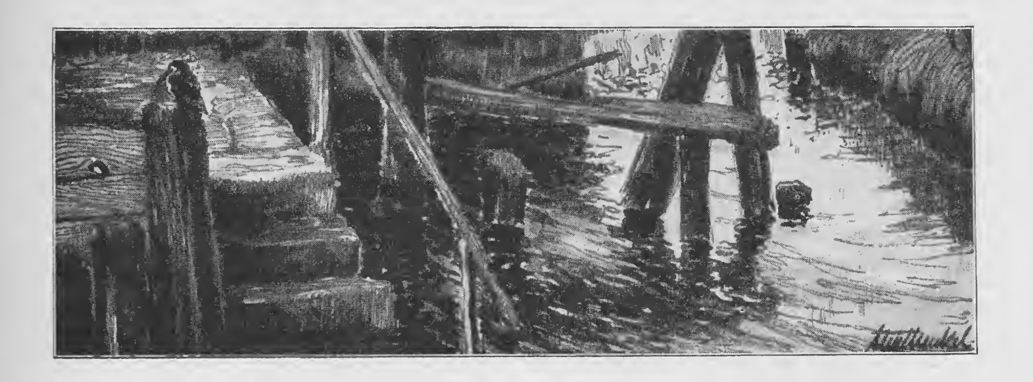
Eines Abends kam mir das Mädchen sehr besorgt entgegen: „Halten sie morgen ihren Einzug?“

War des Großvaters Tür offen gewesen? Er hatte uns vermutlich reden gehört; nun sprachen wir von den Preußen, während er an die Franzosen dachte, an den solange erwarteten Triumphzug, wenn Mac Mahon unter Fanfaren die Avenue herunterkam, sein Sohn neben dem Marschall und er selbst in voller Uniform auf dem Altan, die zerfetzten, geschwärzten Fahnen begrüßte. Vermutlich glaubte er, wir wollten ihn hindern, den Vorübermarsch anzusehen, damit die Aufregung ihn nicht zu sehr angreifen möchte. Am folgenden Tage, eben als die preußischen Bataillone vorsichtig die lange Straße von der Porte Maillot zu den Tuilerien hermarschierten, öffnete sich leise das Fenster dort oben und der Oberst trat auf den Altan mit Helm, Degen und seiner Kürassierrüstung angetan. Er wunderte sich darüber, die breiten Straßen so still, die Läden geschlossen, Paris wie ein großes Krankenhaus, zwar überall Fahnen, aber so seltsame, weiße mit roten Kreuzen zu finden und niemand zu sehen, der unseren Truppen entgegenging. Einen Augenblick mochte er glauben, sich geirrt zu haben.

Aber nein, dort hinter dem Triumphbogen war ein wirrer Lärm, eine schwarze Linie näherte sich in dem noch grauen Tageslicht, dann zeigen sich allmählich die Helmspitzen, die kleinen Trommeln von fern fangen an zu schlagen, und unter dem Bogen l'Etoile, von dem schweren Schritt der preußischen Truppen und dem Säbelgerassel begleitet, erklingt Schuberts Siegesmarsch.

In der Totenstille der Straße vernahm man einen furchtbaren Schrei: „Zu den Waffen — die Preußen!" Die vier Ulanen der Vorhut hätten dort oben auf dem Altan einen großen alten Mann können wanken, die Arme bewegen und hinfallen sehen. Diesmal war der alte Oberst tot!"...

Während jedoch die französischen kriegsgefangenen Offiziere im großen und ganzen ein bescheidenes Benehmen zeigten und sich in vorsichtiger, taktvoller Weise aller politischen Gespräche enthielten, machte ich während meines Aufenthaltes in Paris nach der Herstellung des Friedens zu Versailles mit den Vertreterinnen des schönen Geschlechts recht unliebsame Erfahrungen. Diese sonst sehr liebenswürdigen und harmlosen Damen geberdeten sich in ihren Äußerungen wie Besessene, sowie nur das Wort Preußen an ihr Ohr klang. Dem Gehege ihrer schönen Zähne entschlüpften Worte, die in Knigges Umgang mit Menschen nicht vorgesehen sind. Das Wort Schillers, daß Weiber zu Hyänen werden können, bewahrheitete sich hier buchstäblich. Die letzten Schilderungen der Brüsseler Furien erinnerten mich an jene Pariser Erynnien, die sich jeder Spur von Weiblichkeit und menschlichem Empfinden entäußert zu haben schienen. Komisch wirkten die Schmähungen dieser Schönen, wenn sie die Deutschen als das „Volk des Sauerkrauts" und deutsche Frauen als plump, ungraziös und vierschrötig bezeichneten. Freilich hatte man Jahrzehnte hindurch Pariser Moden in lächerlichster Weise bei uns nachgeahmt und alles, was französisch war, verhätschelt und vergöttert. So war es nur natürlich, wenn die besiegten Töchter Evas an der Seine von Größenwahn ergriffen wurden, der sie selbst noch in der Stunde des furchtbaren Sturzes ihres Vaterlandes aller Selbsterkenntnis beraubte...



Die Katorga*.

Zu den Greueln in den russischen Gefängnissen.

Von Armin T. Wegner.



Als vor nunmehr dreißig Jahren George Kennan, der ausgezeichnete Kenner des russischen Gefängniswesens, sein berühmtes Werk über Sibirien schrieb, rief er in der ganzen westeuropäischen Welt jenen Widerhall des Entsetzens und der Abscheu hervor, den das Plötzliche, Unerwartete stets in der Seele der Ahnungslosen und Friedlichen erweckt. Die Fülle der Roheit und der Martern, die er aus dem erniedrigten und beleidigten Leben der politischen Gefangenen Rußlands zu berichten wußte, zitterte noch lange nach. Auch heute tritt der gebildete Europäer nicht ohne ein Gefühl des Grauens an die Lektüre jener wunderbaren Memoiren Dostojewskijs. „Aus einem Totenhause“ heran, in denen er die bittere Qual seiner Gefängnisjahre zu so unsterblichem Gebilde formte. Er liest sie mit der nicht immer des angenehmen Reizes entbehrenden Empfindung, selbst von physischer Marter befreit, fremdes Leid in seiner Seele gespiegelt zu fühlen, wenn auch erschüttert, doch stets in dem selbstrügerischen Glauben, vor den schmerzlichen Zuckungen einer längst vergangenen, schon unwirklich gewordenen Epoche zu stehen.

Und doch ist die „Katorga“ (so lautet der Name des russischen Zuchthauses mit Zwangsarbeit) im Augenblick mehr denn je ein Golgatha menschlichen Opfermutes und politischer Ideale geworden. Seit der Verkündigung der verfassungsmäßigen Freiheit des Zarenreiches im Oktober 1905 hat der russische Staat mehr als vierzigtausend Leben wegen politischer Vergehen verurteilt. Etwa dreißigtausend wurden im Laufe dieser Jahre hingerichtet. Über zehntausend verschlangen die Grabkammern der Katorga. Überfüllung der Gefängnisse, Folterung bei den Verhören, schwere körperliche Züchtigungen, verheerende Krankheiten nahmen in schneller Folge zu.

Trotzdem vergingen mehrere Jahre, bis das westliche Europa im Namen der mißhandelten Menschheit sich zu regen begann. Erst 1909 erließ ein englisches Komitee von Parlamentariern einen Aufruf an die britische Nation, in dem es, unterstützt von einer Reihe

---

* Dieser Aufsatz wurde noch vor dem Ausbruch des Krieges geschrieben. Die unmenschliche Art mit der hier die Russen ihre eigenen Gefangenen in Friedenszeiten behandeln, kann uns aber erst recht keinen Zweifel darüber lassen, welche Behandlung unsere deutschen Soldaten in russischer Gefangenschaft zu erwarten haben. —

hervorragender Journalisten, im Verein mit der Kirche und den Universitäten gegen den maßlos gewordenen Terrorismus Rußlands protestierte. In Frankreich begann bald darauf die Liga der Menschen- und Bürgerrechte eine ähnliche Kundgebung in das Leben zu rufen.

Im vergangenen Winter hat sich nun auch in Deutschland ein „Hilfsverein für die politischen Gefangenen und Verbannten Rußlands“ gebildet, der seine Aufgabe darin erblickt, durch die Sammlung von Geldern, durch Vorträge und Protestkundgebungen das furchtbare Leiden der in die qualvolle Nacht der Katorga Eingeschlossenen zu lindern. Der Kulturgemeinschaft der westeuropäischen Staaten ist es somit zum Bewußtsein gekommen, daß es sich hier nicht um eine innere Angelegenheit Rußlands handelt, die zur internationalen Debatte erhoben wurde, sondern daß hier eine Frage zur Erörterung steht, die ähnlich wie die Aufhebung der Sklavenherrschaft dem Interesse aller Kulturvölker gleich nahe liegen muß.

Der deutsche Hilfsverein beginnt seine Tätigkeit mit der Herausgabe einer Rede von Francis de Pressensé über „Die Greuel in den russischen Gefängnissen“, die der Vorsitzende der französischen Liga der Menschen- und Bürgerrechte im Februar des vergangenen Jahres zu Paris unter der Leitung von Wera Figner gehalten hat. Nur eine kleine Broschüre ist es, die mit einem Vorwort von Alfred Kerr im Verlage von Albert Langen in München erschien. Aber sie enthält auf ihren vierzig Seiten eine solche Fülle unerhörter Scheußlichkeiten und Martern, daß sie die Schilderungen Kennans, die doch einst einen Sturm der Entrüstung in ganz Europa hervorriefen, noch zu verdunkeln scheint.

Die Rede Pressensés, die nach der Art Ciceros in meisterhafter Steigerung aufgebaut ist, begnügt sich in der Hauptsache, an der Hand von Briefen, Prozessen und anderen Dokumenten die Greuel aufzuzählen, die im Laufe der letzten Jahre aus den russischen Gefängnissen bekannt geworden sind. Aber diese Tatsachen reden schon für sich eine furchtbare, nicht zu überhörende Sprache.

Sechs Stationen des Leidens sind es, die wir auf dem Passionsweg der russischen Gefangenen unterscheiden können: die überfüllten Räume, die schlechte Nahrung, Krankheiten, Mißhandlungen, die Hinrichtung und den Selbstmord.

Erste Station: die Gefangenen werden in die Katorga gebracht. Aber die russischen Gefängnisse sind viel zu beschränkt, um eine so ungeheure Zahl von Verurteilten, wie sie in den letzten Jahren in unerhörtem Maße angewachsen ist, auch nur zur Hälfte zu beherbergen. Im günstigsten Falle sind sie für die hunderttausend Insassen berechnet, während mehr als 220 000 darin untergebracht werden. Es bedarf keiner Erläuterung, daß unter diesen Umständen die Vorschriften des Reglements über Raum und Luftmenge nicht im entferntesten erfüllt werden können. Neunzig oder hundert Menschen müssen sich mitunter täglich stehend oder sitzend, wie in eine Kiste gepackt in der verpesteten Luft eines Raumes aufhalten, der vielleicht für vierzig bestimmt war.

Zweite Station: die Gefangenen erhalten fast durchweg ungenügende Nahrung. Es gibt nur eine Mahlzeit, Suppen- und Abfallfleisch. An den zahllosen Fasttagen empfangen sie nichts als eine kleine Schale Suppe aus verfaulten Kartoffeln. In Algatschi in Sibirien bereitet man die Suppe für sechshundert Menschen aus Bestand-

teilen, die für dreihundert berechnet waren. Es soll Narren geben, meint Pressensé demgegenüber, die noch an die Legende glauben, daß die Gefängnisse Paläste sind, in denen die Gefangenen ein schwelgerisches Leben führen!

Dritte Station: die überfüllten Räume, die schlechte Ernährung und die Unsauberkeit haben zahllose Krankheiten im Gefolge. Skorbut, Ruhr, Lues, mitunter Cholera und vor allem Tuberkulose. Die Schwindsucht in allen Stadien. Es gibt Gefängnisse, wie in Serentoi, wo die Gefangenen in zwei Ablösungen jede Nacht abwechselnd in demselben Bette schlafen, natürlich ohne daß die Bettwäsche vertauscht wird. Verheerende Epidemien sollen unter diesen Umständen oft sechzig bis siebzig Prozent der Gefangenen erfassen.

Vierte Station: Stockschläge und Nagaika (das ist die Kosakenknute) führen eine unbegrenzte Herrschaft. Wegen der geringsten Vergehen — ich weiß nicht einmal, ob man die Klage über schlechtes Essen, eine Bitte um Tabak, Ablehnung des Kirchenbesuches oder das Pflücken einer Blume auf dem Spaziergang als Vergehen bezeichnen kann — müssen die Gefangenen die unerhörtesten Martern ertragen. Hier führt Pressensé eine Statistik aus einem Gefängnis von Petersburg an, die ohne Beispiel dasteht in der Geschichte der menschlichen Leiden. Dazu kommen die Dunkelzelle und das Wollezupfen. Die Dunkelzelle, die selbst im kältesten Winter nicht geheizt wird, und das Wollezupfen, das die Gefangenen in drei bis vier Monaten unfehlbar in das Spital oder auf den Friedhof bringt. In einigen Gefängnissen hat man zu alledem auf der Mauer ein Schilderhäuschen für die Wache errichtet und knallt die Gefangenen bei der harmlosesten Bewegung während des Spazierganges einfach nieder.

Fünfte Station: die Gefangenen werden auf die unmenschlichste und grausamste Weise hingerichtet. Der Tod wäre für sich nicht die schlimmste Art, um die meist auf viele Jahre berechnete Freiheitsstrafe der politischen Gefangenen in der Katorga zu beenden. Aber man reißt sie, die in jedem Augenblick des Todes gewärtig sein müssen, oft um Mitternacht aus den Betten. Man läßt ihnen keine Zeit, sich anzukleiden. Zu jeder Stunde, bei jedem Wetter. . . und „es ist nicht bequem, gehängt zu werden, wenn man durchnäßt ist“. Das ist nicht einmal eine Hinrichtung mit dem erstrebten moralischen Eindruck einer veralteten Kriminalpolitik. Man hängt die Gefangenen an eine Feuerleiter. Die Nachfolgenden müssen zuschauen und warten, bis ihre Kameraden steif geworden sind.

Sechste Station: der Selbstmord, der durchaus keine vereinzelte Erscheinung bleibt. Er ist ebenso verbreitet wie die Tuberkulose und die Kosakenpeitsche und tritt auf wie eine Epidemie, die in den russischen Gefängnissen noch schneller um sich greift als die Schwindsucht. Man begreift, wenn man die unerhörten Martern dieser Totenhäuser aufgezählt sieht, daß es vorzuziehen ist, durch Gift oder mit einem Scherbenschnitt in der Pulsader zu sterben, als nur mit einem Hemde bekleidet an einer Feuerleiter zu pendeln, oder weiter in einer tierischen Nacht zu verharren, deren mögliches Ende sich vorzustellen jede Energie verloren ging. Aber die Mehrzahl dieser Männer schied nicht einmal um seiner selbst willen oder aus Furcht vor neuen Qualen aus diesem Leben. Da ist Sasanoff, der mit einigen Freunden beschließt, zur Abschreckung der Verwaltung gemeinsam Selbstmord zu begehen, in der Hoffnung, daß dieser Schritt ihre Peiniger veranlassen wird, im Anblick einer solchen

Tat vor den schändlichen Mißhandlungen zurückzuschrecken, an denen Tausende ihrer Kameraden zugrunde gehen. Einmal mißlingt es. Aber beim zweiten Mal ist das Gift stark genug, und so scheidet Sasonoff aus dem Leben, einen kurzen Monat, ehe seine Entlassung bevorstand und ihm die Freiheit wiedergegeben wäre.

Man muß die Briefe dieser Todbereiten und ihrer überlebenden Kameraden lesen, um die Größe ihres Leidens zu fühlen. Das sind Blätter, die zu den erschütterndsten Dokumenten gehören. Viele sind so in den Tod gegangen; denn diese Tragödien fanden ein weites Echo. Immer wieder lesen wir diese Stellen: „Es war Anfang 1911, als Sigismund Puchalski (das ist einer von hunderten) sich zum Proteste gegen die Anwendung der Körperstrafe die Adern aufschnitt. Vom Tode gerettet, vergiftete er sich am 19. August 1912 im Katorga-Gefängnis zu Kutomar und starb während des Transportes nach dem Lazarett“ . . .

Den 19. August 1912. Wann war das? Gestern? Vorgestern?... Und wir erinnern uns, daß es vielleicht ein Tag war in den Ferien, an dem wir irgendwo auf den Bergen oder am Meer in der hellen Sonne vorübergingen... wir stellen uns vor, daß zu derselben Stunde ein paar Meilen östlich oder nördlich von uns so Entsetzliches geschehen konnte... daß es nicht Verbrecher waren, die dieses litten, sondern menschliche Helden, die ihr Leben einsetzten für ihr politisches Ideal. Daß diese Greuel vor sich gingen nicht als die Folge ungerechter, in Mißachtung aller menschlichen Empfindung gefügter und despotischer Paragraphen, sondern im Widerspruch mit dem eigenen Gesetz des Landes, das in den Augen einer sinnlosen, unkontrollierten Verwaltung ein Nichts ist... und wir begreifen, daß niemand den Schlag seines Herzens zurückhalten darf, daß jeder für seinen Teil seinen Arm, seine Stimme erheben muß, um einen Abgrund von dieser Erde auszulöschen, dem gegenüber selbst die Qualen der Hölle Dantes nur als eine phantastische Vision erscheinen.

Das ganze deutsche Volk betet:

Zu Dir heb' ich die Hände,
daß Deine Hand uns wende
das große Herzeleid!

Zu Dir heb' ich die Hände,
daß Deine Hand uns spende
den Trost der Ewigkeit!

Zu Dir heb' ich die Hände,
daß Deine Hand uns sende
den Sieg zur rechten Zeit!

K. E. Knodt.



Ein gefährlicher Erkundigungsflug.

Kriegsszene von Hermann Dreßler, Chemnitz.



Ich hatte am 29. August den Befehl erhalten, die feindlichen Truppenbewegungen südlich von Amiens zu erkunden.

Schon längst hatte mich danach verlangt, auch einmal einen etwas umfangreicheren Flug zu unternehmen.

Ich durfte meiner Taube schon etwas zutrauen, denn ich hatte in Friedenszeiten manchen verwegenen Konkurrenzflug glücklich bestanden.

Um vier Uhr sollte ich aufsteigen, um am frühen Vormittag mit meiner Meldung zurück zu sein.

Hocherfreut lief ich in den Feldschuppen, in welchem meine Magenda stand.

Ich prüfte nochmals alle Wellen und Hebel, spendete an die Lager und Führungen reichlich Öl und versah mich mit genügendem Benzinvorrat.

Ich ließ mir außerdem zwei Bomben aushändigen. Wenn ich offen dabei sein soll, muß ich gestehen, daß ich dabei weniger an Abwehr, als an Schikane und offensichtliche Feindseligkeit dachte.

Punkt vier Uhr zog ich meine Maschine ins Freie. Sie klafterte weit mit ihren Schwingen, und zum ersten Male entdeckte ich im fließenden Mondlichte, daß meine Magenda in der Konstruktion und Anordnung ihrer Glieder fast etwas Persönliches hatte.

Der vorgebaute Benzinbehälter glich fast dem Kopf eines Unholdes, der sich lauschend nach vorn schiebt. Und die Nieten am Vergaser, die rechts und links aus den Wölbungen hervorstarren, bilden die großen, spähenden Augen an dem Kopfe.

Ich hing das Rohr mit den Leuchtsignalen in seine Horizontale und schwang mich in den Sitz.

Die Kameraden schüttelten mir die Hand.

„Auf Wiedersehen!“

Wie ernst das klang.

War denn meine Aufgabe so lebensgefährlich? Das war mir bis jetzt gar nicht ins Bewußtsein gekommen.

„Motor anwerfen!“ rief ich.

Zwei Kameraden kurbelten an. Der Propeller meiner achtzigpferdigen Maschine fing an, auf die Luft einzuhauen. Magenda zitterte wie jemand, der vor der Ausführung eines Ungeheuerlichen steht. Dann fing sie an, in kurzen Stößen über das Brachfeld zu rasen. Ein Zug am Höhensteuer, und im gleichen Augenblick hob sie sich leicht vom Erdboden in die Höhe empor.

Ein herrliches Gefühl! Und erst recht, wenn man nicht zu Sportzwecken aufsteigt, sondern im Dienste seines geliebten, heiligen Vaterlandes, um einem verhaßten Feinde die Positionen abzulauschen.

Ich lehnte mich im Sitz zurecht und zog mir den Kalpak etwas tiefer ins Gesicht; der kühle Morgenwind schnitt bei der schnellen Fahrt verteufelt scharf in die Haut.

Auf der leichtschwankenden Bambuskarte vor mir war die Orientierungs-

karte festgeklemmt. Stift und Taschenlämpchen hingen in ihren Haken.

Der Mond hing wie ein ewiges Lämpchen in der Domkuppel des Firmamentes. In seinem Lichte sah ich unter mir meine braven Landsleute als schwärzliche Biwaksknäuel, hin und wieder auch das trübe Auge eines Lagerfeuers.

Hinter mir brüllte der Motor sein siegreiches Sturmeslied. Ich schwebte noch in sehr geringer Höhe.

Irgendein Posten mußte mich für einen feindlichen Flieger halten. Ganz in der Nähe löste sich ein Schuß, dem sofort mehrere folgten, und ich glaubte die Aufregung zu erkennen, die mein nächtliches Erscheinen hervorrief. Ich stieß schnell in paar Lichtsignale aus dem Rohr, worauf die Schießerei sofort aufhörte.

Zur Vorsicht ging ich aber doch etwas höher.

Ich mochte eine knappe Stunde geflogen sein, als ich unter mir die Lichter eines Bahnhofs gewahrte.

Die Karte belehrte mich, daß ich über Compiègne schwebte. Ich mußte nahe am Feinde sein, und wollte nun etwas tiefer gehen, um deutlicher zu sehen; denn über der Erde lag eine dünne Schicht Morgennebel.

Der Tag begann heraufzudämmern. Rasch und sieghaft stieg die Sonne am östlichen Horizont herauf.

Der Nebel hob sich.

Ich hatte dadurch den großen Vorteil, für den Feind fast verdeckt zu bleiben, und konnte trotzdem auf dem ebenen, fast baumlosen Gelände unter mir jede größere geschlossene Truppenansammlung sichten.

Dort unten mußten sie das Brüllen meiner Luftschraube wohl gehört haben, denn im nächsten Augenblicke ging ein rasendes Wettknallen auf den unsichtbaren Feind los, der da über ihnen in dem leichten Stratusgewölk schweben mochte.

Ohne sich beirren zu lassen, überbrummte meine Magenda in tiefem Baßtone das helle Gemecker der feindlichen Gewehrsalven.

„Wie Ziegenböcke, die gegen einen stößigen Bullen anlaufen!“

Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke in den Kopf kam. Die Luft war gänzlich windstill. Der Himmel über mir wölbte sich so klar und durchsichtig, daß ich, wenn der Morgennebel zerfloß, heute sehr hoch gehen konnte, ohne die Orientierung auf der Erde zu verlieren.

Ich mußte, um die Ausdehnung der feindlichen Truppen festzustellen, nach Süden abbiegen.

Dabei fiel mein Blick auf der Landkarte wie zufällig auf Paris!

Paris! Noch hatte kein deutsches Geschoß in der verfluchten Weltkloake von Lug und Trug sein Wort gesprochen. Und ich hatte zwei Bomben bei mir!

Der Gedanke reizte mich und ließ mich nicht wieder los. Die Richtung auf Paris mußte ich ohnedies nehmen. Es handelte sich nach Lösung meiner Aufgabe höchstens um einen kleinen Abstecher nach Westen, einen Abstecher von dreißig Kilometer.

Ich stellte den Motor auf Höchstgeschwindigkeit. Magenda schoß mit Adlerschnelligkeit dahin. Zwanzig Minuten später stand der Eiffelturm wie ein aus blauem Dunst gewobenes Traumbild im Horizonte. Mein Herz klopfte vor Freude zum Zerspringen.

Ein tollkühnes, sieghaftes Gefühl brachte mich fast in Verwirrung.

Und da dehnte sich auch schon das Babel des Hasses mit seinem endlosen Häusermeer unter mir.

Ich stellte das Höhensteuer ein und stieg.

Das Bild unter mir schrumpfte mehr und mehr zusammen, verlor aber dadurch nichts an Deutlichkeit. Jetzt brannte unter mir eine wahre Hölle los. Ich hörte ein beständiges scharfes

P. S. Kröyer: Sommernacht auf Skagen





Pfeifen und fühlte auch mehr, als ich es sah, wie einige Kugeln die Flügel meines Täubchens durchschlugen.

Sie zielten nicht schlecht!

Aber was tat solch ein Loch! Etwas anderes wäre es gewesen, wenn ein Zufallstreffer mir den Spanndraht der Steuerung durchschlagen hätte!

Nur dem Eiffelturm nicht zu nahe kommen! Ich wußte, daß auf der oberen Plattform Maschinengewehre und Ballonabwehrkanonen stehen mußten. In weitem Bogen umflog ich das gefährliche, himmelragende Bauwerk und mußte nun nach meiner Schätzung ungefähr über dem Zentrum der Stadt schweben.

Ich stieß eine Bombe aus dem Lancierrohr und sah das eherne Teufelsei unter mir im Fluge zusammenschrumpfen, einen mattglühenden Kometenschweif hinter sich lassend.

Ich lauschte zur Tiefe — aber es erfolgte keine Detonation, ich hätte es ja hören müssen.

Ein Blindgänger! Verdammt!

Mir zitterte das Herz vor innerer Erregung.

Ich stieß die zweite Bombe aus — und jetzt — nach einigen Sekunden — hörte ich durch das Gebrüll meines Propellers einen splitternden Krach, als ob zwei Lokomotiven aufeinandergefahren wären.

Die erste deutsche Bombe in Paris!

Geht euch nun die volle Wahrheit auf, ihr verruchten Lügner? Begreift ihr jetzt, was es heißt, unser friedliches Volk und seinen Kaiser in so unerhörter Weise herauszufordern?

Ich zog, unbekümmert um das Kläffen der Geschütze, meine Kreise über der Stadt.

Von Montmartre sah ich zwei Flugzeuge aufstürmen, einen Voisindoppeldecker und einen Depeschenflieger.

Nun wendete ich meinen Kurs und nahm die Richtung Nordost. Meine beiden Verfolger schraubten sich sehr schnell empor, aber mein Vorsprung war zu groß.

Die deutsche Taube flog schneller als der gallische Hahn. Die Entfernung zwischen uns wuchs. Meine „Magenda“ schien zu verstehen, um was es sich handelte. Sie schoß wie ein Sperber dahin. Bald hatte ich die französischen Truppen wieder unter mir, eine halbe Stunde später entschwanden sie meinen Blicken.

Weiter wagten sich die Verfolger nicht.

Kurz vor acht Uhr landete ich wieder bei meinem Regiment. Ich hatte die Strecke von dreihundertundvierzig Kilometer in drei Stunden und fünfzig Minuten durchflogen.

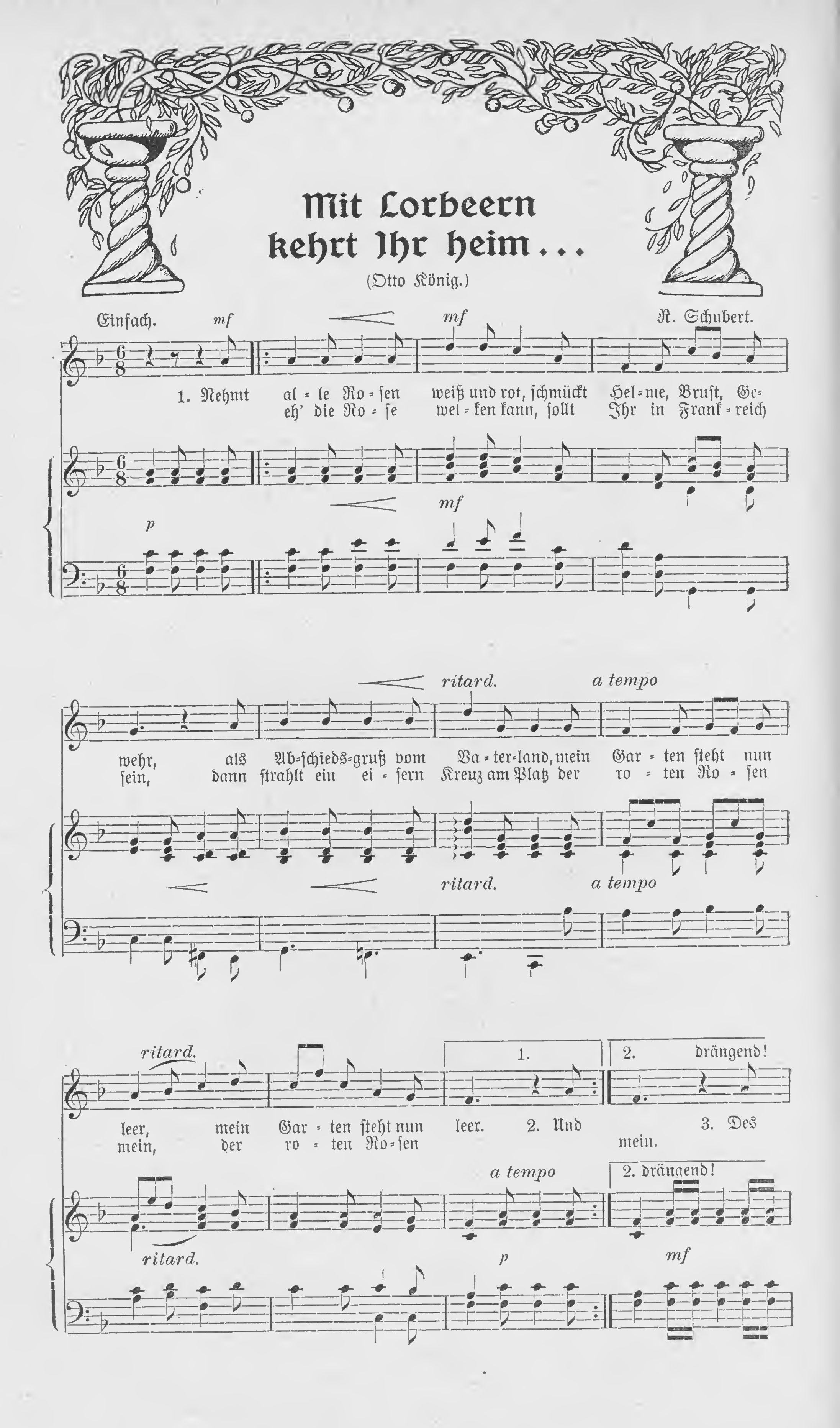
Die Kameraden gratulierten mir.

Ich lachte und erzählte ihnen, wie die deutsche Taube dem gallischen Hahn ein Teufelsei ins Nest gelegt habe.



A. Kühlewind, Königsberg.

Generaloberst von Kluck,
besiegte die englische Armee bei St. Quentin.



Mit Lorbeern kehrt Ihr heim...
(Otto König.)
Einfach.
R. Schubert.
mf
p
1. Nehmt al = le Ro = sen weiß und rot, schmückt Hel = me, Brust, Ge=
eh' die Ro = se wel = ken kann, sollt Ihr in Frank = reich
wehr, als Ab=schieds=gruß vom Va = ter=land, mein Gar = ten steht nun
sein, dann strahlt ein ei = sern Kreuz am Platz der ro = ten Ro = sen
ritard.
a tempo
leer, mein Gar = ten steht nun leer. 2. Und
mein, der ro = ten Ro=sen mein.
3. Des
1.
2. drängend!

ff *mf*

Sie=ges Fah=nen flat=tern hoch! Es wird ſo, wie ich

ff *mf*

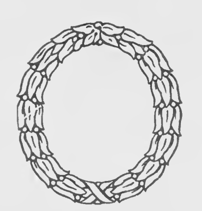
ritard. *f* *a tempo*

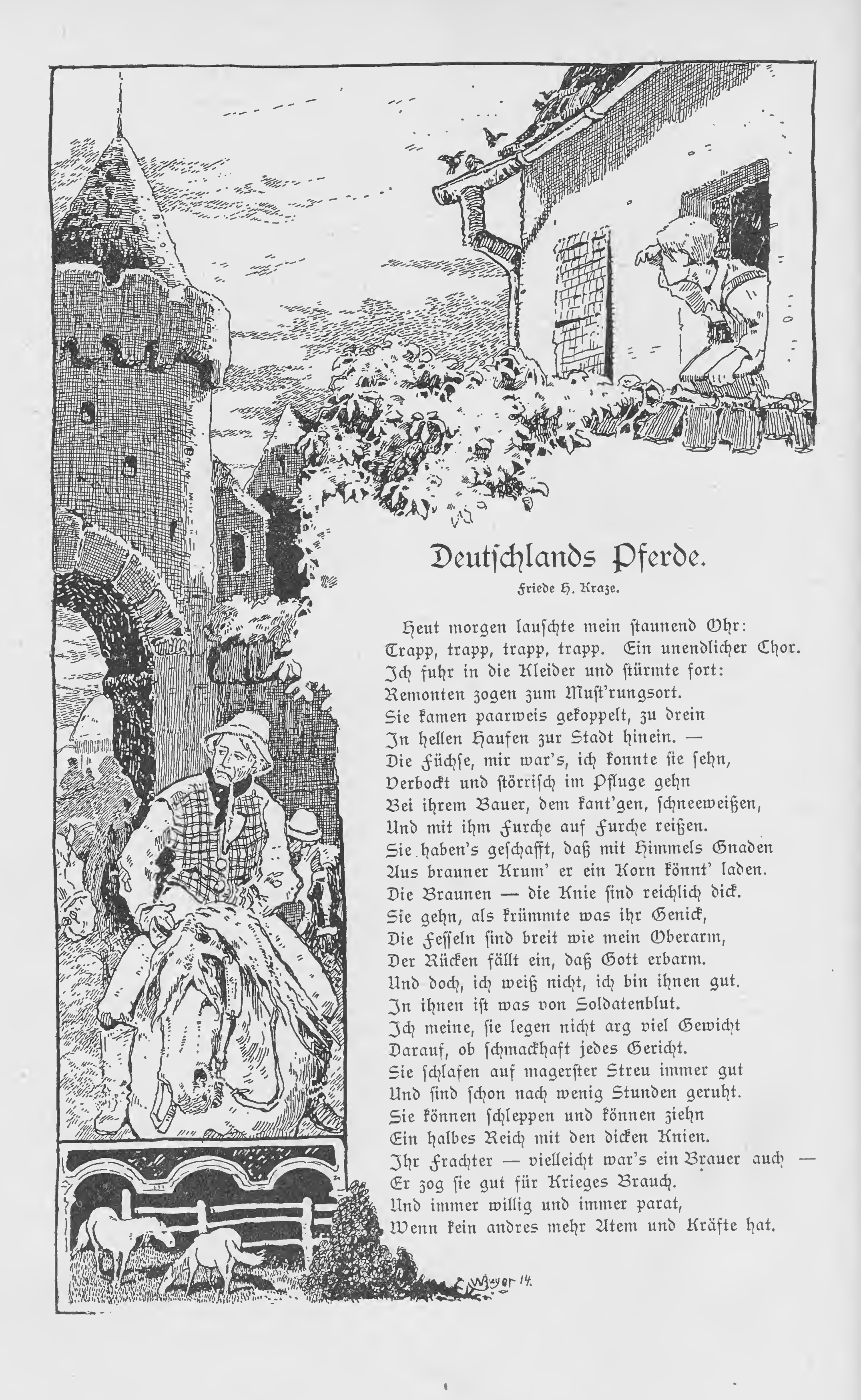
träum': Die Ihr mit Ro = ſen aus = mar = ſchiert, mit

f ritard. *f* *a tempo*

Lor=beern kehrt Ihr heim!

f *ff*
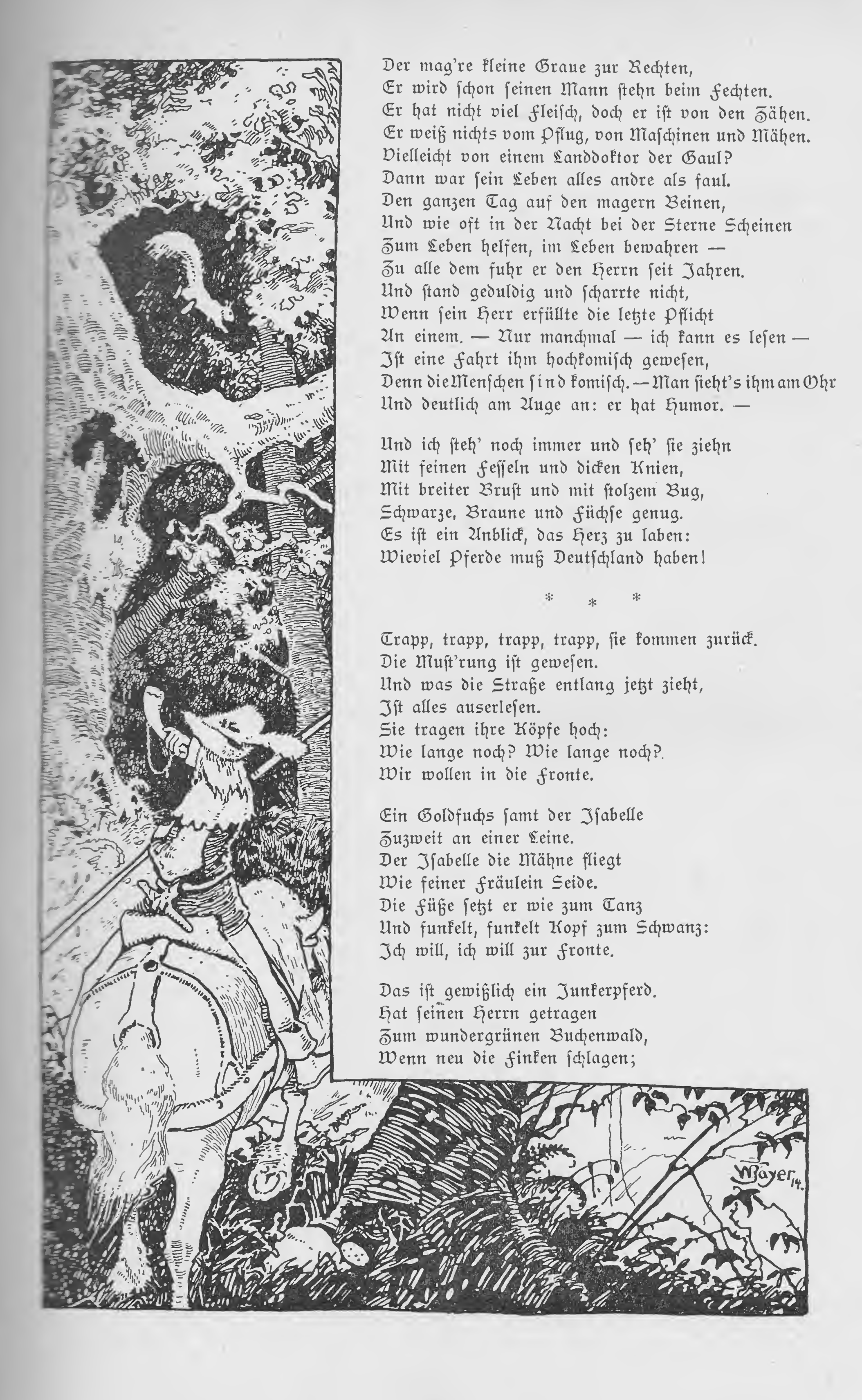




Deutschlands Pferde.

Friede H. Kraze.

Heut morgen lauschte mein staunend Ohr:
Trapp, trapp, trapp, trapp. Ein unendlicher Chor.
Ich fuhr in die Kleider und stürmte fort:
Remonten zogen zum Must'rungsort.
Sie kamen paarweis gekoppelt, zu drein
In hellen Haufen zur Stadt hinein. —
Die Füchse, mir war's, ich konnte sie sehn,
Verbockt und störrisch im Pfluge gehn
Bei ihrem Bauer, dem kant'gen, schneeweißen,
Und mit ihm Furche auf Furche reißen.
Sie haben's geschafft, daß mit Himmels Gnaden
Aus brauner Krum' er ein Korn könnt' laden.
Die Braunen — die Knie sind reichlich dick.
Sie gehn, als krümmte was ihr Genick,
Die Fesseln sind breit wie mein Oberarm,
Der Rücken fällt ein, daß Gott erbarm.
Und doch, ich weiß nicht, ich bin ihnen gut.
In ihnen ist was von Soldatenblut.
Ich meine, sie legen nicht arg viel Gewicht
Darauf, ob schmackhaft jedes Gericht.
Sie schlafen auf magerster Streu immer gut
Und sind schon nach wenig Stunden geruht.
Sie können schleppen und können ziehn
Ein halbes Reich mit den dicken Knien.
Ihr Frachter — vielleicht war's ein Brauer auch —
Er zog sie gut für Krieges Brauch.
Und immer willig und immer parat,
Wenn kein andres mehr Atem und Kräfte hat.



Der mag're kleine Graue zur Rechten,
Er wird schon seinen Mann stehn beim Fechten.
Er hat nicht viel Fleisch, doch er ist von den Zähen.
Er weiß nichts vom Pflug, von Maschinen und Mähen.
Vielleicht von einem Landdoktor der Gaul?
Dann war sein Leben alles andre als faul.
Den ganzen Tag auf den magern Beinen,
Und wie oft in der Nacht bei der Sterne Scheinen
Zum Leben helfen, im Leben bewahren —
Zu alle dem fuhr er den Herrn seit Jahren.
Und stand geduldig und scharrte nicht,
Wenn sein Herr erfüllte die letzte Pflicht
An einem. — Nur manchmal — ich kann es lesen —
Ist eine Fahrt ihm hochkomisch gewesen,
Denn die Menschen sind komisch. — Man sieht's ihm am Ohr
Und deutlich am Auge an: er hat Humor. —

Und ich steh' noch immer und seh' sie ziehn
Mit feinen Fesseln und dicken Knien,
Mit breiter Brust und mit stolzem Bug,
Schwarze, Braune und Füchse genug.
Es ist ein Anblick, das Herz zu laben:
Wieviel Pferde muß Deutschland haben!

* * *

Trapp, trapp, trapp, trapp, sie kommen zurück.
Die Must'rung ist gewesen.
Und was die Straße entlang jetzt zieht,
Ist alles auserlesen.
Sie tragen ihre Köpfe hoch:
Wie lange noch? Wie lange noch?
Wir wollen in die Fronte.

Ein Goldfuchs samt der Isabelle
Zuzweit an einer Leine.
Der Isabelle die Mähne fliegt
Wie feiner Fräulein Seide.
Die Füße setzt er wie zum Tanz
Und funkelt, funkelt Kopf zum Schwanz:
Ich will, ich will zur Fronte.

Das ist gewißlich ein Junkerpferd.
Hat seinen Herrn getragen
Zum wundergrünen Buchenwald,
Wenn neu die Finken schlagen;

Des Tors vielhundertjähr'ger Stein
Dröhnt, wenn er trug den Jungherrn ein
Zu gut' und bösen Tagen.

Er kennt gewißlich des Hifthorns Klang
Und kennt das wilde Gejaide.
Die Isabelle träumt von Blumengerank
Und der Herrin gold'nem Geschmeide.
Der Goldfuchs denkt an des Herren Hund,
Auch wird ihm der Schritt zuletzt zu bunt.
Er will, er will vor die Fronte.

Hurrjeh, lauft zu, der Goldne brach aus,
Führt seine Schöne von hinnen.
Sie tanzt mit ihm feldein, gradaus,
Als sei's zu sel'gem Minnen.
Ist sie denn nicht ein Fräuleins Pferd?
Und des Genossen zehnmal wert
In der Fronte? In der Fronte?

Und wie sie den Goldfuchs fangen gehn —
Leicht läßt er sich nicht kriegen --
Mir ist, ich kann ihn fliegen sehn
Von Siegen immer zu Siegen.
Sein Stammbaum ist gewiß uralt,
Reicht bis zum Teutoburger Wald,
Der den Varus, den Varus sah fallen.

Zuletzt ha'm sie ihn eingebracht.
Er geht in grimmigem Zorne.
Mir hat das Herz im Leib gelacht:
Wart nur, bald gehst Du vorne,
Du echte, deutsche Junkerart,
Der Kampf und Blut zvm Prüfstein ward,
Die Fahne das holdeste Bräutchen.

Nun — Junkerpferde — habt Ihr's gesehn?
Sie spitzten alle die Ohren.
Sie wollten alle zur Fronte gehn,
Sie wollten sein erkoren:
Zum Siege erkoren, zum Sterben bereit,
Alle geweiht und alle gefeit
Der Fronte, in der Fronte.





Vor hundert Jahren.

Ein Besuch bei Napoleon auf Elba.

Als Lord John Russel, das später so berühmte Mitglied des englischen Parlaments, im Dezember 1814 in Florenz weilte, erfuhr er, daß eine günstige Gelegenheit vorhanden sei, nach Elba zu fahren, von der er, trotz der schlechten Jahreszeit, Gebrauch machte. Unterwegs erzählte ihm Oberst Campbell, der Commissär der britischen Regierung, der auf einem ihm dafür zur Verfügung gestellten Kriegsschiff nach Elba zurückkehrte, daß Napoleon bis in die Nacht aufgesessen habe, um die Listen des Munizipalrates in Porto Ferrajo für das folgende Jahr zu revidieren. Oberst Campbell sah in diesem Umstand einen Beweis, daß der abgesetzte Kaiser ebenso für eine geringfügige Sache sorgen könne wie für die Geschicke von Europa. Erst die späteren Ereignisse gaben die Erklärung, daß Napoleon sich bemüht hatte, einen Munizipalrat zusammenzusetzen, auf den er sich im Fall der Not verlassen könne.

In Porto Ferrajo machte Lord Russel die Bekanntschaft General Bertrands, der im Laufe der Unterhaltung sogleich über die Bedeutung eines ihm von Oberst Campbell zugeschickten Artikels aus der Zeitung „Courier“ fragte, nach dessen Behauptungen der Kongreß zu Wien vorhabe, den Kaiser nach St. Helena zu schicken, von dem jedoch Lord Russel gar nichts wußte. Am Abend desselben Tages wurde Lord Russel von Napoleon, der auf dem höchsten Punkte der Stadt wohnte, empfangen. Er trug Uniform: einen grünen Rock mit einer Reihe Knöpfe, weiße Beinkleider und seidene Strümpfe. „Ich war“, sagt Lord Russel, „sehr überrascht von seinem Gesicht. Augen von trüber Färbung und einem klugen Ausdruck, die schönen Züge, welche wir alle von seiner Büste und seinen Münzen her kennen, und endlich ein höchst angenehmes und gewinnendes Lächeln. Ich war lange Zeit bei ihm, ich glaube, ein und eine halbe Stunde. Er stand die ganze Zeit und lehnte sich zuweilen an den Kamin.“ In der Unterhaltung des Kaisers fiel Lord Russel am meisten eine gewisse Unruhe über seine Lage auf, ein Verdacht, daß ihm etwas Bedenkliches zustoßen könne. Der Kaiser schien den Wunsch zu haben, Lord Russel zu Auskünften zu verleiten, die dieser weder imstande noch willens war, ihm zu geben. Nachdem er sich nach mehreren Dingen von geringem Interesse

erkundigt hatte — ob sein Vater als Statthalter von Irland großen Aufwand gemacht habe, ob die Gemahlin des Statthalters eine Ehrendame in ihrem Gefolge habe usw. — begann er sich nach den Zuständen in Frankreich zu erkundigen und fragte mit großem Nachdruck: „L'Armee est-elle contente?“

Als die Rede auf Italien kam und Lord Russel bemerkte, daß in Italien keine Einigkeit sei und es deshalb wahrscheinlich nicht ruhig bleiben würde, sagte Napoleon: „C'est vrai!“ Und als Lord Russel fortfuhr, er habe überall gehört, daß während des Kaisers Regierung die Räubereien und Plünderungen, die früher so häufig gewesen seien, beinah aufgehört hätten, erwiderte der Kaiser schnell: „C'etait la gendarmerie.“

Inbezug auf seine eigene Sicherheit schien Napoleon beunruhigt und fragte mehr als einmal, ob der englische Gesandte in Florenz ein Mann sei, dem man trauen könne. „Ob er fürchtete,“ schreibt Lord Russel, „daß er mit Gewalt möchte fortgeschafft werden, oder ob er wünschte, von Lord Burgersh, dem britischen Gesandten, eine Bürgschaft für seine Sicherheit und Schutz zu erlangen, kann ich nicht sagen. Es war mir ganz klar, daß der Artikel im „Courier“, den General Bertrand mir gegenüber erwähnt hatte, Napoleon gezeigt worden war und einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er schien mir irgend ein Unternehmen zu planen und doch noch sehr zweifelhaft darüber zu sein, ob er sich darauf einlassen solle.“ Bezüglich des Herzogs von Wellington, seines späteren Besiegers, zeigte Napoleon sehr viel Neugierde. Er bezeichnete es als großen Mißgriff der englischen Regierung, ihn als Gesandten nach Paris zu schicken. „Man liebt nicht, einen Mann zu sehen, gegen den man gekämpft hat. Er habe niemals einen Mann nach Wien geschickt, der es einmal als Offizier der französischen Invasionsarmee betreten habe (eine Behauptung, deren Richtigkeit übrigens später Graf Lebzelten, der österreichische Gesandte in Rom, gegen Lord Russel bestritt). Auch erkundigte sich Napoleon, was die Lieblingsbeschäftigung des Herzogs sei. Lord Russel erwiderte, der Herzog sei während seiner Feldzüge so ausschließlich von seiner Aufmerksamkeit auf den Krieg in Anspruch genommen worden, daß er sich nicht denken könne, wie er seinen Geist daneben noch auf andere Gegenstände habe richten können.

Über die Pläne, die er inbezug auf Spanien gehabt, sprach Napoleon mit großer Ausführlichkeit. Er würde in Spanien die großen Ländereien zwischen den Granden, den Klöstern und der Geistlichkeit geteilt haben, in Spanien die aufgeklärten Grundsätze der Toleranz eingeführt und den Handelsverkehr im Innern erleichtert haben. Auf Lord Russels Einwendungen, daß Spanien für solche Veränderungen noch nicht genügend vorbereitet sei und darum das spanische Volk ihnen Widerstand entgegensetzen würde, meinte der Kaiser: „Ils succomberaient.“

Lebhaft erkundigte sich Napoleon, ob Lord Russel wisse, was auf dem Wiener Kongreß vorginge, und äußerte die Erwartung, jede von den Mächten würde sich durch einen Vertrag die Gebiete bestätigen lassen, welche ihre Truppen besetzt hielten. — Erst später fiel es Lord Russel auf, daß Napoleon, während er etwas früher mit Lord Ebrington von großen Begebenheiten seines vergangenen Lebens gesprochen hatte, von Jaffa, von der Hinrichtung des Herzogs von Enghien und ähnlichen Taten, über welche die Welt ihr Urteil gefällt hatte, er mit ihm fast ausschließlich von den Angelegenheiten der Gegenwart sprach: „Sein vergangenes Geschick hatte aufgehört, sein Hauptinteresse zu sein,“ erzählt Lord Russel, „und sein Geist war mit der Gegenwart und mit der Zukunft beschäftigt.“ Auf die Bemerkung des Kaisers: „Ihr Engländer müßt sehr zufrieden sein, den Krieg so erfolgreich beendet zu haben,“ erwiderte Lord Russel ernst: „Ja, Sire, besonders weil wir uns zu einer Zeit in großer Gefahr glaubten.“ Bei diesen Worten brach Napoleon in schallendes Gelächter aus und rief: „C'était le système continental, eh?“

Damit endete die Unterredung. Lord Russel erhielt am folgenden Morgen ein Pferd des Kaisers zur Verfügung gestellt und besichtigte noch eine Villa, welche der Kaiser zu seinem Sommeraufenthalt erbauen ließ. Am nächsten Tage verließ er Elba.

Die Unruhe, welche der Kaiser über den von General Bertrand erwähnten Artikel gezeigt hatte, kamen Lord Russel bei den Ereignissen von Elba wieder in den Sinn. „Als wir später von Napoleons Expedition von Elba erfuhren, wurde Graf Mosburg, ein Minister Murats, gefragt, was Napoleon bewogen haben könne, ein so großes Wagnis zu unternehmen. Ein wenig Hoffnung und viel Verzweiflung“ („Un peu d'espoir et beaucoup désespoir“) war seine Antwort. „So erschien auch mir,“ schreibt Lord Russel, „als ich ihn sah, sein Seelenzustand, und als ich nach Rom kam, schrieb ich an meinen Bruder Lord Tavistock, daß ich sicher sei, Napoleon denke an einen neuen Plan.“

* * *

Im Jahre 1814, als Napoleons Macht dem vereinten deutsch-russisch-österreichischen Heere erlegen war, kam die Gemahlin des Kaisers Alexander von Rußland, eine geborene badische Prinzessin, als Gast an den heimatlichen Hof nach Bruchsal zu ihrer Mutter. Die regierende Großherzogin Stephanie von Baden war die Adoptivtochter und der besondere Liebling Napoleons, der väterlich für ihr Glück gesorgt hatte. Jetzt mußte sie nach Napoleons Untergang zum ersten Male der Gattin seines Besiegers gegenübertreten. Eine Hofdame der entthronten Königin von Schweden, die bei dieser Zusammenkunft



Schlacht am Montmartre, 30. März 1814.
Stahlstich von W. Karcher aus Sporschils „Großer Chronik“, 1841.

anwesend war, schilderte sie in ihren Memoiren in folgender Weise: „Die Großherzogin war sichtlich befangen und leichenblaß, als sie im silbergestickten Hofkleide und mit Diamanten geschmückt durch die Salons schritt, wo das Gefolge aller anwesenden Fürsten versammelt war. Sie grüßte alle, blieb aber dann einen Augenblick an der Tür stehen, die zu dem inneren kaiserlichen Gemach führte, als wolle sie sich sammeln. Endlich trat sie ein. Ihr entgegen kam die Kaiserin und unverkennbare Gemahlin des Siegers, ungemein imponierend. Sie gedachte wahrscheinlich an Erfurt, wo der Kaiser 1807 der schönen und liebenswürdigen Erbgroßherzogin Stephanie huldigte; das war nun jetzt anders. Napoleons Adoptivtochter hatte an jenem Tage in Bruchsal einen schweren Stand. Alle ließen sie mehr oder weniger die Überlegenheit fühlen, nur die milde unglückliche Königin von Schweden bewies sich ihrer Schwägerin als liebende Verwandte. Diese hat es tiefgerührt empfunden und war schmerzlich verletzt von dem Empfang, der ihr im übrigen geworden. Eine ihrer Damen hat mir erzählt, daß, als die Großherzogin Stephanie zurückkehrte, sie sich laut schluchzend in einen Sessel warf und die Worte aus der „Jungfrau von Orleans“ rezitierte, nachdem sie ihr Schicksal angeklagt: „Du führtest mich ins Leben, in den goldenen Fürstensaal, mich der Schmach dahinzugeben — ach, es war nicht meine Wahl“. . . .“

Kleine Geschichten aus alter Zeit.

Zensur in Frankreich.

Zur Zeit Napoleons las einst der Zensor in dem Manuskript eines Vaudevilles, das zur Aufführung bestimmt war: „Coquin de Dubois“. Da fällt's ihm ein, daß der Graf Dubois eben Polizeipräfekt ist, und er streicht die Stelle aus und bemerkt dabei: „Unterdrückt aus Rücksicht auf den Herrn Polizeipräfekten.“ Solcher weisen Rücksicht wird jeder beistimmen müssen. Ein anderer bemerkt bei der Erwähnung des bekannten Salats „Barbe de Capucin“: „Es ist hier ein anderer Salat zu nennen; man darf aber nicht seinen Spott mit der Religion treiben.“ Dies trug sich unter der Restauration zu. — Ein Vaudeville wird zu spät zu der Zensur eingereicht, und erst eine Stunde vor der Aufführung kommt es auf arge Weise verstümmelt zurück; die schönsten Kouplets sind weggestrichen. Der Autor ist in Verzweiflung. Die Zeit ist zu kurz, um etwas Neues zu machen und noch dazu einstudieren zu lassen. Er wußte, daß der Zensor zu einer bestimmten Stunde aß und daß ihm dies Geschäft so heilig war, daß er sich nicht darin stören lassen mochte, wenn's selbst das Wichtigste wäre. Der Dichter schreibt also das verpönte Lied sauber ab und begibt sich damit zum Zensor, als schon die Suppe aufgetragen war.

„Was wollen Sie?“ fragte der Gestrenge.

„Ich habe hier das völlig umgestaltete Lied zu meinem Vaudeville.“

„Kommen Sie später damit; ich will eben zu Tische gehen.“

„Später? Das Stück soll ja zur Stunde anfangen! Wann sollen es die Leute lernen?“

„Gut! gut! Sie haben's also verändert?“

„Ganz umgestaltet; sehen Sie nur, die Dinte ist ja noch ganz naß.“

„Nun meinetwegen! Ich verlasse mich auf Ihr Wort.“

Und er setzte die Erlaubnis darauf. Das Lied wurde gesungen, und keinem Menschen fiel es ein, daß dadurch Thron oder Altar hätten umgestürzt werden können.

William Stone.

Ein großes statistisches Genie ist vor kurzem in London gestorben. Er war es, der die Statistik der englischen Nationalschuld erfand, der nämlich berechnete, welchen Raum jene Schuld, in gemünztem Gelde, der Länge, der Breite und Dicke nach einnehmen würde; wieviel Menschen gebraucht würden, sie von der Stelle zu schaffen, wieviel Wagen, um sie aufzuladen usw. Wenn Finanzmänner und Ökonomen ein wichtiges Problem dieser Art zu lösen hatten, so wandten sie sich nur an Stone. Dieser merkwürdige Mann unterwarf alle sozialen Beziehungen dem unwandelbaren Gesetze der Arithmetik und stellte den Satz auf, daß nur Zahlen recht behalten. So zählte er die Gläser Gin zusammen, die monatlich in London getrunken, oder die Beefsteaks, die dort gegessen wurden. Diese Untersuchung teilte er dann stets den Journalen mit, welche sie mit sehr ehrbarer Miene ihren Lesern mitteilten. Es war bei ihm zur völligen Monomanie geworden, und er zählte im Theater die Zuschauer, bei Tische die Schüsseln; er rechnete bei Tage, er rechnete bei Nacht. Und nun spreche man von den Launen unserer Bestimmung: dieser Mann der vom Kalkuliren so eigentlich lebte, ist endlich am Kalkulus (Blasenstein) gestorben.

Die Macht der Claque.

In einem Pariser Theater befand sich ein Schriftsteller, der seinen Namen größtenteils der Claque und Clique verdankte. Ein neues Stück von einem noch jungen Verfasser wurde aufgeführt, und die Claque und Clique tat ihre Schuldigkeit. Nach dem Fallen des Vorhanges suchte unser Mann den Hauptrădelsführer der klatschenden Partei auf und sagte zu ihm, indem er ihm die Hände drückte: „Mit Männern, wie ich sie hier versammelt sehe, steht es um unsere Literatur noch nicht so schlecht, wie finstere Kritiker immer behaupten wollen.“

Aus der Zeischrift „Europa“, 1842.

„Die erste Zunge der Christenheit sind die Russen . . .“

Von Alma Anthony.

Also hebt die „Allgemeine christliche Völkerkunde“ an, welche um 1450 aufgezeichnet worden ist und aus Großvaters Bücherschrank in der Münchner Zeitschrift „Eos“ vom Jahre 1819 wieder auftauchte. Wie im Mittelalter so manche Dinge der Natur oder der Erkenntnis einen mythologischen Charakter erhielten, so wurde auch die Anzahl der Sprachen auf dem Erdboden durch die Normalzahl 72 bestimmt; nur der sechste Teil, also 12, wurde der Christenheit zugeteilt. Welche Sprachen diese letzteren gewesen, und welche Ansicht man von den Nationen, welche diese Sprachen redeten, etwa um 1450 — nämlich vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken — in Bayern mitunter gehabt hatte, ergibt sich aus folgender Liste, die einer Handschrift jener Zeit entstammt.

Es ist höchst interessant, nach nahezu einem halben Jahrtausend, zu einer Zeit, wo unser deutsches Vaterland durch die Niedertracht seiner Feinde in einen Weltkrieg verstrickt wurde, zu lesen, wie vor fünfhundert Jahren über die einzelnen Völker geschrieben wurde, insonderheit über unser deutsches Volk und die, so uns mit diesem Kriege überfallen haben.

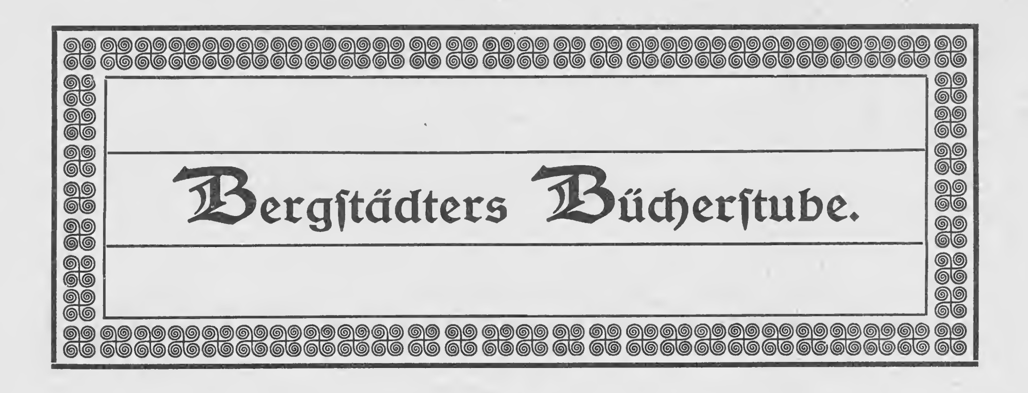
1. Die erst Zung der Kristenheit sind die Räussen; da haben die Pfaffen ein andre Weis mit der Meſſ' und mit der Tagzeit. Es ist bemerkenswert, daß über Rußland am wenigsten gesagt wird. 2. Und die ander Zung sind Kriechen, die sind gar mächtig und dazu reich, und gehen ohn Geläut zu Kirchen; sie erschällen nur ein Horn, wann (denn) sie haben kein Glock in ihrem Land, und sind doch kunstreich und haben manigen klugen Sinn und List. 3. Und die dritt Zung ist wälisch, sie tragen gern weite Kleider und manigerlei Farb; und sind auch genau listig laut mit Reitung (im kaufmännischen Rechnungswesen), und gar viel böser Kristen haben sie unter ihnen. 4. Die vierte Zung der Kristen ist die teutsch Sprach; der ist gar viel und sind streitbarer denn die andern alle; von erst Pairland; Appenzeller, die weichen nicht von dem Streit; auch ist Swabenland, darin pfligt man maniger Hoffart; auch ist Elsassen, da wächst guter Wein, den trinken sie gern, und thun dabey manigen großen Schwur; Frankenland, da sind große Räuber und Zucker*); und Brabant, Seeland und Sachsen... und Friesland, und auch die frischen Meißner und auch die Püchner (?) sind alle gerne Zucker (Raufbolde) und Räuber, und auch die Oesterreicher mit ihrer Käsbrüch (kefsprw'?) und (haben?) die Flaschen allzeit an dem Sattelbogen, und auch Steirer und Kärenter mit den großen Kröpfen, und die Etscher, da wachset guter Traminer, Pasamier, Kindlamier, den führt man fern in fremde Lande, und giebt ihn um gut Gulden; darum lob ich die teutschen Lande über die andern alle. 5. Die fünft Zung ist Ungerland, die haben gut Handbogen und lang Bärte, und nit viel Ritter ist unter ihnen, sie wollen aber alle Grafen seyn, und sind auch gut Waller und haben auch gute Roſſ, und starke Ochsen und lützel (wenig) Federwat (Federvieh); er (der Unger) trinkt ihm ein Bett von gutem Wein und macht aus seiner Frauen einen ungrischen Pflug. 6. Die sechst Zung sind die Herren Franzois, die haben viel Ritter, wann (denn) ihnen ist wohl mit Ritterschaft, und sind gut Krieger, und wollen keinen teutschen Wirth in ihrem Land haben noch lassen. 7. Die siebent Zung ist Armenienland, und sind gute Kristen. 8. Die achte sind Morenland, die sind die fernsten in der Heidenschaft, und welcher der schwärzest ist unter ihnen, der will auch der edelst sein. 9. Die neunt Zung ist Schottenland, die haben viel Könige unter ihnen, wenn (denn) sie haben gar viel Land. 10. Die zehnt Zung ist windische Land, das sind gar wunderlich leut, und sind gar gierig zu vergießen des Menschen Blut. 11. Die elft Zung sind Polen und Pecham (Böhemi, Böhmen), die wolle die besten seyn, aber sie fehlen daran (sie gehen mit dieser Meinung fehl), wenn (denn) sie hat der Huß betrogen. 12. Die zwölft Zung**) ist latein genannt, die ist noch fest mit guter Lehr. Aber die Hoffart, Geitigkeit (Geizigkeit) und Simonei hebt an der zwölften Zungen an und hat auch die eilf Zung also gar besessen, daß ich nit wohl kann erkennen, wer ein guter Kristen sey.“

So endet der Bericht aus alter Zeit, der neu aufleben soll in unserer eisenharten; denn allda heißt es schon von uns Teutschen: „der sind gar viel und sind streitbarer denn die andern alle.“

*) Zucker: Dies Wort klingt etwas geheimnisvoll, aber ich glaube, die richtige Deutung gefunden zu haben: Raufbolde, Straßenräuber.

**) Mit der zwölften Zunge dürfte die damalige Geistlichkeit mit dem Papst gemeint sein.





In schwerer, hehrer Zeit.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Während ich dieses schreibe (Mitte August), loht und droht die Weltkriegsfackel. Das ganze deutsche Volk hat sich in Gehorsam und Liebe, in wundervoller gesamter und einender Ertüchtigung erhoben, um den gefährdeten österreichischen Brüdern die gelobte Nibelungentreue zu halten, um — dem Gebote des Kaisers und der Fürsten folgend — Gut und Blut, alles was Seele und Leib an Kräften zu eigen hat, einzusetzen für die geliebte Freiheit, für Sein oder Nichtsein des Reiches, für Leben und Besitz und was weit teurer ist als dieser: für Weib und Kind, für die Lieben alle, für Herd und Heimat, für unsere Ideale, im Dienste und in der Wahrheit Gottes.

Alle Interessen drängen sich dem Altare der patriotischen Opferflamme zu — „die Musen schweigen" . . . Und dennoch soll ich heute für Bergstädters Bücherstube im Oktoberheft einen Beitrag schreiben? Soll es tun, während zwingende Krankheit den vergeblich sich wehrenden Körper erneut in Fesseln schlägt — und weiß nicht einmal, ob das mühsam Abgerungene je wird gelesen werden können und *wie* es dann stehen wird in, bei und um uns?

Aber da tritt die Pflicht herzu mit erhobenem Mahnfinger: Löse das gegebene Versprechen, *tue das Deine*: das ist für *jeden Einzelnen* das höchste Gebot, dessen Erfüllung an sich die Sieghaftigkeit der Gesamtheit bedeutet. Und dann: Die wildbewegte Flut wird wenigstens zeitweise abebben, und auch inmitten des Tosens der Wehr und Waffen, der heißen, ringenden Arbeit wird ein Augenblick des wechselnden Ausruhens gesucht und gefunden werden wollen.

Also sprechen wir auch heute ein wenig von Büchern, von jenen, die uns kürzlich auf den Rezensionstisch gelegt worden waren, ehe die Wogen so furchtbar, so gewaltig hoch gingen. Furchtbar und gewaltig: das Weltmeer eines Weltenkampfes, so weit wir jetzt schauen können.

Und siehe, schon jetzt ein Flammenzeichen der Gewißheit des endgültigen Sieges: Unser deutsches Volk hat sich erschütternd auf sich selbst und damit auch auf — Gott besonnen. Die Wege zu ihm, dem größten Herrn und Schützer, liegen wieder offen zwischen den Herzen unserer Helden und aller, die zu ihnen gehören, und dem Herzen des Allgütigen und Allgewaltigen. Und so muß auch von dieser Stelle zuerst der Bitt- und Mahnruf ausgehen: Lest wieder in den heiligsten unserer Bücher, vergeßt nicht auf die uralten, von Gottvertrauen durchglühten Psalmen, versenkt euch immer wieder in das Testament unseres allmächtigen und alliebenden göttlichen Helfers, der verheißen hat, bei uns zu bleiben bis ans Ende der Tage. Und dann: Gedenket der Sänger der Freiheit schlagt euern Schiller, euern Körner, euern Schenkendorf, und wie sie alle heißen, wieder auf; laßt sie vereint erklingen, die Leyer und das Schwert, und laßt es eure Seele durchbrausen: „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an! Das halte fest mit deinem *ganzen* Herzen!"

Ein Volk, das in *Gottbewußtsein* die Freiheit *singt, kann* nicht untergehen.

Und nun zum „anderen" — mit ein wenig Auswahl, versteht sich. Da kommt mir A. *Dörrers* soeben erschienener Band in die Hände: „*Karl Domanig*. Ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit und die tirolische Literatur ab 1800" (Verlag der J. Köselschen Buchhandlung. Kempten, 8°, 247 S., 2,80 M). Das Buch, das noch dem schändlich hingemordeten Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este

gewidmet werden konnte, wurde vom Autor und Verlag als eine Art Ergänzungsband gedacht zu Karl Domanigs fünfbändigem Gesamtwerke, das eben jetzt, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, so gut wie druckfertig zur Veröffentlichung auf dem Subskriptionswege vorlag. (Kösel, Kempten, 5 Bände, elegant in Leinen geb. 25 M = 30 Kr.). Der erste Band enthält neben dem aus meiner Feder stammenden Lebens- und Persönlichkeitsbilde des Dichters an Hauptbestandteilen: das „Wanderbüchlein", den „Abt von Fiecht" und das herrliche kleine Epos „Um Pulver und Blei", die Vorgeschichte des Tiroler Freiheitskampfes. Die Trilogie, die Domanig dem letzteren als seine größtes Lebenswerk widmete, bildet den zweiten Band. Der dritte umschließt die Dramen „Der Gutsverkauf", „Der Idealist" und „Die liebe Not", der vierte das „Tiroler Hausgärtlein", die dramatische Szene des „Grobianus" sowie „Für Gott, Kaiser und Vaterland", der fünfte den Roman „Die Fremden" und die Novellenreihe „Kleine Erzählungen". Wir können nur wünschen und hoffen, daß diese gerade jetzt hochwichtige Veröffentlichung nicht länger verzögert zu werden braucht. Kein glühend patriotischerer Dichter, kein künstlerisch maßvollerer als Karl Domanig. Sein „Tiroler Freiheitskampf" würde wie ein mitreißender Sturm durch unser Land fahren; die genannte Epopöe sowie die patriotischen Gedichte des Wanderbüchleins und Hausgärtleins würden in Deutschland so gut wie in Österreich ungezählte Herzen höher schlagen lassen, wie denn sämtliche Werke Domanigs, der ein patriotisches Apostolat vertrat, vaterländische Gesinnung atmen und auch sonst durchaus vorbildlich wirken. Denn Domanig war nicht nur ein tiefschürfender Ethiker von Geschmack und Bildung, er war auch ein zielbewußter Künstler — eine Vereinigung, wie wir sie nur selten finden.

„Geschmack und Bildung" und „Der Künstler" nennen sich zwei diesjährige Essay-Reihen: die ersterwähnte von Kurt Martens (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 8° 246 S., 3,50 M), die zweite von Emil Ludwig (Berlin, S. Fischer, 8°, 302 S., 4 M). Kurt Martens, der bekannte Erzähler, zeigt sich als fesselnder, nicht immer just liebenswürdiger Plauderer. Die 26 Kapitel seines Buches sind der Hauptsache nach sämtlich beherzigenswert, aber nicht durchweg gerecht. Bisweilen erhält man den Eindruck der Gereiztheit, ja sogar der Bissigkeit. Zugegeben, daß der Geschmack des „Volkes" oft auf beklagenswerten Tiefstand deutet, so „schreien" doch Stellen wie diese geradezu nach Einschränkung: „Das Herz des Volkes hängt nun einmal am Schunde und am Schmutz... Wo es.... Ernst, Tiefe, Reinheit, Zucht wittert, da trägt es ebenfalls einen scheuen Respekt zur Schau, doch schüttelt es die ungewohnten, lästigen Fesseln ab, sobald der wohlmeinende Volkserzieher den Rücken wendet." Desgleichen: „Im Laufe der christlichen Jahrhunderte ging . . . den christlichen Gefühlen und Begriffen alle (!) Frische und Ursprünglichkeit verloren." Vortrefflich dagegen liest sich z. B. das Kapitel „Kunst und Vaterland" mit der urwahren Stelle: „Es gibt kein Massengefühl, dessen Erkenntnis nicht auch den einsamsten und stolzesten Künstler irgendwie bereichern könnte." Ungemein lehrreich ist das Kapitel „Zur Naturgeschichte des Rüpels," in dem es einmal heißt: „Der schlimmste Feind der Deutschen ist der deutsche Rüpel. Wir, die wir unsere Nation als die stärkste, gütigste und innerlich reifste des Erdballs kennen, werden immer von neuem an die trübe Tatsache erinnert, daß das Ausland die Deutschen verkennt und belächelt" (und zwar, meint er, nicht selten „kraft" des „deutschen Rüpels").

Schwerer wiegt Emil Ludwigs Buch, zumal in seinem ersten Hauptteile mit den Kapiteln: „Über das Selbstbildnis, Künstler und Abenteuer, Der Künstler als Weltmann, Die Frühvollendeten, Die letzten Werke, Über den Tod großer Männer, Gespräche auf dem Dache, Genialität des Körpers, Der Dichter in der Landschaft, Die Schönheit des Torsos, Melancholia ingenii". Der zweite Teil mit seinen ersichtlichen Gelegenheitsgebilden steht entschieden zurück, so viel Interessantes er an sich bietet. — Gleich der Beginn des Bandes mit der geistvollen Gegenüberstellung Peter Vischers und Adam Kraffts als zweier für ihr Lebenswerk sich einsetzender Künstler weckt die lebendige Anteilnahme des Lesers wie mit einem Schlage. Das Buch steckt voll von feinen und feinsten Bemerkungen, aber was weit mehr bedeutet als dies: Es ist die konzentrierte Ausprägung einer auf sich selbst fußenden Persönlichkeit, die immer fesselnd anregt, auch wo sie in ihren folgerichtig durchdachten, scharf zugespitzten Äußerungen Widerspruch weckt.

Jetzt zur Belletristik. Kurt Martens behauptet in dem Kapitel „Geschäft und Technik des Unterhaltungsromans" schlankweg: „Jeder Autor, der nicht bloß stümpert, sondern sich aufs Romanschreiben wirklich versteht, kann seines Publikums sicher sein... Die Nachfrage nach erzählender Literatur ist eine stürmische, sogar Romandichtungen werden lebhafter verlangt und höher gewertet denn je zuvor." Ein Autor, der sich tatsächlich aufs „Romanschreiben versteht" und zudem allerlei vom Dichter in sich hat, ist Otto von Gottberg, „der bekannte Weltjournalist", Verfasser des „von Radern, Kaiserlicher Ministerresident," dem auch ein verwöhnteres Lesepublikum Geschmack abzugewinnen vermochte. Er hat kürzlich einen neuen „politischen" Roman veröffentlicht, der sich eben jetzt lebhaft durchsetzen dürfte: „Die Spionin" (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 8°, 240 S. 3 M). Ich selbst habe das gut und spannend, auch kraftvoll geschriebene hochpatriotische Buch gern und mit Nutzen nach verschiedenen Rich-

tungen gelesen. Das preußische Offizierkorps steht im Mittelpunkt. Autor und Held sowie dessen deutsche Mitspieler sind — im guten, nationalen Sinne — echt preußisch „vom Wirbel bis zum Zeh". Eine prächtige, für mich die anziehendste Gestalt ist der Generalleutnant von Brieg, der uns das Bild des alten Kaisers in ergreifender Weise zeichnet. So kernig-schneidig ist das Ganze, so ohne jedes überschüssige Drum und Dran, daß der erstmalige Leser zumeist ein wiederholter werden dürfte.

Ein vaterländischer Dichter von echtem Schrot und Korn ist der Schweizer Johannes Jegerlehner, Verfasser des Gebirgsromans „Petronella" und der historischen Erzählung „Margnáno". In der öfter schon von uns empfohlenen „Salzers Taschenbücherei" (geb. je 1 M, Heilbronn, Eugen Salzer) hat er jetzt eine köstliche, derb-frische schweizerische Soldatengeschichte „Hohlicht" veröffentlicht, die wie klares Gebirgsquellwasser, ozonreicher Bergwind und würzige Gebirgsflora wirkt. Das Büchlein sei einem weiten Kreise empfohlen!

Ein noch berühmterer Schweizer: Heinrich Federer, dessen Roman „Jungfer Therese" und dessen Erzählung „Sisto e Sesto" ich an dieser Stelle eingehender besprach, hat dem letztgenannten Bändchen der Salzerschen Taschenbücherei ein zweites mit einer Novellenreihe folgen lassen: „Das letzte Stündlein des Papstes. Umbrische Reisegeschichtlein". Federersche plastische Gestaltungskraft und beseelter künstlerischer Ernst sprechen aus der Titelnovelle, Federerscher sonniger Humor aus den drei nächsten, Federersche vertiefte Empfindung aus der letzten der Erzählungen.

„Künstler ist," sagt Emil Ludwig, „wer schon unter dem Denken zu fühlen weiß." Und ein ganz Großer, Lionardo da Vinci, prägte den Satz: „Je mehr Gefühl, je mehr Qual, ein großes Martyrium." Wenn auf jemand, so geht dieses beides auf Enrica von Handel-Mazetti, in deren „Genius der Tat" ebenfalls, übereinstimmend mit Emil Ludwigs Prognostikon für den Künstler, „Melancholia wohnt". Und doch ist Kraft der große Wesenszug ihrer Kunst, eine Kraft, die endgültig nicht niederdrückt, sondern erhebt, bis zu den Sternen und über die Sterne hinaus. Denn in der Auswertung ihres mächtigen Dranges zum Tragischen hin liegt zugleich die Auslösung wahrhafter Schöpfergewalt beschlossen, die endgültig aufbauen muß, nicht zerstören kann. Enrica von Handel-Mazetti hat ihren dreiteiligen Roman „Stephana Schwertner" beendet, und er gehört zu jener stählenden Dichtungsliteratur, die auch in schwerster Zeit wie ein Born der Aufrichtung, des Vertrauens und der unerschütterlichen Gläubigkeit zu wirken vermag. Das Märzheft unserer Zeitschrift hat eine knappe Einführung in die zwei ersten Bände des dreiteiligen Romans*) sowie das zweite Kapitel des damals noch unvollendeten Schlußbandes gebracht. Das Gesamtwerk stellt die Geschichte der mißglückten Verprotestantisierung der alten Eisenstadt Steyr unter dem „allgewaltigen" Richter und Eisenkönig Joachim Händel dar. Dieser einzigartig wuchtige Herrenmensch haßt nichts so sehr in der Welt wie Rom und den Katholizismus, liebt nichts so sehr wie das ihm unterstellte Steyr, das er ganz und gar aus den Fängen des „römischen Untiers" reißen und dem „Lichte" entgegenführen will: mit allen Mitteln der Gewalt und trügerischen List, denn auch diese verschmäht der sonst so markige Mann nicht, der in wunderbarer Zeichnung sich vor uns erschließt und entfaltet. In Wahrheit täuscht Händel sich über sich selbst: Näher als alles in der Welt, Evangelium und Steyrstadt und -land eingeschlossen, steht ihm das Kind seiner ersten und „einzigen" Liebe, sein zu herrlicher Jugendkraft und -schöne erblühter Sohn Heinrich Joachim Händel, Leutnant und dann, mit 21 Jahren, Hauptmann der glänzend Steyrer Schützen-„Stadtkompagnie", der seinem Vater in vergötternder Liebe anhängt.

Joachim Händel hat auf seinen zuerst scheinbar milden, bald jedoch gewalttätigen Reformierungswegen zwei ungeahnte Hemmnisse gefunden: einen bäurischen Mönch und ein an Bildung einfaches, aber an Schönheit, Klugheit, Frömmigkeit Charakterreinheit und -festigkeit unvergleichliches Mädchen aus dem Volke. Jener, der Benediktinerpater Albertus: verschlossen, rauh, fast kulturroh nach außen, ist von gewaltiger innerlicher Größe, eine Kampf- und Siegesnatur, ein eiserner Held seiner Kirche. Gerufen von dem feurigen, aber bereits bejahrten und kränkelnden Abte Heller von Garsten, der bald an gebrochenem Herzen über Händels Tyrannei stirbt, tritt er als begnadeter, rücksichtsloser Wahrheits- und Bußprediger gegen Händel auf, ermutigt, tröstet, stählt seine Gemeinde und zieht so der Willkür des Richters unüberschreitbare Grenzen. Aber sein Einfluß erscheint für immer lahmgelegt, als die letzte katholische Kirche in Steyr, angeblich wegen tatsächlich drohender Pestgefahr, auf unabsehbare Zeit gesperrt und jede religiöse Ansammlung untersagt wird. Da kommt dem gottglühenden Priester in jenem Mädchen aus dem Volke, der achtzehnjährigen Stephana Schwerdtner, die er als ihr Beichtiger bereits

---

*) Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Erster Teil: Unter dem Richter von Steyr, 8⁰ 468 S., 4 M, geb. 5 M. Zweiter Teil: Das Geheimnis des Königs, 8⁰ 368 S., 3,50 M, geb. 4,50 M. Dritter Teil: Jungfrau und Martyrin, 8⁰ 704 S., 5 M, geb. 6 M. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten und München, 1912—1914. Erstes bis elftes Tausend.

auf den Wegen der Heiligen sieht, eine dennoch ungeahnte Hilfe. Sie weiß ihn zu bewegen, gerade jetzt zur Anrufung der göttlichen Gnade eine Wallfahrt anzusetzen nach Weng, das schon einmal auf einen Fürbittesturm hin die Pest sich rückwärts wenden sah. Ihr tapferer Zuspruch ist es vor allem auch, der das arme, bedrängte Volk der Gläubigen zur Teilnahme bewegt. Ein abgefallener verheirateter Mönch, dem Händel Heimatrecht und Amt gegeben hat, verrät dem Richter das Verhalten seiner sämtlich von ihm gehaßten katholischen Untertanen, und als am nächsten Morgen die Bittprozession, unter Führung des Priesters und Voranschreiten Stephanas als Fahnenträgerin, mit Gesang und Gebet ausgeht, tritt ihnen auf Gebot des Vaters Heinrich Händel mit seiner bewaffneten Schar entgegen. Als er Albertus mit dem Schwerte bedroht, zerschlägt ihm Stephana mit der Fahnenstange die Waffe in der Hand: eine Beschämung, die ihm den ersten Eindruck ihrer völlig unerwarteten äußeren Erscheinung ungeahnt vertieft. Nun führt er die Pilger vor seinen ergrimmten Vater, der eben Gericht hält und das bei seinem Amtsantritt freiwillig abgelegte Gelübde von der Heilighaltung des Lebens an einer schuldigen Kindesmörderin bewahrheitet. Um so furchtbarer zeigt er sich als Richter der schuldlosen Stephana. Sein eigenes drakonisches Pestgesetz will er erbarmungslos vollzogen sehen, wenn nicht am Mönche, den er der geistlichen Obrigkeit überliefern muß, so doch an der „Dirne“, der er eine unterlassene Huldigung an seinem Ehrentage nie vergessen hat. Der Reinen, Lieblichen legt er zwei Stunden lang die grausamste Seelenmarter auf, indem er sie durch Henkershand an den Pranger fesseln läßt, wo sonst nur menschlicher Abschaum der brutalen Verhöhnung des Pöbels ausgesetzt wird. Dem Sohne überweist er den Befehl zur Aufrechterhaltung der Ordnung bei Vollziehung des teuflisch ungerechten Aktes. Heinrich Händel aber ist zutiefst noch mehr der Sohn seiner Mutter, Calvins edelsinniger, zartliebevoller Tochter, als der des harten Vaters. Und so überkommt ihn, da er das gequälte Kind in all seiner holden Unschuld den abscheuligsten Unflätigkeiten der fanatisierten Menge bis zum letzten Hinschwinden ihrer Kräfte preisgegeben sieht, ein unbezwingbares Erbarmen. Dem toddrohenden Gesetzesspruche entgegen löst er mit eigener Hand den tief in den schmächtigen Körper einschneidenden Eisenring und trägt die Ohnmächtige auf den eigenen Armen vom Schandplatze, um sie dann selbst zur Mutter zu geleiten. Damals schon hat in ihm die Liebe das erste Wort gesprochen.

Der Haß aber loht in Händel, der bereits innerlich den „herrlichen“ Sohn in den Netzen der papistischen „Metze“ sieht. So hält er ihn gefangen, bis daß der „Schuldige die schlechte Tat“ bereue und Abbitte leiste. Der aber kann und will beides nicht. „Hätt er's nicht getan, er wär' eine Bestie, kein Mann. Abbitten, daß er das zermarterte Kind vom Pfahl.... Ich kann nicht,“ stieß er mit knirschenden Zähnen herfür. „Ich habe nichts Böses, sondern recht getan!“ — Ein Volksaufstand im katholischen Steyrdorf, mehr noch die ungerechte Kränkung des Sohnes in der toten, zärtlich geliebten Mutter seitens der zweiten Ehefrau Händels gibt diesem den willkommenen Anlaß, Heinrich Freiheit, Würde und Amtsgewalt zurückzuverleihen.

„Dem Jüngling aber hat das Erfahrene Herz und Seele völlig wachgerufen, nicht nur für die still keimende Liebe, sondern auch für das in seinem Heiligsten gemarterte Volk. Dem Henker kauft er für reiches Gold die der Jungfrau abgenommene armselige Habe ab: „zween Tuch, ein groß und kleines, und noch eine Schnur, die sie umb den Hals hatte,“ nämlich den vom toten Vater empfangenen geliebten Rosenkranz, um den sie am Schandpfahl so heiß geweint hat. An der Spitze seiner ihn schier abgöttisch liebenden Reiterschar sprengt Heinrich Händel dann nach Steyrdorf, um der „armen Steffi“, deren Bild ihn während der Haft keinen Augeblick verlassen hat, das Geraubte zu bringen. Er findet sie, nachdem eben ein weit höherer Gast als er sie verlassen hat: der Heiland im Sakrament. Findet sie, bei all der Marterschwäche, in unsäglicher Anmut, gleich einer „liebzarten, jungfräulichen Genoveva im Elend“. Sein Herz verliert sich da ganz an sie, trotzdem — oder weil — sie ihm in herber Abwehr alles und jedes nicht Zugehörigen schon jetzt das Wort der Mutter bewahrheitet: „Mein Kind, wenn sie ihren Willen hat, hat sie ihn.“ Scham und Schmerz würgen ihn an der Kehle, da er von ihr und der Mutter Verzeihung erbittet: „Vergeßt es uns... gedenkt es uns nit.“ Und Stephana spricht leise: „Ihr habt mich ja gerettet. Wie soll ich Euch anderes gedenken als das.“

Aber alsbald geraten sie mitsammen in tiefstes Fahrwasser, und als ihn seine Mannen ungeduldig rufen, da nimmt er im Gedächtnis unvergeßliche Worte wie diese mit: „Die Pest ist grausamb, ja! Aber grausamber als alli Pest ist Sünd und Irrglaub.“ — „Euer Glaub ist nit gereinigt, sundern erschwacht.“ — „So ist es leicht, die Gebot halten, wenn man das, so man nit halten will, ein erlogenes sein lässet.“ — „Nit der heilige Geist lügt, wohl aber die sündigen Menschen.“ — „Jeder Mensch ist Gottes, als lang er lebt, oder er soll es werden.“ — „Und ich wünsche Euch die Gnade Gottes für das Gute, daß Ihr mir erwiesen habt.“ — Mit diesem Licht im Herzen findet er, der ehedem noch so Unreife, rasch den Weg zu den Herzen der um Stephanas willen Aufrührerischen; mit weiser Güte dämpft er die Empörung, sodaß deren Hauptträger ihm ruhig vor den Richter folgen. Wie Händel vier derselben, sonst wollige, tüchtige Bürger, grausamen Tod, ohne priesterlichen Zuspruch, erleiden läßt, wie Stephana ihnen

unter dem Galgen betend beisteht und der junge Hauptmann währenddessen um sie Qualen der Liebe, um den Vater Qualen der Scham erduldet, findet sich schon im Märzheft angedeutet. — Gegen das Gebot Händels, das er als ungerecht empfindet, läßt Heinrich die Leichname der Gehenkten abnehmen und den Ihren übergeben.

Als dann der Richter zur Bekehrung aller Steyrer Katholiken einen berühmten Prädikanten kommen läßt und dieser nach speichelleckerischer Erhebung des Gewaltherrn dessen „Feinde," zumal Stephana schmäht, verläßt Heinrich vor allem Volk die Predigt, zu der kaum ein Papist sich eingestellt hatte, weil Stephana die getreue Schar ins Garstener Gotteshaus führte. So stößt Händel überall auf den reinen Gegenwillen der Jungfrau wie des eigenen Sohnes, und seine Wut gegen jene steigt höher und höher, wie es die Liebe des Jünglings, der seine Jugend für diese große Leidenschaft rein bewahrte, tut in dem Maße als das Mädchen sich ihr verschließt. Denn Stephana „ist Gottes"; früh hat sie ihr Herz dem Heiland verlobt, und sie gehört zu jenen, die nicht von ihrem Wege wanken.

Die Zeit bricht an, da sie für ihre heilige Liebe mit den größten Opfern einzustehen hat. Der im Klosterturm gefangene Albert hat eines Tages unter seinem Fenster einen pestkranken „Passauer" entdeckt; er nimmt, um die Stadt zu schützen und die Seele des wüsten Gesellen zu retten, diesen bei sich auf und pflegt ihn. Der greise mönchische Pfarrherr Ertelius, dem er sich anvertrauen muß, läßt ihm durch Stephana, die ebenfalls eingeweiht ist, Arznei und Nahrung übermitteln und gestattet in der eigenen Ohnmacht und Furcht der Heldenjungfrau auch, dem sterbenden Pestsiechen den Heiland, das für diesen von Albertus erbetene Sakrament, zu bringen. Sie aber gelobt ihrem Seelenführer ewiges Verschweigen über dieses „Geheimnis des Königs". — Auf dem Rückwege wird sie, die zum Schutze und zur Unkenntlichmachung eine Mönchskutte deckt, von mehreren gesehen, auch von Heinrich, der sich aber zu täuschen glaubt.

Joachim Händel zieht mit dem Sohne und dessen Mannen nach Wien zum Kaiser, vor dem er, der Härte gegen die katholischen Steyrer angeklagt, sich sieghaft behauptet und für die Glaubensgenossen zu Wien Freiheiten erwirkt. Aber auch Heinrich findet besondere Gnade vor dem höchsten irdischen Herrn, der ihm für die Katholischen daheim die vor allem um Stephanas willen erbetene Kirche freigibt und über die Liebe des Jünglings, die dieser ihm auf Befragen bekennt, seine Schützerhand zu strecken verheißt. Zwischen Vater und Sohn reißt sich da eine Kluft auf, über die keine Brücke mehr führen zu sollen scheint. Heinrich kehrt mit einem Teil seiner Truppe heim, um Stephanas Hand zu erringen; Händel folgt mit dem Großteil der bewappneten Schar. Aber inzwischen hat er zur „Rettung" des dennoch und zunehmend von ihm vergötterten Sohnes teuflische Schlingen gelegt, in die jener auch gerät, nachdem Stephana, die Gottgeweihte — ob in Erbarmen für ihn erglühend — seine reine Minne standhaft abgewiesen hat. Heinrich lernt, wie leidenschaftlich er widerstrebt, an die „Schuld" Stephanas in ihrem Verkehr mit Albertus glauben, und als alle „Beweise" zusammenstoßen, um ihm den letzten Zweifel zu rauben, als der Vollzug der wider ihr Wissen über sie von seinem Vater verhängten Strafe öffentlicher Austreibung wegen Unzucht unmittelbar bevorsteht, da will er nochmals zu ihr, um von ihr selbst über jene mitternächtliche geheimnisvolle Begegnung Aufschluß zu heischen. Als sie, treu ihrem Gelöbnisse, ihm Antwort verweigert, stößt er ihr in rasender Wut der Liebe, die von dem noch immer unsäglich teuren Haupte die furchtbarste Schmach abwenden will, den Dolch ins Herz.

Die letzten Kapitel liest man wie in einem Banne. Die heroisch-heilige Unschuld der Märtyrerin wird durch Albertus aufgedeckt. Der eigene Vater muß zuckenden Herzens über den Sohn das Urteil schmählichen Henkertodes sprechen. Vor diesem bewahren Heinrich seine getreuen Schützen, indem ihre Kugeln ihn beim Verlassen des Gerichtshauses niederstrecken. Todwund verlangt er nach „Stephanas" heiligem Sakrament und stirbt in Gegenwart des Vaters unter den Priesterhänden des vor kurzem noch so glühend gehaßten Albertus als Katholik. Joachim Händel, endlich bis in die letzten Tiefen erschüttert, gibt den Katholiken zur Bestattung seines Kindes die Pfarrkirche für immer frei. Er selbst verharrt in seiner Glaubensüberzeugung, aber „zu seinen Füßen sieht er seine gebrochenen Reiche und seinen entseelten Liebling, und über sich die Hand, die seine kommenden entblößten, bitteren Tage wog und zählte: „Nicht er — Stephana hat gesiegt."

Dies der armselige Abriß einer von genialer Künstlerhand wachgerufenen Geschehnisfülle mit ihren unzähligen und sämtlich meisterhaft herausgearbeiteten Trägern. Und nun das Gesamturteil über das fraglos großartige Werk? Ebenso fraglos: Diesem „Zeichen wird widersprochen werden". Um Enrica von Handel-Mazetti in ihrer bis jetzt großartigsten Schöpfung zu verstehen, muß man ihre dichterische und rein menschliche Persönlichkeit begreifen. Und das kann nur jemand, der in erster Linie ihre tiefstinnere religiöse Eingründung, ihre bis in die feinsten Lebensadern mündende Zusammengehörigkeit mit ihrer Kirche wenigstens zu erahnen vermag. Was sie Kepler sagen läßt, das gilt ganz und gar von ihr selbst: „Mein Licht leuchtet zwar, aber nicht ich habe es angezündet, sondern Gott." Wenn jemand, so ist sie in ihrem künstlerischen Tun gottbewußt, und zwar christkatholisch gottbewußt. Damit sollte ein jeder, der — wie sie — in jeglicher Beziehung

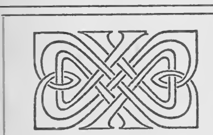
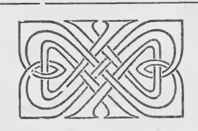
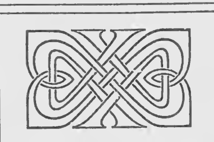
[ihr]en Herzens herzukommt, bei Aufnahme [und] Beurteilung ihres gewaltigen Werkes [re]chnen — und rechnen können. Freilich ist [si]e früher nach dieser Richtung mißverstanden [wor]den, und zwar begreiflicherweise. Ich [füh]re ein Wort ihrer so tapferen wie klugen [An]waltin, der Schweizerin Marguerite Anklin, [au]s deren Broschüre „Stephana Schwertner [und] die Kritik“ an. Nachdem M. Anklin die [B]uchung der Literaturgeschichte über E. von [H]andel-Mazzettis Kunst „mit dem aufwühlen[d]en und hinreißenden Glaubensmotiv, dem [w]underbaren Hauche mystischer Romantik“ [al]s die „genialste unserer Zeit“ sowie den „providentiellen Beruf Handel-Mazzettis, die Zeit der Glaubenskämpfe im Spiegel der Dichtung aufzufangen, die blutigste Tragödie der Menschheit so ethisch hoch und versöhnend darzustellen, wie es niemand vor ihr geträumt hätte,“ klargelegt hat, fährt sie fort: „In drei Werken („Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr,“ „Jesse und Maria“, „Die arme Margaret“) hat die große Kennerin verklungener Zeiten Helden einer bona fides gezeichnet, an der ihr katholisches Herz keinen Teil hatte. Mit der Intuition des Genies hat sie sich, ohne ihren katholischen Standpunkt zu verlassen, in protestantisches Denken und Fühlen künstlerisch so eingelebt, daß viele Katholiken glaubten, sie beargwöhnen zu müssen, ihr eigener Glaube gelte ihr nichts mehr .... Nun hat sie als vierte Künstlertat ein Wagnis unternommen, daran noch kein deutscher Dichter seit Schiller in seiner Stuart sich versuchte: Sie hat katholisches Glaubensmartyrium unter evangelischem Despotismus dargestellt.“ Aber sie hat es künstlerisch objektiv dargestellt als in dem Geiste, unter den Anschauungen der Zeit, da es lebte. Nur ein wirklich gerechter Sinn wird den Andersgläubigen hier vor allzu subjektivem Urteil bewahren, ein gerechter und — zutiefst — dichterisch veranlagter. Denn bei E. von Handel-Mazzetti ist Kunst und Glaube aufs innigste verwoben, und es versteht sich von selbst, daß sie dort ihr Bestes leistet, wo sie ganz ihre religiöse Überzeugung auswerten kann.

Es fällt mir nicht bei, jetzt noch — wie ich es zu Anfang und dann fortgesetzt getan — apologetisch für diese Kunst eintreten zu wollen; dessen bedarf diese nicht mehr, denn in diesem Werke zeugt sie sieghafter denn je für sich selbst. Es gehört nur Bereitwilligkei[t] des Besten in unserer dichterischen und seelischen Empfänglichkeit dazu, das zu begreifen; wo aber jenes oder gar beides fehlt, wo nicht eine gewisse Kraft der Selbstentsagung zu walten vermag, da ist jedes Befürworten umsonst. Für mich selbst sage ich dies: Vollbewußte werden sich entweder zu oder gegen „Stephana Schwertner“ stellen.

Wir haben das beste Beispiel an E. von Handel-Mazzettis eigener Objektivität, um ihre Subjektivität zureichend erfassen zu können. Beide, Objektivität und Subjektivität, wurzeln bei ihr in der Liebe; wohl uns und wohl ihrem Werke in bezug auf uns, wenn dies auch von uns, ihren Lesern und Beurteilern, gilt. Vergessen wir nicht, daß E. von Handel-Mazzettis Kunst für sie und ihre Versteher ein Apostolat des Friedens unter den Kindern Gottes die jeweilige Ausübung dieser Kunst aber ein geistiges Schauen bedeutet, zugleich jenes geniale seelische Erleben und Erleiden, auf das Leonardo da Vincis Wort (s. oben) deutet.

Und dann ein Wink: Zugegeben, daß sich auch einem willigen und gerechten Leser Einwürfe erheben: er wolle, um ein wahres Gesamtbild von dem Ganzen zu erhalten, worauf es doch vor allem ankommt, eben auch unverrückt aufs Ganze schauen und sich nicht an Einzelheiten — wie an den Kreuzesblumen eines Dombaus — versäumen. Zugleich wolle er aber bedenken: daß Irrtum vielleicht weniger für das hier schöpferische Genie als für ihn selbst ausgeschlossen sein dürfte; dieser Gedanke braucht ihn nicht blind, wird ihn aber in der Kritik gegenüber E. v. Handel-Mazzettis „unerhörter“ künstlerischer Eigenart, die auch auf gründlichstem Studium fußt, behutsam machen. Dann kann es eigentlich gar nicht fehlen, dann wird der Dichterin frommer Wunsch erfüllt: „daß der Schmerz, den Heinrich und Stephana leiden, nur Edles in den Seelen derer, die meine Dichtung lesen, wirken möge“.

Ein kurzes Nachwort zum dritten Bande belehrt über die Entstehungszeit des Ganzen: Sommer 1908—1914, davon 38 Monate fortgesetzter und, wie ich die Autorin kenne, schier ununterbrochener Arbeit. Wir sehen, hier hat das Genie das Goethe-Gebot: Voraussetzung des Fleißes, erfüllt. Ein eisernes Gebot, eine eiserne Erfüllung, wie beides zu dieser zarten Frau mit dem urstarken genialen Wollen und Können paßt, wie es auch vorbildlich hineinleuchtet in unsere Tage, während welcher diese monumentale, von Gott und Gotteswerk kündende Schöpfung hervortrat: aus schwerer Zeit für schwere Zeit zur Mitanbahnung einer kommenden, lichten und immer größeren Zeit.

Neue Bücher.

Das Tal der Gnade. Die Geschichte einer Genesung von Richard Strohschneider. München, Hugo Schmidt, 8⁰, 203 S., 3,50 M.

Der epische Inhalt ist bei weitem der unwichtigere Teil dieses, dennoch interessanten Buches. Thema des Geschehens: Entwickelung eines krankhaften Träumers zu einem tatfrohen Lebensbegehrer durch die Offenbarungen einer gigantisch-herrlichen Natur. Der Streifband nennt den Verfasser den Adalbert Stifter des (tirolischen) Hochgebirges. Meines Erachtens mit Unrecht. Denn der Autor ist als Schilderer, als Dichter des Hochgebirges ein Eigener, nicht ein „anderer". Und zwar einer, der seine selbsteigene Art noch weiter entwickeln wird: nämlich dem Endziele künstlerischer Ausprägungsvollendung entgegen — so wollen wir hoffen, so dürfen wir hoffen.

E. M. Hamann.

Rust. Die Geschichte eines Lebens von Karl Geucke. Zweite Auflage. Viertes Tausend. Mainz, Jos. Scholz. 8⁰, 460 S., geb. 5 M.

Wer Geucke gerecht werden will, darf nicht sein wechselvolles Autodidaktentum übersehen. Das hat ihm — so paradox es klingt — eine altmodische Frische bewahrt, die letzten Grundes weniger auf den aristokratischen Künstler deutet als auf den echt bürgerlichen, reichlich moralisierenden, effekt- und schilderungsfrohen Erzähler, der sich weder im Ausspinnen noch Darstellen seiner Pläne irgendwie stilistische oder sonstwie harmonisch ausgleichende Zügel anzulegen pflegt. Alles dieses zeigt „Rust", die Geschichte eines armen Bergmannes, der sich zum Großkaufmann und Inselkönig aufschwingt. Das Buch steckt voll von Abenteuern, ohne doch ein Abenteurerroman zu sein; dazu wurde es zu bewußt auch aufs Ideale gerichtet. Besonders die vorgeschrittenere Jugend und der einfache „gemütliche", den rasch und bunt bewegten Gang epischer Geschehnisse vor allem liebende Leser wird an der Lektüre helle Freude haben.

E. M. Hamann.

Tschun. Eine Geschichte aus dem Vorfrühling Chinas von Elisabeth von Heyking. 11. bis 20. Tausend. 1914, Ullstein u. Co., Berlin, Wien. 8⁰, 428 S., geb. 3 M.

Die Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten" ist immer sicher, eine Lesergemeinde zu finden. Zwar haben ihre dem erstgenannten Werke folgenden Veröffentlichungen dessen weitgreifende Wirkung nicht erreicht, aber sie hielten sich doch auf dem Niveau", sodaß man unwillkürlich aufhorcht bei Nennung eines neuen Buches dieser Autorin. Das vorliegende wird auch in dieser Zeit lebhaftes Interesse wecken. Die Handlung spielt in China zur Zeit des Boxeraufruhrs und -Krieges, der eine „neue" Zeit für das Riesenreich einleitete. Held ist ein junger Chinese, der das Fremdenviertel zunächst noch als Konzentrationspunkt höheren Menschentums betrachtet, bis er, selbst dort als Diener aufgenommen, tiefer in das Wesen der Dinge hineinschauen und Urteile durch Unterscheidung bilden lernt. In der Seele dieses aufgeweckten Knaben sehen wir, wie im Bilde Europäer- und Chinesentum sich berühren und einander je nachdem abstoßen oder anziehen. Dadurch aber lernen wir selbst auch den Kern einer fremden Welt sowie das oft Unkernhafte unserer eigenen Kultur erfassen. Das Buch ist völlig unerotisch gehalten, aber ethnographisch, politisch und psychologisch fesselnd, von Anfang bis Ende; auch künstlerisch hat es Anspruch auf mehr als flüchtige Beachtung.

E. M. Hamann.

Walpurga. Novelle von Emil Ertl. Leipzig 1914, L. Staackmann. 8⁰, 82 S., geb. 1,50 M und 2,50 M.

Ein künstlerisches Büchlein voll Stimmung und entzückender Naturschilderung. Die Ethik gibt sich nicht eben tief. Der Held hat einst ein junges Mädchen vom Lande geliebt und es verlassen, ohne sich je wieder um ihr Schicksal zu kümmern. Nach langen Jahren steht die Erinnerung auf und weckt in ihm die Sehnsucht, die ihn nach dem Schauplatze seiner ersten, seligen jungen Liebe treibt. Die Geliebte findet er nicht mehr, sie ist gestorben — und just das dankt er ihr zutiefst im Herzen, das sich durch diese Fügung vor einer Enttäuschung bewahrt geblieben weiß.

E. M. Hamann.

Der böse Geist. Roman von Friedrich von Gagern. Leipzig, L. Staackmann 1913. 441 S. Pr. 6 M.

Vorliegendes Werk enthält nichts von traditionellen Liebesgeschichten, das Erotische spielt eine unbedeutende Rolle. Es ist ein ausgesprochen wertvolles Buch für Jagdfreunde. Eine im Blute gefühlte Vorliebe für alle Jägerei, nationalökonomische und österreichisch-politische Tagesfragen sind die schöpferischen Triebkräfte des Autors. In einer wahrhaft konzentrierten, bilderreichen und hochpoetischen Sprache gibt der Verfasser ein dramatisches Volksgedicht über Österreichs politische Not. Mit düster roten Farben malt er den Kampf des Volkes um Freiheit, um Erlangung des Jagdrechtes und weiß dabei die ungebärdigen Protzenbauern, Wilddiebe, Jäger und Beamten so lebensecht zu zeichnen wie die dem ungeheuren Volkssturme unterliegenden Aristokraten. Eine urgesunde Kraft der Darstellung, die unge-

bändigte Energie des Streites der handelnden Personen hält das Interesse des Lesers bis zum Schlusse fest. Wenn sich der Dichter auch als scharfen Gegner aller klerikalen Politik erweist, so wollen wir ihm anderseits zugute halten, daß ihm in der Charakterzeichnung des vor der neuen Zeit resignierenden alten Pfarrers eine Meistertype besonderer Art gelungen ist. Wer im Roman zeitgeschichtliche politische Probleme finden will, wer für Schilderungen jagdlicher Vorgänge etwas übrig hat, wird an dem leidenschaftlich geschriebenen, in der Hauptsache durchaus vollwertigen Kunstwerke seine Freude haben. ss.

Gespräche Napoleons des Ersten. Zum ersten Male gesammelt und herausgegeben von F. M. Kircheisen. Dritter Band: 1814—1818. Stuttgart, Robert Lutz. 324 S. 8⁰. Preis 14 M.

Nun liegt das hochinteressante Kircheisensche Werk abgeschlossen vor. Der dritte Band umfaßt die Gespräche, die Napoleon während seines Aufenthaltes auf Elba, während der „hundert Tage" und in der Gefangenschaft auf St. Helena geführt hat. Auf Elba hat Napoleon in entgegenkommendster Weise die zahlreichen Besucher aus aller Welt, namentlich Engländer, empfangen, die sich um eine Audienz bei ihm bemühten. Er unterhielt sich stundenlang mit Gelehrten, Künstlern, Offizieren über alle möglichen Gegenstände und äußerte sich auch über seine Regierung und sein Schiksal ganz frei und ungezwungen. „Das hat man davon, wenn man zu hoch hinaus will," sagte er zu den Engländern Vernon und Fazakerley. „Ich bin der geborene Soldat. Plötzlich sah ich mich mitten in der Revolution. Der Thron war frei. Ich bemächtigte mich seiner und behielt ihn, solange ich konnte; und jetzt bin ich wieder das, was ich im Anfang war: ein einfacher Soldat!" Diese Gespräche bilden einen der fesselndsten Teile der ganzen Sammlung; man muß sich aber hier wie überall dem großen Korsen gegenüber daran erinnern, daß er ein großer Schauspieler war und wie in seinen Briefen, so auch in seinen Reden immer ein bestimmtes, unausgesprochenes Ziel im Auge hatte. Die Aufzeichnungen der Memoirenschreiber der hundert Tage, die über den Siegeszug des Kaisers nach Paris berichten, sind ausgezeichnete Zeugnisse der Geschicklichkeit, mit der Napoleon die Rede beherrschte. Aus den Werken der Gefährten des Kaisers auf St. Helena hat Kircheisen diejenigen Gespräche und Diktate in seine Sammlung aufgenommen, in denen sich Napoleon über die wichtigsten Fragen und Ereignisse seiner Regierung ausspricht. Auch hier tritt das Bestreben des Kaisers zutage, durch seine Brille die Dinge seitens der Nachwelt betrachtet zu wissen. Dem vorliegenden Bande ist ein vollständiges alphabetisches Verzeichnis der Personennamen, die in allen drei Bänden vorkommen, beigegeben, das die Benutzung des Werkes sehr erleichtert, ebenso ein Inhaltsverzeichnis aller drei Bände. Das Kircheisensche Werk gehört, wie ein berufener Beurteiler des ersten Bandes mit Recht gesagt hat, zu dem besten, was in der deutschen Napoleon-Literatur erschienen ist. Dr. W.

Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger in München in Verbindung mit den Universitäts-Professoren Curtius in Erlangen, Egger in Graz, Hartmann in Straßburg, Herzfeld und Wulff in Berlin, Neuwirth in Wien, Pinder in Darmstadt, Singer in Dresden, Graf Vitzthum in Kiel, Wackernagel in Leipzig, Weese in Bern, Willich und Oberbibliothekar Leidinger in München. Mit rund 3000 Abbildungen. Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg. In Lieferungen zu 1,50 M. Lieferung 14: Burger, Deutsche Malerei, Heft 7.

Diese neue Kunstgeschichte hat den Vorzug, daß sie sich mit den Problemen der Kunstwissenschaft in historischer wie künstlerischer Hinsicht nach ganz moderner Weise auseinandersetzt, geistvoll ohne Geistreichelei, klar und doch warmherzig, getragen von einem feinsten Empfinden für das Verborgenste in der Kunst. An der Hand eines hier zum überwiegenden Teil ganz neuen und überraschenden, vortrefflich reproduzierten Anschauungsmaterials werden auch dem Laien neue Wege und Ziele auf dem Gebiete der künstlerischen Erkenntnis gewiesen. Die energievolle Wärme der Darstellung verfehlt nicht in jedem Leser dauerndes Interesse zu erregen und den Willen, das Kunstwerk mit allen den Bedingungen seiner Entstehung nachfühlend, in sich gewissermaßen wieder zu erzeugen. Die vorliegende Lieferung bleibt hinter dem früheren glänzend ausgestatteten nicht zurück in der Fülle des Interessanten und Schönen, das sie uns bietet. Burger, der verdiente Herausgeber der Kunstgeschichte, spricht über die bayerisch-österreichische Miniaturmalerei, in der sich jene Welt zu formen beginnt, aus der die Großen der deutschen Renaissance gewachsen sind. Da werden unbekannte Schätze deutscher Malerei von uns ausgearbeitet, die nur wenige Augen wohl bisher in den Schatzkammern der Büchereien zu sehen bekommen haben. Mit scharfem Verständnis deutet der Kunstgelehrte die dialektisch-allegorische Spintisiererei der Malerei des Mittelalters, zeigt ihre Kunstprinzipien auf und beleuchtet ihre Weltanschauung, ihr Fühlen und Denken. Das Werk, das sich allzubescheiden Handbuch nennt, verdient in recht viele Hände zu kommen.

Disziplin und Männlichkeit.

Das deutsche Volk kämpft um seine Existenz. Vor dieser elementaren Sorge tritt alles andere zurück. Trotzdem drängt sich der Gedanke an die Zukunft deutscher Kultur und ihrer schönsten Blüte, deutscher Kunst, jetzt immer wieder ins Bewußtsein. Wir kämpfen für deutsches Volkstum und für deutsche Kultur! Ja, wie wenig ist es uns bisher zum Bewußtsein gekommen, was wir zu verlieren haben... Die großartige Erhebung des gesamten deutschen Volkes, als der Ruf zum Kampf erscholl, hat uns die Augen geöffnet, hat uns Gewißheit gegeben über uns selbst. Alles Kleinliche ist gefallen, wie neue Menschen standen wir uns gegenüber. Ein solches Volkstum ist des höchsten Einsatzes wert. Und plötzlich, da wir das deutsche Land von allen Seiten bedroht sahen, kam es uns zum Bewußtsein, was wir doch an unserm Vaterland besitzen! Es ist schön und reich, aber von einer herben Schönheit, ganz dem Volkscharakter entsprechend, und erfüllt von schwer erworbenem Reichtum, von selbst geschaffenen, unabsehbaren Kulturwerten, die die Lebensarbeit des deutschen Volkes darstellen, um die es kämpfen muß, wie um seine Kinder. . . .

Wie sehen die Kunst jetzt mit anderen Augen an. Die Atelierprobleme erscheinen mit einem Male recht unwichtig.... Wenn die Luft von Waffen klirrt, wenn der harte Tritt der Bataillone den Boden stampft, wenn ganz Europa von Explosionen zittert, so ist das jetzt unsere Musik, mit der sich keine an tiefster Wirkung vergleichen läßt. Der Maler Tod, der mit Pulver und rotem Blute malt, führt jetzt den Pinsel. Seine Bilder ergreifen so, daß wir alle Lust zu einem Kunstausstellungsbesuch verlieren. Solche erschütternden Eindrücke werden gewiß nicht bei Friedensschluß von heute auf morgen ausgelöscht sein. Die dröhnende Kriegsmusik durchdringt unsere Gedanken bei Tag und unsere Träume bei Nacht. Was wir summen und pfeifen, werden Marschrhythmen und die Lieder unserer Komponisten werden wie soldatische Weisen klingen. Die deutschen Wanderer werden noch mehr als bisher in militärischem Takte schreiten. Und siehe, die Musik des Krieges mischt sich mit dem Dröhnen der Fabriken, mit dem Takt der Motore, — und aus dieser Musik scheint der Rhythmus des neuen Deutschtums zu erwachen. Der edlen Volksrasse ist der Krieg wie ein Fegefeuer. Er verzehrt alles Überreife und Kränkelnde. Kleinlichkeiten fallen ab, die gesunden und starken Kräfte steigen ans Licht. Stahlhart müssen die Nerven sein, die nicht gebrochen, zermürbt werden sollen. Aber harte Nerven erfordert auch der Maschinendienst und die Hast des modernen Erwerbs . . .

Das ist der Boden für eine neue, wahrhaft deutsche Kunst, die männlich ist und stolz, mit stählernen Nerven und mit einem herben, desto rührenderen Lächeln auf den Lippen.... Der Sturmwind der Leidenschaft wird auch der Kunst die innere Glut und fortreißende Kraft geben, die ihr so lange gefehlt. Sollte sie auch, was die Menge der Produktion angeht, recht merklich zurückgehen, für das Volkstum wird sie dafür von umso größerer Bedeutung sein. Männlich, großzügig ergreifend, mitreißend muß sie sein, um ihre Aufgabe im Volke zu erfüllen, oder sie ist wirklich überflüssig und tot. Nur eine solche echte, starke, deutsche Kunst kann die Blüte deutscher Zukunftskultur bilden.

Disziplin wird auch das Zeichen deutscher Kunst sein müssen! Sie muß dienen, muß erheben, muß dem Volke voranhelfen.... Die gesamten Künste haben sich Kunstmittel in den letzten Jahrzehnten auf Vorrat angeschafft, wir brauchen nicht mehr, sie müssen nur endlich der Arbeit, der Kultur zugeführt werden. Die Technik ist ausgebildet, nun heißt es weiter schreiten und damit die Kulturgüter mehren mit unvergänglichen Werken, und dem Volksganzen dienen. Neue Kunstarten brauchen wir nicht im geringsten, das Erreichte ist nur zu läutern, zusammenzufassen, zu organisieren.

Ein einheitlicher Stil kann und wird sich dann sicher herausbilden, er wird von Fremdtümelei frei sein, aber auch von romantischer Altertümelei. Er wird modern sein und deutsch, und wohl auch etwas von militärischer Straffheit und Disziplin an sich haben. Disziplin und Männlichkeit ist dann gleichmäßig das Gepräge deutschen Lebens und deutscher Kunst.

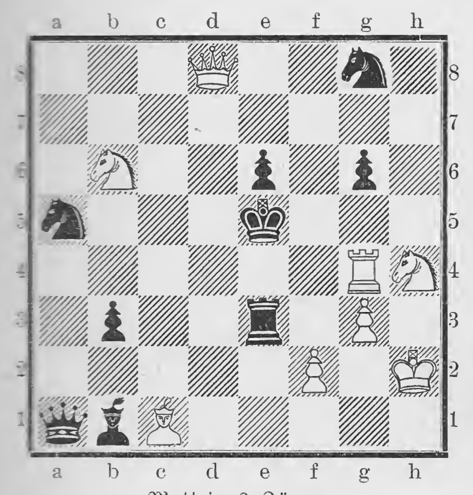
Jaumann.

Aus dem Septemberheft der von Hofrat Alexander Koch in Darmstadt herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“, das eine Auslese der besten Schöpfungen aus der „Großen Berliner Kunst-Ausstellung“ und aus der Cölner Werkbund-Ausstellung in vortrefflichen Abbildungen vorführt.



Aufgabe Nr. 45

Von Franz Scheiter jr., Troppau.
Original-Widmung für Herrn Julius Steinitz anläßlich seines 70jährigen Geburtstages.



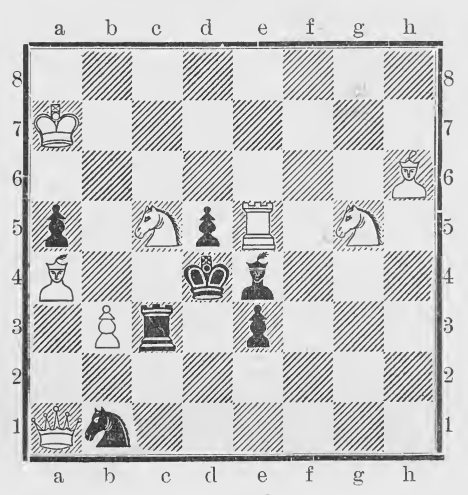
Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kh2, Dd8, Tg4, Lc1, Sb6 u. h4, Bf2 u. g3.
Schwarz: Ke5, Da1, Te3, Lb1, Sa5 u. g8, Bb3, e6 u. g6
8+9 = 17 St.

Aufgabe Nr. 46

Von Paul Villaret, Inzersdorf.

Originalbeitrag — Erstabdruck.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ka7, Da1, Te5, La4 u. h6, Sc5 u. g5, Bb3
Schwarz: Kd4, Tc3, Le4, Sb1, Ba5, d5 u. e3
8+7 = 15 St.

Endspielstudie Nr. 11

Von H. Rinck, Barcelona.
Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Kg5, Db2, Sb7.
Schwarz: Ke8, Da4, Sa5, Bd3 u. h5
3+5 = 8 St.

Lösung der Aufgabe Nr. 43
von Loyd.
Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kh7, Da3, Te3 u. f2, Lg2 u. h2, Sd1 u. d2, Bc2, e5 u. g6 = 11 St.
Schwarz: Kd4, Dc8, Tc1 u. f6, Lb1, Sg7 u. g8, Bc4, d6, g5 u. h4 = 11 „
22 St.

1. Te3—g3, Kd4×e5; 2. Da3—e3#. 1.....h4×g3; 2. Da3—e3#. 1......Tf6—f3; 2. Da3×d6#; 1.....Dc8—c5; 2. Da3—c3#; 1......c4—c3; 2. Tg3—d3#; 1.....Sg7—f5; 2. Tg3—g4# usw.

Lösung der Aufgabe Nr. 44
von Hülsen.
Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kb7, Dh7, La2 u. d2, Se4 u. g3 = 6 St.
Schwarz: Kd3, Lf1, Sa8, Ba3, e5, e7 u. f4 = 7 „
13 St.

1. Dh7—h5, Kd3—c2; 2. Dh5—d1+!, Kc2×d1 (Kc2—b2); 3. La2—b3# (3. Dd1—b1#); 1......Kd3—d4; 2. Dh5×e5+!; Kd4×e5 (Kd4—d3); 3. Ld2—c3# (3. De5—c3#); 1......Lf1—g2; 2. Dh5—e2+, Kd3—d4 (Kd3—c2); 3. De2—c4# (3. Ld2—e3#); 1...... beliebig; 2. Dh5—f3+, Kd3—c2 (Kd3—d4); 3. Df3—b3# (3. Df3—c3#).

Lösung der Endspielstudie Nr. 10
von Emanuel Lasker, Berlin.
Weiß am Zuge gewinnt.
Weiß: Ka8, Th7, Bc7. Schwarz: Ka5, Tc2, Bh2
3+3 = 6 St.

1. Ka8—b7, Tc2—b2+; 2. Kb7—a7!, Tb2—c2; 3. Th7—h5+, Ka5—a4; 4. Ka6—b7, Tc2—b2+; 5. Kb7—a6, Tb2—c2; 6. Th5—h4+, Ka4—a3; 7. Ka6—b6, Tc2—b2+; 8. Kb6—a5, Tb2—c2; 9. Th4—h3+, Ka3—a2; 10. Th3×h2 u. gewinnt.

Partie Nr. 25.

Gespielt im Allrussischen Meisterturnier, St. Petersburg 1913/14.
Weiß: Stud. Evenssohn.
Schwarz: Dr. Niemzowitsch.
Ungarische Partie.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—c4 Lf8—e7
4. 0—0 Üblicher ist hier 4. d2—d4
4. .... d7—d6
5. c2—c3 Sg8—f6
6. Tf1—e1 0—0.

Nicht unbedenklich war hier 6......Sf6×e4 wegen 7. Dd1—b3.

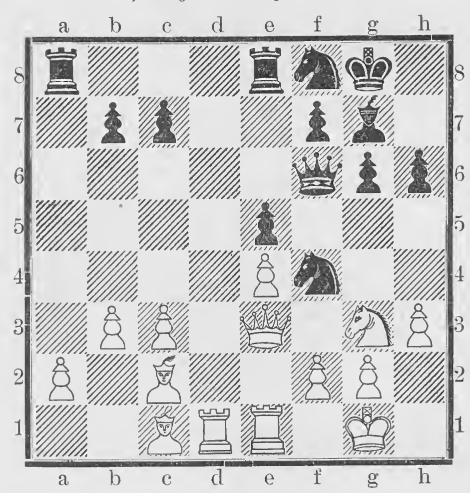
7. d2—d3 Lc8—d7 mit der Absicht: Sc6—a5, worauf der wichtige Läufer c4, sich dem Abtausch nicht mehr entziehen könnte.

8. Lc4—b3 h7—h6, um sich mit Tf8—e8 nebst Fianchettierung des Läufers (Le7—f8 u. Lf8—g7) weiter aufbauen zu können, ohne durch Sf3—g5 gestört zu werden.

9. Sb1—d2 Tf8—e8
10. Sd2—f1 Le7—f8
11. Sf1—g3 g7—g6
12. Lc1—e3 Dd8—e7
13. d3—d4 Sc6—a5! Die Einleitung zu einem nicht uninteressanten Manöver.
14. Lb3—c2 Sa5—c4
15. Lf3—c1 Lf8—g7
16. b2—b3 Sc4—b6
17. Lc1—b2 Ta8—d8
18. Te1—e2 Sf6—h7
19. Dd1—d3 Ld7—g4
20. h2—h3 Lg4×f3
21. Dd3×f3 Sh7—g5
22. Df3—e3 Sg5—e6! Das war es, was dem Schwarzen bei dem Abtausch im 20. Zuge vorgeschwebt hatte. Der Springer soll auf f4 sich festsetzen, um hier einen Vorposten, dessen Bedeutung durch ein eventuell nachfolgendes h6—h5 und Lg7—h6 nebst h5—h4 in der Folge nicht unwesentlich erhöht werden könnte, zu bilden.
23. Ta1—d1 Se6—f4
24. Te2—e1 Sb6—d7. Sehr solid war statt dessen c7—c5, um eine Entscheidung im Zentrum zu forcieren. Mit dem Textzug spielt Schwarz auf Preisgabe seines a-Bauern zu Angriffszwecken.
25. Lb2—c1! Falsch wäre natürlich 25. d4×e5, Lg7×e5; 26. De3×a7, wegen 26......Sd7—c5 (droht Damengewinn durch Td8—a8); 27. Da7—a5, Td8—a8; 29. Da5—b4, Ta8×a2 usw.
25. ..... De7—f6! Geschieht hauptsächlich, um De3—f3 zu verhindern.
26. d4×e5 d6×e5
27. De3×a7. Weiß gerät nun merkwürdigerweise in Nachteil.
27. .... Td8—a8!
28. Da7—e3. Erzwungen, falls Da7×b7?, so Ta8×a2; 29. Lc2—b1, Sf4×h3+ nebst Df6×f2 und Matt.
28. ...... Sd7—f8! Dieser unauffällige Zug bildet hier die stärkste Fortsetzung des Angriffs.

Stellung nach dem 28. Zuge von Schwarz:

Schwarz: Niemzowitsch.



Weiß: Evenssohn.

29. a2—a4 Sf8—e6! Schwarz steht nun ganz vorzüglich, es droht nicht nur h6—h5 nebst Lg7—h6, sondern auch Lg7—f8 nebst Lf8—c5!
30. Td1—d7. Etwas besser war hier vielleicht Sg3—e2, die Folge wäre zunächst h6—h5.
30. .... Lg7—f8. Droht u. a. auch Lf8—d6 nebst Se6—f8.
31. b3—b4! c7—c5! auf 31..... Lf8—d6? würde nun 32. Lc2—b3! folgen.
32. b4—b5. Interessant wäre hier folgende Fortsetzung: 32. Td7×b7, c5×b4; 33. c3×b4, Sf4×g2!; 34. Kg1×g2, Se6—f4+; 35. Kg2 beliebig, Df6—c6! nebst Rückgewinn der Figur unter Angriff. Dieselbe Kombination erfolgte auch bei 32. Lc1—d2.
32. ...... c5—c4
33. Te1—d1. Weiß verteidigt sich sehr geschickt.

33. ...... h6—h5. Schwarz trifft hier nicht die richtige Fortsetzung: 33..... Se6—c5!! war entscheidend, zum Beispiel: 33..... Se6—c5; 34. Td7—c7, Df6—b6! und gewinnt, oder: 34. Td7—d2, Sc5—d3, und Weiß muß schon auf d3 die Qualität opfern, obendrein verliert er noch Ba4 und steht hoffnungslos.
34. Td7×b7 Lf8—c5
35. De3—e1 Df6—g5, gewinnt scheinbar eine Figur.
36. Kg1—h2 h5—h4
37. De1—f1! Lc5×f2! Der einzige Zug, bei h4×g3+; f2×g3 nebst späterem g3×f4 hatte Schwarz gar nichts.
38. Df1×f2 h4×g3+
39. Df2×g3 Dg5×g3+
40. Kh2×g3 Sf4—e2+
41. Kg3—g4 Se2×c3
42. Td1—f1 Sc3×a4
43. Lc2×a4 Se6—d8! Damit nimmt Schwarz von neuem den Angriff auf.
44. Tb7—d7 Ta8×a4
45. Lc1—g5 Sd8—e6
46. Tf1×f7 c4—c3!! Eine überraschende Wendung, nun ist guter Rat teuer.
47. Lg5—h6 Ta4×e4+
48. Kg4—g3 c3—c2
49. b5—b6. Ein interessanter Rettungsversuch; unnütz wäre dagegen 49. Tf7—f1, wegen 49.....Te4—d4! 50. Td7—a7, Td4—d1; 51. Ta7—a1, Td1×a1; 52. Tf1×a1, Te8—d8 usw.
49. ...... g6—g5
50. Tf7—g7+! Dieselbe Verteidigung wäre auch auf 49.....Te4—f4 erfolgt.
50....... Se6×g7
51. Td7—g7+ Kg8—h8
52. Tg7—c7 Te8—g8! Die Mühe des Weißen war nun doch vergeblich, es ist nichts mehr zu machen. Aber beinah wäre es doch noch um ein Haar anders gekommen, vergleiche die nun folgende „Komödie der Irrungen“.
53. Tc7×c2 Kh8—h7?? Das lief doch nicht davon; Te4—b4 entschied sofort.
54. b6—b7! Te4—b4
55. Tc2—c7+?? Die Revanche für den Bock des Gegners vom 53. Zuge! Tc2—c8 machte Remis.
55. ...... Kh7×h6
56. Tc7—c8 Kh6—h7

Weiß gab auf.

Anmerkungen von A. Niemzowitsch.

Bearbeitet von Julius Steinitz.

Handschriftdeutungen.

Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt“, Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

Fritz R. in Leipzig. Ihre Schrift macht zwar keinen besonders günstigen, aber einen höchst originellen Eindruck, weil sie völlig losgelöst von der Schablone ist. Die Endungen der Buchstaben S und J sind nicht in der vorgeschriebenen Weise gebildet, sondern schwenken plötzlich nach links ab. Diese der üblichen Schreibweise entgegengesetzte Wendung Ihrer Schriftzüge verrät, daß sie auch in Ihrer Lebensführung nicht immer den geraden Weg wählen, sondern oft Ihrer Originalität die Zügel schießen lassen. Sie handeln stets nach einem gewissen inneren Vorbehalt, achten stets auf ein Hintertürchen und sind vorsichtig genug, sich auf einem Unrecht nicht ertappen zu lassen. Ihr Temperament ist lebhaft und leidenschaftlich. Auch an Genußliebe und Humor fehlt es Ihnen nicht. E. E.

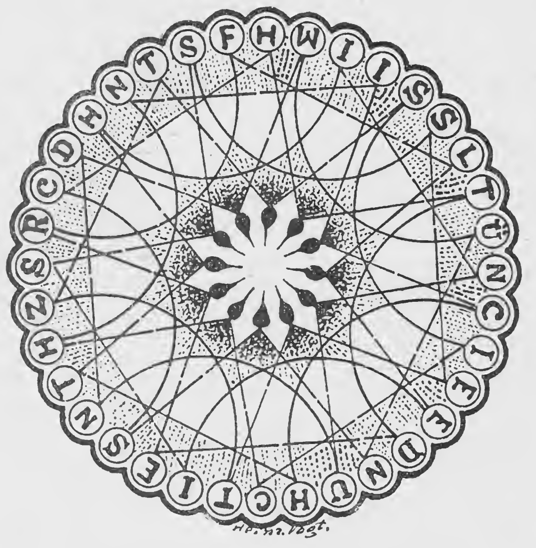
Rätsel und Aufgaben.

Silbenrätsel.

Die nachstehenden 35 Silben:
co, da do, eig, er, ge, gra, graph, hel, in, ko, li, lo, ma, me, mo, na, ne, neu, nis, no, ö, ör, ra, ret, rin, ros, seis, sing, sis, spek, tät, tich, tor, tra
sind zu zehn Wörtern zu vereinigen, welche bezeichnen: 1. ein Buch Moses, 2. ein Gartengewächs, 3. eine Stadt in Spanien, 4. einen landwirtschaftlichen Beamten, 5. einen Lippenblütler, 6. eine Vorrichtung zur Bestimmung von Erderschütterungen, 7. einen Staat der nordamerikanischen Union, 8. ein dänisches Seebad, 9. ein Vorkommnis, 10. ein Fremdwort für Anteillosigkeit.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben die Anfangsbuchstaben eine Schlacht aus den Freiheitskämpfen, die Endbuchstaben einen berühmten preußischen General, der in jener Schlacht eine todbringende Verwundung erlitt. Heinrich Vogt.

Kombinationsaufgabe.

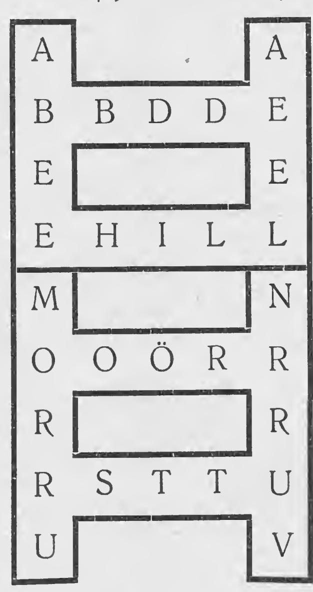


Welchen Spruch ergeben die obigen Buchstaben, mit Hilfe der Linien richtig verbunden?

Homonym.

Es ist nicht neu, ist nicht modern —
Doch lauschen wir ihm immer gern,
Wenn eine schöne Stimme singt,
Die tief aus warmem Herzen dringt.
Denn mag die Zeit auch neu gestalten,
Gesanges Macht wird nie veralten.

Botanisches Leiterrätsel.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die linke Seite nennt 1. eine unangenehme Erscheinung an vielen Pflanzen und 2. eine Zierpflanze; die rechte Seite 1. eine Nutzpflanze und 2. eine Sternblume; die vier Sprossen 1. eine Frucht, 2. eine stark duftende Pflanze, 3. eine exotische Pflanze und 4. eine Pflanzenspeise. Fr. Gr.

Rätsel.

Der Buben wilder Troß mißt mich nicht gern beim Spiel,
Mich braucht der Reitersmann, wenn er erjagt sein Ziel.
In meine Mitte nur füg' einen Laut mir ein,
Dann werde ich im Feld des Landmanns Hoffnung sein.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 12.

Schieberätsel.

Anton von Werner.

Homonym:
gesprengt.

Bilderrätsel:
„Hüte dich vor einem Mann,
Der im Zorne lächeln kann!"

Lösung des Kreuzrätsels.

	F		I		G	
F	e	b	r	u	a	r
	b		m		b	
I	r	m	g	a	r	d
	u		a		i	
G	a	b	r	i	e	l
	r		d		l	

Anagrammaufgabe:

Gitarre, **N**orwegen, **E**lisabeth, **I**strien, **S**albei, **E**berhard, **N**ormanne, **A**pfelsine, **U**niversum.
Gneisenau. L. W.


ASTRID KJELLBERG-JUEL

Astrid Kielberg-Juel: Das Haustöchterchen





Ferien vom Ich.

Roman von Paul Keller.

(1. Fortsetzung.)



8. April.

Der seltsame Mann hat mich verlassen. Geschäftsmäßig, trocken, sogar ein wenig mürrisch hat er mir auseinandergesetzt, wie er sich die Verwirklichung der Idee meines Ferienheims denke. Als ich ihm abriet, das viele Geld, vor dessen Summe ich erschrak, zu wagen, da vielleicht unsere Zeit, auch das Volk hierzulande nicht geeignet sei für romantische Sonderbarkeiten, wurde er zornig und sagte:

„Wer eine Idee hat, soll an sie glauben, oder er soll gar nicht von ihr sprechen.“

Er nahm mich in den Bann der großen Kühnheit und Sicherheit seiner Seele, und ich willigte endlich ein. Zuletzt sagte Stefenson:

„Einen Kontrakt wollen wir nicht machen. Ich gebe das Geld, Sie geben die Idee und Ihre Kraft. Erzielt unser Unternehmen einen Gewinn, so werden wir ihn gerechterweise teilen; wenn nicht, dann sind Sie ein schlechter Arzt und ich bin ein schlechter Geschäftsmann gewesen. Wir werden uns dann ohne gegenseitige Hochachtung, aber auch ohne feindselige Gesten voneinander trennen.“

Dann ging er. Ich saß an meinem Tisch, starrte die Platte an, lachte mal auf, trommelte mit den Händen, lief durchs Zimmer, legte mich aufs Sofa, rauchte Zigaretten und tat endlich was Vernünftiges — ich ging an die frische Luft.

So mag einem Feldherrn zu Mute sein, der zur Führung einer Kriegsarmee berufen wird, oder einem Dichter, dessen großes Stück über die Bühne gehen soll, oder einer jungen Mutter, die ihr erstes Kindlein geboren hat. Mit einem Mal das verwirklicht zu sehen, was bisher nur ein schöner Traum war, mit einem Mal vor die größte und liebste Aufgabe des Lebens gestellt sein — wo wäre ein berauschenderes Glück?

Mein trautes Waltersburg! Wie liegt der Sonnenschein so warm über deinen schrägen Dächern und alten Giebeln, wie schön singen die Spatzen am Johannesbrunnen, wie freundlich und gesund schauen die Kinder aus! Nur eines wundert mich: daß nicht alle Leute lachen; das Leben ist ja so wunderschön.

O, warte nur, mein altes Waltersburg, für dich kommt, wie für das Dornröschen, ein selig Erwachen. Ich, dein Sohn, bin dein Ritter. Ich will dich küssen mit einem so heißen, lebenspendenden Kuß, daß alle Starrheit von dir fällt und du mitten in wonnigem Leben stehst!

Ich bin nicht August Bunkert; ich will dich, deutsche Maid, nicht zu einer

weltmodisch aufgetakelten, kokottenhaften Dame machen, — der Träumerglanz soll in deinen Augen bleiben, der weiße Schimmer auf deiner Stirn, das schöne stille Lächeln um deinen Mund, und du sollst doch in allen Landen berühmt werden als eine Wohltäterin der Menschen.

Ja, das will ich, das verspreche ich dir! Das, was wertvoll in mir ist, habe ich ja von dir, du meine teure Heimat! Draußen in der Welt, drüben in Neustadt kann ich nicht wirken. Ein Zuschauer nur stehe ich vor der bunten Bühne und weil ich so lange und so oft zuschaute, täuscht mich keine bunte Kulisse mehr; ich weiß, hinter den bemalten Wänden liegt unordentlich Gerümpel und geht rauhe Zugluft durch schlechtschließende Türen.

Langsam wanderte ich zum Eulentor hinaus. Es geht da keine Chaussee, eine alte Landstraße führt ins Grüne. Am Hasenhügel setzte ich mich auf einen Stein. Mir gegenüber lag der Ostabhang des Weihnachtsberges. Über den Fluß ging der Blick auf ein Hochplateau von Wiese, Feld und Wald und stieg dann den Berg hinan. Das wäre der rechte Ort für mein Ferienheim.

Wie Moses schaute ich in mein Gelobtes Land.

Abends.

Es ist ein Brief angekommen, der mir die überschäumende Freude des Tages genommen hat. Die Pflegeeltern der Tochter Joachims haben geschrieben. Bei dem Scheidungsprozeß wurde die kleine Luise dem Bruder zugesprochen. Da er aber weltflüchtig wurde, geschah dem Kinde das, was vielen solchen überzähligen armen Würmern geschieht — es kam „in Pflege“. Ein „kinderloses, aber sehr kinderliebes, in durchaus geordneten Verhältnissen lebendes Ehepaar in Berlin suchte Kind von besserer Abkunft gegen einmalige Erziehungsbeihilfe als eigen anzunehmen“.

Ich wußte, was für Tragödien sich hinter solchen Inseraten verbergen, wie oft sie der Deckmantel elendester Gaunerei, schamlosester Ausnutzung sind. Und damals war es das erstemal, daß ich meine Mutter nicht verstand. Sie weigerte sich auf das entschiedenste, das Kind zu sich zu nehmen und zu erziehen, und da ich immer wieder in sie drang und die Unschuld des Kindes nicht verderben, seinen kleinen Leib nicht frieren und darben lassen wollte in der Fremde, wurde die Mutter hart wie Eisen und sagte, ich entehre sie mit meinen Vorstellungen und Bitten. Sie war zu tief gekränkt in ihrer Frauenseele, sie haßte das Weib, das dieses Unheil angerichtet, zu bitter, litt zu furchtbar unter dem Verlust des Lieblingssohnes, als daß ihre sonst so gute, freundliche Art auch diesmal den rechten Weg hätte finden können. Ja, sie sagte mir, daß sie die Bitte vom Vergeben aus ihrem „Vater unser“ gestrichen habe.

Der Bruder war geflüchtet, ich mußte hinter ihm herziehen, ein abenteuerliches Leben beginnen, um ihn zu suchen und ihn schließlich nach fünf Jahren zu finden und zu einer ganz kurzen Aussprache zu bewegen. Ich konnte mich damals um die kleine Luise nicht weiter kümmern, ich wußte nur, daß eine entfernte Verwandte das Mädchen zu dem „kinderlieben“ Ehepaar nach Berlin gebracht, die geforderten 15000 Mark „Erziehungsbeihilfe“ als einmalige Abfindung bezahlt und berichtet hatte, es scheine sich um außerordentlich honette und christliche Leute zu handeln.

Als ich Joachim in der Schiffskajüte gegenüber saß, indes draußen die schwere See rollte, glaubte ich, der Augenblick sei so gewaltig, daß er an die tiefsten Tiefen des Männerherzens rühren, daß er eine der festverschlossenen Türen öffnen und daß die Frage daraus hervortreten werde: „Lebt das Kind noch?“

Joachim stellte die Frage nicht, und als ich nach Hause kam und nach etwa zehn Tagen es wagte, die Mutter zu fragen, ob die kleine Luise noch am Leben sei, wandte sie sich ab und sagte hart: „Das weiß ich nicht!"

Da fiel mir auf, daß die Mutter und Joachim sich sehr ähnlich seien. Ich bin mehr nach dem Vater geschlagen. Der ist ein sehr weicher Mann gewesen. Und ich selbst bin wohl auch als Mann viel zu weich, stoße mir überall leicht das Herz wund und werde wahrscheinlich einmal viel leichter unter die Räder kommen, als es Joachim passieren könnte.

Nun haben die Pflegeeltern der kleinen Luise an Mutter einen Brief geschrieben. Sie hat ihn aber nicht geöffnet, wie sie zehn oder mehr andere Briefe, die von derselben Stelle schon gekommen sind, auch nicht geöffnet, sondern ungelesen verbrannt hat. Diesen letzten Brief habe ich an mich genommen und ihn soeben gelesen.

Mir graut. Schlechtes, fettfleckiges Papier, in elender Rechtschreibung und noch elenderem Stil die Enthüllung niederster Schakalinstinkte, Geldgier, Erpressungsversuche, Frechheiten. Was sich wohl sogenannte feinere Leute einbildeten — sie setzten Kinder in die Welt, kümmerten sich aber nicht um sie, sondern ließen sie anderen Leuten zur Last. Ob sich die feine Gesellschaft je klar geworden sei, was es heiße, ein Kind aufzuziehen? Zehntausend durchwachte Nächte und bei Tag keine ruhige Stunde. Ob das mit solchem Lumpengeld wie 15 000 Mark bezahlt sei? Sie, die Pflegeeltern, seien brave, sehr christliche Leute, wie das ganze Stadtviertel bezeugen könnte, und niemand etwas schuldig, aber die anderen, die zehn Briefe nicht beantworteten, was seien die? Das bißchen Geld, das bezahlt worden sei, sei längst weg. Das hätten allein Doktor und Apotheke verzehrt, denn wer weiß, was die Luise von ihren Eltern alles für Krankheiten geerbt habe. Wenn sie, die Pflegeeltern, nicht so kinderliebe Menschen wären, läge das Kind längst auf der Straße oder im Grabe. Sie müßten ihr Letztes zusetzen, um das Mädchen zu erhalten. Aber nun habe das ein Ende. Sie würden den ganzen Skandal in die Zeitung bringen und sich auch an das Vormundschaftsgericht in Waltersburg wenden. Im übrigen seien sie bereit, gegen Zahlung von weiteren 10 000 Mark das Kind in Pflege zu behalten, obwohl Luise ein Kind sei, das nur Ärger bereite.

Solches und noch Ärgeres enthielt der Brief. Ich trug ihn zur Mutter.

„Lies den Brief!" sagte ich.

Sie schüttelte zornig den Kopf.

„Du mußt ihn lesen, Mutter," sagte ich todernst und in hartem Befehlston.

Sie starrte mich an und wurde bleich.

Ich legte den Brief auf den Tisch und verließ das Zimmer.

Nach einer Stunde suchte ich die Mutter wieder auf. Sie lag auf dem Sofa und zuckte wie in Krämpfen.

„Liebe, gute Mutter," sagte ich und streichelte ihren frühgebleichten Scheitel.

„Ändere es, Fritz," sagte sie mühsam, „ändere es; tue, was du willst, aber ändere es — es ist entsetzlich."

Schmerz und Grauen schüttelte sie.

Ich küßte ihr zärtlich die Hand und sagte: „Ich fahre mit dem nächsten Zuge nach Berlin."

Im Zuge nach Berlin.

Der Zug rollt sein einförmiges Lied durch die ebene Landschaft. Es regnet fein, glitzernde Tröpfchen zittern an den Fensterscheiben und rinnen schließlich in schmalen Bächlein herab. Keiner meiner Fahrtgenossen spricht ein Wort. Mir ist das recht lieb. Ich bin in einer recht trostlosen Stimmung.

Ferien vom Ich. Ein Erlösungsort für gequälte Menschen, eine Zufluchts-

stätte für müde Herzen, eine friedliche Insel im brandenden Ozean, und ich der Lotse, der halb zerschellte Schiffe nach ihrem Hafen geleitet. Bitterer Spott über mich selbst quillt mir im Herzen auf. Wenn nun einer meiner Kurgäste mich einmal befragt: Wie bist du eigentlich dazu gekommen, solch ein Prophet des Friedens zu sein, wer lieh dir den Talar? Bist du selber ein so harmonischer Mensch, hast du gesiegt über die Unrast der Zeit und die Kämpfe deines eigenen Herzens? Hast du zunächst alle diejenigen, die dir durch verwandtschaftliche Bande nahestehen, so in den Frieden gerettet, daß du nun ausgehen kannst, um fremdem Volk zu helfen, weil du meinst, daß es keine Hilfe findet außer in dir?

O, seht ihn nur an, den Propheten, den Friedensapostel, den Mann der Sicherheit! Seht nur, wie er im Eisenbahnwagen sitzt und endlich versuchen will, ein Kind, das ihm durch die Bande des Blutes ganz nahe steht, vor völliger Verwahrlosung zu retten; fragt ihn nur nach seiner Mutter, die in Tränen zu Hause sitzt, fragt ihn nach dem einzigen Bruder, der in Gram und Haß verschollen ist — fragt ihn nach all dem und wundert euch dann, daß dieser Mann einer großen Gemeinde freiwillig seine Bauhilfe anbieten will, während ihm der Regen und der Wind durch die Löcher seiner eigenen Giebel dringen. Wie ein Geistlicher ist er, der gegen die Sünde predigt und selbst ein arger Sünder ist, wie ein Richter, der einen Verbrecher straft und den selber eine geheime Schuld drückt, wie ein Arzt, der andere dem Tode entreißen will und der selber dem Tode geweiht ist!

In Berlin.

Berlin N. Eine der Proletarierstraßen, von denen jede einzelne mehr Einwohner hat als ganz Waltersburg. Fünfstöckige Häuser. Im Erdgeschoß Geschäfte mit billigen Waren, in jedem zweiten oder dritten Hause eine „Restauration“, in deren Fenster Würste hängen und Schnapsflaschen stehen. Auf den Bürgersteigen und dem Fahrdamm ein Gewühl schreiender, blässer Kinder. Schlechtgenährte Frauen, dicke Bierkutscher, schmale Schreiberlein, modisch, aber windig gekleidete junge Mädchen, schwatzende Weiber, mit Lastkarren daherkeuchende Männer, hie und da ein Faulenzer, der zum Fenster herausliegt, die Arme auf ein Kissen stützt und den Stumpfsinn in Reinkultur zeigt, Köter von unbestimmbarer Rasse, wie wahnwitzig schellende Straßenbahnen, Autos, Droschken, Lastwagen, Radler, dicke, stauberfüllte Luft, an jeder Straßenecke ein bärbeißiger Schutzmann — Berlin N.

Das war das „Milieu“, in dem meine Nichte Luise bisher aufgewachsen war. Ich ging vom Stettiner Bahnhof aus auf die Suche nach ihrer Wohnung. An einer Straßenecke bot mir ein Kind Schnürbänder zum Verkauf an. Ein kleines, sehr blasses Mädchen war es. Ich sah sie an und trat einen Schritt zurück.

„Wie heißt du denn?“

Das Kind erschrak furchtbar und stammelte: „Luise!“

„Wie heißt du noch? Wie ist dein anderer Name?“

Noch ein verängstigter Blick, und das Mädchen rannte, so schnell es nur konn'e, davon. Ich fühlte einen Lähmung in meinen Gliedern, aber trotzdem eilte ich dem Kinde nach. Bei einer Tornische holte ich es ein und faßte es am Arm.

„Fürchte dich nicht, Luise. Ich tue dir nichts.“

Das Mädchen brach in Tränen aus.

„Sperren Sie mich nicht ein!“

„Warum soll ich dich denn einsperren?“

„Weil ich — weil ich — die Schuhbänder — Sie sind ein Geheimer —“

Das Kind weinte noch lauter.

„Hallo! Seht nur da! Was hat denn der mit dem Mädel? Warum weint denn det Mädel? Haut ihn! Das is so eener! Wird er gleich das Kind in Ruh lassen! Nu man los — feste!“

Ich war im Nu von einer Rotte Menschen umstellt. Einige Rowdies nahmen eine drohende Haltung an, Männer murrten, Kinder zeterten, ein Weib kreischte mich an:

„Pfui über so 'nen Spitzel — 'n armes Mächen, wat sich 'n paar Froschen verdient, feste zu nehmen —“

„Is ja jar keen Jeheimer, is ja 'n solcher! Haut ihn!“

Die kleine Luise entschlüpfte mir, ein Schutzmann kam breit wie ein Hilfskreuzer auf die Gruppe zugesegelt, die alsbald um ihn und mich einen zehnfachen Belagerungsring schloß.

„Was ist los?“ fragte der Gesetzeshüter.

„Er hat 'n kleines Jör belästigt — er hat 'n Kind jemißhandelt — er hat ihr blutig jeschlagen — er hat jesagt, er is 'n Jeheimer, aber er is 'n Lump. Haut ihn!“

Der Schutzmann stand wie ein Fels.

„Wer sind Sie?“

Ich zog meine Legitimationskarte heraus.

„Was ist geschehen, Herr Doktor?“ fragte der Schutzmann, nachdem er die Karte gelesen.

„Doktor — 'n Doktor is er — amputieren will er ihr — Versuchskarnickel braucht er — det Schwein —“

„Ruhe!“ donnerte der Schutzmann. „Was ist geschehen?“

„Ich will es gern sagen,“ antwortete ich „aber nicht vor diesen Leuten, die die Sache nichts angeht.“

Ein wüstes Geschrei antwortete mir; immer mehr Volk sammelte sich an.

„Kommen Sie in Ihrem eigenen Interesse mit mir,“ riet der Sicherheitsmann.

„Jawohl!“ sagte ich, und wir durchbrachen die Kette. Niemand konnte mich schützen, daß ich ein paar Püffe und Stöße erhielt. Ein Trupp johlte hinter uns her, wurde aber durch ein Pferd, das auf der Straße gefallen war, in seinem Interesse abgelenkt, und ich war mit dem Schutzmann allein. Wir traten in einen Hauseingang, und ich gab ihm eine kurze Aufklärung. Als er den Namen der Pflegeeltern Luises gehört hatte, sagte der Schutzmann:

„Der Mann is 'n Tagedieb und die Frau 'ne Schlampe. Da sehen Sie man, daß Sie det Wurm da abkriejen.“

Ich dankte ihm, und wir trennten uns. Einen Augenblick überlegte ich noch, ob ich zuvor einen Rechtsanwalt zu Rate ziehen solle, aber dann ging ich direkt nach Luisens Wohnung. Ein Hinterhaus von vielen Stockwerken. Auf dem Hofe spielten Kinder im Staub der Stubendecken, die geklopft wurden. Die Treppe war dunkel und schmutzig. Im dritten Stockwerk las ich den Namen von Luisens Pflegevater. Ich läutete zweimal, dann kam ein zaghafter Kindertritt, die Tür wurde geöffnet, ein entsetzter Schrei, die Tür flog wieder zu. Ich läutete abermals. Ein großer, starker Mann erschien. Er trug einen Christusbart, ziemlich lange Haare und stak in einem schwarzen, wenig sauberen Rock. Später erfuhr ich, daß der Mann „Prediger“ bei irgend einer neuen christlichen Sekte war.

Er wollte mich erst mit einer hochmütigen Miene mustern, aber plötzlich wurde sein Gesicht scheinheilig freundlich, und mit ölglatter Stimme sagte er:

„Ah, Herr Oberkommissar, ich hab' schon gehört — weiß schon — der Herr Polizeiinspektor haben meine Pflegetochter beim Handel erwischt — aber ich kann bei meiner Ehre versichern — Herr Inspektor — ich bin unschuldig — ich verbiete dem Mädel aufs strengste — haben's ja auch gottlob nicht nötig —

aber sehen Sie, Herr Inspektor, so 'n hergelaufenes Kind von schlechter Abkunft, das man so aus purem Mitleid (ich bin Oberprediger bei der Gemeinde der Jünger von Kapernaum), das man so aus christlicher Barmherzigkeit aufzieht und das doch nicht gerät, weil der Feind sein Unkraut unter den Weizen sät, das stiehlt sich nu 'n Froschen, kauft sich Schuhbänder oder Streichhölzer oder was weiß ich und verkauft sie, um zu naschen — zu naschen — natürlich, nur zu naschen —"

Das Geschwefele erstarb an meiner wortlosen Ruhe.

„Was wünschen der Herr Inspektor — ich würde den Herrn Inspektor gern in die Wohnung bitten, aber meine Frau ist zufällig heute noch nicht mit dem Aufräumen fertig —"

Da sprach ich endlich.

„Sie irren — ich bin kein Polizeimann — ich bin der Onkel der kleinen Luise."

„Sie sind — Sie sind — ach so — ach so — der sind Sie —"

Er brach in ein meckeriges Lachen aus.

„Ich will Sie zur Rechenschaft ziehen, Sie schlechter Kerl!" rief ich außer mir.

„Sie wollen mich — was wollen Sie?"

Sein Gesicht veränderte sich vollkommen. Eine zynische Frechheit machte sich auf seinen Zügen breit.

„Was wollen Sie?" brüllte er. „So 'n Balg — so 'n unsauberer Balg — und Sie wollen noch — ah, wenn Sie mir was zu sagen haben, schreiben Sie es mir; ich bin für Sie nicht zu sprechen — verstehen Sie — für Sie nicht zu sprechen, denn ich bin ein anständiger Mensch!"

Die Tür fiel ins Schloß. Ich blieb allein stehen; ich fürchtete, nun würde die kleine Luise drin zu schreien anfangen.

Aber es blieb still. Nur eine Tür krachte noch zu. Da eilte ich die schmutzige Stiege hinab.

* * *

So lebte das einzige Kind meines Bruders! In einer Umgebung von Schmutz, Heuchelei, Armseligkeit, Roheit. Ein Glück, daß dem Weltverbesserer doch noch das Kehren vor der eigenen Tür einfiel, ehe er an die große Mission ging, anderen zu helfen.

Fast in jeder Familie gibt es einen, auf den sich die anderen verlassen, zu dem sie in ihren Kümmernissen und Nöten kommen, dem sie es überlassen, zu ordnen, was sie selbst schlecht gemacht haben, der Geld borgen muß, wenn die andern nichts haben, der immer schieben, immer unterstützen, immer aushelfen muß. Den Starken als Stütze der Schwachen kann man ihn nennen, wenn man es ideal ausdrücken will, sonst kann man auch kurz sagen: der Lastesel. Nachgerade kam es mir vor, als ob ich in unserer Familie diesen Ehrenposten bekleidete.

Ich kann nicht behaupten, daß ich mit Freundlichkeit an meinen Bruder dachte, als ich durch den Staub des Hofes nach der Straße zurückflüchtete. Was an diesem Kinde geschah, war jahrelange Sünde. Auch an die Mutter dachte ich nicht ohne Bitterkeit. Sie war in diesem Augenblick nicht mein silbernes Mütterchen, sie war eine reine, aber selbstgerechte Frau, die nicht stark genug war, der Schuld mit Herzenstapferkeit ins Auge zu sehen und auf dem Schlachtfeld der Sünde Samariterdienste zu tun, sondern eine, die sich ängstlich in ihrer wohlumhüteten Sauberkeit hielt, mehr bekümmert um sich selbst als um das, was draußen zugrunde ging.

Jawohl, ich hatte nicht Lust, das alles so hinzunehmen, ich wollte meine Meinung sagen. Was sollte ich denn tun, ich einzeln stehender Mann? Es würde schwer genug halten, das Kind loszubekommen. Der ekle Kerl von Pflegevater war zum gesetzlichen Vormund und Pfleger bestellt, die Erziehungsrechte waren an ihn abgetreten. Um

ihm das Kind in Güte gewissermaßen abzukaufen, dazu fehlte mir das Geld. Mit gesetzlichen Mitteln aber so einem abgefeimten Schuft an den Leib zu gehen, würde schwer genug sein. Das Nächste war, einen Anwalt zu befragen.

* * *

In meinem Hotel suchte ich das Lesezimmer auf, setzte mich in eine Ecke und grübelte. Ich mochte wohl schon lange so gesessen haben, da tippte mich jemand auf die Schulter.

„Sie sollten mal Ferien vom Ich machen, Sie haben es nötig!"

Es war Mister Stefenson, der also zu mir sprach. Ich war ganz erstaunt, ihn so plötzlich hier in Berlin zu sehen.

„Ferien vom Ich sollten Sie machen," wiederholte er.

„Woher wissen Sie denn, daß ich hier bin? Von meiner Mutter?"

„Von wem anders sollte ich es wissen? Sie sind in Familienangelegenheiten hier — wegen einer kleinen Nichte — wollen sie in eine andere Pension bringen — ja, lieber Doktor, das gefällt mir nicht!"

„Was gefällt Ihnen nicht?"

„Daß Sie Ihre Zeit mit solchem Familienkrimskram vergeuden."

„Erlauben Sie, das ist doch wohl meine Sache."

„Ihre Sache und meine Sache. Sie haben jetzt keine Zeit für solche Dinge. Es paßt nicht in unser Programm. Sie haben selber gesagt, zu unserem Ferienheim gehöre vor allen Dingen die Erlösung von drückenden familiären Fesseln. Ist das keine Fessel, die Sie am Fuß schleppen? Jetzt, wo wir in der allerschwersten Gedankenarbeit stehen müßten, fahren Sie einem kleinen Mädel nach. Was liegt der Welt an dem kleinen Mädel? An Ihrem Ferienheim soll ihr etwas liegen."

„Ich glaube, Herr Stefenson, so eng sind wir denn doch noch nicht mit einander verbunden, daß Sie in dieser Weise mit mir reden dürfen."

„Ich darf," sagte er phlegmatisch. „Ich habe in Ihnen so etwas wie einen Propheten gesehen — die Propheten gehen aber in die Wüste, ehe sie öffentlich auftreten, nicht nach Berlin — die Apostel verlassen Weib und Kind — der Soldat, der in den Krieg zieht, darf nicht rückwärts schauen, er sagt: Was schert mich Weib, was schert mich Kind? Der Familiensimpel bleibt immer ein mittelmäßiger Kerl."

Ich erhob mich und wollte ihm grob kommen. Aber ich setzte mich wieder, sah auf einen Augenblick in seine ehrlichen, quellklaren Augen und sagte dann:

„Sie haben vielleicht in manchem recht, Mister Stefenson, aber im ganzen sind Sie doch im Unrecht. Wenn ein Soldat in den Kampf ziehen soll und am Fuß eine Beule hat, wird er danach trachten, daß ihm erst ein Arzt die Beule öffnet und die Wunde säubert und verbindet, ehe er marschiert. Sonst bleibt er eben am Wege liegen. So geht es mir auch. Ich muß mir erst diese Angelegenheit mit meiner kleinen Nichte vom Halse schaffen, ehe ich an unsere Aufgabe gehen kann."

„Gut, so schaffen Sie sich die Angelegenheit vom Halse — morgen vormittag zwischen 9 und 11. Um ½12 können wir dann unsere Beratung haben."

„So rasch geht das nicht."

„Wie lange kann es denn dauern?"

„Wohl einige Wochen oder auch Monate."

Herr Stefenson lächelte sanftmütig.

„Das ist sehr schön! Ja, dann sind Sie wohl so frendlich, mich nach einigen Monaten gelegentlich wissen zu lassen, mit wem Sie schließlich Ihr Sanatorium begründet haben. Ich bin gar nicht abgeneigt, mir dann einen Prospekt schicken zu lassen. Für jetzt — guten Abend!"

Er verließ mich. Ich sah ihm nach, als er aus dem Zimmer ging, und wußte, es war aus mit meinem Lebenstraum. Ich saß ganz still und ich weiß jetzt nicht mehr, was ich damals alles dachte. Ich wußte in jener Stunde nur, es war aus, um eines kleinen Mädchens willen, das ich kaum auf zwei Minuten lang gesehen hatte — aus! Dieser Mann, der doch vor zwei Tagen so viel Geld auf eine Idee von mir setzen wollte, hielt mich nun für einen Schwachkopf. Aber auf so elende Weise durften wir uns nicht trennen. Rasch warf ich einige Zeilen auf eine Karte, ich müsse Herrn Stefenson noch einmal sprechen, nicht um ihn umzustimmen, daran dachte ich nicht, sondern um nicht ganz ungerechtfertigt von ihm zu scheiden. Ich schickte Stefenson durch einen Kellner die Karte, und er kam auch bald persönlich.

„Mister Stefenson — es ist nichts Geschäftliches mehr, nur etwas rein Menschliches. Es ist darum, daß wir uns jetzt ohne gegenseitige Hochachtung, aber doch auch ohne beleidigende Gesten trennen wollen. Haben Sie noch zehn Minuten Zeit für mich?“

Er nickte, und ich erzählte ihm ohne alle Umschweife die Tragödie Joachims und seines Kindes, und wie ich das Mädchen heute draußen auf der Ackerstraße getroffen hatte. Mir wurde das Herz warm beim Erzählen, aber Stefenson blieb ganz gleichgültig. Zuletzt sagte er:

„Es ist eine traurige Geschichte, die Sie da erzählt haben, aber sie kommt alle Tage vor. Es ist gar nichts Neues. Ich habe die Geschichte auch erlebt. — Aber etwas Interessantes ist dabei: Sie sind wirklich fünf Jahre lang hinter Ihrem Bruder her gewesen?“

„Ja, ich fand ihn nicht eher.“

„Hm! — Sagen Sie, wollen wir den Abend noch zusammen bleiben? Ich möchte den „Sommernachtstraum“ in der deutschen Aufführung ansehen. Kommen Sie mit? Sie haben es wohl nicht so eilig nach Hause?“

Ich wußte, daß ich bei diesem Manne vollständig verspielt hatte, aber ich nahm die Einladung an. Er sagte, er habe nun noch Geschäfte, wir würden uns im Theater treffen. Damit händigte er mir eine Karte aus und verließ mich. — — —

Mendelssohns Ouverture zum „Sommernachtstraum“ huschte und zwitscherte an mir vorüber, Shakespeares unsterbliches Werk reinster Fröhlichkeit tat sich in glänzender Darstellung vor mir auf, aber ich saß wie ein Geistesabwesender auf meinem Platz. Der Stuhl neben mir war leer geblieben. Stefenson war nicht erschienen. Der Märchenwald, durch den die Elfen huschten, blaute vor meinen Augen; aber ich dachte an den Wald am Abhang des Waltersburger Weihnachtsberges, wo mein Lebenstraum in graues Nichts zerrann.

Pyramus und Thisbe trieben ihren grotesken Spaß. Da dröhnte von der Logentür her tiefes Gelächter. Stefenson stand dort. Er beachtete mich nicht, er schaute nur vergnügt nach der Bühne und lachte so laut, daß er die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog.

Die nächste Pause kam. Da setzte sich Stefenson neben mich und sagte zur Entschuldigung seines späten Kommens nur die Worte:

„Manche Geschäfte wickeln sich in Berlin sehr langsam ab.“

Nach dem Theater fuhren wir nach einem Restaurant. Nachdem wir gegessen hatten, sagte Stefenson ganz unvermittelt:

„Die Luise habe ich flott gemacht. Zuviel Schwierigkeiten habe ich mit dem alten Gauner nicht gehabt. Der Hauswirt war gerade bei ihm und drängt um die Miete; da machte es der Kerl um 300 Mark. Er gab alles schriftlich, was ich wünschte. Mit Anwälten ist das nichts. Das ist teuer und umständlich.

Mit 300 Mark war alles in zwanzig Minuten gemacht, und ich hatte das Kind. Dann war ich um eine Pflegeschwester aus. Das hat länger gedauert. Das hat unsinnig lange gedauert. Die ganze schöne Eselsszene habe ich im Theater verpaßt. Die Pflegeschwester ist nun mit der Luise in unserem Hotel. Nummer 187 wohnen sie. Bald fahren sie nach einem Erziehungsinstitut in Thüringen. Es ist mir empfohlen worden. Da wird ja wohl die Luise körperlich und seelisch zurechtgestutzt werden."

Ich schlug wieder einmal die Hände zusammen.

„Herr Stefenson, das haben Sie getan? Guter Herr Stefenson, das haben Sie getan?"

„Ich bitte, exaltieren Sie sich nicht! Eine Zeitlang wird die Luise in dem Institut bleiben und dann kann sie zu uns in das Ferienheim kommen — so als eine Art — als eine Art Einweihungsengel."

Mich würgte es in der Kehle.

„Sie wollen das Heim doch mit mir gründen?"

„Ja," sagte er ganz ruhig, „ich will. Es hat mir was an Ihrer Geschichte gefallen. Nicht das Sentimentale, natürlich nicht, aber daß Sie fünf Jahre lang die unnütze Jagd machten, das zeugt doch von einer gewissen Ausdauer. Und Ausdauer ist zu gebrauchen."

Waltersburg, 10. Mai.

Ich bin wieder im stillen Waltersburg. Berlin N. liegt hinter mir wie ein wüster Traum. Die kleine Luise ist gut untergebracht.

Stefenson hat mir gestern schriftlich mitgeteilt, daß er mich für keinen Philosophen halte, auch nicht für das, was man einen lebensklugen Menschen nenne, und was ich als Arzt tauge, könne er nicht beurteilen. Er halte mich für einen Dichter. Meine ganze Idee sei kein ärztliches Problem, sondern eine Dichtung. Aber Dichtung sei besser als Problem. Dichtung ist etwas Gezeugtes, Probleme etwas Konstruiertes, Dichtung ist Lebewesen, Problem ist Maschine. Und so solle ich nur jetzt meine Dichtung ganz ausgestalten und ihm vertrauensvoll übergeben. Was ausführbar sei, werde ausgeführt werden, das andere werde als blauer Dampf in die Höhe ziehen und auch als Wölklein am Himmel noch schön sein.

In den Tagen des Werdens.

Beschaulichen und nachdenksamen Charakters ist Herr Stefenson nicht. Es geht alles so verblüffend schnell bei ihm, daß er, wenn ein anderer noch bei den ersten Erwägungen und Bedenken stände, schon immer am Ende ist. Freilich kommt dazu, daß er Glück hat. Das Gelände am Ostabhang des Weihnachtsberges steht zum Verkauf. Es gehört einem Manne, der wie Hans im Glück ständig seinen Besitz vertauschte. Dieses Gut hat er gegen große, sehr ertragreiche Steinbrüche umgetauscht, die Steinbrüche gegen eine Fabrik, die noch besser war, und so ist es langsam bergab gegangen, und Herr Stefenson mit seinem großen Geldbeutel hat wenig Schwierigkeiten gefunden. 48 Stunden haben die Verhandlungen gedauert, dann war das Gut, das mit Wiese und Wald 1500 Hektar groß ist, von Stefenson gekauft. Um einen Preis, bei dessen Nennung einem früheren Schiffsarzt die Gänsehaut ankommt.

„Nun ist das Gelände da, nun muß die Gemeinde errichtet werden," sagte Stefenson sehr einfach. „In einem Jahre müssen sämtliche Häuser stehen."

„In einem Jahre?"

„Ja! Die Deutschen brauchen, wenn sie einen Dom bauen wollen, 400 Jahre, der Amerikaner braucht, wenn er eine Stadt baut, sechs Monate."

„Es ist dann aber auch danach."

„Ob es danach ist oder nicht, ist gleich," erwiderte Stefenson verdrossen. „Jedenfalls habe ich für die ganze Chose nicht mehr Zeit. Ich muß nach New-York, nach Milwaukee, nach Trinidad. Sehen Sie sich das Gelände an und machen Sie Ihren Plan. Ich werde auch einen Plan machen. Ich brauche drei Tage Zeit dazu."

„Ich würde drei Jahre dazu brauchen, aber um Ihretwillen werde ich in sechs Wochen mit meinem Plane fertig sein."

Er wandte sich finster ab. Drei Tage lang lief er auf dem erworbenen Gelände umher, zeichnete, machte Notizen und ging mir aus dem Wege. Am vierten Tage teilte er mir auf einer Postkarte mit, er habe einen kleinen Abstecher nach Sizilien unternommen. Ich war sehr froh darüber und ging nun daran, mein Ferienheim im Plane zu entwerfen.

Das Gelände kannte ich genau. Die meisten meiner Bubenstreiche hatten in jenem Walde gespielt; auf jenen Wiesenrainen war ich als Student tausendmal gegangen.

Eines war zu vermeiden — alle Gleichförmigkeit. Eine Villa neben die andere zu bauen, ein Logierhaus wie das andere, alles in zimperlich geordneten Gärten, wo man kaum einen Fuß hineinzusetzen wagt, wie in die gute Stube einer peinlichen, eitlen Hausfrau, das sollte uns gewiß nicht einfallen, ganz abgesehen von Bazaren, Hotels, Restaurants, Plätzen und Straßen großstädtischer Art.

Im Mittelpunkt der Ferienheimat soll das Rathaus liegen. Es soll ein großer, geräumiger Bau altdeutschen Stils sein. Der Bürgermeister wird darin wohnen, denn einen solchen wird uns wohl das Gesetz auferlegen; aber auch die Sprechzimmer der Ärzte sollen im Rathaus untergebracht sein, ebenso die Verwaltungsräume, die Kasse, die Nachtwächterstuben. Auch einen großen ehrwürdigen Saal soll das Rathaus haben, in dem die Feriengäste manchmal zu einer Feierstunde nationaler, künstlerischer oder geselliger Art geladen werden. In diesem Rathaus wird auch das „verbotene Zimmer" mit den Zeitungen sein. Ein Posten mit einem Spieß wird davor Wache halten und nur diejenigen einlassen, die eine Karte vorzeigen, und eine solche Karte wird jedem während der Dauer des Ferienaufenthalts nur zweimal gewährt werden.

Das Rathaus wird am Lindenplatz liegen, dort, wo die große Linde mitten auf der Wiese steht. So oft auch die Dichter vom Platz unter der Linde und vom Tanz mit dem schönen Kinde und dem Traum im Abendwinde gesungen haben, mir ist die alte Weise nicht zu abgeleiert, ich will das fröhliche Glück vergangener Tage neu erstehen lassen.

Am Lindenplatz, dem Rathaus gegenüber, soll die Lindenherberge liegen, unser größtes Gasthaus. Das Modell muß man in schönen deutschen Städten suchen, etwa in Rothenburg, Goslar, oder Hildesheim, und dann ist es für unsere Zwecke auszugestalten. Eine Bauernschenke denke ich mir, ein Herrenstübchen, einen Poetenwinkel mit Butzenscheiben, wo Lieder zur Laute gesungen werden. Öfter als einmal in der Woche darf sich niemand in einer der drei Stuben sehen lassen; denn dreimal in der Woche ins Gasthaus zu gehen, ist fürwahr genug für einen Kurgast. Es darf sich auch keiner einbilden, daß er etwa nur Bauer oder nur Herr oder nur Sänger zur Klampfe sei — er muß alles sein wollen und sein können, und wenn er dreimal in der Woche „ausgehen" will, dann muß er eben jedesmal in seine andere Abteilung, und das Braubier, das in der Bauernschenke ein biederer Wirt mit seiner Gattin verschenkt, muß ihm ebenso munden wie der Wein, den ein lustiges, schönes, ehrsames Mädchen im Poetenwinkel kre-

denzt und von deren Hand gereicht er ach so wonnig schmeckt.

Ein Kaffeehaus werden wir auch haben, denn sonst bekämen wir keinen österreichischen Kurgast. In diesem Kaffeehaus wird alles zu haben sein, was ein Wiener Kaffeehaus auszeichnet, von der drangvollen Fülle bis zum Zigarettendampf, nur keine Zeitungen.

Vielleicht wird mir mancher ob meiner großen Toleranz gegen Tabak und selbst gegen Alkohol zürnen, aber auch ich sorge dafür, daß alles im Lot bleibt.

Da in den Wirtschaftsräumen umsonst nichts geschenkt wird, da aber auch keiner der Gäste einen Pfennig Geld in der Tasche hat, sind alle genötigt, ihre Zeche recht schön und breit an die schwarze Tafel ankreiden zu lassen, und das gibt nicht nur eine recht gute Selbstkontrolle, sondern garantiert auch eine gewisse öffentliche Aufsicht. Allen aber, denen der ärztliche Befund solche Genüsse verbietet, können sich unten am Fluß in der Fischerklause, dem zweiten Gasthaus, bei alkoholfreiem Getränk des Lebens freuen, und es stehen auch verschiedene Selter- und Milchhäuslein im Gelände, alle bedient von dazu verordneten Damen aus der Kurgesellschaft.

Denn das ist eine wesentliche Seite meines Gesundungsheims, daß alle Kurgäste, soweit es ihr Zustand erlaubt und wünschenswert erscheinen läßt, arbeiten müssen. Aus faulem Nichtstun sproß noch in den allerseltensten Fällen ein Heil. Nein, es werden alle Mitglieder unserer Gemeinde tätig sein, und dadurch werden sich auch die Kosten vermindern, zu denen der Einzelne beizutragen hat. Daß ein guter Bestand geübten Personals immer da sein muß, ist ja selbstverständlich. Aber wenn ich z. B. für den Poetenwinkel drei Kellnerinnen brauche, wird eine, die aufsichtführende und bestimmende, eine Berufskellnerin, die zwei Helferinnen werden Damen aus der Kurgesellschaft sein, und es wird mich gar nicht beirren, einer jungen Gräfin solchen Schankdienst auf eine Woche aufzuerlegen.

Wem es nicht paßt, der geht! Wir werden alle unsere Gäste mit Liebe und Hochachtung behandeln, aber keinen umdienern und keinen anzulocken oder zu halten suchen. Wir werden mit dem Phlegma der Starken allen Widerständen begegnen.

Jeder Kurgast wird sich wöchentlich mindestens einmal dem Arzt vorstellen und neben sonstiger Kurverordnung die Arbeit vorgeschrieben erhalten, die er in nächster Woche zu leisten hat. Die Verwaltung wird dem Ärztekollegium rechtzeitig etwa mitteilen: Wir brauchen für nächste Woche 245 landwirtschaftliche Arbeiter und Arbeiterinnen, 16 Forstarbeiter, 9 Gärtnergehilfen, 4 Angler, 2 Jäger, 9 Obstpflücker, 14 Erbsenleser, 16 Mann für Wegebesserung, 7 Viehhüter, ein Streich-Quartett, 14 Kellnerinnen und Milchverschleißerinnen, 6 Kegelaufsetzer, 2 Hilfskutscher, 12 Wäschebleicherinnen, 2 Fahrstuhlschieber, 3 Nachtwächter, 8 Frauen zum Spielen mit Kindern von vier Jahren aufwärts, ad libitum Künstler und Artisten, Dichter, Rezitatoren, Musiker, Sänger, Schnellmaler, Turner, Zauberkünstler und ähnliches, 168 Küchengehilfen für je drei Stunden täglich, 20 Mann für Hausḧälterarbeiten (4 Stunden), 5 Boten, darunter 2 Radler, einen Mann für die Festrede am Sedantag, dazu einen gemischten Festchorus von beliebiger Stärke, 2 Laternenanzünder, 30 Frauen und Männer für die Vorbereitung des nächsten Waldfestes, 1 Hilfsbriefträger, 100 Hilfsarbeiter und Hilfsarbeiterinnen für die Anlegung und Bepflanzung des neuen Philosophenplatzes, 6 Damen, die das Kühemelken und Käsebereiten erlernen wollen, einen Vorsitzenden und vier Beisitzer (zwei männliche und zwei weibliche) für unser privates Friedensgericht.

Solches etwa wird die Kurverwaltung beantragen. Was davon in Erfüllung geht, hängt natürlich nicht von den Bedürfnissen der Kurverwaltung, sondern von dem Befund des Ärztekollegiums ab, und der schönste Erfolg wird es sein, wenn alle Aufgaben durch freiwillige Meldung der Feriengäste gedeckt werden. Daß die Arbeit immer nur im Rahmen der eigentlichen Kur, immer nur stundenweise geleistet werden darf, ist selbstverständlich. Das Ferienheim ist ein Arbeitshaus idealster Art, es macht die Arbeit zur Lust und Quelle der Genesung und würgt den alten Drachen ab, dessen Pestatem die Welt vergiftet: daß körperliche Arbeit das Mal der Minderwertigkeit trage. Das Ferienheim wird das Gegenteil lehren und beweisen, indem es gerade durch körperliche Tätigkeit gesunde, glückliche Menschen schafft. So wird alle Verwaltungs- und Bureauarbeit als viel zu anstrengend immer aus unserem Heim für die Gäste ausgeschaltet sein. Aber mit den Muskeln arbeiten, tätig sein, sichtbare Werte mit seinen zehn Fingern schaffen sollen alle, und selbst den Faulenzern und Drohnen des Lebens, die vielleicht nur durch die Romantik des Heims, durch die Neugier angelockt werden, soll, wenn sie guten Willens sind, ein besseres Bild der Menschenfreude ins Herz geprägt werden.

Hinter dem Rathaus, von ihm durch einen kleinen Schlag schöner Tannen getrennt, beginnt die Bäderstraße. Es werden da in gesonderten Häusern die Wannen- und Schwimmbäder, die elektrischen und die Dampfbäder eingerichtet; an sie reihen sich in lichtem Kiefernwald die Luft- und Sonnenbäder und die Planschwiesen.

Parallel mit der Bäderstraße geht der „stille Weg“. Es stehen da freundliche Häuslein für solche Gäste, die einer größeren ärztlichen Beaufsichtigung und vermehrten Pflege bedürfen, die ihnen von Berufspflegerinnen zuteil wird.

Alle anderen Gäste wohnen „draußen“, und wird nicht zuviel auf Pülverlein und übermäßiges Wassergepantsch, auch nicht arg viel auf Hantelturnen und Massage gegeben werden, sondern auf tüchtige körperliche Arbeit und frohen Sinn. Daher werden die meisten Kurgäste in Bauernwirtschaften wohnen. Wenn wir von dem Riesengelände nur zwei Dritteile zur Feldbebauung anwenden, können wir vierzig große Bauernwirtschaften zu je hundert Morgen Land einrichten; auf jeder Besitzung können vier Pferde, 30 Stück Rindvieh, Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Kaninchen, Hunde, Katzen, Bienen sein, und alle diese Tiere sollen von den Feriengästen gepflegt werden, immer unter der Leitung sachverständiger Personen. Denn der Herr und König des ganzen Hofes wird der Bauer sein. Möge es uns gelingen, tüchtige Bauern zu finden, die nicht nur den Pflug zu führen wissen, sondern die kernige Menschen sind voll Biederkeit und froher Laune, derber Herzlichkeit und aufrechten Sinnes, daß sich noch jeder unserer Feriengäste nach langer Zeit, wenn er längst wieder in der harten Lebensschule steht, mit warmer Freude an den Vater Lorenz oder den Papa Kinzel erinnert, unter dessen Leitung er gearbeitet hat, sowie an dessen stattliche, gutmütige Ehegesponsin, die das weibliche Regiment des Hauses führte. Wer nicht anderweitig abkommandiert ist, arbeitet auf dem Hofe, wo er wohnt, nach Anweisung des Bauern oder der Bäuerin, immer nur pflichtmäßig zwei bis vier Stunden am Tag. Wer etwas darüber tun will und darf, soll es tun.

O, wie werden die Leute am „stillen Weg“, die ihr Zustand vom Glück der Arbeit ausschließt, sich sehnen, „hinaus“ zu ziehen in die gesunde, frische, befreiende Tätigkeit; wie glücklich werden

sie sein, wenn ihnen der Arzt eines Tages sagt: Mein Lieber, du bist nun so weit, als schwacher Hilfskämpe mitzutun, darfst auf einen Bauernhof, darfst zunächst mal die Tauben füttern, den Hühnerstall nach Eiern absuchen und den Hund prügeln, wenn er eine Wurst gestohlen hat, oder wenn auch das zu schwer ist, aufpassen, ob in den Nistkästen Sperlinge oder Stare wohnen.

Lauschig denke ich sie mir, diese großen Bauernhäuser. Sie sollen außen nach schweizerischer und innen mehr nach niedersächsischer Art sein. Außen das große schräge Dach im stumpfen Winkel. Um das ganze Haus läuft der Söller, Ausgangspunkt für die Schlafräume der fünfzehn bis zwanzig Gäste, die ein Hof beherbergt. Diese „Schlafkammern“ werden einfach, aber so hygienisch sein, wie es gesundes Leben erfordert, und sollen bei aller ländlichen Aufmachung doch nichts Wesentliches vermissen lassen, was zur Behaglichkeit des Bewohners gehört.

Der eigentliche Wohnraum wird die große Diele sein mit dem Riesenherd, um den die Bänke für die laufen, die sich den Rücken wärmen wollen, und auf denen sie Platz nehmen dürfen, wenn es der Hauskater und der Schäferhund, die dort liegen, gestatten; die großen Tische und Bänke an der Wand entlang, der Herrgottswinkel, die friedlich brennende Petroleumlampe. Dort werden sie alle sitzen, wenn das Nachtmahl vorbei ist, das für die Gesunden nach bäurisch kräftiger, schmackhafter Art, für die Heikleren in etwas verfeinert zimperlicherer Weise bereitet wird; dort werden sie sitzen, wenn der Abend draußen seine dunklen Flügel über die Flur breitet, und ein heimliches Wunder reinster Behaglichkeit wird sich auftun, tiefe Herzensfreude wird alle erfassen, wenn einer von den Menschen, des Name und Art niemand kennt, eine Geschichte zu erzählen beginnt, die wie aus einem fernen fremden Lande stammend anmutet und die vielleicht doch nur ein Stück der Geschichte des eigenen Lebens des Erzählers ist.

So wird es manchmal sein, als wenn Schiffbrüchige sich auf einer stillen Insel in einem warmen Fischerhaus finden, wenn alle Stürme und alle Not draußen sind und wenn einer erzählt wie aus ferner Erinnerung.

Die wirklichen Knechte und Mägde des Hofes dürfen auch mit dabei sein; der Hausvater sitzt in breiter Majestät da, und seine silberne Uhrkette funkelt im Lampenlicht, die Bäuerin strahlt über das ganze rote Gesicht oder führt den Zipfel der gedruckten Leinwandschürze ans Auge, wenn etwas Ergreifendes erzählt wird; die Müden recken das Haupt empor, die Übermütigen falten manchmal selbstvergessen die Hände, die Zyniker und Skeptiker zucken die Achseln nicht mehr, weil sie auf Urquellen menschlichen Glückes stoßen, der Kater schnurrt, und der Schäferhund blinzelt verschlafen und wohlwollend die um ihn versammelte Gemeinde an.

Der Herr Geheimrat schürt das Feuer neu auf und wird von einem Buchhalter, der vielleicht zwei Jahre später bei diesem „Kameraden Lehmann“ demütig um eine Stellung bittet, gerüffelt ob des unnötigen Unterfangens, da es warm genug sei, denn jener weiß nicht, welch einen hohen Herrn er vor sich hat.

Es kann gar nicht fehlen, daß alle Künste, die verborgen in dem Menschen schlummern, an solchen Abenden lebendig hervortreten werden. Wenn die Baronin von Leisendorf, die als Sängerin in der Hauptstadt der Schrecken der verfeinerten Gesellschaft ist, hier ein Lied singt, wird sie ein volkstümliches Gesänglein wählen, und es wird klingen; wenn der Professor Eberhard ein Kartenkunststück zum Besten geben will, das er in seiner Studentenzeit meisterhaft vollführt hat

und das jetzt verunglückt, wird er immer seinen wohlwollenden Beifall für die gute Absicht haben; Vater Lorenz wird gewiß alle Monate einmal sein Bravourstück vormachen müssen, mittels verschränkter Finger das Schattenbild eines Hasen oder eines sich das Ohr schabenden Katers auf die Wand zu zaubern; Geschäftsreisender und Literaturjüngling Emil Schulze (hier im Heim und auch sonst pseudonym „Ezard“ genannt) wird eindrucksvoll einige eigene und fremde Dichtungen vortragen, über die die ganze Runde in ein schweres Staunen und Schweigen verfallen wird, und er wird sich dann auf die Ofenbank setzen und denken: Ihr Idioten, wenn Ihr nur wüßtet, wer sich unter dem schlichten Namen „Ezard“ verbirgt — akkreditiert bei allen ersten Häusern in Antwerpen, Manchester und Baltimore und Rezensent von der „Literarischen Feme“. Die anderen werden sinnen und schmunzeln, der Kater wird gähnen, und der Schäferhund wird Herrn Ezard mit der Schnauze anstoßen, er möge sich auf der Ofenbank nicht so breit machen. Aber selbst Herr Ezard — das steht fest — wird zur Behaglichkeit des Bauernhofes viel beitragen. Und dann, wenn sie sich vermummen und Theaterei treiben, ach, wie wird es köstlich sein! Erst, wenn sie tanzen! Denn tanzen muß der lahmste Onkel, sonst wird er ausgepfiffen. Wozu spielt der Emanuel so schön seine Ziehharmonika und wozu bellt der Nero so? Immer heran, ihr bequemen Herren, sonst kommandiert der Großknecht „Damenwahl“, und dann sollt ihr mal sehen, ihr faulen Gesellen, was Massage und Schwitzbad bedeuten!

Das geht so bis ½10 Uhr. Dann schlägt eine Glocke auf dem Rathaus droben am Lindenplatz in drei Absätzen je viermal an, und binnen 15 Minuten müssen alle Lichter im Ferienheim erloschen sein, denn die drei Nachtwächter schwärmen aus, und wehe dem Hause, das sie als turbulenten Ort zehn Minuten vor zehn Uhr noch als beleuchtet melden. So muß es auch sein, denn früh um fünf Uhr für das Gesinde und für die Gäste um 6½ Uhr beginnt das Tagewerk.

* * *

An die Bauernhöfe knüpfe ich meine größte Hoffnung. Ich möchte die in glitzernde, entnervende Ferne Gewanderten zum Erdduft und zur Einfachheit wenigstens in Ferienwochen heimführen. Es soll und es muß gelingen. Alle, die einmal Ferien vom Ich machen, die als neue, als ganz andere Menschen, losgelöst von allem, was sie drückte und knickte, auf einige selige Wochen zum Ausgangspunkt, zum Mutterschoß unseres Kulturlebens zurückkehrten, zum Bauern-, Hirten- und Fischerleben — sie müssen mit gesünderem Herzblut in ihr Leben zurückkehren, sie müssen mehr gewinnen als durch Mineralwasser und Bäderzerstreuung.

Die Hirten, Fischer und Jäger vergesse ich neben den Bauern nicht. Wenn da einer kommt, der vor dem Revolver stand, weil er überreizt war, der soll oben an der Ginsterheide die Kühe hüten. Den ganzen Tag wird er aufmerksam sein müssen, daß die Bullen sich nicht bekämpfen und daß glücksduselige Muttertiere mit ihren mutwilligen Kälbern nicht den nahen Klee zerstampfen, und abends wird der Mann einsam vor einem wohlig ausgestatteten Hirtenhäuslein sitzen, die wiederkäuenden Tiere werden um ihn sein, und die ewigen Sterne werden über ihm wandern und langsam leise ewige Worte zu ihm reden, und es wird aus Verlassenheit und Gram ganz mählich Ruhe und Frieden werden, und in den Menschenhaß wird sich die Sehnsucht einschleichen: „Nächsten Sonnabend, wenn ich Urlaub habe, gehe ich in die Lindenherberge und sehe lustigen Menschen zu!“

O, wie ich nach guten Bauern, so werde ich nach guten Ärzten suchen müssen. Nicht ihr ärztliches Wissen ist für mich in der Hauptsache maßgebend. Ob sie gute Psychologen, ob sie tiefe Menschenfreunde sind, danach werde ich fragen. Es wird nie ein Arzt mehr als zwanzig Patienten bekommen. Wie sich das wirtschaftlich balanziert, überlasse ich dem Kalkül des Herrn Stefenson.

Die Jäger — ach, die Jäger, wird es wohl heißen, sind so wie so gesund; die zu uns kommen, sind es nicht. Nur die Stubenhocker werde ich auf die Pürsche schicken und nur die Zappeligen und Unruhigen auf den Rehbock mit dem bestimmten Geheiß, einen zu erlegen. Wie sie da ruhig sitzen werden, heute drei, morgen fünf Stunden lang. Immer vergebens. Und die Mücken werden stechen und der Tau wird fallen. Und sie werden nicht schimpfen dürfen, wie sie es sonst tun.

Und so auch mit den Fischern. Die Aufgeregten werden angeln, so lange angeln, bis sie befriedigende Beute bringen. Wessen Aufmerksamkeit wochenlang auf eine Federspule gerichtet gewesen ist, der hat sich ausgeruht und singt abends im Poetenwinkel sein Lied als einer der Andächtigsten der Lebensfreude.

Bauernhäuser, Fischerhütten, Jäger- und Hirtenhäuslein — das werden in der Hauptsache die Wohnstätten meines Ferienheims sein. Das ist eigentlich mein ganzes Programm. Ich kann es keiner hochmögenden Kommission einreichen, aber eben darum hoffe ich, daß es gut ist. Im übrigen bekenne ich frei, daß ich mich auf Architektenkunststücke nicht verstehe.

Ich habe trotzdem auf einer großen Karte unser ganzes Gelände aufgezeichnet und überall vermerkt, wo ein Bauernhof stehen soll, auch die Grenzen seines Bezirks angegeben; ich habe die Hirtenhäuslein, die Milchstuben, die Fischerbuden angegeben, und zwischen all dem Hin und Her führen Stege und Landstraßen, alle krumm und winkelig, aber angemessen dem, was an Hebung und Senkung des Terrains, und was an Baumschlägen Hecken, Bächlein, Wald und Wiesenland da ist. Eine Umwallung werden wir kaum brauchen, das Plateau hebt sich gen Waltersburg natürlich ab, nur an der einen Stelle, wo das Gelände nach der Stadt eben übergeht, wollen wir eine Mauer und eine Pforte errichten. Neben der Pforte soll das Noviziat stehen, eine Reihe kleiner Unterkunfts- und Besinnungshäuschen für die Neuankommenden, und dann hinter einem Erlenbusch unser „Zeughaus". Dort wird der Ankömmling, der sich entschlossen, unsere Ferien zu üben, und der mit dem Arzt Rücksprache genommen hat, in seiner Zivilkleidung hineingehen, Kleider, Uhr, Geld, alles was er bei sich trägt, auch seinen Namen ablegen und mit neuem Namen, als neuer Mensch, neugekleideter Feriengast ein neues Leben beginnen.

Das ist mein Plan. Ich weiß nicht, ob er so ausgeführt werden kann, ich weiß nur, daß er so ausgeführt werden sollte.

* * *

Mitten in der Arbeit taucht viel öfter, als mir lieb ist, das Bild der kleinen Luise vor mir auf. Am Morgen nach dem Theaterabend, als ich das Kind im Hotel fand, war es ganz verängstigt, zitterte und weinte. Auf alle Fragen sagte es immer nur: „Ich will heim!" Zu den Schindern ins Elend wollte es zurück, weil es dort zu Hause war. Vor Stefenson und mir fürchtete sich die Kleine und auch vor der fremden Schwester scheute sie sich. Ich wollte sie streicheln, aber sie wich mir aus und duckte sich, als ob sie geschlagen werden sollte. Das arme Ding hat wohl in seinem Leben schon viel Prügel bekommen. Ich sagte freundlich zu ihr:

„Luise, fürchte dich doch nicht. Sieh mal, ich meine es gut mit dir, ich bin ja mit dir verwandt; ich bin dein Onkel.“

Sie sah scheu an dem fremden Manne empor, der ihr wohl viel zu vornehm erschien, um mit ihr verwandt zu sein. Ob sie einen Vater oder eine Mutter oder eine Großmutter habe, wie andere Kinder, danach fragte sie nicht. Es war auch besser; denn ich hätte ihr sagen müssen: „Nein, das hast du alles nicht; du hast nur einen Onkel.“

Während ich mir noch vergeblich Mühe gab, ein klein wenig das Zutrauen von Luise zu gewinnen, erschien Stefenson mit einem Diener, der ein großes Paket schleppte. Das Paket legte der Amerikaner vor dem Kinde auf den Tisch und sagte:

„So, da habe ich dir ein bißchen Spielkram gekauft!“

Es war eine kleine Weihnachtsausstellung von allerhand Spielzeug: Puppen, eine kleine Wiege, Hampelmänner, Kreisel, Schachteln mit geschnitzten Tieren, Baukasten und viele Kleinigkeiten. Sogar eine Knallpistole war dabei. Dem Kinde entfuhr ein kleiner Schrei seligen Erschreckens, es erhob die Händchen, tastete schüchtern nach einer Puppe, zuckte aber zurück. Da fuhr sie Stefenson an:

„Nun, du kleine Gans, da greif' doch endlich zu. Das ist alles dein. Das mußt du nehmen. Damit mußt du spielen, sonst setzt es was ab!“

Auf diesen rauhen Ton war Luise offenbar gut eingerichtet. Sie fing gehorsam an zu spielen. Nach fünf Minuten kam ein leises Lachen, das Gesichtchen erhellte sich, und ich sah noch deutlicher als gestern beim ersten schreckhaften Begegnen in Joachims Züge, sah in Joachims Augen. Ich erinnere mich nicht, je ein kleines Mädchen gesehen zu haben, das so auffallend dem Bilde ihres Vaters glich, wie Luise meinem Bruder ähnlich ist.

Wir hatten vielerlei in Berlin zu tun und blieben acht Tage dort. Am fünften Tage kam Stefenson in mein Zimmer und sagte:

„Jetzt hat mich das Balg gefragt, wenn Sie ihr Onkel wären, ob ich da vielleicht ihr Vater sei? Nu nee, du kleine Gans, hab' ich gesagt, das fällt mir gar nicht ein, dein Vater zu sein. Na, sie heulte gleich, und da hab' ich denn gesagt, ich bin ihr Stiefvater. Damit war sie ganz zufrieden.“

Ich wußte schon, daß Luise in großer Liebe und Dankbarkeit an Stefenson hing. Seine rauhe, kürze Art schreckte sie nicht und seine Fürsorge tat ihr sehr wohl.

So war der Abschied nach acht Tagen, als Luise nach Thüringen fahren und wir nach Waltersburg zurückkehren mußten, sehr schmerzlich für das Kind. Nur der Abschied von Stefenson, nicht der von mir, obwohl sich Luise inzwischen auch zu mir ganz freundlich gestellt hatte.

Als wir im Eisenbahnwagen saßen, sagte Stefenson:

„Die Gefühlsduselei mit dem Kinde hört nun endgültig auf. Dazu haben wir keine Zeit.“

Ich nickte ihm zu und schwieg. Als ich nach Hause kam, trat mir die Mutter mit fragenden Augen entgegen.

„Ich habe das Kind in saubere Verhältnisse gebracht,“ sagte ich ihr und ging in mein Zimmer. Die Mutter fragte nicht mehr, und ich erzählte nichts. Wir fühlten beide, wie sich eine eiskalte Wand zwischen uns aufrichtete. Nach drei Tagen sagte die Mutter, Joachim habe geschrieben, es gehe ihm gut. Mir war dabei, als ob sie von einem fremden Menschen erzähle, dessen Schicksal mich nichts angehe.

Die Zeichnungen, der Aufbau meines großen Ferienheims nahmen mich fortan ganz in Anspruch. Ich kann sagen, es ware reine, glückliche Tage, Tage voll

Fruchtbarkeit, Hoffnung, Kraftgefühl. Und doch stahl sich Luisens Bild bei Tag und Nacht in meine Seele. So sagte ich mir eines Morgens, an drei verlorenen Arbeitstagen läge nicht viel. Stefenson säße sicher und weit unten in Palermo oder Syrakus, und sehr bald nach diesen Erwägungen saß ich in einem Schnellzuge nach Thüringen.

Ich hatte die Freude, daß mir Luise vertrauensvoll und dankbar entgegenkam und daß sie sich schüchtern an mich schmiegte, als ich sie auf die Stirn küßte.

Die würdige Vorsteherin des Pensionats sagte, es sei ja wohl noch zu kurze Zeit, als daß das Kind sich schon in ihm völlig fremde Kultur ganz hätte fügen können; aber Luise zeige so gute körperliche und geistige Anlagen, daß sie hoffe, das Kind würde mir recht bald sehr große Freude bereiten.

Das Institut lag an der Promenade der hübschen thüringischen Stadt. Als ich es verließ, saß gegenüber dem Eingang auf einer Ruhebank Mister Stefenson. Es blieb mir gar keine Zeit, mich groß zu erstaunen, sondern er trat mir gleich entgegen und sagte mürrisch:

„Ich finde das sehr merkwürdig von Ihnen, daß Sie auch jetzt noch Zeit zu solchen Exkursionen haben."

„Ach, Mister Stefenson," entgegnete ich heiter, „ich dachte, Sie wären Ihrerseits noch auf Ihrer Exkursion nach Sizilien."

„Sticheln sie mich nicht," entgegnete er finster; „ich bin nicht nach Sizilien gefahren zum Amüsement oder um einem kleinen Gänschen nachzureisen, sondern um in aller Ruhe die Pläne für unser Ferienheim machen zu können. Wenn ich nun Pech gehabt habe mit den drei Plänen, die ich gemacht habe, weil ich den ersten in Palermo zerrissen, den zweiten in Modena verbrannt und den dritten in Luzern überhaupt nicht erst angefangen habe, so hatte ich doch gehofft, Sie würden inzwischen Gewissen genug haben, zu Hause zu bleiben und zu arbeiten."

„Hab' ich auch, Mister Stefenson, hab' ich auch! Mein Plan ist fertig."

„Ah — das ist gut. Wieviel kostet er? Wie balanziert er?"

„Was er kostet, wie er balanziert, weiß ich nicht. Das ist doch nicht meine Sache. Ich bin doch kein Kaufmann. Wofür sind Sie da?"

„Fürs Geldgeben!"

Er schüttelte melancholisch den Kopf.

„Ihr Plan ist unrentabel, ist unausführbar," sagte er düster.

„Mister Stefenson, ich will Ihnen einen alten deutschen Witz erzählen. Ein Schlächter kam in eine kleine Wirtschaft, um eine Kuh zu kaufen. Der Bauer führte ihn nach dem Stalle. Sie kamen in einen ganz dunklen Raum. Da sagte der Schlächter: ‚Aber Mensch, wie kann ich Ihnen für ein so elendes Tier so viel Geld geben, wie Sie verlangen?' — ‚Sachte,' sagte der Bauer, ‚das hier ist nur der Rübenraum, die Kuh steht erst hinter der nächsten Tür.'"

„Was gehen mich Ihre verdammten deutschen Witze an?" grollte Stefenson.

„Fahren wir erst nach Hause," entgegnete ich ruhig. „Und vorher können Sie ja mal die kleine Luise besuchen. Sie macht sich heraus."

„Das fällt mir nicht ein," sagte Stefenson kalt. „Ich hasse diese deutsche Sentimentalität."

So fuhren wir nach Hause. Ich übergab Stefenson meine Zeichnungen und schriftlichen Ausführungen. Er nahm sie mit nach Neustadt, wo er immer noch in einem Hotel wohnte. Nach fünf Tagen suchte ich ihn zu sprechen. Es hieß, Mister Stefenson sei verreist. Eine Viertelstunde etwa dachte ich darüber nach, wohin Stefenson wohl sein könne. Dann telegraphierte ich an die Vorsteherin des Instituts in Thüringen:

„Ist Mister Stefenson noch dort?"

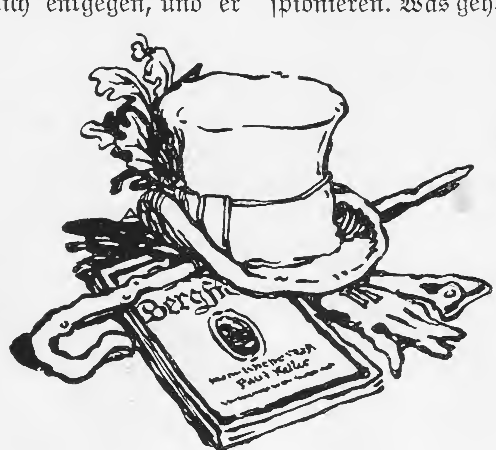
Am Abend kam die Antwort.

„Stefenson war hier, ist aber eben zurückgereist.“

Darauf machte ich mir das Vergnügen, zum Neustädter Bahnhof zu gehen und den Zug zu belauern, von dem ich vermutete, daß er Herrn Stefenson mitführen würde. Ich hatte den Zeitpunkt ganz richtig aus dem Kursbuch festgestellt.

Als Stefenson die Bahnsperre passierte, trat ich ihm plötzlich entgegen, und er war nicht weniger erschrocken als ich, da ich ihn plötzlich auf der Promenadenbank in Thüringen traf.

„Guten Abend, Mister Stefenson,“ sagte ich, „wie geht es der kleinen Luise?“



„Wieso — wieso — Luise — was geht mich das Gänschen an?“ versuchte er sich herauszulügen.

Ich blickte ihn freundlich, aber fest an und sagte:

„Die Frau Vorsteherin, die ich telegraphisch anfragte, sagte mir, daß sie dort waren.“

Da hustete er.

„Wissen Sie was,“ sagte er zornig, „es ist nicht schön, daß Sie mir nachspionieren. Was geht mich das Gänschen an? Aber da Sie schon mal so ein Spion sind, will ich Ihnen sagen, ich kann für diese Schwäche nichts. Meine Mutter war eine Deutsche.“

(Fortsetzung folgt).

Abendbild.

Hellmuth Unger.

Ein Bauer geht, die Pflugschar in der Hand,
Sein Tritt hallt dumpf im braunen Bruch der Schollen,
Vom Dorf herüber tönt der Kinder Tollen
Wie Maienjubel über müdem Land.

Ein Riesenvogel schwebt in leichtem Flug
Aus Wolken vor, und hell und heller
Klingt in die Tiefe blitzender Propeller
Gesurr wie einer fremden Stimme Trug.

Der Bauer steht und starrt ins Blau hinan,
Er lauscht dem neuen Lied der jungen Zeiten.
Er sieht den Vogel in die Sonne gleiten
Und zieht der scheuen Pferde Zügel an.

Antwerpen, Museum

P. P. Rubens, Die heiligen Dreikönige







O. F. Probst: Brandung.

Antwerpen.

Von Hermann Siegfried Rehm.

Mit zehn Abbildungen.



Antwerpen, über dem nun die deutsche Flagge weht, verdankt seine gegenwärtige Bedeutung dem Handel, der infolge der günstigen Lage der Stadt an der hier über 400 Meter breiten, Seeschiffen jeder Größe zugänglichen Schelde schon zur Zeit der Kreuzzüge eine beachtenswerte Ausdehnung gewonnen hatte.

Diese Lage am Fluß soll auch zur Bildung des Namens „Antwerpen" geführt haben, den man aus dem vlämischen Aen't-Werf, zu deutsch „Am Werft", abzuleiten versucht. Die Sage war jedoch mit dieser Erklärung nicht zufrieden, sie berichtet vielmehr von einem Riesen Antigonus, der die Schelde bewachte und von allen vorüberfahrenden Schiffen eine hohe Abgabe forderte, den Schiffern aber, die sie verweigerten, eine Hand abschnitt, die er in den Fluß warf. Aus diesem „Hand werpen" erkläre sich ganz zwanglos der Name Antwerpen.

Wie sehr diese Deutung den Bewohnern der prächtigen Scheldestadt zusagt, beweist am besten der im Jahre 1887 errichtete prunkvolle Erzguß-Brunnen von Lambeaux auf der Grande Place, der uns in lebensvoller Auffassung einen Antwerpener Helden, den Salvius Brabo, vorführt, der an dem Riesen dieselbe barbarische Tat vollzog, die sich die Schiffer gefallen lassen mußten, und die abgeschnittene Hand in den Fluß schleuderte.

Ehe die Stadt dem Hansabunde angegliedert wurde, war sie die Residenz brabantischer Markgrafen, in deren Reihe wir auch Gottfried von Bouillon, den berühmten Kreuzfahrer und Eroberer von Jerusalem, finden. Ihr Ruhm vermehrte sich, als der Handel aus den in Üppigkeit versunkenen Städten flüchtete, um sich hier auf einem wohlvorbereiteten, zeugungskräftigen Boden zu ungeahnter Großartigkeit zu entfalten. Unter Karl V. war Antwerpen, das von ihm in jeder Beziehung ausgezeichnet

wurde, die blühendste und herrlichste Stadt des Abendlandes; sie machte, wie Fischer in seiner „Geschichte des deutschen Handels" behauptet, zu jener Zeit innerhalb eines Monats mehr und größere Geschäfte als ihre Rivalin Venedig in zwei vollen Jahren.



Die Kathedrale Notre Dame.

„Im Jahre 1491 hielt der ganze Hansabund in dieser Stadt seine feierliche Versammlung, die sonst nur in Lübeck gewesen war. Im Jahre 1531 wurde die Börse gebaut, die prächtigste im ganzen damaligen Europa, und die ihre stolze Aufschrift erfüllte. Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttausend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei-, dritthalbhundert Maste erschienen öfters auf einmal im Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehr Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht- und neunhundert an. Täglich fuhren zweihundert und mehr Kutschen durch seine Tore; über zweitausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getreidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreißigtausend Hände waren in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Kaufleute beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Akzise gewann die Regierung jährlich Millionen. Von den Hilfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl V. zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet werden." So schildert Schiller in seiner unübertrefflichen Art die Glanzzeit Antwerpens in seinem „Abfall der Niederlande".

Der Verfall dieses blühenden und reichen Gemeinwesens trat ein, als Spanien hier wie auch in den übrigen Niederlanden seine Diktatur ausübte und durch seine dem flandrischen Geist so wenig angemessenen autokratischen Gesetze den Widerstand jenes in bürger-

licher Freiheit und Selbstverwaltung großgewordenen Handelsvolkes herausforderte. Schrecklich wüteten hier im Jahre 1566 die Bilderstürmer, deren vandalischem Zerstörungswerk allein das Machtwort Wilhelms von Oranien Einhalt zu gebieten vermochte; noch schrecklicher waren die Überfälle der beutegierigen spanischen Soldateska von 1576, wobei siebentausend Menschen durch Feuer und Schwert ihren Untergang fanden. Dann kam der letzte folgenschwere Schlag, die vierzehnmonatige, kriegstechnisch in hohem Grade wichtige Belagerung durch den Herzog Alexander von Parma, wobei auch die fürchterlichen Minenschiffe des Italieners Gianibelli eine Rolle spielten, Vernichtungswerkzeuge von bis dahin unbekannter Furchtbarkeit, die, zum Schutze der Belagerten ersonnen, deren endlichen Untergang doch nicht aufzuhalten vermochten.



Der Rubensplatz.

Nachdem Antwerpen, dessen weiteren Ausbau Napoleon sich zum Ziele gesetzt, ohne indes seine Pläne verwirklichen zu können, durch den Pariser Frieden dem neugeschaffenen Königreich der Niederlande einverleibt worden war, begann ein neues Emporblühen der Stadt, das sich auch durch eine schnelle Zunahme ihrer Bevölkerung wahrnehmbar machte. Infolge der belgischen Revolution von 1830 erlebte der kaum gekräftigte Handel wieder einige Rückschläge, dann aber nach Beendigung der politischen Wirren erfolgte ein rascher Aufschwung, der den alten Ruhm der Stadt erneuerte und ihr die frühere hervorragende Stellung unter den europäischen Seehandelsplätzen zurückeroberte.



Das Rathaus (Teilansicht).

Antwerpen mit seinen 350 000 Einwohnern ist eine rein vlämische Stadt, und trotz der französischen Hülle kommt der vlämische Kern überall zum Vorschein. Als echte Niederdeutsche haben sich die Vlämen bei den übrigen Belgiern, namentlich bei den ganz als Romanen sich fühlenden Wallonen, nur geringer Sympathien zu erfreuen, und erst durch die von dem Dichter und Philologen J. F. Willems 1835 angeregte sogenannte „Vlämische Bewegung", die darauf hinzielte, vlämische Art und Sprache im Staats- und geselligen Leben zu größerer Geltung zu bringen, wurde ein Gegengewicht gegen das französische Belgiertum geschaffen. Diese Bewegung, unterstützt und geleitet von den besten geistigen Kräften des Stammes, hat in den letzten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, und heute können die Vlämen auf eine reichentwickelte, blühende Literatur sowie auch auf andere wertvolle geistige Errungenschaften, durch die sie ihre Stellung auf heimatlichem Boden dauernd gefestigt, hinweisen. Antwerpen aber ist der geistige Mittelpunkt dieser Bestrebungen, die Hochburg des Vlamentums, und wir brauchen uns daher nicht zu verwundern, wenn uns dessen Wesen hier am schärfsten und nachhaltigsten entgegentritt.

Wie in den meisten Städten alter Herkunft, so hat sich auch in Antwerpen der Stadtkern wenig verändert erhalten, und man unterscheidet demgemäß eine Alt- und eine Neustadt.

Die Altstadt, weniger malerisch als die Kerne der Schwesterstädte Brügge und Gent, weist viele enge Straßen auf, die gegen den Hafen zu ein Gewirre von schmutzigen Gassen und Gäßchen bilden, wo man Gelegenheit hat, unverfälschtes vlämisches Volkstum an der Quelle zu studieren, wie sich auch hier die Schauplätze all der lärmenden, brutalen und oft widerlichen Szenen befinden, die sich in allen Hafenstädten tagtäglich abspielen.

Die Neustadt hingegen mit den ausgedehnten Vororten Berchem und Borgerhout, an Flächeninhalt das alte Antwerpen vielleicht um das Fünffache übertreffend, ist groß, luftig, frei, von glänzenden Geschäftsstraßen durchschnitten, mit prächtigen Anlagen, Brunnen und Denkmälern geschmückt, kurzum eine großzügige, eindrucksvolle Schöpfung der Neuzeit, wie sie dem Reichtum der berühmten Handelsstadt angemessen ist. Die Patrizier, vom Volk die „Sinjoren" genannt, haben die Altstadt verlassen und sich in dem vornehmen Quartier Leopold und den angrenzenden Vierteln ihre Paläste gebaut. Hier kann man die feine Welt Antwerpens beobachten, wie sie im Wetteifer mit der Brüsseler Gesellschaft die Pariser Sitten nachahmt, die so schlecht zu dem vlämischen Wesen in seiner inneren Gesundheit passen; hier auch den sprichwörtlich gewordenen Kleiderluxus der einheimischen Damenwelt, die es versteht, im Gegensatz zu der weit einfacheren Holländerin sich durchaus im großen Stile zu geben, wobei sie die Abstammung von jenen Patrizierinnen nicht verleugnet, deren Geschmack sogar die Bewunderung eines Karl V. erregte.

Alles ist in dieser Stadt des Reichtums, des Glanzes und des Wohllebens gediegen und gehaltvoll, auch die Feste, die man hier feiert; und da dürfen wir auch die öffentlichen „Aufzüge" nicht vergessen, wie man sie hier bei vaterländischen Anlässen sehr häufig zu sehen Gelegenheit hat und die eine ganz besondere Seite des örtlichen Kunstlebens dar-



Die alten Gildenhäuser am Großen Markt und der Brabobrunnen.

stellen. In diesen prunkvollen Festzügen, denen ganz Belgien nichts Ähnliches gegenüberzustellen hat, kommt der lebendige, aus so reinen und tiefen Quellen genährte Kunstgeist, der die Rubensstadt beherrscht, in glänzendster Weise zum Ausdruck; es sind Schauspiele, die den höchsten ähstetischen Genuß gewähren, wie sie in solcher Pracht und Vollendung nur eine Stadt zu bieten vermag, der neben den künstlerischen auch die ausgiebigsten materiellen Hilfsmittel zu Gebote stehen.

Bei Betrachtung der zahlreichen geschichtlichen Sehenswürdigkeiten Antwerpens lenken wir unsere Schritte zuerst zur Kathedrale Notre Dame, neben St. Gudula in Brüssel das vollendetste gotische Kirchenbauwerk Belgiens, überragt von einem 123 Meter hohen Turme, dem ehemaligen städtischen Belfried, mit zierlicher durchbrochener Arbeit und, wie alle Kathedraltürme des Landes, mit einem Glockenspiel versehen.

Zahlreiche Baumeister haben an dem edlen Werke gearbeitet, dessen Vollendung erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erfolgte, nachdem es vorher durch den Vandalismus der Bilderstürmer viel gelitten. Das siebenschiffige, an wirkungsvollen Durchschneidungen reiche Innere ist infolge der hier angehäuften Kunstschätze ein wahres Museum; eine große Anzahl von Niederländern findet sich in diesem weihevollen Raume vereinigt, doch werden sie alle überragt durch die drei Rubensbilder: „Abnahme vom Kreuz," „Kreuzaufrichtung" und „Himmelfahrt Mariä", die in ihrer hohen Vollendung, die namentlich dem erstgenannten der drei Meisterwerke allgemein zugestanden wird, den Kunstfreund derart fesseln, daß alles Übrige ihm nur noch ein flüchtiges Interesse abzunötigen vermag.

Ein ganzer Kranz von Legenden und Anekdoten hat sich um die Entstehung der „Kreuzabnahme" gebildet. So wird u. a. erzählt, daß das Bild, als es sich noch auf der Staffelei befand, durch Zufall oder Nachlässigkeit der Schüler in Abwesenheit des Meisters herabfiel und beschädigt wurde. Van Dyck, als der begabteste, wurde gewählt, den Schaden auszubessern, was ihm so wohl gelang, daß Rubens nach seiner Rückkehr gestand, sein Schüler habe ihn übertroffen. Die Überlieferung weiß sogar zu melden, daß die von van Dyck erneuerten Teile die Wangen und das Kinn der Jungfrau sowie der Arm der Magdalena gewesen seien.

Von der Kathedrale begeben wir uns nach der Jakobskirche, einer spätgotischen Basilika, wo der große Peter Paul sein Grab gefunden mit der Inschrift: „Non sui tantum saeculi, sed omnis aevi Apelles dici meruit." Das Altargemälde, ein Werk von tiefem Gehalt, stammt aus den letzten Jahren des Meisters, und man sagt, daß er damit den Seinigen ein Denkmal der Liebe gesetzt, da der heil. Hieronymus die Züge seines Vaters tragen soll und zwei der Frauen die Bildnisse seiner beiden Gattinnen, der Isabella Brandt und Helene Fourment, sein sollen, die er ja oft auf seinen Gemälden angebracht hat.

Noch nennen wir aus der großen Zahl von Gotteshäusern die nach Rubens' Plänen von 1614 bis 1621 erbaute, marmorstrotzende Jesuitenkirche und die mit Kunstschätzen gefüllte ehemalige Dominikanerkirche St. Paul, volkstümlich vor allem durch ihren figurenreichen „Kalvarienberg" an der Außenseite des Gotteshauses.

Von gewaltiger Wirkung, wenn auch an Kunstwert hinter dem prächtigen Brüsseler zurückstehend, ist das Rathaus am Großen Markt, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Cornelis de Vriendt aufgeführt, ein Bau, dessen in den strengsten Formen behandelte, 76 Meter lange Renaissancefassade die Machtfülle des alten Antwerpen charak-



Der Kalvarienberg an der ehemaligen Dominikanerkirche St. Paul.

tervoll zum Ausdruck bringt. Das Treppenhaus mit seinen holzgeschnittenen Karyatiden, Allegorien der verschiedenen Gewerbe, wirkt bedeutend, und die zahlreichen Säle finden wir mit wertvollen Gobelins, Wandbildern, Renaissancekaminen, Leuchtern und anderen Kunstgegenständen ausgeschmückt. In dem Sitzungssaale zeigt man u. a. auch eine phantasievoll geschnitzte Balustrade, die aus den Händen eines Gefangenen der Inquisition hervorgegangen sein soll.

Auf dem großen Platze vor dem Rathause treffen wir eine Reihe von Gildenhäusern aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, die weniger in die Augen fallen als die schönen Zunfthäuser auf dem Marktplatze zu Brüssel, aber doch wertvoll sind als eine Erinnerung an das Antwerpen von ehedem mit seinem Gewerbefleiß und dem wohlorganisierten Handwerkerstande.

Auf der Suche nach baulichen Altertümern finden wir unweit des Marktes die Fleischhalle, einen hohen spätgotischen Bau mit gefälligen Ecktürmchen, den der begabte Stadtarchitekt Hermann van Waghemakern zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, also zur Zeit der mittelalterlichen Blüte, errichtete. Gegenwärtig zu Lagerzwecken benutzt, dürfte der Bau mit seinen charakteristischen Linien im Marktleben der großen Handelsstadt einstmals keine unbedeutende Rolle gespielt haben. Auch sonst gibt es an altertümlichen Fassaden, Brunnen, Bildwerken, Ornamentstücken und dergleichen noch vielerlei zu sehen; manches mußte den neuzeitlichen Zwecken geopfert werden, doch ist von dem Früheren noch so viel erhalten, daß es uns trotz der modernen Umkleidung nicht schwer fällt, daraus ein ziemlich deutliches Bild des alten Antwerpen zu gewinnen. An dieser Stelle sei denn auch des neben dem Hauptportal der Kathedrale stehenden altehrwürdigen Brunnens vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Erwähnung getan mit einem Aufsatz von geschmiedeten Eisenstäben, gekrönt von einer Figur des bereits erwähnten Helden Salvius Brabo. Die Überlieferung schreibt dieses Werk dem Quinten Massys zu, der aus Liebe zur Tochter eines Malers seinem Schmiedehandwerk entsagte, um die Palette zu ergreifen, weil er als Künstler der Farbe den Widerstand des Vaters zu besiegen hoffte. Darauf deutet eine am Domturmeingang eingemauerte Grabinschrift aus dem Jahre 1629 hin: ,,Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem" — „Die Liebe machte aus dem Schmied einen Apelles". Diese romantische Auslegung hat aber vor der strengen Forschung nicht standgehalten; denn es wurde nachgewiesen, daß der Schmied und der Maler Massys zwei verschiedene Personen gewesen sind. Quinten, der Schöpfer der wunderbaren „Grablegung", der große Charakteristiker, ist in seiner Vaterstadt aber doch nicht leer ausgegangen. Wie die beiden anderen Sterne, Rubens und van Dyck, wurde er durch ein Denkmal verewigt, das in einem lauschigen Winkel des prächtigen inneren Parks seine Aufstellung gefunden hat, ein Werk H. de Braekeleers, das den herrlichen alten Meister in lebendiger Auffassung darstellt.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die Kunst nur allein dort gedeiht, wo die ausreichenden materiellen Bedingungen dafür vorhanden sind. Italien und Spanien in ihren goldenen Zeiten liefern dafür ein Beispiel. Auch in den Niederlanden, wo im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eine Fülle des Reichtums aufgehäuft war, fanden die schönen Künste einen günstigen Nährboden. Während aber in England, Frankreich und zum Teil auch in den italienischen Staaten die Künstler nur an den Höfen Förderung und Unterstützung empfingen, war es in Flandern und Brabant das freie, mächtige und starke Bür-

gertum, das sich der Kunst als Stütze darbot, und es bleibt für immer ein Ruhmestitel dieser Handelsherren und Kaufleute, daß sie sich über die engen Wände ihrer Kontore hinaus einen Blick für das Schöne im Leben bewahrt haben.

Wie sehr die Kunst in diesen glücklichen Provinzen damals Gemeingut war, beweisen nicht nur die majestätischen Kirchen mit ihren Kostbarkeiten im Innern, die gewaltigen Tuchhallen mit ihren himmelanstrebenden Türmen, die Wahrzeichen innerer Kraft, wie zu Brügge, Gent und Ypern, die so phantasievoll durchgebildeten Rathäuser zu Löwen, Brüssel und Oudenarde, wahre Wunder der Architektur, sondern vor allem auch die Bürgerwohnungen mit ihren köstlichen, die Sprache der Zeit und des Landes redenden Fassaden, auf die man in den letzten Jahrzehnten als auf den nationalen Bautypus mit Recht wieder zurückgegriffen hat.



Peter Paul Rubens (Selbstbildnis).

Als Gent und Brügge infolge ihres ausschweifenden Luxus, zu dem der üppige und frivole burgundische Hof das Vorbild gegeben, dem materiellen Ruin entgegengingen und bald auch geistig verödeten, fand die Kunst in dem emporblühenden Antwerpen eine neue Heimstätte. Alles war hier vorbereitet, um sie zu einem neuen Leben emporzuführen: Intelligenz, Wohlhabenheit, soziale Ordnung, Schönheitssinn, alle diese wichtigen Vorbedingungen für die Entwickelung einer geistigen Kultur waren vorhanden, es mußte nur einer kommen, ein Großer, der die Talente um sich versammelte und sie zu eifrigem Wetteifer untereinander anspornte.

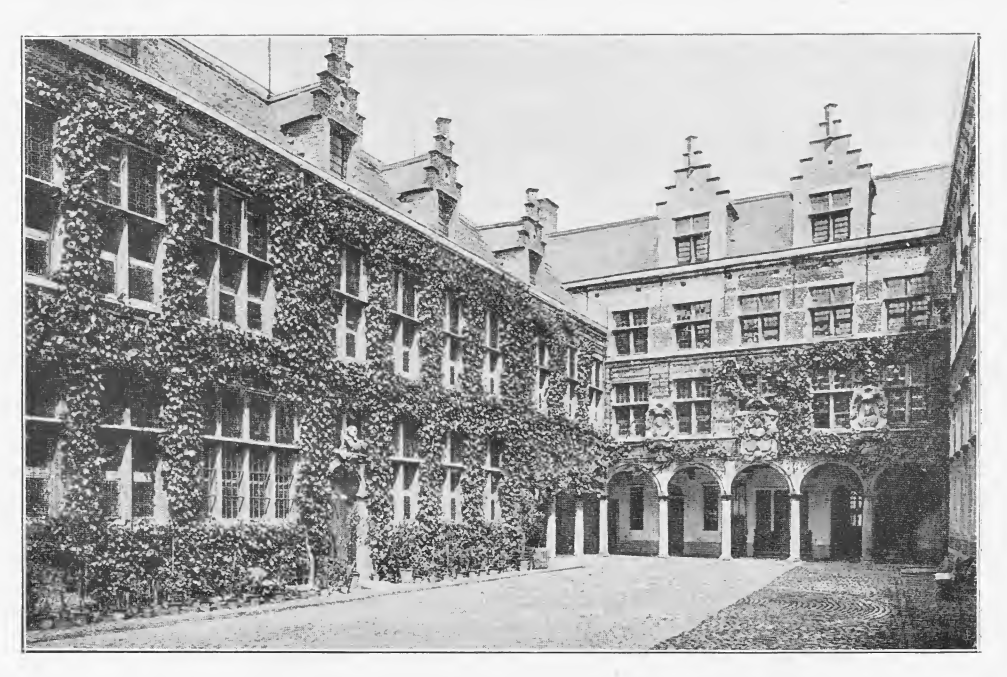
Und dieser Große kam, es war Peter Paul Rubens, geboren 1577 zu Siegen in Westfalen, der, frühreif und gefördert von einflußreichen Gönnern, im Jahre 1608, also im Alter von 31 Jahren, als vollendeter Meister in seine zweite Vaterstadt zurückkehrte, um bald darauf die staunende Welt mit seinen bedeutendsten Schöpfungen, der schon erwähnten „Kreuzaufrichtung" und der „Kreuzabnahme", zu überraschen.

Als dieser Heros der Farbe, der größte Dramatiker unter allen Malern, im Jahre 1640 starb, hinterließ er ein Vermögen von 1 010 000 Gulden, eine für jene Zeit enorme Summe. Zwar floß der größte Teil seiner Einnahmen ihm aus dem Auslande zu, aber auch Antwerpen lieferte ihm bedeutende Beträge, und so dürfen wir denn wohl annehmen, daß auch die übrigen, die gleichzeitig mit ihm den Pinsel führten, die Jordaens, Soutmann, van Thulden, Diepenbeck, Quellinus, van Hoeck und zahlreiche andere, ihrem Können entsprechend von den reichen Bürgern bezahlt wurden. Welch ein erfreuliches Kulturbild, Künstler und Kaufmann in dieser gemeinhin nicht sehr häufigen

innigen Verbindung zu sehen, einer Verbindung, die beiden Teilen zum Segen wurde!

Die Anregungen dieser großen und erhebenden Zeit haben sich für die ganze folgende Zukunft als wirksam erwiesen. Der Kunstsinn ist durch alle Epochen des Niederganges hindurch in der schönen Stadt an der Schelde lebendig geblieben, und diesem rühmlichen Eifer, diesem Festhalten an den Überlieferungen der Vorfahren hat Antwerpen die auserlesenen Sammlungen zu verdanken, die wir dort in so großer Zahl vereinigt finden. Bei unseren weiteren Gängen stoßen wir zunächst auf eine archäologische und kulturgeschichtliche Sehenswürdigkeit ersten Ranges, das berühmte Museum Plantin-Moretus auf dem kleinen Freitagsmarkt. Dieses wohlerhaltene Bauwerk bietet ein in seiner Art einziges Bild eines altvlämischen Patrizierhauses nebst den zugehörigen Geschäftsräumen. Es war Eigentum des berühmten Buchdruckers und Verlegers Christian Plantin, geboren 1514 in der Touraine, gestorben 1589 zu Antwerpen, wo er 1549 sein Geschäft begründete. Die Firma beschränkte ihre Tätigkeit seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf den Druck von Meß- und Gebetbüchern, für die dem Gründer des Hauses von Philipp II. das alleinige Herstellungsrecht in den spanischen Landen erteilt worden war. Dieses Privileg wurde 1800 aufgehoben, und seitdem ruhte die Tätigkeit des ruhmvollen Hauses. Im Jahre 1870 ging das ganze Anwesen nebst dessen gesamtem Inventar und den äußerst wertvollen, auch für die Ortsgeschichte wichtigen Sammlungen in den Besitz der Stadt über.

Plantins Schwiegersohn, Johann Moretus, war der Erbe der Firma und der ganzen Gebäudegruppe, und durch dessen Familie ist diese in unverändertem Zustande bis auf die Gegenwart gelangt. Nicht die Familienzimmer mit ihren zahlreichen Bildnissen und kunstgewerblichen Kostbarkeiten, wie sie in ähnlicher

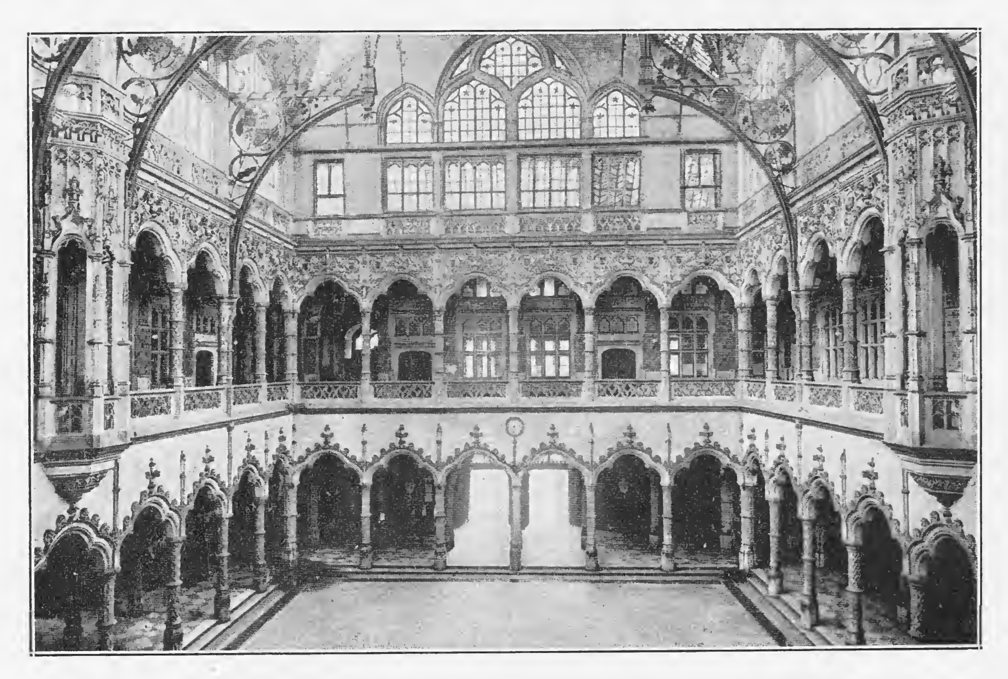


Der Hof des Museums Plantin-Moretus.



Avenue de Kayser und der Hauptbahnhof.

historischer Ausstattung auch anderswo anzutreffen sind, bilden das eigentlich Anziehende in diesem unvergleichlichen Stück Altertum, vielmehr wendet sich unser Interesse wesentlich der Druckerei und den Geschäftsräumen zu, die wie durch ein Wunder in ihrer ursprünglichen Anlage und Einrichtung vollkommen erhalten sind und uns einen unmittelbaren Einblick in einen derartigen, einer weitentlegenen Zeit angehörenden Die Welt, in der wir uns hier befinden, wirkt auf uns geradezu mit visionärer Gewalt; das alles belebt sich vor unseren Augen, eine längst entschwundene Zeit mit ihren andersgearteten Menschen tritt uns greifbar nahe, Bilder in der Klarheit eines Terborch oder Franz Hals oder auch in Rembrandtschem Helldunkel gemalt treten vor uns hin, wir fühlen uns der Gegenwart völlig entrückt, und nach längerem Verweilen in diesen



Die Halle der Börse.

Betrieb gewähren. Da treffen wir das Zimmer der Korrektoren, wo alte Korrekturbogen aufliegen, den Schriftensaal, den 1576 erbauten Setzer- und Pressensaal und endlich eine Reihe innerer Gemächer mit dem Arbeitszimmer des Besitzers, alle noch in demselben unveränderten Zustande, in dem seine einstigen Bewohner sie benutzten; denn Pietät gegen die Anordnung der Vorfahren scheint der oberste Grundsatz dieses Geschlechtes gewesen zu sein.

magischen Räumen kostet es uns einige Mühe, uns in der modernen Umgebung wieder schnell zurechtzufinden, die uns nach den vorherigen Erlebnissen recht nüchtern anmutet.

Auch das erste Stockwerk mit seinen Porzellanen, Holzstöcken, Druckplatten, Kupferstichen, Handzeichnungen und Büchereien darf nicht vergessen werden, und nehmen wir dazu den malerischen kleinen Hof mit seinen Weinstöcken, so haben wir ein Bild der Ruhe und inneren



„Het Steen“ und die Landungsstelle.

Geschlossenheit, das auf das Eindringlichste zu uns spricht. „Labore et Constantia“, so lautete der Wahlspruch des wackeren Plantin; seine praktische Anwendung ist das reiche Lebenswerk, das wir hier vor uns erblicken.

Den Beschluß unserer Kunstwanderungen bildet mit Übergehung der vielen Privatsammlungen das „Museum“, auch Palais des beaux Arts genannt; ein eindrucksvoller Renaissancebau aus den Jahren 1879 bis 1890, der in einer Unmenge von Sälen eine Auslese der niederländischen Kunst enthält. Alle sind hier vertreten, die Großen, die Mittelmäßigen und die Kleinen, wie es im Interesse einer allgemeinen Übersicht erforderlich war; es bedeutet daher eine längere Umschau in dieser Kunststätte, die ins Leben zu rufen nur dem reichen Antwerpen möglich war, für jeden Lernbegierigen einen Gewinn. Auch hier ist Rubens der Herrscher, dem wir in der Stadt seines Wirkens nirgendwo ausweichen können; neben ihm bestehen nur noch van Dyck und Jakob Jordaens, alle übrigen überschattet er. Es sind durchaus nicht seine besten Leistungen, denen wir in dieser Sammlung begegnen, einigen merkt man die schnelle Entstehung deutlich an, doch bieten sie zum Verständnis seines Gesamtschaffens sehr viel.

Um zum Abschluß unseres Bildes von Antwerpen zu gelangen, haben wir noch einen kurzen Blick auf die neueren Bauschöpfungen zu werfen, unter denen der Prachtbau der Börse in der Rue Neuve an erster Stelle genannt zu werden verdient. Ihr Erbauer ist Jos. Schadde, der sich die spätgotischen Formen des an derselben Stelle befindlichen, 1858 abgebrannten alten Baues, des ältesten Börsengebäudes in Europa, zum Vorbild nahm. Die innere mächtige Halle mit ihren reizvoll behandelten Arkaden

und ihrer kunstreich in Schmiedeeisen konstruierten Decke ruft einen überraschenden Eindruck hervor. Ein ganz hervorragendes Werk, rein künstlerisch genommen, ist auch der in riesigen Maßverhältnissen ausgeführte neue Hauptbahnhof, der schönste Belgiens. Beachtung verdienen ferner der Justizpalast, das vlämische Theater, die Nationalbank, Bauwerke, die in Verbindung mit zahlreichen Unterrichts-, Verwaltungs-, Stiftungs- und Industriebauten das äußere Bild der Stadt in wahrhaft großartiger Weise ergänzen.

Nun noch zum Hafen, der uns mit seinen Quais, Arsenalen, Speicher- und Zollbauten, Magazinen, Stapelhäusern, seinen gewaltigen Docks und Schleusenanlagen und nicht zuletzt mit seinem ins Riesenhafte gesteigerten Schiffsverkehr Antwerpens große Bedeutung als Seehafen und Welthandelsplatz auf das Eindringlichste vor Augen führt.

Es sind alte Kupferstiche vorhanden, die uns die Stadt von der Wasserseite als ein außerordentlich mannigfaltiges und in hohem Grade malerisch wirkendes Panorama zeigen. Die Neuzeit hat hier alles verändert und umgestaltet, doch sind glücklicherweise noch zwei Denkmäler gerettet worden, die das ehemalige Schöne ahnen lassen: das 1624 zu Ehren Philipps IV. errichtete monumentale Scheldetor und der sogenannte „Steen“, ein stattlicher und gut erneuerter Überrest der dem zehnten Jahrhundert entstammenden gewaltigen Antwerpener Burg, der heute ein Altertümer-Museum enthält. Wer Zeit und Lust hat, mag sich im Anschauen der hier zahlreich vereinigten, geschichtlich bedeutungsvollen Gegenstände in das anders gestaltete, aber nicht minder glänzende Antwerpen des 14. und 15. Jahrhunderts zurückträumen.



* * *

Weites Land.

Ein Reiterlied.

Es dehnt sich still und weiß und weit.
Der Herzschlag einer Ewigkeit
Klopft irgendwo wie Glockenklang . . .

Mein heller Ruf ertrinkt im Grau.
Mühselig geht die Nebelfrau
Am starren Weidenbach entlang.

O, hätt' ich jetzt die Stute hier!
Wie's Donnerwetter flögen wir
Durch Schollen, Schnee und Sand;

Hart an der Nebelfrau vorbei —
Die Schleier riß ich ihr entzwei!
Und dann ins weite Land! . . .

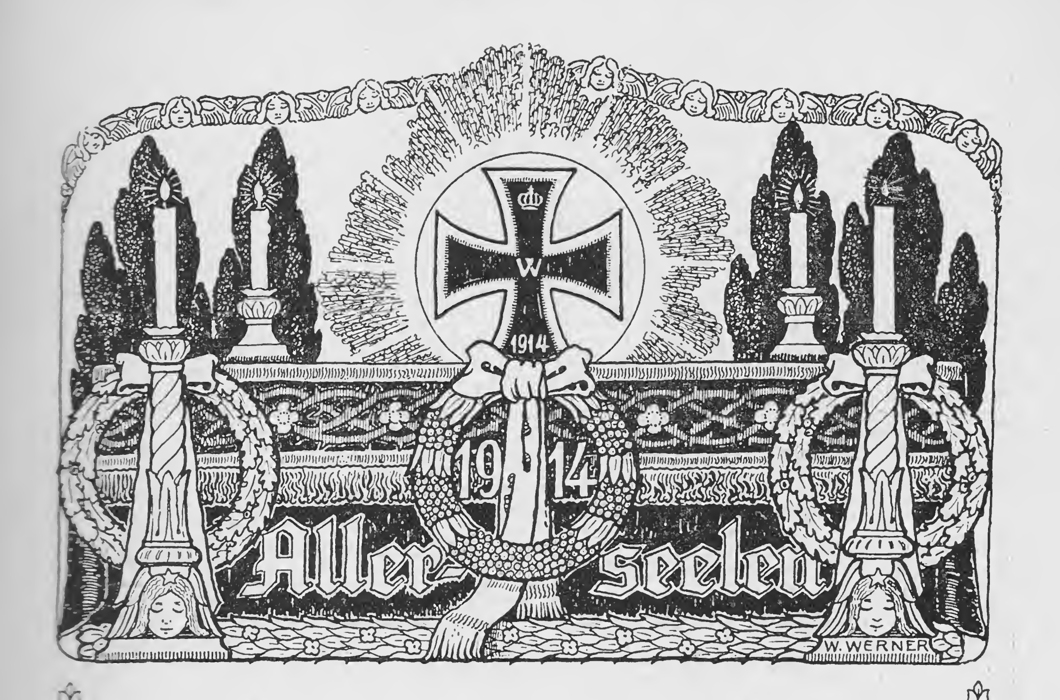
Hans Herbert Ulrich.

Antwerpen, Kathedrale

P. P. Rubens, Kreuzaufrichtung







Die weißen Astern blühen. Der Wind irrt über das leere Feld, die Wolken verhängen des Himmels freundliches Antlitz. Wolken liegen auch auf der Menschenstirn, und ein Regen des Schmerzes rinnt aus ihnen hinab auf die Brust, hinab auf das Herz, das wie ein leeres frierendes Feld ist.

Denn der Sommer der Freude ist tot, die roten Rosen der Liebe sind gestorben, die leuchtende Sonne schönster Lebenshoffnungen versank im grauen Horizont.

Es ist Herbst und Allerseelen geworden.

Sonst, wenn der bleiche stille Tag kam, waren es wenige in der Gemeinde, die Trauerkränze trugen zu frischen Gräbern, und die Freunde und Nachbarn sagten: Seht die Armen! Heute steht fast die ganze Gemeinde in Trauer. Es ist kaum ein Haus, wo man nicht einem nachschaut, der vor kurzem schied, einem, den man liebte, einem, den man kannte. Und die Leute sehen sich stumm an und verlangen kaum einen Trost, wie ein Armer von einem anderen Armen nichts verlangt. Aber es geht dennoch wie ein Händereichen durchs ganze Land. Die Finger zwar sind kalt und tränennaß, aber sie fühlen, die andern sind da — es geht ihnen so wie mir, wir bilden die große Legion der Betrübten, die der Tod mobil gemacht hat, und die nun das verlorene Land der Lebenszuversicht wieder erobern wollen.

Die weißen Astern blühen; aber das Kränzlein, das du aus ihnen windest, trägst du nur bis in die eigene Stube, bis zum Bilde des verlorenen Geliebten, nicht bis zu seinem Grab, denn

das ist zu weit. Du weißt nicht, wo es liegt, was für Berge und Bäume auf den Hügel herabschauen, was für Menschen an ihm vorüberziehen. Es liegt in der Fremde. Auch darüber weinst du oft heiß und bitterlich und möchtest den armen toten Leib tragen unter die Cypressen des Friedhofs der Heimat.

* * *

So ist es Abend geworden. Auf dem Tisch steht das mit Astern geschmückte Bild, und neben ihm brennen zwei weiße Kerzen. Du kniest vor dem Tisch, das Gesicht preßt sich auf die Platte, und das letzte Vaterunser ringt sich schluchzend aus deinem Herzen. Dann wirst du still, die Augen sind geschlossen, der Mund zuckt nicht mehr. Aber der Geist schaut in große Weite.

Siehe, im Abendnebel kommt über die leeren Felder eine arme Seele gewandert, die trägt ein feldgraues Kleid. Sie hat keine Waffen mehr, sie wandert in Frieden. Sie geht nach der Heimat und sie spricht mit dir.

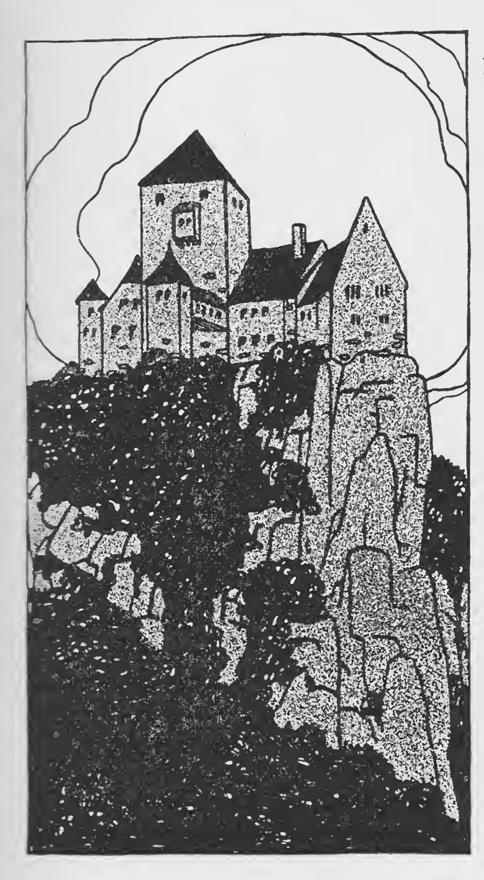
„Meinen Leib haben sie getötet; meine Seele haben sie nicht getroffen. Laßt den armen Leib ruhen; er liegt in mütterlicher Erde, Gottes Engel hält bei ihm Wacht; — er fühlt sich ganz daheim!“

„Daß du sterben mußtest, daß du so grausam und früh sterben mußtest!“ so klingt dein Jammer. Und die Seele im feldgrauen Kleid sagt:

„Ich habe bezahlt, was ich schuldig war, und was auch du bezahlen mußt und was mein kleiner Bruder bezahlen muß und alle — den Tod. Ich bin im Grausen, aber auch im Jubel der Schlacht gefallen, fröhlich und stark. Ihr Armen werdet die Rechnung nicht so leicht begleichen können. Die schlimmsten Schützengräben der Welt sind die Krankenbetten. Dort brennen die schwersten Wunden, dort schüttelt der ärgste Frost die Glieder, dort ist kein Hurrarufen, sondern wehes Wimmern, kein sieghafter Mut, sondern banges Todesgrauen, kein Kampf um einen großen Sieg, sondern ein wehrloses Untergehen. Geliebte, lasse die Kerzen brennen um Gottes Gnade, aber trockne deine Tränen; denn einen schöneren Tod als ich findet Ihr alle, die Ihr im Frieden der Heimat bliebt, nie und nimmer!“

Und die Seele im feldgrauen Kleid wandert davon in selige Gefilde. Der Mond tritt aus den Wolken. Wie ein lichter Strahl aus dem Auge Gottes umfängt sein lichter Blick zu gleicher Zeit das Haus in der Heimat und das Grab in der Fremde, aus dem die große Siegeseiche des Vaterlandes emporkeimt.

Paul Keller.



Cor nostrum inquietum est.

(Unser Herz ist unruhig in uns.)

Drei Kapitel voll Sehnsucht aus der alten Bergstadt.

Von Kurt Arnold Findeisen.

I.



Die Herbstnacht hatte alle Wünsche der Welt aufgewühlt; und die alte Bergstadt, die berühmt war, weil sie das sehnsüchtig zitternde Herz eines Märchens hatte, konnte den Schlummer nicht finden. Der Sekundaner des Bergstädter Lehrerseminars, der droben im Schlafsaal in seinem Bett stand und auf sie herniedersah, fand ihn auch nicht. Ein neunzehnjähriger hagerer Mensch war's, der da am Fenster lehnte und die Stirn gegen die kalten Scheiben preßte. Regungslos starrte er in das mit Dunkel gefüllte Tal, und die Gewebe der Nacht konnten den Willen, der in seinen Augen war, nicht aufhalten. Eine Wissenschaft von dem Lande, das nur die ganz alten und die ganz jungen Menschen mit ganzer Seele lieben, stand in seinen Augen, eine Wissenschaft von dem Lande, das beim Machandelboom anfängt und hinter der Burg Monsalwatsch noch nicht zu Ende ist. Menschenlos waren für sie die Gewebe der Nacht. —

Mitten hinein schauten sie in den gewesenen Sonntagnachmittag. So wanderte der Sekundaner Heinrich Herberger noch einmal durch die schmerzlich schöne Herbstwelt nach der Waldhöhle, die vor Jahrhunderten ein Bergstollen gewesen war und den Räubern eines sächsischen Kurfürstenkindes zum angstschwülen Versteck gedient hatte. Wie außerhalb von Raum und Zeit lagen die bunten Erzgebirgsdörfer noch einmal vor seiner Seele, zwischen Georginengärten und goldstrotzenden Stoppelfeldern in gläserner Luft; und zu den Herbstzeitlosen ihrer Hänge bückte er sich noch einmal nieder. Dann stieg er hinab ins Muldental. Das Wehr der Schneidemühle wußte seine Legende noch. Blaugrüne Libellen schweiften umher wie Träume. Jeder Zweig, jedes Blatt, jeder Halm trug eine Sonnenlast. Märchenhaft begann sich der Hirschkäferwald zu färben. Und droben vor der Höhle des geraubten Prinzen sang, im Buschwerk versteckt, ein Gesangverein mit elegischen Stimmen: „Tief die Welt verworren schallt; oben einsam Rehe grasen.“ Zärtlich ritzte er die Buchstaben R. E. noch einmal in einen angeglühten Baumstamm. Noch einmal sah er eine beglückte, geputzte Menschheit einträchtig

durch die Wiesen ziehen; und das Schäkern der Burschen und das Mädchensingen fiel ihm erneut aufs Herz. Noch einmal packte ihn das Sonntagnachmittagheimweh, das nach allen Pilgerwolken winkte und nach allen Höhen grüßte, das mit jedem wanderkranken Blatt enteilte und mit den Korallenschnüren der reifen Ebereschenbäume an den Chausseen in die Ferne lief — —

Die gleichmäßigen Atemzüge der schlummernden Jugend ringsum störten ihn nicht in seinem Sinnen. Und doch regte sich in den langen, vierfachen Bettreihen des dumpfen Saales ein eigenartiges Leben.

Drüben in der Ecke sprach der kleine blonde Lohmeyer aus Hartenstein, der vor einem Jahre noch kurze Höslein getragen, im Traum mit seiner Mutter:

„Spiel' doch noch mal das Lied vom Lindenbaum — — Ach, du mußt auch dazu singen — — du, Mutterchen, wie schön du singst!" — —

Im Lichtbezirk der trübselig flackernden roten Ampel wurde merkwürdig laut und artikuliert das Lateinpensum für den nächsten Tag zum besten gegeben:

„Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam, qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Hi omnes — —."

Kurt Spieß, der lange Tertianer, lag dort. Er hatte einen schwerfälligen Schädel und galt für einen heimlichen Büffler. Bei „hi omnes" blieb er jedesmal stecken.

Daneben schnarchten die Gebrüder Heidrich, zwei dicke, kerngesunde Förterssöhne aus Sosa am Auersberg. Es war, als müßte aus ihren Träumen heraus das Glucksen der heimatlichen Quellen und das Rauschen der Erzgebirgstannen zu hören sein.

Weiter vorn lärmten ohne Rücksicht auf die Schlafenden einige Primaner, die eben erst aus ihrer heimlichen Kneipe beim Hausmeister kamen. Vielleicht waren sie auch bis jetzt in dem heimlichen Rauchsalon, dem Kellerraum, in dem sich die Dampfheizungskörper befanden, gewesen.

In der Nähe des nächsten Dachfensterchens wühlte sich einer schon eine ganze Weile gequält in den Kissen hin und her. Mühsam unterdrückte er ein trockenes Hüsteln. Gerhard Kuhn war das, der Primus omnium des Bergstädter Seminars. Erst vor wenig Wochen hatte eine vergrämte Frau den von einer Lungenentzündung Genesenen ins Internat zurückgebracht. Nun hustete er schon wieder. Er galt für Herbergers Gönner.

Der stand immer noch an seinem Fenster und starrte auf die alte Stadt hinab. Wie ein riesenhaftes Fabeltier mit einem gefährlichen Buckel und drei wundersamen Augen stand Sankt Desiderius inmitten der schüchtern geduckten Häuserchen. Und doch konnte der mächtige Quaderturm wieder wie ein treuer Nachtwart, wie ein reisiger Roland erscheinen, der mit Spieß und Horn über dem müden Gemeinwesen Wache hielt. Und als jetzt seine Glocke zum Schlagen ausholte, war es dem Grübler am Fenster, als sänge sie in einförmiger Nachtwächterweise: Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen: die Glocke hat elf geschlagen.

Fasernde Wolken reisten über Berge und Giebel, halb im Düster-Ungewissen. Kalten Mondschein trugen sie zuweilen, Herzschläge lang, auf ihrem Rücken. Welke Blätter, zerfetzte Spätsommerträume, trieb der Wind an den Scheiben vorbei, und seine kühle Hand glitt grapsend an der Wand hin. Heinrich Herberger fuhr unwillkürlich einen Schritt zurück. Wie aber draußen auf einmal Regen anfing zu zürnen und die Blätter schneller flogen und immer neue und immer neue die ziellose Reise antraten, fing seine Seele auch wieder mit an zu wandern. Sie brauchten nicht

Muschelhut und Pilgerstab. Seine Seele war stets reisefertig.

Über das Weichbild der alten Stadt schritt sie hinaus, an den verfallenen Zechenhäusern vorbei, und weiter und weiter. Wohin soll aber in Nachteinsamkeit, Septembersturm und Blätterfall eine traumfrohe Seele anders wandern als ins verscherzte Kanaan zurück, ins Kinderkönigreich, besonders, wenn es Heinrich Herbergers Seele ist!

Viele Tausende von Straßen gibt es in der Welt, gerade und krumme, holperige und glatte, ebene und bergerklimmende; aber keine ist so gerade und keine so glatt und keine so eben wie die nach dem verlassenen Jugendland. Lenzlüfte flattern da um die gefurchte Stirn. Apfelblüten regnet's über alle Schmerzen. Verbrämt mit den Farben des Regenbogens sind die Menschen und die Dinge. Wunder über Wunder wachsen hinter jedem Gartenzaun; und in den Wipfeln der Bäume singt der Vogel Kiwitt.

Heinrich Herberger trat lächelnd durch die Pforte des Kinderlands. Sein verstorbener Vater kam ihm entgegen, Kaufmannssorgen auf der Stirn. Er erkundigte sich nach Tagespflichten und Schulzeugnissen, runzelte die Brauen über der schlimmen Rechenzensur, freute sich über die brave Aufsatznote und redete von des Menschen Soll und Haben — wie einst. Mütterchen, die noch länger tot als der Vater, trippelte herbei und fragte, ob ihr Söhnchen Hunger habe. Dabei strich es ihm liebkosend über das Haar, prüfte mit einem kurzen Blick Rock und Hose und streichelte ihn noch einmal, ein unsagbar heiliges Lodern im Auge. Und Großvater, der längstvollendete, trat herzu mit den langsam würdigen Schuldirektorschritten, das erste Geschichtenbuch für den Enkel, den wundervollen Robinson Crusoe in der Hand. „Halt's schön sauber, mein Junge, und lies nicht immer so viel auf einmal," sagte er und guckte so sonderbar forschend über die Brillengläser — wie damals. Und Großmütterchen folgte im grauen, altmodischen Taftkleide, das fernhinsinnende Lächeln in den Mundwinkeln, das so oft einem „Es war" — vorausgegangen. Und plötzlich kroch ein Duft zu ihm heran, wie er in bejahrten Schränken und Kommoden zu Hause ist. Eine Nähmaschine surrte. Aus dem Gegitter der Nacht schwirrte ein Kanarienvogel herbei und setzte sich ihm zwitschernd auf die Schulter; und eine, ach, so vertraute Stimme sang zum Klang eines matten Tafelklaviers:

Paradies, Paradies,
wie ist deine Frucht so süß!
Unter deinen Lebensbäumen
wird uns sein, als ob wir träumen.
Bring' uns, Herr, ins Paradies!"

Da lockte aus demselben Instrument auf einmal eine andere, eine flinkere Hand einen Tanz hervor, einen leichtsinnigen, vordem vielgeliebten, und neue, bunte, lebenlachende Gestalten tauchten vor dem Staunenden auf: Cousine Lotte stürmte heran mit Reifen und Sprungseil. Vetter Hans rief ihn schon vom Glaskirschenbaum herunter beim Namen. Nachbars Robert schwenkte schon von weitem den Soldatenhelm aus Packpapier. Und der honorige Onkel Ludwig, der Onkel Rechnungsrat, der noch die alte wunderbare Kanzleischrift schrieb, und die kleine fromme Tante Agathe, die Mütterchen so ähnlich sah und über den tausend Schmerzen ihres Nervenleidens immer so himmelsheiter und gottgetröstet war; und Männe, der täppische Dachshund mit dem zerbissenen Ohre; sie alle kamen und nickten und winkten und — bellten. Und er streckte nach ihnen bettelnde Arme aus.

Aber die Schatten von vorhin schoben sich zwischen ihn und sie. Heinrich Herberger fühlte erst jetzt, wie grabeskalt Mütterchens streichelnde Hand war. Ein eisiger Schauer fuhr ihm über den

Rücken. Vielleicht war es auch die fühlbarer werdende Nachtkühle, die ihn frösteln machte, obwohl er schon längst das Deckbett bis unter die Achseln gerafft hatte.

Denn wilder tobte jetzt der Herbststurm vor dem Fenster. Verzweifelt pfiff der Regen an Wand und Scheiben hin. Die hohen Linden, die aus dem Park fast bis zum Fensterbord emporstanden, knirschten wie gefoltert. Die Lichter der Pfahllaternen drunten in den Gassen flackerten entsetzt, duckten sich, sprangen auf, duckten sich wieder, als fühlten sie ihr letztes Stündlein nahen. Die huschenden Mondblitze waren lange vergangen, und die Waldberge, die die Stadt nach Osten und Süden umschlossen, lagen wie große schwarze Särge da, deren Umrisse fast in den unerbittlichen Himmel übergingen.

Da packte den Schlaflosen am Fenster das ganze Qualgefühl seiner Verlassenheit. Die angstvoll klirrenden Scheiben redeten auf einmal auf ihn ein, redeten und schwätzten in einer grausamen, mitleidslosen Sprache: wie lange das Mutterauge nicht mehr über seinem Leben offen gewesen; wie lange schon der Strom bedingungslosen Wohlwollens, der aus einem Vaterherzen brechen kann, von seinen Ufern abgeleitet ward; wie in der letzten Zeit dazu noch die Gewißheit der gottväterlichen Fürsorge, die ihm sein Heimathaus als inbrünstiges Erbe mit auf den Wanderweg gegeben, für ihn in Frage gestellt worden, nachdem sowohl in Religions- und Naturgeschichtsstunden, als auch im Gange des betriebsamen Werktags ein kühlerer, unpersönlicher, fast enträtselter Gott, der ihm in seiner wissenschaftlichen Befürwortung so fremd war wie ein Stein, gebilligt zu sein schien.

Und die guten Menschen in der Ferne, die ihn liebten und Sohn und Bruder nannten, konnten ihm nicht helfen in seiner Not. Ihm war, als wache in der weiten, beunruhigten Landschaft kein einziger zärtlicher Gedanke, als sei alles, was schön und gut war, gestorben und begraben. Ihm war auf einmal, als gäbe es für alles Hoffen und Sehnen überhaupt keine Erfüllungen, als habe es nie welche gegeben; und dieser Gedanke verursachte ihm unsäglichen Schmerz. Als wären es irre, in leeren, toten Raum geschleuderte Regentropfen, deuchten ihn die wimmelnden Wünsche und Sehnsüchte seines transitiven Wesens. Wie in uferloses Dunkel verloren kam er sich vor, wie an allen Jammer und an alles Elend dieser Welt verraten und ausgeliefert. Und der Wind sang ihm das uralt trostlose, das maßlos traurige Lied vom Waisenkind. —

Noch einen Blick schickte er in die herbstkranke Nacht. Dann ließ er sich stöhnend ins Bett fallen und barg den Kopf in den Kissen.

Als nach einer Weile der inspizierende Hilfslehrer mit harten Schritten durch den Saal ging, vermeinte er, unterdrücktes Schluchzen zu hören. Als er stehen blieb und aufhorchte, regte sich nichts mehr.

II.

In einem der schmalbrüstigen Patrizierhäuser, die am Bergstädter Markt hinstanden, saß der Professor Johannes Meyfahrt am Herzen derselben Herbstnacht und las und schrieb. Wie ein anderer Sankt Hieronymus saß er im Gehäus, nur daß kein Löwentier um seine Füße strich, sondern der Kater Luchs, nur daß sein blanker Schädel nicht im Anprall eines Heiligenscheins, sondern im Licht einer Petroleumlampe einen schönen, sanften Reflex gab. In dem Furchen- und Fältchennetz, das über seinem stillen Gesichte lag, wohnte die Pestalozzigüte, und die brillenbewaffneten Augen, die sich nur selten vom Papier löston, brannten in jugendlichem

Feuer, obwohl die gerötete Mattheit ihrer Lider die eines Greises war.

Wilde Wolken Tabaksqualm stieß der alte Mann aus einer steilen Studentenpfeife, sodaß um ihn her die Dinge wie in Wiesennebel schwammen und Räuchlein um Räuchlein auf die Reise ging. Fürwitzig tauchte eins ins Tintenfaß nieder. Ein anderes wirbelte, nicht minder neugierig, um die ernsten Schriftzeichen, die die schmale Hand aufs Papier streute. Ein drittes kletterte behutsam über den vergilbten Schweinslederband, in den sich der Professor vertiefte, wenn er nicht schrieb, und buchstabierte und gab sich Mühe und brachte doch nichts heraus, dieweil es kein Latein verstand. Andere spannten die Nachtfalterschwingen und segelten über den Schreibtisch hinweg zu der Uhr an der Wand mit dem buntfröhlichen Porzellangesicht, wo sie nach dem zappelnden Pendel haschten, und zum Bücherspind, wo die großen Geistigen, die Philosophen, die Pädagogen und die Poeten lehnten. Die lustigsten aber flogen hinauf zu der Goethebüste auf dem Schranke, kräuselten um die merkwürdige Nase, schweiften um die stolze Stirn und freuten sich und waren eitel, wußten sie doch nicht, daß der Geheimrat keinen Tabaksdunst gemocht hatte, als er noch diesem Planeten verschworen war. Schließlich wuselte der Schwarm zum angelehnten Fenster hinaus in die Septembernacht. Die Pfeife war erloschen; denn Herr Johannes Meyfahrt, der kaum einen Blick von den Seiten des stockfleckigen Buches verwandt, an dessen gelehrten Lettern die Wißbegier des Räuchleins gescheitert war, hatte auf einmal auch nicht einen Atemzug mehr für sie übrig.

„Unum necessarium scire, quid sibi sit necessarium in vita et morte et post mortem“, und noch viel mehr stand in krausen Majuskeln auf dem Titelblatt. „Das Einzig-Notwendige, was einem jeden im Leben und im Tode und nach dem Tode zu wissen not tut“, hatte der Professor dafür vor Monden auf die erste Seite seines Konzeptes geschrieben. Hier war auch zu lesen, daß dies der am Unnötigen der Welt ermüdete und zu dem Einen, was not ist, zurückgekehrte Greis Johann Amos Comenius im siebenundsiebzigsten Jahre seines Lebens der Menschheit zu erwägen bietet und der wohlwollende Leser des Jahres 1713 eine vierte Ausgabe dieser Weisheit mit einer neuen Vorrede, gewissen kurzen Bemerkungen und einem Inhaltsverzeichnis der Sorge und dem Eifer eines Johann Jakobus Lehmann zu verdanken habe.

Vor Monden hatte der Professor begonnen, diese letzte, wandermüde Schrift des mährischen Propheten zu übersetzen. Kein Abend war seitdem vergangen, an dem er nicht mit ihrer Herzenseinfalt geredet hatte.

Von den Überflüssigkeiten, Beschwerden und Enttäuschungen, die die Welt erdrücken und zu einem Labyrinth machen, hatte sie ihm berichtet. Über des Menschen Unfähigkeit, zwischen Nötigem und Unnötigem recht zu unterscheiden, hatte sie die Hände gerungen. Und die Regel von dem Einen, was not tut, war ihm geworden. So durfte er sie Gelehrten, Staatsmännern, Geistlichen und schließlich der ganzen Welt ans Herz legen. Und wenn manches sinndunkle Gefüge seinen Scharfsinn auf eine harte Probe gestellt und manche wohlbegründete Reflexion ihm ein leises, aufgeklärtes Kopfschütteln abgenötigt hatte, so war er doch bis jetzt durch neun Kapitel gegangen, wie einer durch ein Roggenfeld geht, in dem sich die Halme unter Körnerlast neigen und im Wallen des Windes eine Predigt anheben von Mittagsmühe und Feierabendköstlichkeit.

Heute hatte er angefangen, das zehnte Kapitel zu übertragen. Das Bekenntnis

des ehrwürdigen Verfassers von der ihm schon feststehend gewordenen Beobachtung der unvergänglichen Satzung von dem Einen, was not ist, umschloß es, dazu seine und aller Dinge Ergebung in des Höchsten Hand.

,,Sed quia Deo meo cor mihi publici boni avidum dare, personamque publicam imponere et occasiones variorum obiicere placuit", perorierte da der treuherzige Hirtenbrief. Nachdenklich fuhr die Feder übers Papier, als sie umschaltend zeichnete: „Es hat meinem Gott gefallen, mir ein um das Wohl der Menschheit bekümmertes Herz zu geben. Er hat mir ein öffentliches Amt zugelegt und mich mit mancherlei Angelegenheiten bebürdet." Das strich sie aber wieder aus und schrieb dafür: „Auch hat er mich mit einem öffentlichen Amte belehnt und den Lebensstürmen verschiedenster Art ausgesetzt."

Und als sich bald darauf die unvergleichlich herrliche, inbrünstige Stelle auftat, die im Urtext lautete: ,,Gratias ago Deo meo, qui me per totam vitam virum desideriorum esse voluit", kam ein jähes Stammeln über sie, als sie ergriffen nachbekannte: „Ich danke meinem Gott, der gewollt hat, daß ich mein ganzes Leben hindurch ein Mann der Wünsche, ein Mann der Sehnsucht sein sollte." — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Der Professor übersetzte nicht weiter in dieser Nacht. Den Kopf schwer in die Linke gestützt, versank er in Nachdenken. Als die tintennassen Zeichen längst getrocknet waren, ruhte sein Blick immer noch auf den letzten Worten. Erst der Wind, der den angelehnten Fensterflügel nach außen riß und an die Wand schnellte, schreckte ihn aus seinem Sinnen. Er erhob sich, das Fenster zu schließen. Sankt Desiderius rief gerade elf. Als er sich in den Lehnstuhl zurückfallen ließ, schlugen gehetzte Regentropfen an die Scheiben. Der Kater war ebenfalls aus langwierigen Betrachtungen emporgefahren. Eine Weile blinzte er, aufgerichtet, vom Kanapeewinkel zum Schreibtisch hinüber. Dann buckelte er, ließ sich auf den Teppich gleiten und trat mit lautlosen Schritten in den Schlagschatten, den sein Herr auf die Diele warf. Zärtlich bückte sich der, als er ein scheues Schmeicheln an den Füßen spürte, nnd hob den Genossen seiner Einsiedlertage auf seine Knie. Lange saß er so, das stumme Tier im Schoß.

Wieder füllte die Pfeife, von neuem entzündet, ein Museum mit schweifendem Gewölk. Und den ziehenden Schwaden folgte ein Paar altjunger Augen, während ihnen eine Prozession verstrickter Gedanken weit voraus lief. Das Wort von der Sehnsucht des frommen Comenius hatte des Professors Seele beschwingt. Andächtig in sich hineinlächelnd, ließ er sie sein ganzes Leben zurückfahnden, wußte er doch, daß sie eins gewiß auch finden würde, nämlich viel Sehnsucht. So saß er, das stumme Tier im Schoße, bis tief in das Frösteln der Mitternacht und sann — —

Die Wiesen seines Kinderlands lagen wieder vor ihm ausgebreitet, voll Butterblumen und lodernden Löwenzahns und in lauter Sonne, in lauter Sonne. Er griff mit begehrlichen Kinderhändchen hinein in Blust und Glanz und erntete heiße kleine Fäuste voll. Seinen Spielwinkel bewohnte er noch einmal und die ausgetretene Sandsteintreppe seines Vaterhauses; erst rutschte er sie, dann fiel er sie, dann stellte er Füßlein neben Füßlein auf jede eroberte Stufe, dann nahm er zwei Schwellen auf einmal, dann übersprang er drei in Eifer und Leidenschaft, in hungernder, dürstender, unersättlicher, ungebärdiger Geschäftigkeit. Die Landstraßen, Wagenspuren und Eisenbahnschienen seiner Jugend-

heimat dehnten sich noch einmal vor ihm, zögerten durch umbuschte Täler und spannten sich, schimmernde Bänder, über Hänge und Hügel, und auf ihnen allen stoben seine Begierde von dannen, auf ihnen allen strömten seine Wünsche in die Weite; auf ihnen allen lustwandelten seine Träume. Die Sonntagnachmittage und die Frühlingslandschaften, die ihn einst wandern gemacht, lockten und zauberten wieder; alle die Abendröten, die ihm jemals in fassungslose Augen geschaut, breiteten wie ehedem die Arme. Alle Heimwehglocken, die ihn je gerufen, die Stimmen all seiner Kreuzwege wurden noch einmal lebendig; das Flügelschlagen all seiner Pläne und Entwürfe, Hirngespinste und Seelengeschäfte war wieder um ihn. Knaben, Jünglinge, Männer winkten ihm mit Gebärden unverbrüchlicher Freundschaft, und aus Zwielichttiefen sah ihn die Frauenliebe an, sinnenunruhevoll, säldevoll, unsäglich süß und unsagbar wehmütig. Und mit einem war jetzt alles Halbe und Gefesselte, alles Verzagte, Versunkene und Kleinmütige seiner Tage bei ihm, alles Verspielte und Verscherzte, Zerschlagene und Zertrümmerte. Über endlose Flächen voll Scherben, nichts als Scherben, schritt der Tod, und das Leid saß an Krankenbetten und Grüften. Aber siehe, die junge Saat stand dennoch auf aus dem Scherbengelände und wogte, einem smaragdenen Meere gleich, und aus den Grüften stiegen die Schneeglöckchen und die Krokusse. Der Tod bekam Fittiche und war kein Tod mehr, und das Leid trat auf ihn zu und sah wie seine Mutter aus. Es nahm seinen Kopf zwischen kühle, beschwichtigende Hände, wie es vor einem Menschenleben die gute Frau Meyfahrt manchmalgetan, und sah ihm in die Augen, lange, lange und gütevoll. Und eine Kraft kam über ihn aus diesen Händen und aus diesen Augen, eine Kraft, wie sie seine glücklichsten Stunden ihm nicht geweissagt hatten, und eine Heiterkeit kam über ihn, wie sie die Tage seiner Freuden ihm nicht vererbt. Es war alles gut und schön in seinem Herzen, und die Sehnsucht hob sich von neuem darin empor; es war alles viel besser in seinem Herzen, und daß er sich hatte sehnen dürfen und daß er von neuem sich zu sehnen berufen war, heiliger, bettelnder, unbeirrbarer, das schien ihm das Allerbeste — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Als die Brettschneiderin am anderen Morgen im Museum lüftete und den Staub mittels eines Federbüschels von dem einen Ort an einen anderen beförderte, fand sie vor dem Schreibtisch ein vergessenes Zettelchen mit Schriftzügen von der klaren Hand des Professors. Nicht ohne Neugier las sie:

„Es ist weit hinter Mitternacht. Nur der Wind wildert durch das Dunkel; der Regen müht sich ab an den Scheiben; die Uhr zählt ihren Puls. Sonst ist alles zur Ruhe gegangen.

„Aber auch der Wind und der Regen und die Uhr sind nicht ruhelos, sondern ihr Wehen, Rinnen, Ticken ist ihr Wesen, also ruhen sie darinnen. So ist auch die Sehnsucht des zitternden Menschenherzens nichts anderes als Ruhe, pulsierende, beseelte Ruhe.

„Und wenn der Wind nicht mehr sausen kann, ist er kein Wind mehr; und wenn der Regen nicht mehr rieseln kann, ist er kein Regen mehr; und wenn die Uhr nicht mehr ticken kann, ist's eine Uhr gewesen. Und wenn das Herz nicht mehr glauben und hoffen, stürmen, streben, wünschen und wähnen kann, ist es tot. Sich sehnen aber ist Sein und Werden. Sich sehnen ist Blüheluſt schaffender Freude. Sich sehnen dürfen ist Gnade — — —."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Brettschneiderin las nicht weiter. Sie legte das Papier kopfschüttelnd

und enttäuscht auf die Schreibtischplatte und griff zum Besen. Sie war eine praktische Frau und hielt nichts von derartigen Gedankenspaziergängen. Sie fegte und wischte. Dann verhandelte sie sachkundig mit einem Stützengrüner Bürstenmann durchs Fenster. Sie hatte durchaus keine metaphysischen Bedürfnisse. So war es begreiflich, daß sie sogar den ernstmüßigen Luchs, der ihr nachdenklich schnurrend in die Quere kam, mit einigem Stimmaufwand und nicht ohne ein paar versteckte Respektlosigkeiten gegen seinen Herrn von dannen zürnte.

III.

Die Sekunda hatte Kirchengeschichte beim Professor Meyfahrt. Sie saß in heiterer Morgenfrische und im Segen der frühen Sonne, die ihr im Rücken hinstrich. Die Rollvorhänge waren nicht herabgelassen. Vier rechteckige großmaschige, goldbrokatene Lichtnetze lagen von den vier Fenstern aus schräg über Pult, Bänke, Fußboden und Wände gebreitet, und ihr zauberleises Weiterrücken verteilte Schimmer und Schattenbänder peinlich gerecht über Menschen und Sachen.

So saß der helläugige Primus Ernst Rudert zurzeit im Licht. Er war ein Schulmeisterssohn aus dem oberen Vogtlande. Seine rauhe, fichtenrauschende Heimat hatte ihm nicht nur einen scharfen Verstand, sondern auch ein derbgerades Herz gegeben. Die Sonnenstrählchen schienen ihn gern zu haben; denn sie spannen eine Kupferfarbe über sein schwarzbraunes Haar und scherzten mit seiner Klemmerschnur, die er altklug über das vergnüglich glühende Ohr trug. Als sie weiter an den Blondkopf des Erich Lorenz kamen, hoben sie in stiller Übereinkunft mit den Blättersilhouetten des Fliederstrauchs, der aus des Direktors Garten bis in die halbe Fensterhöhe emporgeschossen, ein Schmeicheln und Streicheln an, das fast so sanft war, wie das Streicheln einer geliebten Menschenhand. War ihnen, den Wissenden, doch offenbar, daß der Blondkopf jetzt schon von Stipendien- und Klavierstundengeldern seine arme, verwitwete Mutter und drei kleinere Geschwister unterstützte und den Plan nährte, sie später, wenn er nur irgendwo im Besitz einer schmalen Hilfslehrerstelle sein werde, ganz zu sich zu nehmen. Auch den überlangen, rothaarigen Menschen, der sich daneben breit machte, schienen sie leiden zu können. Eckart war's, der beste Mathematiker und Kartenspieler der Klasse. Die stereometrischen und trigonometrischen Ergüsse der halben Sekunda liefen auf ihn zurück. Er hatte ein mitleidig Gemüt für Schlechtberatene. Und wenn sie an diesen dreien viel Zärtlichkeit und Wohlwollen verschwendet hatten, blieb ihnen, nicht zuletzt infolge ihrer gewissenhaft bewegten Wanderschaft, doch noch eine Fülle von Glanz übrig für den kleinen, blassen Matthias, das große Musiktalent des Seminars, den neuen Mendelssohn-Bartholdy. Wenn der phantasierend am Flügel und auf der Orgelbank saß, träumten Gedichte von wundersamer süßer Innerlichkeit, wundersam frühreif, aus Saiten und Pfeifenspalt. Seine Seele sei eine Nachtigall, ging eine begeistert geflüsterte Sage. Und wenn sich die Sonnenkinder noch mühten und plagten, über die Schläfe des stillversunkenen Menschen dicht an der Fensterwand eine Aureole zu sprühen, so war es, weil sie darauf das Wort vom frühen Tode lasen. So sehr sie sich aber anstrengten, reichten sie vorläufig doch bloß bis an das sommersprossige Gesicht des Bauernsohnes Veit aus Pausa an der reußischen Grenze, der den glorreichen Spitznamen Pausanias führte.

Der dicke Heidrich aus dem Fichtenkönigreich des Auersbergs, von dem stets

ein Geruch ausging wie von Waldbestand und Pastorentabak, und Fritz Steinmüller, ein Bergstädter Kind, der als Junge zur heiligen Christmette in Sankt Desiderius zweimal die ahnenalte Weissagung gesungen, und Paul Engelhardt, der Schusterssohn aus dem Zwickauer Kohlenbecken, der voll sonderbarer theosophischer Spekulationen steckte, saßen nebst ihrem Banknachbar Heinrich Herberger zurzeit auch im Schatten. Auf den sauberen Scheitel von Felix Thormann, Herbergers Herzbruder, der trotz eines peinvollen Ohrenübels stets seelenheiter und bubenfidel war, fiel wieder ein kringelndes Fünkchenspiel Sonnenschein.

So waren einige schon des Lichtschmuckes verlustig gegangen; bei anderen begann eben, von einem herantastenden Streifen geweckt, die blaue Turnerfarbe des Kleidertuchs ein wenig heller zu blühen; so saßen viele noch im blanken Glanz und viele im Schatten, aber nur einer war noch da, den die Sonnenstrählchen besonders lieb zu haben schienen, und das war der Professor Johannes Meyfarth oben hinter dem fichtenen Katheder; war er doch auch der einzige, der ihnen nicht den Rücken zukehrte. Fast seit Stundenbeginn saß er in einem Nest von Sonne, das bisher nur durch das Vorüberwandeln der Fensterpfeiler mit Schatten überhaucht worden war. Jetzt schimmerten eben die Strähnen seines dünnen Schläfenhaares wieder gleich Silberäderchen, wie sie in den verlassenen Zechen von Sankt Wolfgang und Sankt Georg einstmals zu Tausenden geglänzt, und auf der Höhe seines Schädels tat sich's wie Anbruch einer edelfundigen Stufe auf; jetzt fing sich in seinen Brillengläsern eben wieder eine Koboldschar kitzelnder Fünkchen, sodaß ein altes Augenpaar blinzeln und eine alte Hand abwehrend drüber hinwischen mußte, so ungern sie's tat.

Denn das war eine seiner Schrullen: niemand durfte, bei seinem Zorne, in Haus und Lehrzimmer wagen, das Sonnenlicht, auch das grellste, durch Vorhänge oder Zuggardinen abzublenden. Der Sonnenschein ist ein Evangelium, das jeder ungehindert auf sich wirken lassen muß. So oder ähnlich sagte er bei jeder Gelegenheit und in vollem Ernste. Natürlich tat er das manchem seiner Kollegen und vielen seiner Schüler zu spottlustiger Verwunderung, und Heinrich Herbergers dunkeltastende Bemerkung, seine Seele sei wohl eine Sonnenschwärmerin, hatte diese Angelegenheit auch nicht geklärt. Das Ergebnis aber war: Alle Klassen, in denen der Professor unterrichtete, sorgten dafür, hier und da nicht ohne einigen mutwilligen verschmitzten Aufwand, daß dem Eintretenden eine Flutwelle Sonnenschein entgegenprallte oder wenigstens zubereitet war, wenn irgend die eigenwilligen Wolkenschleier es gestatteten; und oft genug bedeutete das den Schülern, vor allem an hellen Sommervormittagen, mit dem Wechsel zwischen den Lehrern einen kuriosen Wechsel zwischen künstlicher Dämmerung und wachem, sehr fühlbarem Tag.

Er sprach heute über den Kirchenvater Aurelius Augustinus. Er liebte es, frei vorzutragen, nicht allzu rücksichtsvoll besorgt um die Aufnahmefähigkeit seiner Zöglinge, vielmehr manchmal auf ein nachträgliches Verstehen und viel guten Willen rechnend. Dabei spielte seine Linke mit der Berlocke seiner Uhrkette, einem goldenen Medaillon.

Von Hieronymus, dem leidenschaftlichen Einsiedler Bethlehems, und Ambrosius, dem streitbaren Mailänder Bischof, war er ausgegangen. Inbrunst der Gotteswonne und Tiefe der Erfahrung und des Empfindens hatte er bei ihnen vermissen lassen. Beim Sohne des Patricius und der Monika fand er beides. Seinen schnell gewonnenen

Hörern suchte er das aus den „Confessiones“ zu beweisen. Umständlich zog er einen abgegriffenen Band hinten aus der Rocktasche, um in deutscher Übersetzung vorzulesen:

„Bekenntnisse des heiligen Augustinus, erstes Buch, erstes Kapitel: Groß bist du, o Herr, und deines Lobes ist kein Ende. Groß ist die Fülle deiner Kraft, und deine Weisheit ist unermeßlich. Loben will dich der Mensch, ein so geringer Teil deiner Schöpfung, der Mensch, der sich unter der Last der Sterblichkeit beugt, dem Zeugnis seiner Sünde, einem Zeugnis, daß du den Hoffärtigen widerstehst. Doch will dich loben der Mensch, ein so geringer Teil deiner Schöpfung. Du schaffst, daß er mit Freuden dich preist. Denn in Sehnsucht zu dir erschufst du uns, und unruhig ist unser Herz in uns, bis es ruht in dir!“ — Dann las er die Herzstelle der großen Beichte ganz langsam noch einmal und sagte sie seinen Schülern auch nach dem Urtext: „Tu fecisti nos ad te; cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te.“ —

Wie immer hatte der Professor mit der inneren Anteilnahme gesprochen, die seinem warmen Weltgefühl und seinem Interesse an allem Geistigen entströmte. Doch war heute in den Schluß seiner Worte ein leises Vibrieren der Stimme gefallen, das mehr war: Ein letzter strenger Riegel seines Herzens, schien es, war aufgesprungen, als die Worte vorübergingen; ein allerheimlichstes Stück persönlichsten Wesens hatte sich in die sehnsüchtige Apostrophe des Heiligen gemischt. Als er zu reden fortfuhr, schien es sogar, als traumwandelten seine Gedanken bei dem Selbstbekenntnis, das die „Confessiones“ aus ihm hervorgelockt hatten, mit Inbrunst nach, als verwanderten sie sich eine Strecke in sonderbar heiliger Ergriffenheit.

Keiner der Lauschenden hatte das bemerkt außer Heinrich Herberger. So galt auch das, was der Professor nun noch wußte, eigentlich nur ihm und fernen Hörern:

„Manchen Menschen ist ein ruheloses, zitterndes Herz gegeben. Eine bohrende Sehnsucht ist ihres Wesens Kern. Sie hat keinen Ort und keine Zeit, diese Sehnsucht, aber hinter Wolke und Wald, hinter irgend einem verlorenen Ton, einem Duft, einer Farbe beginnt ihr Reich. Sie geht über Feld; sie ist immer auf der Pilgerschaft, diese Sehnsucht; und wenn sie gefragt wird, wohin sie walle, so antwortet sie mit einem dankbar lächelnden Blick ins Abendrot: Nach Hause. — Die Menschen, die diese Sehnsucht nur an anderen gewahren, meinen, sie sei eine Narrheit oder gar ein Fluch; und auch einige derer, die auserwählt sind, sie zu besitzen, denken so trostlos, schütteln den Kopf, pressen die Hand aufs Herz, seufzen und — sehnen sich. Aber die wahren Söhne und Töchter dieser Sehnsucht wissen längst, daß sie ein Segen Gottes ist und ein erlauchtes Geschenk. — Du schaffst, daß der Mensch dich mit Freuden lobt, sagt der Heilige; denn in Heimweh nach dir hast du ihn gemacht. — So ist das Heimweh des ruhelos strebenden Herzens das richtige Lebensgefühl; so muß sich das Herz tagaus, tagein Mühe machen um sein Vaterhaus; so muß es ebben und fluten, glauben, hoffen, lieben nach einem ewigen Gesetz; so muß es sich sorgen, so muß es sich sehnen, so muß es Schmerzen haben, eben, weil es dazu geboren ward. So ruht es in seiner Unruhe und ist selig. So ruht es, wenn es das begriffen hat, in Gott und ist gebenedeit!“ —

Draußen vorm Fenster stob ein Raschelblätterschwarm vorbei, reisewild. Eine fernsüchtige Perlenkette von Wandergänsen trieb hoch im Frühhimmel. Das Morgensonnenwunder

war noch immer da, aber nur noch über einem kleinen Teil der Klasse; auch es hatte ruhelose Füße. Erstaunt saßen die meisten der Schüler: So über sie hin und doch so eindringlich überzeugt hatte der Professor, ihres Erinnerns, noch nie gesprochen. Heidrich und Steinmüller tuschelten angelegentlich mit einander. Auf den mittleren und hinteren Bänken, die nun schon ganz sonnenlos waren, kicherten einige. Thormann, der leicht anzuzünden war, stieß seinen Freund aufgeregt mit dem Ellenbogen. Dem klopfte das Herz.

Der Professor aber war trotz seines Umwegs mitten in seinem Thema. Mit einer tiefen Beseligung sprach er weiter von dem Jüngling, über dessen Haupte die Dornen der Wollust zusammenschlugen und der die heitere Klarheit der Liebe von dem Düster der Sinnenlust nicht zu scheiden vermochte; von dem Manne, dessen Seele nach unsterblicher Wahrheit schrie, wie der Hirsch nach frischem Wasser, der sich aus den Zwiespälten der Zweifel blutigen Schweißes hindurchrang zu einer bewußten, sich selbst Erfüllung bedeutenden Sehnsucht auf der reifen Höhe; in dubiis libertas, in necessariis unitas, in omnibus caritas; von dem Greise, der, schon auf Erden ganz heimgekehrt, ausruhen durfte im geistlichen Abendrot und im Staube liegend mit seinem Schöpfer auf du und du redete, sich sonnend in seiner Liebe. —

Er sagte seinen Schülern, daß das unruhige Herz Sankt Augustins ein ewiges Symbolum bedeute, daß der Heilige schon aus diesem Grunde mit unter die großen Menschheitserzieher zu rechnen sei, daß überhaupt alles rechte Erziehungswerk das heimwehbebende Herz der Kreatur in kluge und behutsame Hände zu nehmen habe. — Im letzten der vier Sonnenrechtecke stehend und manchmal recht heftig blinzelnd, umriß er dann die ganze Gestalt seines Heimwehmannes noch einmal, legte sie auf den transparenten Grund der Worte eines anderen Sehnsüchtigen: „Ich danke meinem Gott, der gewollt hat, daß ich mein ganzes Leben hindurch ein Mann der Wünsche sein sollte“—trat der Sonne nach ans Fenster, sagte kein Wort mehr und stellte auch keine einzige Frage. —

Und wenn beim Klingelzeichen in einigen der jungen Leute brannte, was für ein Kampfritt um Gott, was für ein Triumphzug der hungernden und dürstenden Seele dieses Heiligenleben gewesen, so war das nicht zuletzt der selbstgewissen Sehnsucht zu danken, die das Wort geführt. —

Als die Tür hinter dem Professor zugefallen war, erwachte Heinrich Herberger wie aus einem Bann. Wie der Herbstwind die Laubmassen der Bäume entfriedet und dennoch durchgöttert, hatte das „Cor nostrum inquietum est“ sein Inneres in Aufruhr versetzt. Alles Hinausverlangen in farbenjauchzenden Sonnenabschied, alles Hinüberhoffen zu nebelfernem Heidehang, alles Wunschweh und taumelnde Fernleid lag ihm darin. Alles, was an Menschenwerk adlig, herrlich, todgefeit war, schien ihm daraus gewachsen zu sein, schmachtend und lechzend also nach einem Himmelsglück, das im Grunde nichts anderes war als das Hoffen, Harren, Suchen und Sehnen danach, nichts anderes als Ringen, Rufen, Stürmen und Drängen selber. Rätselvoll! urrätselvoll! Blitzschnell glitt durch sein Erinnern, wie er manche Nacht verhärmt an seelenlosen Fenstern gestanden, verkrampft in unermeßliches Wähnen, wünschetoll und ach, so gottverlassen. — —

Dann sprang er auf, glühend, und stürzte seinem Lehrer nach. Er ereilte ihn vor den breiten Lehrmittelschränken im ersten Stockwerk des weitläufigen Hauses.

„Verzeihen Sie, Herr Professor; gestatten Sie mir, gestatten Sie mir noch

eine Frage: Das Wünschen, das Wünschen wäre im Grunde schon eine Erfüllung? Und alles Heimweh —"

„Ist im Grunde schon eine Heimat selbst. Gewiß, so war's gemeint, mein Lieber."

Der Professor war überrascht stehen geblieben und hatte den Verstörten erstaunt lächelnd von der Seite gemessen. Jetzt sah er ihm warm ins Gesicht und legte ihm die Hand väterlich auf die Schulter:

„Sind Sie Musiker, Herberger?"

„Wenn ich es wäre! Aber meine Technik —"

„Schon gut, mein Lieber, ich will Ihnen was sagen: Der Septakkord, der unaufgelöste, das ist das Beste, was wir haben! Suchen Sie das zu verstehen!"

Damit wandte er sich.

Heinrich Herberger stand noch einen Atemzug lang verstürmt am Orte. Dann lächelte er, wie einer durch ein verheißungsvolles Schlüsselloch lächelt. Daß er auf einmal vor einem neuen, heitreren Tage stand, das fühlte er.

Die Notglocke von Gent.

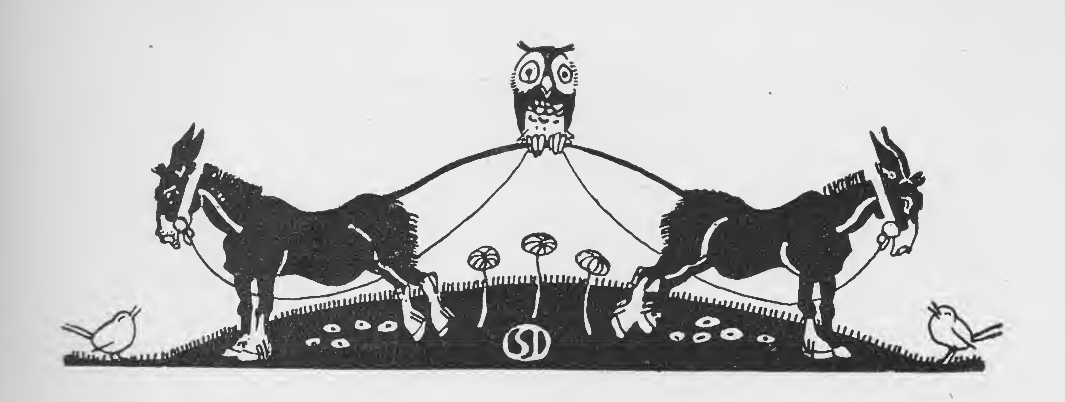
Kriegsballade von Hellmuth Unger.

In Flandern geht eine Stimme um,
Die jeder im Lande kennt,
Einer erzenen Glocke tiefes Gebrumm
Im Kirchenturme von Gent.
Der sie gegossen, er taufte sie nicht
Und namenlos ließ er sie weih'n.
Wenn je ihr wuchtender Klöppel spricht,
Dann gellt durch ganz Flandern ihr Schrei'n.
Wenn Feuer und Hunger das Land verheert'
Und Krieg durch die Gaue schrie,
Rief hell die Glocke und unversehrt:
Christ Kyrie! Hilf uns, Marie!

Die Notglocke läutet gerechtes Gericht,
Die Notglocke betet uns frei,
So sagen die Flandern, und wenn sie spricht,
Dann ist unser Leiden vorbei.
Und wenn an den Mantel der Klöppel sprang
In jedem Jahrhundert einmal,
Dann erfüllte mit Jubel der eherne Klang
Das ganze flandrische Tal.
In höchsten Ängsten, in furchtbarster Stund'
Erwachte die Melodie
Aus ihrem bronzenen, stummen Mund:
Christ Kyrie! Hilf uns, Marie!

Ein Weltkrieg entflammte, ganz Belgien brennt,
Die Dörfer flackern blutrot,
Du alte, heilige Glocke von Gent,
So bete für Flanderns Not.
Der schwere, wuchtende Hammer hub an
Und pochte an heiliges Erz,
Wie Wasserfluten sein Schwingen rann
Und schlug wie ein flandrisches Herz.
Ja, Flandern bleibt frei, wenn die Glocke klingt,
Die Glocke von Gent log noch nie.
Ein Ton! Und der bronzene Mantel — zerspringt.
Christ Kyrie! Hilf uns, Marie!





Der König und die Neider.

Von M. Lucas.



König Friedeger hatte unter seinen Dienern zwei, Neido und Giftibert, die wackre Leute gewesen wären, hätten sie sich nicht beide von einer bösen Eigenschaft beherrschen lassen, nämlich vom Neide. Wurde irgend jemand am Hofe vom Könige beschenkt oder ausgezeichnet, so schlichen Neido und Giftibert tief gekränkt umher, und nur das erste königliche Zorneswort, das irgend einen andern traf, ließ sie wieder erfreut aufschauen. Dabei waren Neido und Giftibert ungeheuer habsüchtig, was jedermann am Hofe bekannt war. Jeder von ihnen beeiferte sich daher doppelt, sich im Dienste des Königs hervorzutun, um möglichst den andern in den Schatten zu stellen. So hatte König Friedeger in der Tat keine unermüdlicheren Diener als Giftibert und Neido.

Der König sah diesen Diensteifer wohl gern, und der König war ein Schalk oder ein Weiser, was oftmals dasselbe ist. Also ließ er eines Tages die beiden Neidhammel zu sich bescheiden und sprach vor versammeltem Hofe folgendermaßen zu ihnen: „Ihr zwei, Neido und Giftibert, habt in meinem Dienste so vielen Eifer gezeigt, daß ich Euch gern belohnen möchte. So hört denn: Einer von Euch erbitte etwas von mir, meine Huld soll ihm den Wunsch gewähren, und sei es eine halbe Provinz meines Königreichs. Wer die Bitte tut, erhält, um was er bittet. Der andre aber erhält das doppelte davon. Geht denn und überlegt weislich! Morgen um diese Stunde erwarte ich Euch wieder vor meinem Throne.“

„O, wie glücklich seid Ihr!“ sprachen die andern Diener des Königs zu Neido und Giftibert. „Dem einen ist gewährt, was er nur bitten mag, und der andre, der die Gabe nicht bestimmen darf, erhält sie dafür doppelt. Fürwahr, einer ist beneidenswerter als der andre. Aber wer von Euch wird nun den Wunsch tun?“

Ja, wer?

Im Winkel rechts saß Neido und grübelte nach, daß ihm der Kopf brannte. Seine Bekannten scharten sich um ihn und wollten ihm raten. „Höre!“ sprach der eine. „Ich wünschte mir in Deiner Stelle ein schönes Schloß mit allem, was dazu gehört. Das wäre ein Leben!“ — „So? — und Giftibert bekäme zwei Schlösser!“ entgegnete Neido finster. „Eine hohe Stellung würde ich mir wünschen,“ sprach ein andrer, „daß mir viele gehorchen müßten und daß mein Wort gälte im Lande.“

„Jawohl,“ lachte Neido giftig auf, „und Giftibert bekäme eine zweimal

so hohe Stellung, und ich müßte gar vor ihm katzbuckeln. Das fehlte gerade!"

Links im Saale saß in nicht minder eifrigem Überlegen Giftibert, und auch zu ihm hatten sich Gesellen gefunden. „Am klügsten bist Du, wenn Du Dir bar Geld wünscht," sprach der eine. „So drei Beutel voll Gold. Hei, da lachst Du die ganze Welt aus." „Aber nicht den Neido," erwiderte Giftibert, „denn der hätte sechs Beutel Gold. Ich käme mir ja vor wie ein Bettler, besäße ich nur halb so viel wie er." Und er bekam einen Schüttelfrost.

„Nun, so überlege nicht lange," sprach ein andrer. „Bitte um eine halbe Provinz. Ist Dir das nicht genug?" „Nein, nicht, wenn Neido eine ganze erhält," sagte Giftibert. „Sollte diese meine Zunge ihm zu soviel Macht verhelfen, so bisse ich sie mir lieber ab."

„Neido," rief er hinüber, „wünsche Du, ich überlasse Dir die Bitte."

„Ja, wünsche Du," sprach der alte Schloßhauptmann gütig auf Neido ein. „Du und meine Alberta seid euch längst gut und möchtet heiraten. Laß Ehrgeiz und Habsucht und wünsche Dir Haus und Hof und ein Stück Landes dazu, daß Du in Glück und Frieden mit Alberta dort leben magst. Wäre das nicht schön?"

„Wohl wäre es schön," antwortete Neido in einer weichen Regung, „aber, Vater, wenn neben meinem Haus ein doppelt so großes für den Giftibert erbaut würde, wäre mir alles Glück vergällt. Nein, Alberta muß sich gedulden. Ich kann ihr dies Opfer nicht bringen."

Der Tag verging, ohne daß die beiden zu einer Einigung oder zu einem Entschluß gekommen waren. Als dies Ergebnis kurz vor der festgesetzten Stunde dem Könige angesagt wurde, entschied er, sie sollten losen, wer die Bitte auszusprechen habe.

Das Loos entschied für Giftibert.

Giftibert rang, anstatt sich zu freuen, die Hände. Neido frohlockte.

„Nun wünsche nur, Brüderchen," höhnte er, „ich werde doppelt so reich wie Du. Und wähltest Du nur ein Schuhband, so erhielte ich doch ihrer zwei."

„Freu' Dich nicht zu früh!" stieß Giftibert von Wut schäumend hervor. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

„Und wer zuletzt kriegt, kriegt am meisten," spottete Neido wohlgemut. Sie traten in den Thronsaal. Hier war bereits der ganze Hof versammelt. Auf allen Gesichtern lag die gespannteste Erwartung. Selbst die drei spitznäsigen Muhmen König Friedegers waren anwesend, die der König sonst gern fernhielt, da es schauerliche Xantippen waren. Jede von ihnen hatte bereits vier Männer unter die Erde geärgert. Jetzt aber konnten sie der Männerwelt kaum mehr gefährlich werden denn sie waren alt und dabei häßlich über alle Begriffe.

Der König winkte.

„Tu Deine Bitte, Giftibert!"

Giftibert knirschte vor Wut mit den Zähnen. Er sah Neido sich die Hände reiben und höhnisch lächeln. Flackernd irrte Giftiberts Blick im Saale umher. Da gab er sich einen Ruck und sagte: „So bitte ich Dich, o König, Du wollest mir die eine Deiner drei liebreizenden Muhmen zur Frau geben." — Der König erschrak vor Erstaunen, der ganze Hof aber blickte mit vor Verwunderung offenem Munde auf die Szene.

„Und Neido?" fragte der König betroffen.

„Der bekommt die beiden anderen," sagte Giftibert mit eiskaltem Hohn.

Neidos Augen verglasten sich, und er sank ohnmächtig zu Boden.

Edmund Körner: St. Nikolauskirche in Prag





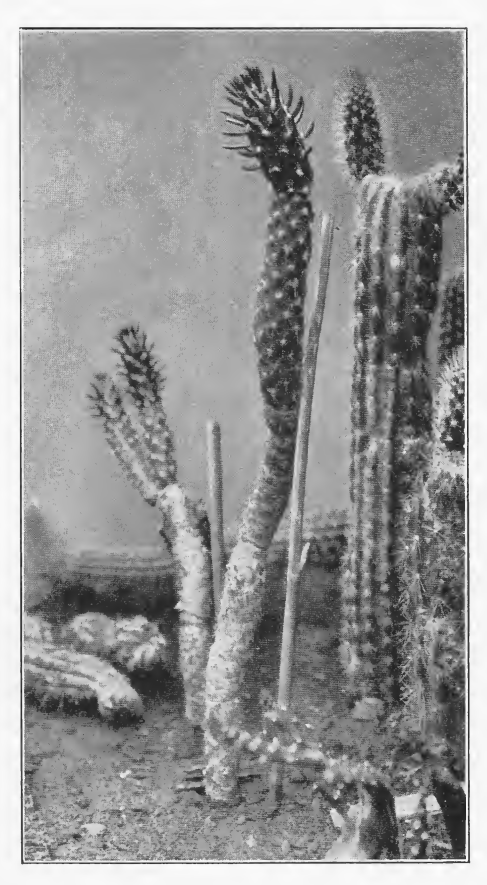
Blühende Kakteen.

Text und Originalphotographien von Dr. E. Bade in Glen Head L. J.



Eigenartige Pflanzengebilde sind die Kakteen; sie sind eigenartig in ihrem Vorkommen, eigenartig in ihrem Bau und eigenartig in ihren Blüten. In ihrer Heimat, in Mittelamerika, wo sie in großen Massen auftreten, sind sie die Charakterpflanzen der trockenen, sonst regenlosen Gebiete. Da stehen in Gruppen die hohen Säulen der Cereus-Arten. In ihrem dichten Bestande sind einzelne abgestorben, ihre grüne, fleischige Umhüllung ist verschwunden, ein schneeweißer Holzzylinder, dessen Rippen oben regenschirmartig auseinander gesprungen sind, ist alles, was von dem schlanken Schafte übrig geblieben ist, und dieser tote Holzkörper leuchtet gespensterhaft zwischen dem Grün der lebenden Stämme hindurch. Viele Male überragen die Säulen die Höhe des Menschen, regellos starren die steifen, stacheligen Massen aus der Sand- und Steinwüste empor, über der sich ein reiner, tiefblauer Äther spannt.

Die schlangenartig kriechenden und rankenden Kakteen überziehen oft ganze Felsblöcke oder Baumstämme. Mit ihren dünnen, fadenartigen Luftwurzeln heften sich sich an, dringen mit ihnen in die Rippen und Spalten des Gesteins ein, und das scheinbar dürre, stachelbesetzte Rankwerk spinnt seine Arme von Steinblock zu Steinblock. Die glühenden Strahlen der Sommersonne haben es fast bis in das Innerste ausgedörrt, der heiße Wind hat ihnen fast das letzte Tröpfchen Feuchtigkeit



Opuntia cylindrica

entzogen; aller Lebenssaft und alle Lebenskraft scheinen aus den Pflanzen geschwunden, wie verschmachtet, verdorrt liegen sie auf ihrer Unterlage.

Immer wirken die Kakteen, wo sie in großen Massen auftreten, eigenartig im Landschaftsbilde. Nichts Freundliches haftet ihnen an, ihre starren Formen, allseits umgeben von einem dichten Kranz scharfer, spitzer Stacheln, macht die Landschaft trotz des blauen Himmels und des wechselnden Spieles von Schatten und Lichtern, den die Sonne auf die Bergwelt zaubert, nur noch ernster. Alle schönen Züge vermißt man in



Echinopsis
multiplex cristata scopa candida cristata

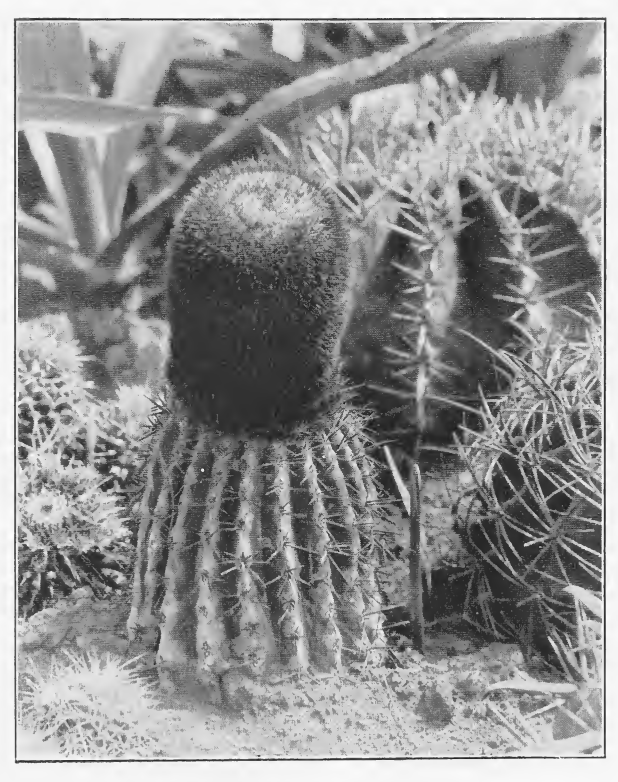
der Formenentwickelung der Kakteen. Unförmig sind alle Kaktusgestalten mit ihrem bald knotigen oder walzigen, bald kugelförmigen, bald kantigen oder zusammengedrückten Stengel, an dem die Blätter bei den meisten Arten vollständig fehlen. Trotzdem gibt es auch Arten mit echten, laubigen, wenn auch etwas fleischigen Blättern: die Peireskia- oder Rosenkakteen, Pflanzen, die indessen ohne genaue Kenntnis von vielen Menschen kaum als Kakteen angesehen werden. In der Regel übernimmt bei den Kakteen die grüne Stammachse die Ernährungstätigkeit der geschwundenen Blätter; auch bei den Peireskien ist dieses der Fall, die in der trockenen Jahreszeit ihre Blätter vollständig abwerfen, um sie zu günstigen Zeiten wieder auszubilden. Bedeutend weniger, d. h. nur noch reduziert, erzeugen schon die Opuntien, die bekannten Feigenkaktusarten, Blätter. Bei Opuntia subulata, welche die Anden bewohnt, sind diese Blätter noch etwa fingerlang, rund und von der Dicke einer Bleifeder. Sie bleiben lange an den dicken, runden Gliedern sitzen, von denen sie nach allen Seiten ausstrahlen. Kleiner werden sie bei Opuntia cylindrica ausgebildet, wo sie



Cereus Mac Donaldiae

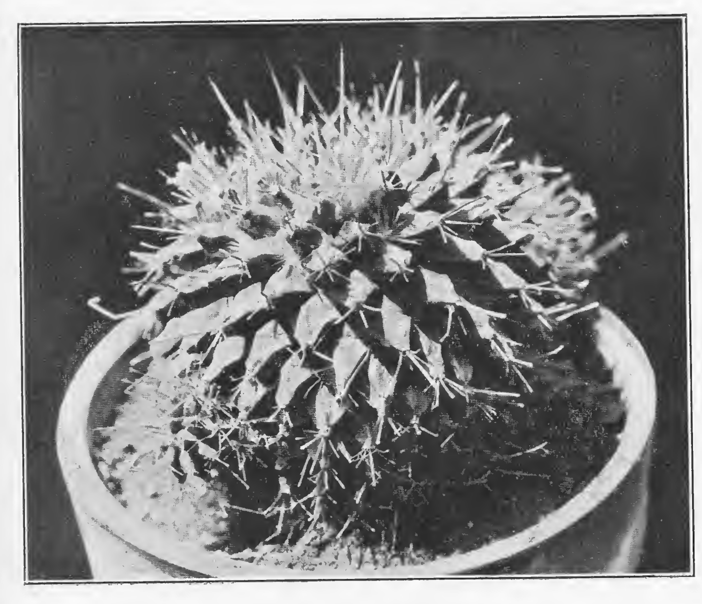
sich an den jungen Gliedern nur noch eine Zeit hindurch halten, um dann abzufallen; noch winziger und unscheinbarer erzeugt Opuntia microdasys ihre Blätter, die sie nur kurze Zeit in ihrer Jugend trägt.

Andeutungen von Blättern in Gestalt kleiner, dreieckiger Schuppen besitzen alle Kakteen, sie trocknen aber leicht ein und verschwinden bald. Schwierig sind sie bei den Säulenkakteen und den kleinen Kugelkakteen nachzuweisen, oft nur unter Mithilfe des Mikroskopes, und auch dann nur in ihren ersten Entwickelungsstadien.



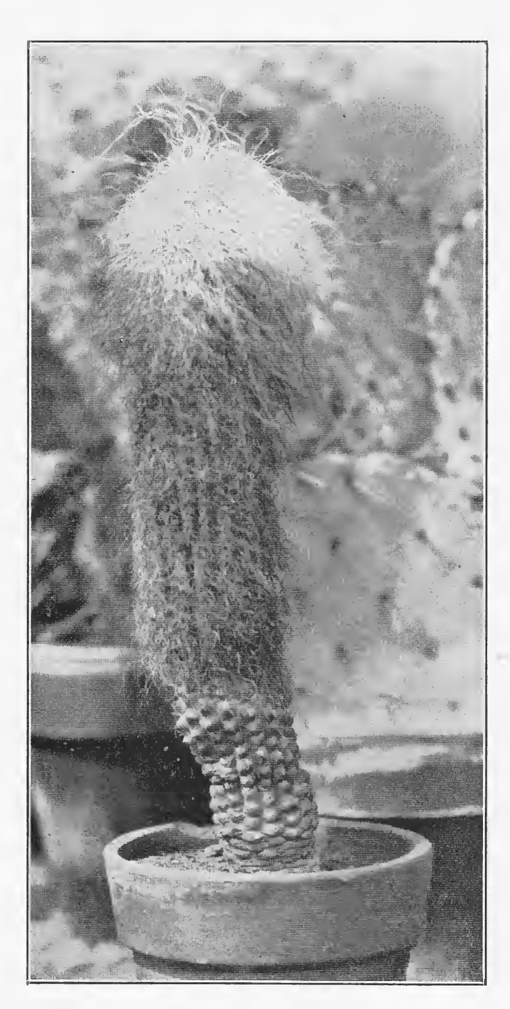
Melocactus eustachius

Solche Rückbildung der Blätter ist für Pflanzen, die in einem heißen, trockenen Klima leben, unbedingt nötig; denn die Blätter sind wasserverdunstende Organe, und die Wasserverdunstung muß bei Wüstenpflanzen auf das möglichst geringe Maß beschränkt werden. Um die kostbare Flüssigkeit, die zum Leben unbedingt nötig ist, für die Zeiten herschender Dürre zurückhalten zu können, verfügen alle Pflanzen, die trockene Gebiete bewohnen, über sogenannte Wasserspeicher, indem das kostbare Naß in ein-



Mamillaria polyedra

zelnen Zellen oder ganzen Geweben aufbewahrt wird, bis es von den assimilierenden Teilen gebraucht wird. So hält sich durch Sicherung der Absorption oder durch Herabsetzung der Verdunstung der Wasserverkehr in gangbaren Bahnen, aber die vegetativen Leistungen sind bei allen solchen Gewächsen wesentlich herabgesetzt. Sie führen zu der Zeit, wenn die anhaltende Dürre alles Pflanzenleben vernichtet hat, nur ein Scheindasein, ihre Gewebe schrumpfen zusammen, dehnen sich aber bei Wasserzufuhr wieder schnell aus.



Pilocereus senilis



Cereus flagelliformis grafted

In solchen wasserarmen Gebieten sind die in der Jugend saftigen und fleischigen Kakteenkörper die wahren Feuchtigkeitsquellen der Wüste; oft ist ihr saftreiches Innere das letzte Rettungsmittel, das Menschen und Tiere vor dem qualvollen Tode des Verdurstens bewahrt. Gegen solche Angriffe dürstender Tiere schützt sich der Kaktus durch die Ausbildung eines Panzers, dessen Stacheln bei den in wasserarmen Gebieten lebenden Arten eine beträchtliche Größe und Stärke erreichen. Je mehr sich aber die einzelnen Kakteen von solchen trockenen Wohnplätzen entfernen, je schwächer und je weniger werden im allgemeinen die Stacheln zum Schutze ausgebildet, weil naturgemäß in solchen Gegenden die Pflanzenfresser bessere Nahrung finden, als sie ihnen der mehr oder weniger verholzte Kakteenkörper liefert. So tritt z. B. auf den westindischen

Inseln eine fast vollständig stachellose Opuntia auf, während andererseits auch auf gärtnerischem Wege vollständig stachellose Opuntien gezogen wurden, vorwiegend zu dem Zwecke, um sie in dürren, trockenen Gegenden als Futter für Haustiere zu benutzen.

Aber auch noch ein anderer Umstand ist für die Ausbildung der Stacheln bei den Kakteen maßgebend. Wer jemals die dicht und zart bestachelten Mamillarien, junge Pilocereus senilis usw. in der Natur beobachtet hat, dem drängt sich unwillkürlich auf, daß die Stachelausbildung auch als ein Schutz gegen die hohe tropische Lichtfülle dient; die Pflanzen beschatten sich



Cereus fulvicens



Opuntia purpurescens

mit ihren Stacheln. Geradezu auffällig ist dieses bei Pilocereus, dem Greisenhaupt-Kaktus, der über 2300 Meter in das Gebirge aufsteigt. Er konnte mit seinem lang herabhängenden, silberweißen „Haar“ von der Natur auch nirgends passender hingestellt werden als in jene so großartigen Einöden des wasserarmen Gebirges, wo in den glühenden Schluchten, deren stagnierende Luft von Mensch und Tier

kaum zu ertragen ist, seine Säule stets einzeln steht.

Setzt die Regenzeit ein, so verwandelt sie die Kakteenwüste in einen blühenden Garten. Das langentbehrte Wasser wird gierig von den Wurzeln aufgenommen, die zusammengeschrumpften und ausgedörrten Glieder schwellen an, und kräftig pulsiert das Leben durch den Pflanzenkörper. Oft nur einmal im Jahre, und nur auf kurze Zeit, kann sich die Kakteenpflanze satt trinken, und diese Zeit ihres wirklichen Lebens nützt sie nach Möglichkeit aus. Überall treiben dann die Knospen hervor. Die säulenförmigen oder kandelaberartig geteilten Kaktusstämme erzeugen an ihrem Scheitel ihre wundervollen Blüten, die Mamillarien umsäumen sich mit einem ganzen Kranz reizender Blütengebilde, an den anderen brechen Blumen auf Blumen aus den Gliedern hervor. Es ist, als wollte die Natur durch die Fülle der Blütenerzeugung in den zartesten, glühendsten Farben, durch den oft herrlichen Duft, der den Blumen entströmt, die sonderbaren, steifen und unschönen Züge ausgleichen, die der Kaktuskörper in seiner Formenentwickelung zeigt.



Nopalea coccinellifera

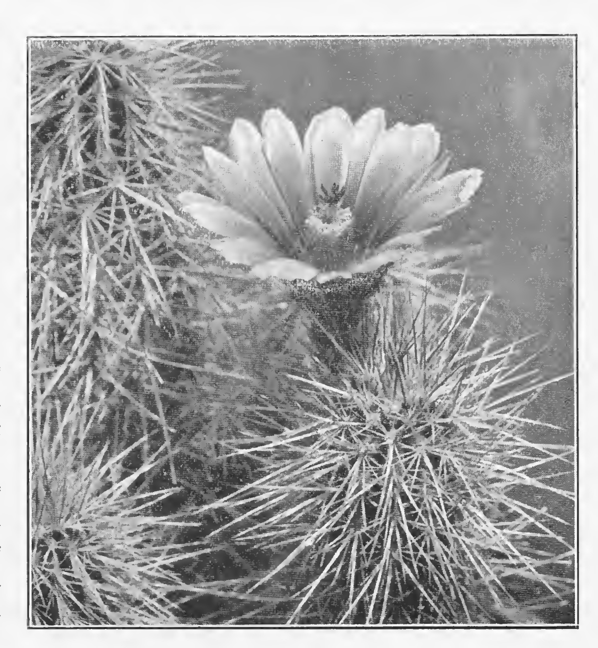
Bei den nachts blühenden Cereus-Arten sind die Glieder mit den Knospen übersät. Wie wollige Kügelchen zeigen sie sich in ihrem Anfangszustand bei den meisten Arten; bei den anderen, z. B. bei Cereus triangularis, ähneln sie Artischocken, deren Größe sie bei der genannten Art im entwickelten Zustande auch erreichen. Hier sind die Knospen noch klein und rund, dort schon größer und länglich, andere haben sich noch mehr gestreckt, lassen bereits deutlich die Röhrenform der Blüte erkennen, noch andere sind heute oder morgen zum Öffnen der Blumen bereit.

Die Knospe, die sich am Abend öffnen will, zeigt gleich nach der Mittagszeit das wogende Leben, das in ihr zittert, und wenn dann, fast ganz ohne Übergang, der helle Tag in die Nacht verschwimmt, am dunklen Himmel Stern bei Stern aufflammt, ist die Blüte ganz offen und badet ihre außen silberschimmernde, innen goldgezackte Blumenkrone in der kühlen Abendluft.

Bis über Mitternacht hinaus bleiben die Blüten offen, am Morgen aber sind sie verblüht. Und allabendlich, solange die Blütezeit dauert, öffnen sich

neue, zahlreiche Blüten. All das Leben, das der glühende Sommersonnenbrand nicht zur Entfaltung kommen ließ, bricht jetzt mit elementarer Gewalt hervor, eine überschäumende Lebenskraft ist es, die sich nach der erzwungenen Sommerruhe einen Ausweg schafft.

Alle Kakteenblüten sind von einer höchst auffallenden Schönheit der Form und oft auch von der lebhaftesten Farbenpracht. Sie werden in dieser Hinsicht von keinen anderen Blüten erreicht und übertreffen auch die Blüten der so oft gepriesenen

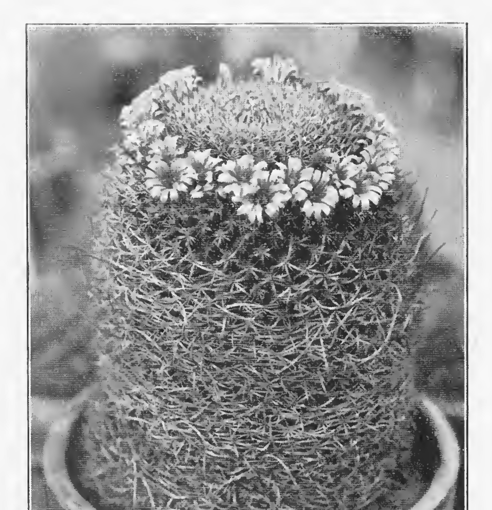


Echinocereus Engelmanni



Mamillaria tenuis

Orchideen. Es gibt überhaupt nicht viele Blüten, die sich in Größe und Schönheit mit der des gewöhnlichen Blattkaktus messen können; aber auch den kleineren Blüten der Kakteen ist ein ungemeiner Reiz eigen, wie z. B. den rotvioletten der Echinocereus-Arten, aus deren Röhre die sich so hübsch abhebende, smaragdgrüne Narbe aufsteigt.



Mamillaria mutabilis



Pauwels: „Sei getreu bis in den Tod.“
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Vision.

Sterbend liegt ein Krieger da.

„Sag', wer bist du, der mir nah?
Stehst vor mir im lichten Glanz,
Trägst im Haar aus Dorn den Kranz.
Legst auf mich die weiße Hand,
Selig rieselt's durchs Gewand.
Schaust mich an so seelengut,
Daß vor Glück erstarrt mein Blut.
Neigst die Stirn, von Wunden rot . . .
. . . Sei getreu bis in den Tod!

Sag' mir, sag' mir, wer du bist!“ —
„Bin dein Heiland Jesus Christ.
Schlug in schwerer Kreuzesnacht
Einst für dich die große Schlacht.
Werde dich verlassen nicht,
Du getreuer Held der Pflicht.
Leiten wird dich meine Hand
Fort ans Licht ins Heimatland.
Harre, schon verweht die Not . . .
. . . Sei getreu bis in den Tod!“

Anton Pichler, Salzburg.



Hans Dreßler: Bildstöckl





Bergstädtische Kriegsberichterstattung.



Vertretungsweise schreibt diesmal der Burgemeister den Bericht für den verhinderten Kriegsberichterstatter.

Je toller draußen der Krieg tobt, desto stiller wird's in unserer Stadt. Die junge Manneskraft, die sich sonst fröhlich austobt, ist draußen im Feld, und die zurückgeblieben sind, werden von Tag zu Tag stiller.

Die Verlustlisten! Unser alter Sanitätsrat sagte dieser Tage zu unserem Buchhändler, der ihm ein Abonnement auf die Verlustlisten anbot: „Ich werde lieber des Deibels Tageblatt mithalten als diese Verlustlisten. Glauben Sie, ich will mir täglich die grausamste Liste, die schmerzlichste Aufzählung, die die Welt je gesehen hat, vor die Nase halten lassen? Um mein Herz verwunden, um meine Siegeszuversicht schmälern zu lassen? Was geht es mich denn an, wieviel Verluste das xte Regiment hatte? 'n Dreck! Und Sie auch! Und alle! Es geht nur die Heeresleitung an, die wissen muß, wie es um ihre Truppenteile steht. Sonst niemand. Am wenigsten das hochverehrte Publikum und den Feind, der auch ein unnützer Leser unserer Listen ist. Die Verwandten sollen, sobald einer fiel oder verwundet wurde, in menschlich guter Form benachrichtigt werden, und sie werden die traurige Kunde schon an Freunde, nähere und entferntere Bekannte weitergeben. Nur nicht alle Tage das deutsche Volk durch solche papierene Riesenfriedhöfe schleppen! Ich hoffe, daß die Verlustlisten noch abgeschafft werden, so wie die Franzosen keine Verlustlisten herausgeben. Diese Massenhiobsposten werden meist von den Weibern gelesen, die immer mehr für das Gruselige und Blutrünstige sind als die Männer, und das sogenannte heilige Recht, die Wahrheit zu erfahren, ist im Fall „Verlustlisten" in 90 Prozent nichts als schäbige Neugier."

Nun, der alte Sanitätsrat ist etwas grob, aber er hat recht. Die Zuversicht unseres Volkes soll noch weithin ausreichen, und die Verlustlisten dienen mindestens nicht dazu, sie zu heben. Also weg damit!

Am letzten Samstag machte ich einen Spaziergang hinaus nach der „Gucke". Ihr kennt ja alle das Wirtshaus, das so ganz einsam an der alten Kohlenstraße liegt. Der „Guckrich" ist ein Mann, mit dem die Leute sonst gern scherzen, und auch wir zwei stehen auf dem Ulkfuß. Diesmal kam er mir mit geröteten Augen

entgegen: „Mein Ältester ist gefallen — der Reinhold —“. Ich faßte ihn teilnehmend um die Schultern. „Woher wissen Sie es denn?“ — Da zeigte er mir einen jener Feldpostbriefe, in denen man als Liebesgabe fünf Zigarren versenden kann. Ein solches Paketlein hatte er an seinen Sohn gesandt, und die Post hatte es ihm zurückgestellt. „Gefallen“ hatte mit blauer Tinte irgend ein Postmensch auf die Adresse geschrieben.



General von Beseler, der Eroberer Antwerpens.

Aus dieser Benachrichtigung wußte der Vater, daß sein Sohn nicht mehr war. Er wird ja wohl noch eine andere amtliche Mitteilung erhalten. Ich hoffe, sie wird recht gut ausfallen, gut im menschlichen Sinne. Ein Brief — er kann autographiert sein — in dem ihm der schmerzliche Verlust mitgeteilt und ihm gesagt wird, daß sein Sohn ein Heldentum fürs Vaterland dargebracht habe. Darunter das Faksimile des Regimentskommandeurs. Der alte Mann läßt sich ja den Brief einrahmen und hängt ihn an die Wand. Keine Zeit für solche Weitläufigkeit? Das Regiment braucht nur die Liste nach Berlin zu senden, dort sitzen Schreiber genug, die nichts zu tun haben. Alle Tage kann man ein neues Bataillon davon ausheben.

Jetzt saß der „Guckrich“ vor seinem Zigarrenpaketlein, und wie um sich selbst etwas zum Trost zu sagen, meinte er: „Na, rauchen hätt' a sie ja so wie so nich können; sie waren zerdrückt.“

Darauf fingen sämtliche Leute, die im Gasthaus saßen, wie auf Kommando an, auf die Feldpost zu schimpfen. Jeder wußte aufregende Dinge über die Unzulänglichkeit dieses Instituts zu sagen. Es ist merkwürdig: in Friedenszeiten gab es sicher keine einzige Behörde im Reich, die ein so unbedingtes Vertrauen genoß wie unsere Post. Wenn einer versäumt hatte, einen wichtigen Brief zu schreiben, und sich endlich entschuldigen wollte, so schwindelte er lieber, er hätte acht Wochen lang die Masern gehabt, als daß er gewagt hätte zu behaupten, er habe rechtzeitig geschrieben, doch möge die Post den Brief wohl verbummelt haben. Jetzt ist's ganz anders, jetzt ist



Kurhaus und Strand von Ostende.

die Feldpost die einzige Einrichtung unserer Kriegsführung, auf die geschimpft wird. Mächtig geschimpft, trotz Kriegsrecht! Nun, auch ich, als souveräner Burgemeister der Bergstadt, werde unsere große goldene Verdienstmedaille weder Herrn Kraetke noch irgend einem seiner Präsidenten und Direktoren verleihen, aber ich meine, es sind doch für die Feldpost sehr sehr viele „mildernde Umstände" da. Zehntausend Briefe müssen eben warten, wenn dafür eine Kanone befördert werden muß, zwanzigtausend Paketlein werden wieder ausgeladen, wenn plötzlich ein großer Verwundetentransport nötig wird. Ist's anders möglich? An Pflichttreue fehlt es ganz sicherlich nicht, noch viel weniger am guten Willen, aber die „Mobilmachung" der Post zeigt sich den jetzt an sie gestellten Riesenanforderungen nicht gewachsen. Mit dem Automobildienst läßt sich's nicht schaffen.

Auf dem Heimwege übergab mir der Postbote einen schwarzgeränderten Brief. Der Chef einer großen, hochgeachteten Firma in Westfalen zeigte mir an, daß sein Sohn und Geschäftsnachfolger gefallen sei. Ein junger Doktor der Staatswissenschaften, ein prächtiger, lieber, tüchtiger Mensch. Die Hoffnung seines Vaters. Und wie zeigt es der Vater an? Ein Blatt, auf dessen Vorderseite ein Christusbild ist, darunter ein frommer Spruch: „Dein Wille geschehe!" Dann die kurze Anzeige. Auf der Rückseite:

„Gott schütze den Kaiser!
Gott schütze unser Heer!
Gott schenke dem Deutschen Reiche den Sieg!"

Eine ergreifendere, zugleich herztröstendere Todesanzeige habe ich in diesen Kriegstagen nicht gesehen. Dieser Schmerz ohne Verbitterung, dieses begeisterte Festhalten an der Sache des Vaterlandes, auch am Grabe des Einzigen. Und alles gewachsen aus tiefer Gottesfurcht, die eben doch der beste Wurzelboden zum Martyrium berufenen Heldentums ist und bleibt.

* * *



Hofphotogr. J. Urbahns.

Kapitän zur See Meyer-Waldeck,
der heldenmütige Verteidiger von Tsingtau.

Die alte Witfrau Koschmieder, von der Paul Barsch erzählte, daß sie immer so fürchterlich erschrickt, wenn der Ratsdiener Klammt zu Ehren eines neuen Sieges auf dem Kälbermarkt die Böller löst oder gar auf der Hussitenschanze die Jerichokanone erdröhnen läßt, hat im Monat Oktober Ruhe gehabt. Nur einmal hat Klammt all sein Pulver verfeuert — das war, als Antwerpen fiel. Eine der stolzesten Festungen der Welt in knapp zwei Wochen genommen — das brachte auch den Phlegmatischesten in einen gewissen Gefühlstrab. Drei Tage vor dem Fall des Bollwerks hatte es im „Löwen" eine stürmische Kriegssitzung gegeben. Der Rechnungsrat Graunzer ist bei uns der Führer der pessimistischen Partei. Seit Ausbruch des Krieges ist sein ohnehin nicht sehr strahlendes Antlitz wie aus Sauerteig geknetet. Kommt einmal einen Tag keine Nachricht vom Kriegsschauplatz, so sagt Herr Graunzer: „Dieses Schweigen hat nichts Gutes zu bedeuten!" Steht im amtlichen Bericht: „Im Zentrum sind unsere Truppen vorgedrungen," so deutet Herr Graunzer: „Also heißt das: auf dem linken Flügel haben wir keine Fortschritte gemacht, und der rechte ist wahrscheinlich zurückgedrängt worden." Die feindlichen Kriegsberichte liest Graunzer solange, bis ihm der kalte Schweiß auf der Stirn steht, und alle Tage zittert er um die Neutralität Italiens, Rumäniens, Dänemarks, ja Amerikas. Auch zerbricht er sich den Kopf darüber, was Deutschland an Land einbüßen und wie hoch die Kriegslast sein würde, wenn die Sache für uns schief ginge. Dieser Rechnungsrat Graunzer ist ein Typus der jetzigen Zeit. Die Leute fangen an, ihm aus dem Wege zu gehen, und doch ist der arme Kerl zu bedauern; denn ob seine Sorge auch unnötig, ja vielfach albern ist, so entspringt doch auch dies Unglücksgewächslein dem



Arnold Busch. Der Landsturmmann.

Boden vaterländischer Liebe. Graunzer hat nun Anfang Oktober im „Löwen“ behauptet, Antwerpen könne von unseren Leuten niemals genommen werden; dazu fehle uns die Stoßkraft. Wir seien früher längst in Gent und darüber hinaus gewesen und besäßen jetzt nicht einmal mehr Termonde. „Wenn es aber doch genommen wird,“ hat der Apotheker entgegnet, „lassen wir Sie schwarz-weiß-rot anstreichen und hängen Sie zum Fenster hinaus.“ — „Ich bin kein solcher,“ hat der Rechnungsrat giftig erwidert, „der sich unmögliche Dinge in den Kopf setzt; da bleibt mir wenigstens die Enttäuschung erspart.“ — „Sie sind überhaupt vom Kopfe bis zur Wurzel eine einzige Enttäuschung,“ hat der Apotheker grob entgegnet. Darauf sind sich die beiden aus dem Wege gegangen; aber als sie sich am 10. Oktober auf der Straße begegneten, ist der Rechnungsrat auf den Apotheker losgesprungen: „Na, habe ich nicht recht gehabt, Sie Allesbesserwisser?“ — „Sie wollen recht haben?“ hat sich der Apotheker verwundert. „Antwerpen ist doch gefallen!“ — „Und die Besatzung?“ hat Graunzer gehöhnt; „was nutzt uns die Festung, wenn die Besatzung nicht mit genommen wird?“ Darauf hat der Apotheker den Rechnungsrat einen „alten Schafskopf“ genannt, und nun müssen beide vor den Schiedsrichter. Der Amtsrichter hat gesagt, wenn der Fall vor sein Forum käme, würde er den Apotheker freisprechen. Es solle ein Gesetz gemacht werden, nach welchem alle diejenigen, denen es mit unseren Siegen zu langsam geht, kurzerhand beim Kragen genommen und in die Front gesteckt werden, und je schwächer und gebrestiger der Krittler sei, desto mehr solle man ihm persönlich Gelegenheit geben, den deutschen Siegeslauf zu beschleunigen.



Berl. Illustr.-Ges.

Fregattenkapitän K. von Müller,
Kommandant des Kreuzers „Emden“.

Einen schönen Abend gab es im „Löwen“, als der erste mit dem Eisernen Kreuz geschmückte Krieger leichtverwundet heimkehrte. Der Sohn vom Wassermüller war es. Der Vater strahlte noch mehr als der Sohn, wie sie beide zur Gasthaustür hereintraten, und mit unendlicher Sorgfalt half der Alte dem Jungen den Mantel von dem verwundeten Arm ziehen. Nun funkelte

das liebe herrliche Kreuz der Ehre auf der Brust des jungen Unteroffiziers, und der ganze Stammtisch erhob sich auf ein paar Sekunden in lautlosem Respekt. Dann saß der Jüngling unter uns und erzählte. Immer von den andern, fast gar nichts von sich selbst. Wie schön das war! Von Zeit zu Zeit stand einer von den Alten am Tisch auf, wenn er ein frisches Glas Bier hatte, hob es gegen den jungen Krieger und trank ihm die Blume zu. Der junge Mann hatte rote Wangen, und ich glaube, diese „Blumen" freuten ihn fast so sehr wie die zwei roten Rosen, die ihm des Gastwirts Töchterlein beim Ausrücken an die Brust gesteckt hatte. An diesem Abend huschte das blonde Kind manchmal mit seligem Erröten durch die Gaststube, so, als ob sie da etwas zu suchen hätte.

* * *

Oft geschieht jetzt ein holdes Wunder. Der Nebel der Allgemeinheit, der alle Konturen verwischt, teilt sich urplötzlich, eine Gestalt taucht auf, wächst in hünenhaftem Maße, steht von der Glorie sonnenhaften Heldentums übergossen und prägt sich dem deutschen Volk in Herz und Hirn. Ein neuer Held ist erstanden. Heute taucht sein Name auf, den bis dahin niemand kannte, mit Riesenlettern, umrahmt und getragen von seiner Tat, steht er am Horizont; morgen müssen die Leute wissen, wie der Mann aussieht; übermorgen wollen sie seine ganze Lebens- und Familiengeschichte; nach vier Tagen entstehen Anekdoten, Ansichtskarten, Zigarrenmarken und leider auch Gedichte, Gedichte, Gedichte!!!

„O Hindenburg, o Hindenburg,
Du haust die Feinde hinten durch,
Hau sie recht auf die Schwarte
Und schick mir 'ne Ansichtskarte!"



Kapitänleutnant Otto Weddigen, der Kommandant von „U 9". Phot. Kloppmann.

Das ist noch eines von den hübschesten Gedichten, die auf die Helden von Tannenberg „gemacht" worden sind. Es ist doch noch ein Funken von Originalität drin. Aber der Kitsch, der so auf die Leier geht: „Zu Deutschlands Ehr', zu Deutschlands Wehr — unser Heer — dem Vaterland mit Herz und Hand — mit Gut und Blut und frohem Mut — o lieber Gott — der Feinde Spott" usw., das ist zum Übelwerden. Verszeilen, die klischiert sind, die vor zweihundert Jahren neu waren und unsäglich abgenutzt sind, wieder zusammenzuleimen und sich dann einzubilden, man habe ein „Gedicht" geschaffen — der Himmel möge dieser Kriegsseuche Einhalt tun! So wie einer, der ein bißchen Strategie aus der Zeitung zusammengestoppelt hat und einen kleinen Handatlas besitzt, darum kein Feldherr ist, so ist einer, der solche Reime zusammenkleistert, kein Dichter.

Seht Euch an, was unsere Helden geschaffen haben, es ist nicht nur gewaltig, nicht nur kühn — es ist neu, genial. Neu, daß ein Mann wie Hindenburg in offener Feldschlacht 100 000 Feinde fängt; neu, genial, daß so ein herzlieber, zu bejauchzender Frechling wie der junge von der Linde mit vier Mann ein Fort erobert; neu, genial, wie unser herrlicher Weddigen aus der nächtlichen Tiefe des Meeresschoßes heraus mit seinem Zweidutzend-Männer-Schifflein vier starke britische Kreuzer vernichtet; neu, wie der Kapitän Müller auf fremdem Meer, das von Feinden



A. Reich. Kosaken auf der Flucht.

starrt, der Schrecken und Herzensgram dieser Feinde wird; es ist unerhörtes Heldentum, das der Gouverneur von Tsingtau mit seiner kleinen Garnison dem Ansturm der beiden größten Seemächte des Stillen Ozeans entgegensetzt. Ihr Deutsche, streichet die Geschichte vom alten Leonidas aus euren Schulbüchern, setzt dafür diese Taten von 1914. Sie sind größer als die Tat bei Thermopylae.

Und sind sie nicht alle Helden, die draußen ringen? Tut nicht der Krieg Wunder? Der friedliche Lehrer, der es sich dreimal besann, ehe er einem unartigen Buben einen Klaps auf die Finger gab, geht nun mit dem Bajonett wütend auf die Feinde los; der Mann, der den Schnupfen bekam, wenn er bei sanftem Sprühregen vergessen hatte, die Gummischuhe anzuziehen, liegt nun gesund und heil monatelang bei Tag und bei Nacht im Schützengraben; der Genießer, der das Gasthaus verließ, wenn er auf der seitenlangen Speisekarte das Gericht vermißte, das er sich gerade eingebildet hatte, jauchzt, wenn er eine harte Wurst geschickt bekommt; der Unverträgliche, der sich seine Mitmenschen immer drei Schritt vom Leibe hielt, raucht jetzt gemeinsam mit zwei Kameraden eine Zigarre, die letzte, die aufzutreiben war. So erzieht der Krieg.

* * *

Wie wehmütig sind jetzt die Abende! Wenn das Licht des Tages erlischt und der rote Schein im fernen Westen steht, gehen die Gedanken der Sehnsucht und der Liebe hinaus — dorthin nach Westen — wo unserer Brüder Blut den Widerschein zum Himmel schickt.



Ein russischer Mordbrenner.

Woche um Woche steht die gewaltige Kriegswage, deren Arm von der Grenze der Schweiz bis an die Nordsee reicht, fast still. Sie zittert und bebt zwar, diese Wage, weil immer neue Bergeslasten an Gut und Leben in ihre riesenhaften Schalen geworfen werden, das Zünglein zuckt manchmal ein wenig herüber oder hinüber, aber noch kam der große Ausschlag nicht. Und auch im finsteren, schrecklichen Rußland steht eine solche Wage, in der Deutschlands Zukunft gewogen wird. Der Herrgott lege seinen starken Arm auf die deutsche Seite, lasse die Wagschale des deutschen Siegergewichts tief herabsinken und verankere sie fest im Zukunftsboden der Welt!

Breslau,
den 27. Oktober 1914.

Paul Keller.



Das Eiserne Kreuz der Frau.

Uns hat kein Gott die Waffe geweiht,
Uns gab das Schicksal kein Eisenkleid,
Wir dürfen nicht kämpfen und siegen.
Wir stehen beiseite mit glühender Stirn
Und sehen von ferne um First und Firn
Die schreienden Adler fliegen!

Die Mannen sind draußen — wir blieben am Herd!
Nun zischt im Kampfe das blaublanke Schwert,
Nun prasselt der Kugelregen!
Die Garben sind reif, und die Garben sind rot — —
Nun schneidet im Sturm der raffende Tod
Unsern herrlichsten Erntesegen!

Wir blieben am Herde — und wir schauen ins Land — —:
Fern steht des Krieges rotblutiger Brand
Vor den Blicken, den stieren und starren.
Die draußen sich packen in Qualm und Dampf,
Im wilden, eisernen, herrlichen Kampf,
Die kennen's nicht —: Horchen und Harren!

Die Tränen verhalten, den Nacken gestrafft,
Die Arbeit mit zitternder Hand geschafft:
Wir tun's, weil wir müssen und wollen!
Aber dahinter steht grau und groß
Das Warten — das Warten — so grenzenlos,
Auf die Kugeln, die treffen sollen!

Weit in der Ferne ringt Leben und Tod!
Weit in der Ferne ist ächzende Not
Und ein einsames, röchelndes Sterben —
Weit in der Ferne auf blutnasser Au — —!
Das ist das Eiserne Kreuz der Frau — —
Und wir müssen's uns alle erwerben!

Mervarid.

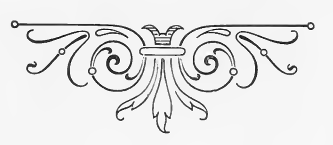




Abbildung 1.

Sonnenkraftmaschinen.

Von Ingenieur L. Stinnesbeck in Traben-Trarbach.
Mit 4 Abbildungen.



Die Sonne, die große Wohltäterin der Erde, der wir alles verdanken, spendet auch letzten Endes die Energiemenge, deren wir in immer größer werdendem Maße bedürfen, um unsere technische Kultur zu erhalten und auszubauen.

Wir benutzen dazu die Wärmemengen, die von der Sonne vor undenklichen Zeiten in Pflanzenstoffen aufgespeichert wurden, und die wir als Kohle aus der Tiefe der Erde heraufholen. Wir verschmähen jedoch auch solche Kräfte nicht, die uns die Sonne in der Natur täglich anbietet.

Da ist zunächst die Luftbewegung, wohl die erste der Sonnenkräfte, die der Mensch sich nutzbar gemacht hat. Aber der Wind ist ein gar unsicherer Geselle, der in der modernen Zeit, in der alles am Schnürchen gehen soll, immer mehr beiseite geschoben wird.

Mehr Verdienste erwirbt sich heute ein Verwandter des Windes, das Wasser. Besonders in neuester Zeit wird diese gewaltige Kraft in Flußläufen und Talsperren festgehalten, um die Energie abzugeben, mit der die Sonne es einst in Form von Wolken emporhob und die in der bequemen Verpackung hochgespannter elektrischer Ströme auf große Entfernungen versandt wird.

Dem Jahrhundert der Elektrizität war es vorbehalten, die Sonnenkraft unmittelbar zu verwenden. Der Gedanke, die großen Wärmemengen auszunutzen, liegt allerdings viel zu nahe, als daß nicht schon seit langer Zeit versucht worden wäre, Sonnenstrahlen in Kraft umzusetzen. So war auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1878 eine solche Maschine in Betrieb zu sehen. Ein trichterförmiger Spiegel warf die Sonnenstrahlen auf einen länglichen geschwärzten Kessel, der Dampf genug abgab, um damit eine kleine Maschine treiben zu können. Wie es leider so oft geht, war auch diese Erfindung zu früh geboren. Die großen Kosten der verwendeten Materialien machten es unmöglich, die Versuche weiter zu

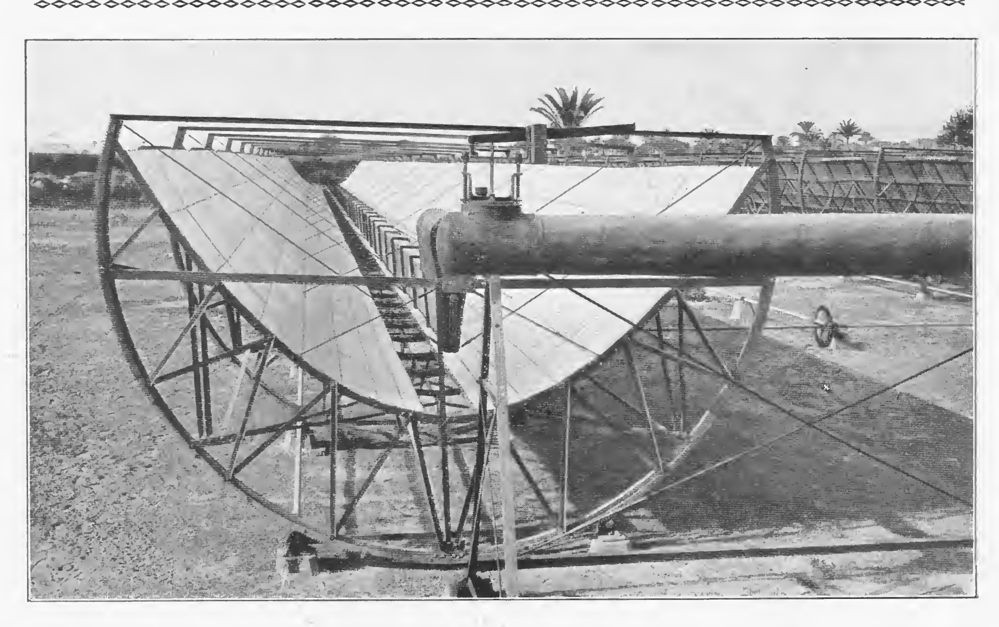


Abbildung 2.

führen und so die vorhandenen großen Mängel zu beseitigen.

Indessen hat die Technik die einmal gestellte Aufgabe nicht aus den Augen verloren, und nachdem die Herstellung versilberter Spiegel auf ein Fünfzigstel der ehemaligen Kosten gesunken war, ist es dem Deutsch-Amerikaner F. Schumann gelungen, eine große Sonnenkraft-Maschine zu erbauen und nach jahrelangen Versuchen alle Mängel zu beseitigen, die sich der allgemeinen Verwendung in den Weg stellten. Die neue Maschine ist, wenn auch immer noch teuer, doch imstande, in Wettbewerb mit anderen Kraftanlagen zu treten.

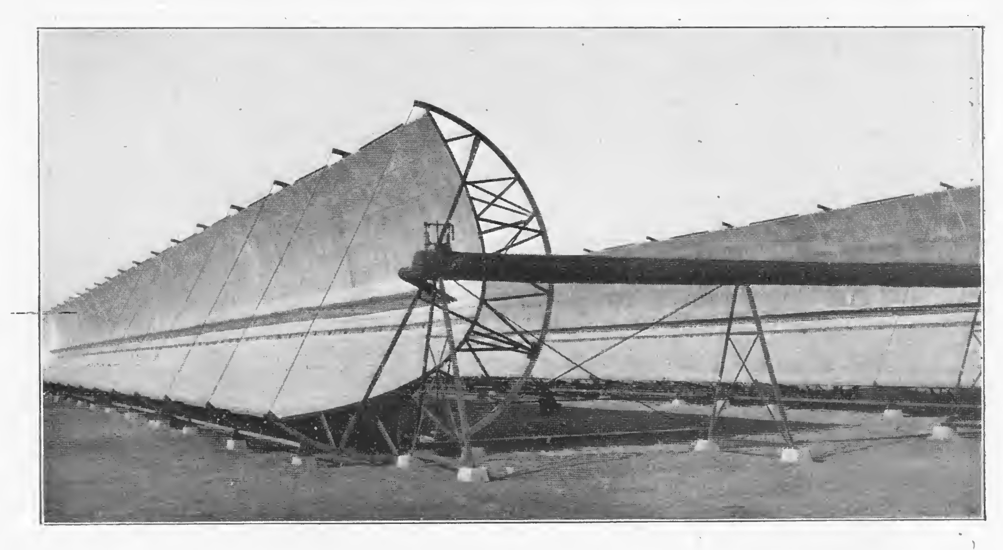


Abbildung 3.

Diese erste Maschine, die Arbeit im großen leistet, wurde im Sommer 1912 in der Nähe von Cairo in Betrieb genommen. Sie dient zum Heben von Wasser und pumpt jede Stunde etwa 2000 cbm dieses kostbaren Nasses in die sonnendurchglühten Felder. Die beigefügten Bilder mögen zur Veranschaulichung der Anlage dienen.

Nr. 1 zeigt die Gesamtordnung der Pumpstation. Fünf Reihen Spiegel fangen die Sonnenstrahlen auf, durch deren Wärme Wasser in Dampf verwandelt wird, der durch große Rohrleitungen dem Maschinenhause zugeführt wird. Die Spiegel (Bild Nr. 2, 3 und 4) bilden naturgemäß den wichtigsten und am meisten bemerkenswerten Teil der Anlage. Diese Wärmeaufsauger sind mächtige, 65 Meter lange und 4,5 Meter breite Parabolspiegel, die nach dem bekannten physikalischen Gesetze die parallel einfallenden Sonnenstrahlen im Brennpunkt vereinigen, in dem sich hier die Kesselbatterien befinden. Durch die etwa fünffache Verdichtung der Sonnenstrahlen werden Temperaturen bis 250 Grad Celsius erzeugt, die das in den Kesseln befindliche und fortwährend neu zuströmende Wasser in Dampf verwandeln und diesen an die Sammelrohrleitung abgeben. Besondere Schwierigkeiten erwuchsen bei der Konstruktion der langen Wärmeaufsauger in dem Umstande der Längenausdehnung bei zunehmender Bestrahlung; sie wurden auf geradezu geniale Weise behoben. Auf Einzelheiten einzugehen würde hier zu weit führen. Erwähnt sei nur, daß die versilberten Glasspiegel nicht eingelassen sind, sondern, durch Kupferringe verbunden, lose aneinander hängen. Jede der Spiegelreihen wird im Laufe des Tages automatisch von Osten nach Westen gedreht, damit die Sonnenstrahlen immer senkrecht einfallen. Diese Bewegung geschieht durch die sinnreiche Anwendung eines Thermostaten, der solange in Ruhe verbleibt, als er sich im Schatten der Spiegel befindet, aber einen Mechanismus auslöst, sobald er von den Strahlen der höher steigenden Sonne getroffen wird.

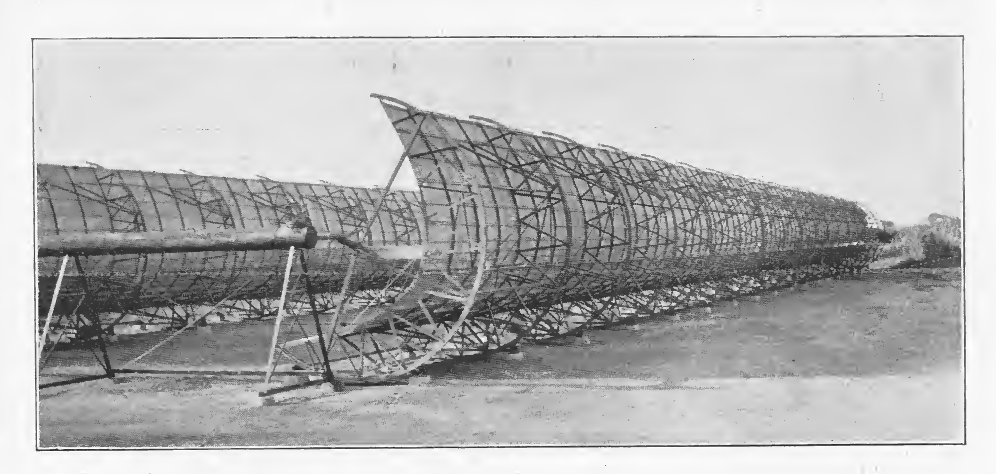


Abbildung 4.

Der örtlichen Verhältnisse wegen und aus Billigkeitsgründen ist die Verwendung von Niederdruckdampf zum Antrieb der Maschinen (Bild 5 und 6) vorgezogen worden. Daher zeigt der Dampfzylinder der 100 PS-Maschine so große Abmessungen.

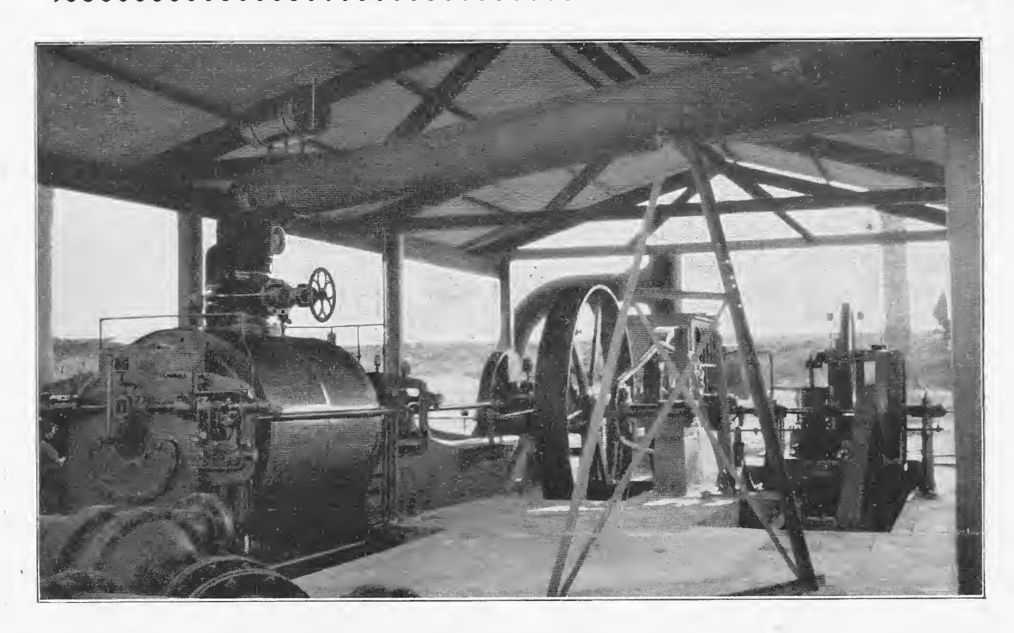


Abbildung 5.

Der in der heißen Tageszeit erzeugte überschüssige Dampf wird im kochenden Wasser unter Druck aufgespeichert und dient zum Betriebe der Maschine während der Nacht. Fünfzehn Minuten nach Sonnenaufgang sind die Wärmeaufsauger wieder imstande, den Tagesdienst aufzunehmen.

Zu welchen Hoffnungen diese Erfindung berechtigt, mag aus der Tatsache hervorgehen, daß in warmen Ländern überall da, wo die Tonne Kohle mehr als 10 Mark kostet, die Sonnenmaschine mit jeder Kohlenmaschine in Wettbewerb treten kann.

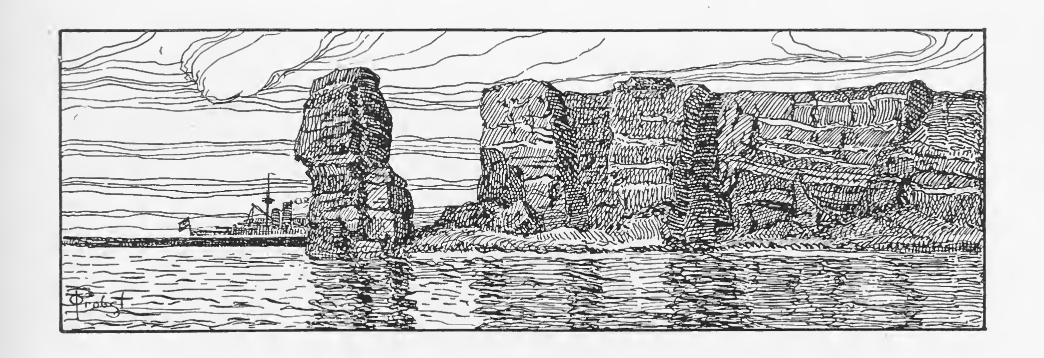
Da es aber sehr viele Länderstriche gibt, in denen Kohlen 120 Mark und mehr die Tonne kosten, so arbeitet in diesen Gebieten die Sonnenmaschine schon zwölfmal billiger. Dazu ist der Verschleiß nur etwa ein Drittel so groß wie bei der Kohlenmaschine und die Bedienung bedeutend einfacher.

An erster Stelle kommt die Sonnenkraftanlage zur Landbewässerung in Frage; denn es gibt heute noch tausende von Quadratkilometer Landes, das fruchtbar wäre, wenn es bewässert werden könnte. Das notwendige Wasser ist in einer gewissen Tiefe überall vorhanden.

Ein sehr begehrter, aber auch teurer Artikel in heißen Ländern ist das Eis, das sich aus der reichlich vorhandenen Sonnenwärme auf dem neuen Wege in großen Mengen billig herstellen ließe. Ferner wird die Fabrikation von Stickstoff zu Düngzwecken und die Erzeugung von elektrischer Energie zu den Aufgaben der Sonnenmaschine zählen.

Vielleicht ist unsern Nachkommen hier auch der Weg gezeigt, mit gleichzeitiger Verwendung von Ebbe und Flut einen Ersatz zu finden für die in einigen Jahrhunderten seltener und teurer werdende Kohle.





Der „Blitz“.

Von Hermann Dreßler in Chemnitz.



Seit ein und einhalb Monat war die Hafenfestung blokkiert. Bis spät in die Nacht hinein warfen die feindlichen Panzerkreuzer ihre rotglühenden Eisenwalzen in hohem Bogen in die bedrängte Stadt.

Der Kommandant war dem Verzweifeln nahe.

Der Kanonendonner der Strandbefestigungen wurde immer seltener, und gestern hatte der Kommandant seinen Offizieren erklärt, daß die Geschützmannschaften auf höchstens noch achtundvierzig Stunden Munition besäßen, wenn nicht einer den Mut hätte, die feindliche Blockade zu durchbrechen und frische Munition herbeizuschaffen. Matthiesen, einer der tüchtigsten Marineoffiziere, hatte in der darauf folgenden Nacht nach einer geheimen Unterredung mit seinem Kommandanten den „Blitz“ unter Volldampf stellen lassen und war bald nach Mitternacht mit ihm aus dem Hafen geglitten.

Er hatte nicht lange um freiwillige Bemannung werben müssen. Zwanzig kühne, verwegene Burschen waren an Bord, sämtlich mit echtem Salzwasser gewaschen.

Der Auslauf war geglückt. Vierundzwanzig Stunden später war der „Blitz“ auf der Rückfahrt, bis unter die Deckspanten mit Stabpulver beladen.

Der „Blitz“ war eins der schnellsten Schiffe. Er war ursprünglich gebaut worden als Rettungsschiff für die Mannschaften sinkender Panzerschiffe. Er mochte nur an die fünfundvierzig Meter Länge bei einer Breite von acht Metern haben. Aber ein Drittel des Kielraumes füllte die gewaltige Maschine aus, deren hohe Kesselspannung dem „Blitz“ eine kaum zu übertreffende Gewandtheit und Schnelligkeit verlieh.

Matthiessen stand auf der Kommandobrücke, deren Messinggeländer im Abendschimmer leuchteten. Er spähte durch sein Glas scharf nach feindlichen Schiffen aus. Der aufsteigende Wasserdunst machte den Horizont unklar.

„Halbe Kraft!“ gab er durch den Maschinentelegraphen Befehl. Der Kontrollzeiger wiederholte den Befehl, und mit mittlerer Geschwindigkeit ritt der „Blitz“ auf den breiten Rollern, die sich ihm entgegenwälzten.

Endlich brach die Nacht an. Der Himmel umwölkte sich und hüllte sich in undurchdringliche Finsternis.

Matthiessen war nicht von der Kommandobrücke gewichen. Jetzt erwachten bei ihm alle Sinne. Je näher er der feindlichen Kreuzerpostenlinie kam, desto schärfer schienen bei ihm Auge und Ohr zu werden.

Neben ihm stand an der Ruderpinne Seyler — ein „verkrachter Student“. Was tat's! Zur See ein ganzer Kerl!

„Volldampf!“ lief das Kommando in den Maschinenraum hinab. Der „Blitz“ vibrierte in allen Fugen. Die Schraube biß mit wütenden Hieben in die salzige Flut, und das Schiff schoß dahin.

„Ausguck, Glas zur Hand!“ befahl Matthiessen dem Matrosen im Mast.

„Nichts zu sehen!“ gab der Antwort zurück.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte Matthiessen die feinen Schwankungen der Nadel im Kompaß. Er kannte diesen Teil des Meeres wie seinen Handschuh. Er hatte hier in Flottenmanövern oft als Pilot gedient.

Trotzdem setzte er das Glas kaum einmal eine Sekunde von den Augen ab, denn da vor ihm lagen sie, die stahlumgürteten Riesen der Feinde, jetzt noch außer Sehweite. Aber wenn der „Blitz“ sich weiter so stramm in der Fahrt hielt, mußten sie in einer knappen Stunde verteufelt weit heran sein.

„Abblenden!“

Das Kommando lief durch alle Räume. Die Bullaugen wurden geschlossen, und ohne auch nur einen schmalen verräterischen Lichtstreif in die Nacht hinaus zu versenden, jagte der „Blitz“ dahin.

Der Sicherheit halber stieg eine holländische Kauffahrerflagge am Maste empor.

Plötzlich meldete sich der Matrose im Ausguck.

„Grüne Blende halblinks vorn!“

„Aha!“ knurrte Matthiessen und fragte durchs Sprachrohr zurück:

„Sonst nichts?“

Gleich darauf kam die Meldung von oben: „Vorderkiels zwei feindliche Panzer!“

Matthiessen verzog keine Miene.

„So, jetzt gilt's!“ sagte er zu Seyler. Der zog die Ruderpinne auf einige Augenblicke stramm links an. Mit einem leichten Neigen sprang der „Blitz“ sofort nach links ein und jagte nun mit etwas abgeändertem Kurs wieder schnurgerade vorwärts.

„Vorderkiel frei!“ tönte es vom Ausguck.

Matthiessen lächelte zufrieden vor sich hin.

Jetzt waren sie so nahe an die feindliche Linie geraten, daß er mit bloßen Augen die grünen Blenden im Topmast erkennen konnte.

„Meiner Taxierung nach ein Linienschiff und rechts ein Kreuzer. Ob sie etwas gemerkt haben? Zur Linken ein Torpedoboot. Es liegt wahrhaftig wie ein Hofhund auf der Lauer!“

„Maschine stopp!“

Der Obermaschinist gab den Befehl zurück.

Das Aufzischen ausströmenden Dampfes tönt bis zur Kommandobrücke herauf.

„Schraube links!“

Ein Aufpeitschen von achtern, die Fahrt verlangsamt sich und bald darauf liegt der „Blitz“ regungslos wie ein Delphin, aber acht Augenpaare spähen von Bord gespannt in die Nacht und vier auserwählte Menschenhirne arbeiten fieberhaft an ein und demselben Plane. Das einzige Heil liegt in einer tollen Fahrt, einem plötzlichen Durchbrechen der feindlichen Linie.

Es geht diesmal auf Leben und Tod für alle. Der „Blitz“ trägt gefährliche Fracht. Ein einziger, auch noch so schlecht sitzender Torpedoschuß genügt, das ganze Schiff in einem Augenblicke in Atome zerfetzt gegen das Firmament zu schleudern.

Albert Edelfelt: In den Schären





Die zehn Mann im Maschinenraum lauschen mit vor Spannung verzerrten Zügen auf ein erlösendes Kommandowort. Sie wissen ja nicht, was sich oben abspielt. Ihre Phantasie malt ihnen die gräßlichsten Bilder aus. Sie erwarten, jeden Augenblick den Anprall eines Torpedos zu hören, durch die Bordwand den Spitzkopf eines solchen Höllenfisches glotzen zu sehen. Und dann — dann —

Der Maschinentelegraph klingelt in ihre Gedanken.

„Ganzfeuer!“

Alle zehn greifen zu den breiten Schaufeln und stoßen ihrem unersättlichen Moloch die schwarzen, lebenspendenden Steine in den flammengeifernden Höllenrachen.

Das ist Leben, Arbeit, Kampf! Eine tolle Freude überkommt sie alle da unten, eine Art fanatischen Rausches.

Sie reißen sich die Hemden über den Kopf, so daß die Oberkörper nackt sind, denn jetzt entwickelt sich hier in der Unterwelt eine unerträgliche Glut. Die Muskeln straffen sich, und glitzernder Schweiß perlt in hellen Tropfen aus der Haut.

„Wieviel Spannung?“ tönt es durchs Sprachrohr.

„Elf Atmosphären, Kapitän!“ gibt der Obermaat zurück.

„Gut, bei dreizehn Atmospähren melden!“

In den stählernen Rohren und Adern des Maschinenriesen surrt und flüstert es wie Stimmen gebändigter Geister, die nach Befreiung schreien.

Der Zeiger am Manometer springt zitternd von Strich zu Strich. Jetzt ist es so weit.

Dreizehn Atmosphären, Kapitän!“ gibt der Obermaschinist Meldung nach oben.

Klingling!

„Volle Kraft!“ erscheint der Befehl in der Bussole.

Der Obermaschinist wirft den Hebel herum.

Der „Blitz“ bäumt sich leicht auf, als die Schraube anschlägt. Jetzt läßt er alle Muskeln spielen.

Matthiessen steht wie aus Erz gegossen auf der Kommandobrücke. Noch drei Minuten solche Fahrt und er ist mit dem Torpedoboot auf gleicher Höhe.

Im selben Augenblick fahren drüben einige Signalraketen in die Nacht empor.

„Teufel noch mal! Jetzt haben sie uns!“ knirscht Matthiessen zwischen den Zähnen hindurch.

„Wieviel Atmosphären?“ fragt er nach dem Maschinenraum hinab.

„Immer noch dreizehn, Kapitän!“

„Kessel überhitzen! Ventile arretieren!“

Zwei der Heizer springen herzu und hängen die schweren Bleigewichte an die Fesselhaken der Ventilhebel.

„Wielange kann der Kessel diese Spannung aushalten?“

„Nicht lange, Kapitän, Wir haben fast vierzehn Atmosphären. Bei fünfzehn fliegen wir in die Luft!“

Zehn Minuten muß er aushalten, er muß, hören Sie?“

„Zu Befehl, Kapitän!“

Der Panzerkreuzer hat die Signale sofort bemerkt.

Im nächsten Augenblick blitzt der riesige Scheinwerfer auf und läßt seinen Lichtkegel langsam wie einen tastend ausgestreckten Zeigefinger über das Meer gleiten.

„So, jetzt haben sie uns!“ keucht Matthiessen und schließt auf einige Augenblicke geblendet die Augen.

Dann zieht er das Mützenschild über die Stirn bis zur Nase herab.

„Der Torpedo macht Jagd auf uns. Nun, ich glaube, unser „Blitz“ ist ein besserer Renner!“

Die grüne Topmastblende jagt von links her gegen den „Blitz“ an. Anfangs

scheint sie näher zu kommen, aber dann wird die Entfernung wieder größer.

Jetzt hallen hintereinander kurz ein paar dumpfe Schüsse. Matthiessen sieht im Lichte des Scheinwerfers aus den Lanzierrohren des Linienschiffes Rauchwolken aufstieben und glaubt auch deutlich den Schaumstreifen eines Torpedos zu erkennen, das auf den „Blitz“ zujagt.

Einen Augenblick bloß zittert sein Herz.

Als keine Detonation erfolgt, jubelt er im nächsten Augenblicke: Fehlschuß!

Bei dieser wahnsinnigen Fahrt müssen sie in wenigen Minuten aus dem Schußbereiche des feindlichen Panzers sein. Der Feind läßt nichts unversucht.

Das kurze „tratt — tratt — tratt — tratt“ eines Maschinengewehres ertönt. Ein Hagel von Geschossen prasselt daher. Der Ausguckmatrose stößt einen Schrei aus und stürzt herab, bleibt in den Spanten hängen und stöhnt.

Matthiessen fühlt einen verdammt scharfen Kitzel im rechten Arme. Als er hingreift, rinnt es ihm warm und klebrig durch die Finger.

Aber er ist frohen Mutes. Der Panzer liegt jetzt schon weit hinter ihnen. Jetzt sind sie gerettet.

„Ventile frei!“ schreit er durch das Sprachrohr.

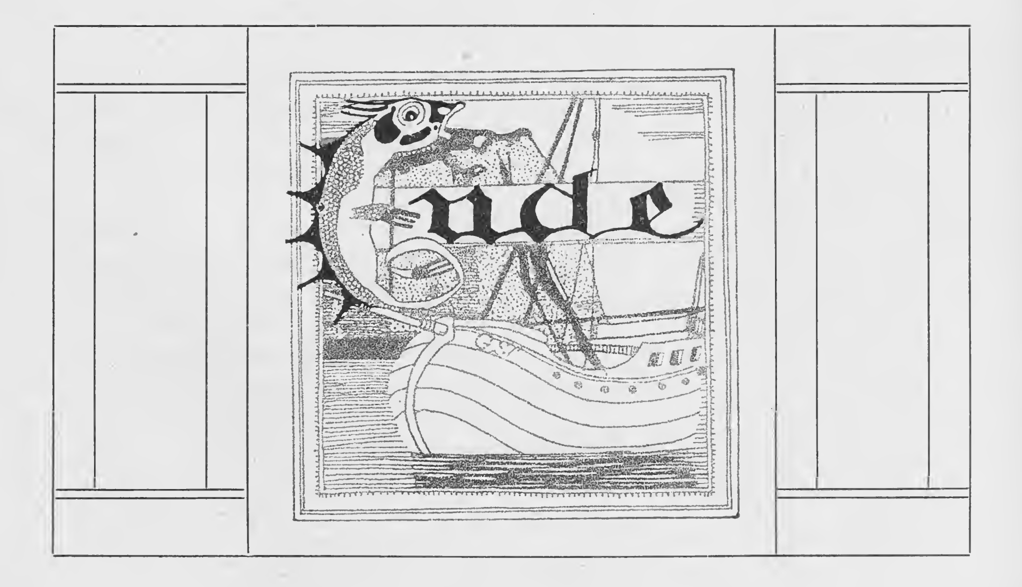
Die armen Burschen im Maschinenraum scheinen es der Stimme ihres Kapitäns anzuhören, daß der gefährliche Kampf gewonnen ist.

Sie schieben die Gewichte von den zitternden Ventilhebeln. Dann fallen sie sich jubelnd in die Arme.

Bald darauf beißen die Anker des „Blitz“ im sicheren Hafen in den Grund.

Der Ausguck wird herabgeholt. Seine Verwundung ist nicht tödlich. Er und sein Kapitän sind die einzigen, die einen Denkzettel abbekommen haben.

Bis zum Tagesgrauen wird die kostbare Ladung gelöscht, und dann liegt der „Blitz“ wieder untätig vor Anker, friedlich und harmlos auf der leichten Dünung schaukelnd.





Indien im Weltkriege.

Von Ewald Banse.



Während Deutschland und besonders Österreich-Ungarn bisher in allererster Linie Kontinentalstaaten geblieben sind, liegt die Macht unserer Feinde Rußland, Frankreich und zumal England vorwiegend in ihren Kolonialreichen. Aber so wesentliche Stützen große Kolonien im Frieden auch sind (als Märkte und Erzeuger von Rohstoffen), als ebenso gefährliche Schwächen erscheinen sie bei kriegerischen Verwickelungen ihres Herrenlandes.

Die Mandschurei und Sibirien liegen gegenwärtig offen zu Japans Füßen, das die schöne Gelegenheit schon irgendwie ausnutzen wird. Russisch-Polen, Finland, der Kaukasus, Turan, alle nur Kolonialländer der Moskowiter: jetzt sehen sie ihre Zeit gekommen und bereiten sich insgeheim vor.

Französisch-Nordafrika, voran das nur erst halb bezwungene Protektorat Marokko, wird von Sendboten der panislamitischen Bewegung durcheilt, die nun nach Abzug vieler Rothosen ebenfalls ihre Ideale zu erfüllen trachtet.

Und wie für beide, für Rußland und Frankreich, so offenbaren sich auch für Großbritannien die Achillesfersen und Eiterbeulen seines großen und so verschiedenartigen Kolonialreiches. Zwar in Kanada, in Südafrika, in Australien herrscht das weiße Element vor, und viele davon werden treu zum Mutterlande halten. Aber vor Kanadas gradem Grenzstrich lauert Onkel Jonathan. Am Kap hat das Burenvolk seine Rolle nicht allein nicht ausgespielt, sondern unter britischer Flagge sogar wesentlich verstärkt; ja, daneben spricht man auch von einer schwarzen Gefahr. Im entlegenen Australien aber denken infolge ihres sozialdemokratischen Grundzuges Volk und Regierung mehr an sich als ans Mutterland, und dann droht hier das Gespenst der gelben Überflutung. Ägypten schließlich ist ein ganz und gar unsicherer Boden.

Aber als unvergleichlich viel gefährlicher erscheint jedem die große britische Achillesferse **Indien!** Denn hier herrscht im Gegensatz zu den anderen umfangreicheren Kolonien die farbige Rasse ausschließlich, eine farbige Rasse, die sich der Fülle ihrer Gegensätze zum Herrenland durchaus bewußt ist und die getragen wird von der Idee der Befreiung und Loslösung von England. Diese unumstößliche Tatsache macht Indien, den Stolz Albions, in der gegenwärtigen Weltkriegslage zu einem weit gefährlicheren Problem für England, als irgend eine kleine Negerkolonie es jemals werden kann.

Man vergegenwärtige sich nur **Indiens Eigenart und Bedeutung für England.** Ein Chaos von Rassen, von Sprachen, von Religionen, von geschichtlichen Überlieferungen, von religiösen Fanatismen, von gesellschaft-

lichen Vorurteilen und Kasten, von Rätseln entlegenster Art. Ein Völkerwirrwarr von 320 Millionen Köpfen mit anderthalb hundert selbständigen Sprachen; der vierte Teil der Bewohner noch unter einheimischen Herrschern. Durch sein Wirtschaftsleben der wertvollste Teil des englischen Kolonialbesitzes, mit einem Außenhandel von 5¼ Milliarden Mark (1910/11), wovon 2,9 Milliarden allein auf die Ausfuhr entfallen. Indien wirft unerschöpfliche Mengen von Reis, Hirse, Weizen, Opium, Tee und besonders von Baumwolle und Jute auf den Weltmarkt. Es liefert dem Herrenlande damit Rohprodukte für die englische Industrie und Nahrungsmittel, während es anderseits der Hauptabnehmer des britischen Gewerbfleißes ist. Der Indienhandel beträgt deshalb ein volles Drittel des gesamten englischen Außenhandels!

Indien liefert billige Arbeiterheere in Albions andere Tropenkolonien. Es ist ein unermeßliches Arbeitsfeld des englischen Kapitals, so daß nicht weniger als sieben Milliarden Mark britisches Geld dort tätig sind. Seine Steuerkraft wirft gewaltige Überschüsse ab, sein Verwaltungs- und Militärdienst sowie sein Handel bietet alljährlich Tausenden unternehmender junger Engländer ein unvergleichliches Feld der Betätigung.

Mit Indiens Besitz steht und fällt Englands Ansehen in der Welt. Dieses Land der Tiger und Elefanten, des Sandelholzes und der Wohlgerüche gibt seinem Herrenlande Relief im fernen Osten und hält den britischen Kolonialbesitz als Mittelpunkt zusammen zwischen Südafrika und der Südsee. Es ist die Grundlage des großbritannischen Einflusses in Persien, in Innerasien, in Hinterindien und in Ostasien.

Kurz, Indien ist der wertvollste der wertvollen Edelsteine inEnglands Krone. Deshalb liegt es in dessen tiefinnerstem Interesse, ihn ungetrübt im alten Glanz und für sich zu erhalten, wie es unser Vorteil ist, ihn aus dem Diadem von Windsor herauszubrechen! Wird es möglich sein, Indien noch während des Weltkrieges von unserem Feinde zu trennen? Bieten die dortigen Zustände Aussicht dazu?

Fragen wir uns, ob Albion viel getan hat, um Indien für sich einzunehmen, so muß man das zwar anerkennen, aber mit der Einschränkung, daß das Verhältnis zwischen Herrn und Unterworfenen sich namentlich in den letzten Jahrzehnten nicht allein nicht verbessert, sondern sogar wesentlich verschlechtert hat.

England hat den braunen Völkern den Segen ununterbrochenen Friedens gebracht und sie aus der Zerrüttung innerer Kämpfe und Wirren erlöst. Das beispiellose Anwachsen der Bevölkerung von 100 auf 320 Millionen seit 1800 redet hierfür die beredteste Sprache. Die materiellen Kräfte des Landes wurden gehoben und entwickelt durch Schiffahrt, Eisenbahnen, Kanäle, durch Einheitlichkeit der Rechtspflege und des Münzsystems, durch Post und Telegraph, durch Unterricht und öffentliches Gesundheitswesen, durch Fürsorge für die häufigen Fälle der Hungersnöte.

Aber das alles hat die 320 Millionen durchaus nicht an die Engländer gekettet. Hierfür sind der Gründe viele, und ihre Erwägung führt uns gleich zur Einschätzung der Möglichkeit eines Abfalls Indiens von unserem Feinde. In erster Linie und hauptsächlich natürlich das Bewußtsein der Fremdherrschaft. Trotz aller Wohltaten weiß doch jeder Inder, daß diese nur Abfälle der britischen Arbeit sind, welche vornehmlich darauf ausgeht, den Engländern selber Nutzen zu schaffen. Jeder Versuch zur wirtschaftlichen und geistigen Hebung der Eingeborenen verringert die Kluft

nicht, sondern dient bloß dazu, den Stolz und die Selbstachtung der Farbigen zu heben und ihre Lust zum Abfall zu vergrößern.

Zu dieser Grundtatsache des indischen Problems treten verstärkend noch viele einzelne Erscheinungen. Dahin gehört der persönliche Gegensatz zwischen den Briten und den Eingeborenen, den verachteten Natives. Die gesellschaftliche Abschließung der Eroberer und die Achtung auch der vornehmsten Inder schafft gerade unter den höheren Hindus eine ständige Bitternis.

Durch die immer mehr erleichterte technische und geistige Verbindung der Kolonie mit dem Herrenlande sinkt das Interesse der dortigen Engländer an Land und Leuten wesentlich. Während die Briten der früheren Zeit jahrelang im Lande blieben und sich völlig eingewöhnten, verbringen sie jetzt z. B. ihre Ferien daheim und stehen mit ihren Kreisen in ununterbrochener und schneller Verbindung.

Die durch den ständigen Frieden und den wirtschaftlichen Aufschwung in verschiedenen Distrikten erzeugte Übervölkerung und die durch das Bahnwesen erleichterte Ausfuhr von Nahrungsstoffen bringen häufig Hungersnöte hervor, für welche die Bevölkerung den Engländern die Schuld in die Schuhe schiebt.

Ferner schafft die von Britannien bewußt in die Wege geleitete Agrarisierung des Landes und die Unterdrückung der Industrie große Erbitterung. Da England ein Industriestaat ist, so liegt es in seinem Interesse, daß die Kolonien offene Märkte für die Ausfuhr der Industrieerzeugnisse sind, nicht aber, daß sie sich zu gewerblichen Wettbewerbern entwickeln. So erhält man ein industrieloses Land außerdem in erhöhter Abhängigkeit, indem dessen Bedarf an Manufakturwaren völlig aufs Herrenland angewiesen bleibt. Natürlich wird diese Abhängigkeit von den Indern selber tief und bitter empfunden, und sie verlangen von der Regierung Schutzzoll für Indien und Förderung der einheimischen Industrie. Namentlich die nationale Swadeschi-Bewegung arbeitet in dieser Richtung, besonders durch patriotischen Boykott sämtlicher Einfuhrwaren.

Die Grundsteuern der Bauern, die Basis der indischen und damit zum Teil auch der englischen Einkünfte, haben Mißfallen erregt. Die in den neuen Schulen erzogene Halbbildung hat ein geistiges Proletariat erzeugt, das sich den Engländern geistig gleich und nicht selten sogar überlegen weiß, trotzdem aber nicht viel besser als Parias behandelt wird. Der früher unumstößliche Satz von der grenzenlosen Überlegenheit des Briten wurde durch den Unterricht gründlich zerstört, und damit ward die Grundlage der englischen Machtstellung in Indien erschüttert. Die eingeborene Intelligenz, namentlich auf seiten der Bengali und der Hindu, übt schon heute einen in der Richtung unheilvollen Einfluß auf die Massen aus: namentlich als leidenschaftliche Journalisten, als Wanderredner und als Volks-Rechtsanwälte.

Schulunterricht und Steigerung der Bildung haben ferner schon so etwas wie ein indisches Nationalbewußtsein entwickelt. Ideen von der Gemeinsamkeit aller indischen Interessen, die Vorstellung einer einheitlichen indischen Nation beginnen unter den Gebildeten Platz zu greifen, eben auf Grund der allen gemeinsamen Feindschaft gegen den andersrassigen Unterdrücker.

Man sollte deshalb doch meinen, daß der offene Zusammenschluß auch nur eines Teiles der 320 Millionen den Herren aufs höchste gefährlich werden müßte. Die Möglichkeit dazu hängt allerdings stark ab vom (wenigstens vor-

übergehenden) Ausgleich der Religions- und Rassengegensätze. Zu diesem Zweck hat sich in den achtziger Jahren ein National-Kongreß gebildet, eine Wanderversammlung der Intellektuellen aller indischen Religionen und Kasten: er tagt alljährlich in einer anderen Stadt und erörtert offen und leidenschaftlich die großen Fragen Indiens. Er ist eine Tribüne der heftigsten Angriffe auf die Regierung, und von ihm aus könnte sehr wohl in allernächster Zukunft der einigende, der befreiende Ruf zum Losschlagen gegen die Khakis erschallen.

National geeinigt sind bisher schon die 70 Millionen Bengali, was auch durch die 1905 erfolgte Teilung der Provinz Bengalen nicht verhindert oder rückgängig gemacht werden konnte. Die Folgen der Verordnung waren vielmehr geheime Verschwörungen und terroristische Anschläge.

Noch gefährlicher aber dürfte die junge religiöse Reaktion der Hindu gegen die Fremden sein! Sie umfaßt gerade die jüngeren Kreise unter den 220 Millionen Hindu und predigt Rückkehr zu den alten Göttern. Von dieser Bewegung gehen jene Bombenattentate aus, die seit einer Reihe von Jahren die englischen Machthaber einschüchtern und die Massen aufreizen sollen. An der Spitze stehen die Brahmanen, die Priester, selber, weil sie durch das Umsichgreifen der modernen Bildung ihren uralten Einfluß aufs Volk wanken sehen.

Hier aber hängt sowohl der unmittelbarste Haken für England wie die wichtigste Möglichkeit für uns, Indien in Flammen zu setzen. Die Hoffnung nämlich, durch die Hindupriester auf die 150 000 Mann starke Eingeborenenarmee einzuwirken und sie zu veranlassen, auf ihre Unterdrücker zu schießen. Sollte England in Europa entscheidende Niederlagen erleben, so dürfte diese Meuterei losbrechen. Greift sie aufs Heer über, so wird sie die Engländer ins Meer schwemmen; denn es stehen im Lande nur 75 000 Mann englischer Soldaten, von denen ein Teil schon nach Europa gebracht worden ist, und die Zahl der britischen Zivilbevölkerung ist sogar noch etwas kleiner.

In diesem Falle hätte sich Großbritannien zu entscheiden: Entweder schleunigst einen schimpflichen Frieden mit uns zu schließen, damit es nur recht schnell seine Truppen nach Indien schicken und seine wichtigste Kolonie retten kann. Oder aber mit uns weiter zu kämpfen und (mindestens vorläufig) Indien aufzugeben.
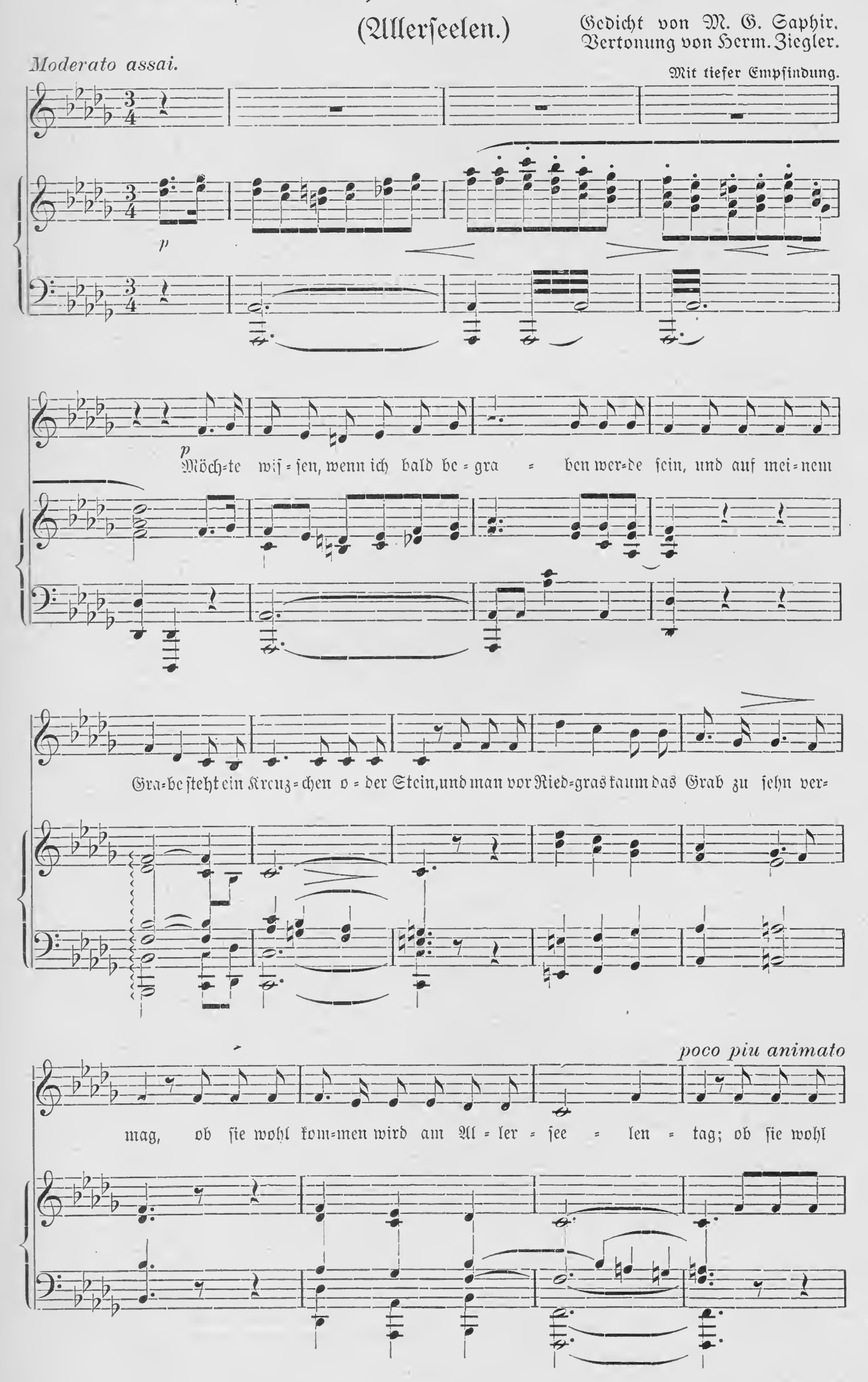
Es ist gar keine Frage, daß unser Feind das erstere vorziehen dürfte. Hierdurch würde für uns sofort das Meer freier, und es versteht sich von selbst, daß Albion uns tüchtig dafür zahlen müßte: unter seinen Kolonien gibt es hübsche Scheidemünze, als da sind Britisch-Ostafrika, Nigeria, Aschanti usw.
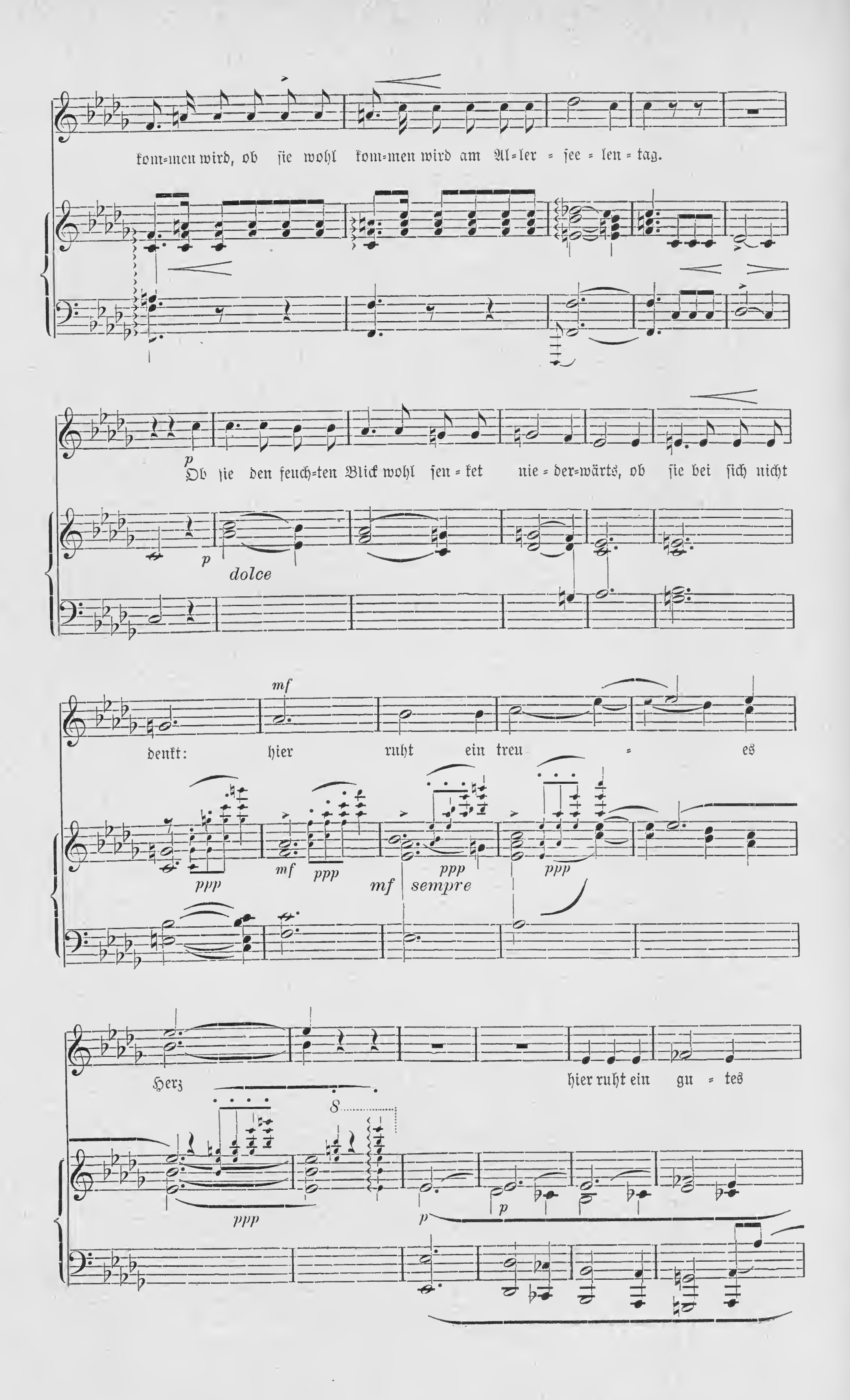
In jedem Fall muß Indiens Empörung uns Gewinn bringen. Noch schöner, noch herrlicher wäre ja natürlich — man traut sich kaum, des Gedankens Größe auszudenken — wenn wir selber Indien erwerben könnten! Dazu müßte man allerdings seinen Zwingherrn vorher erst zu Boden schlagen, daß er sich nicht mehr zu rühren vermag.

Ob sie wohl kommen wird?
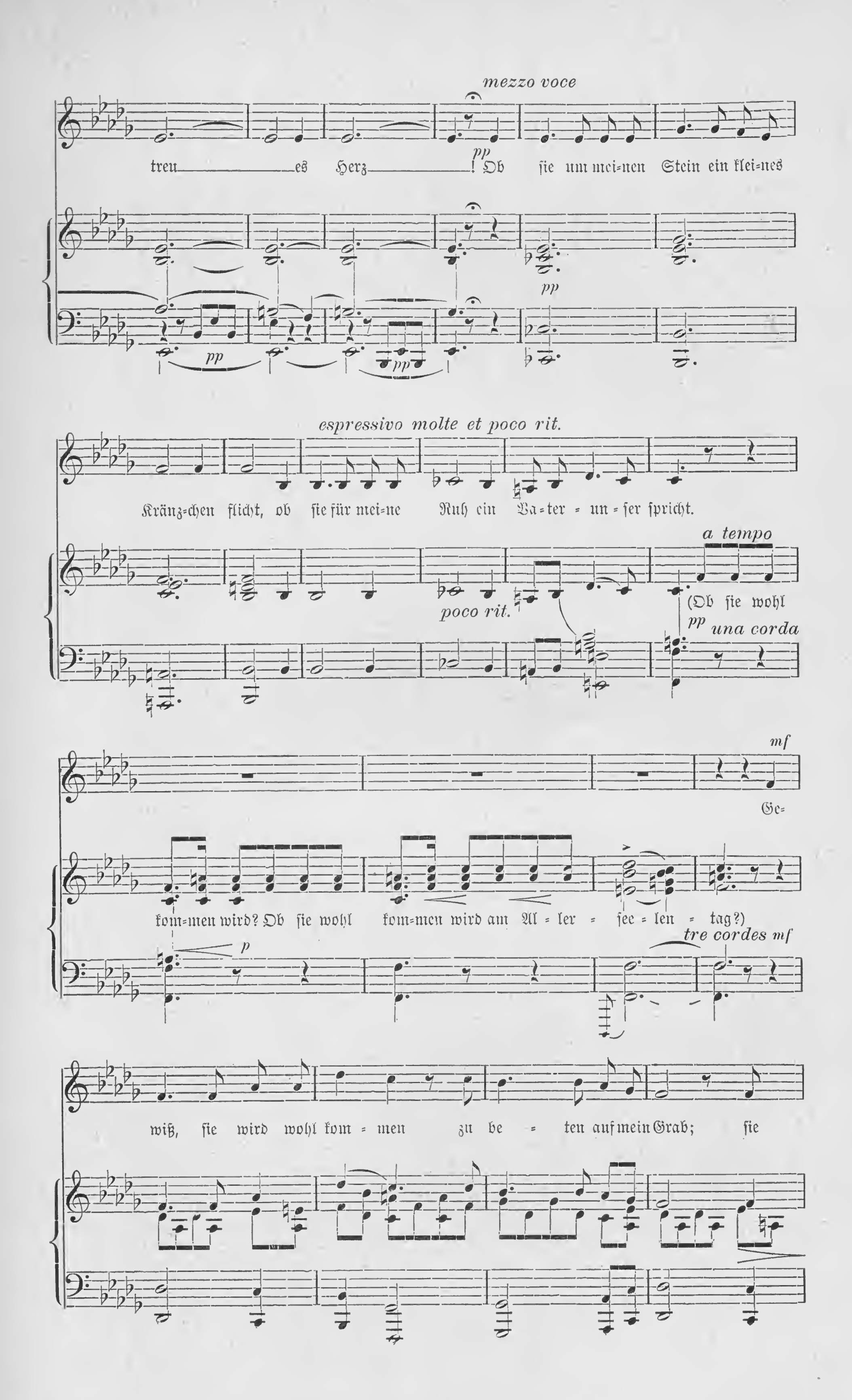
(Allerseelen.)

Gedicht von M. G. Saphir.
Vertonung von Herm. Ziegler.
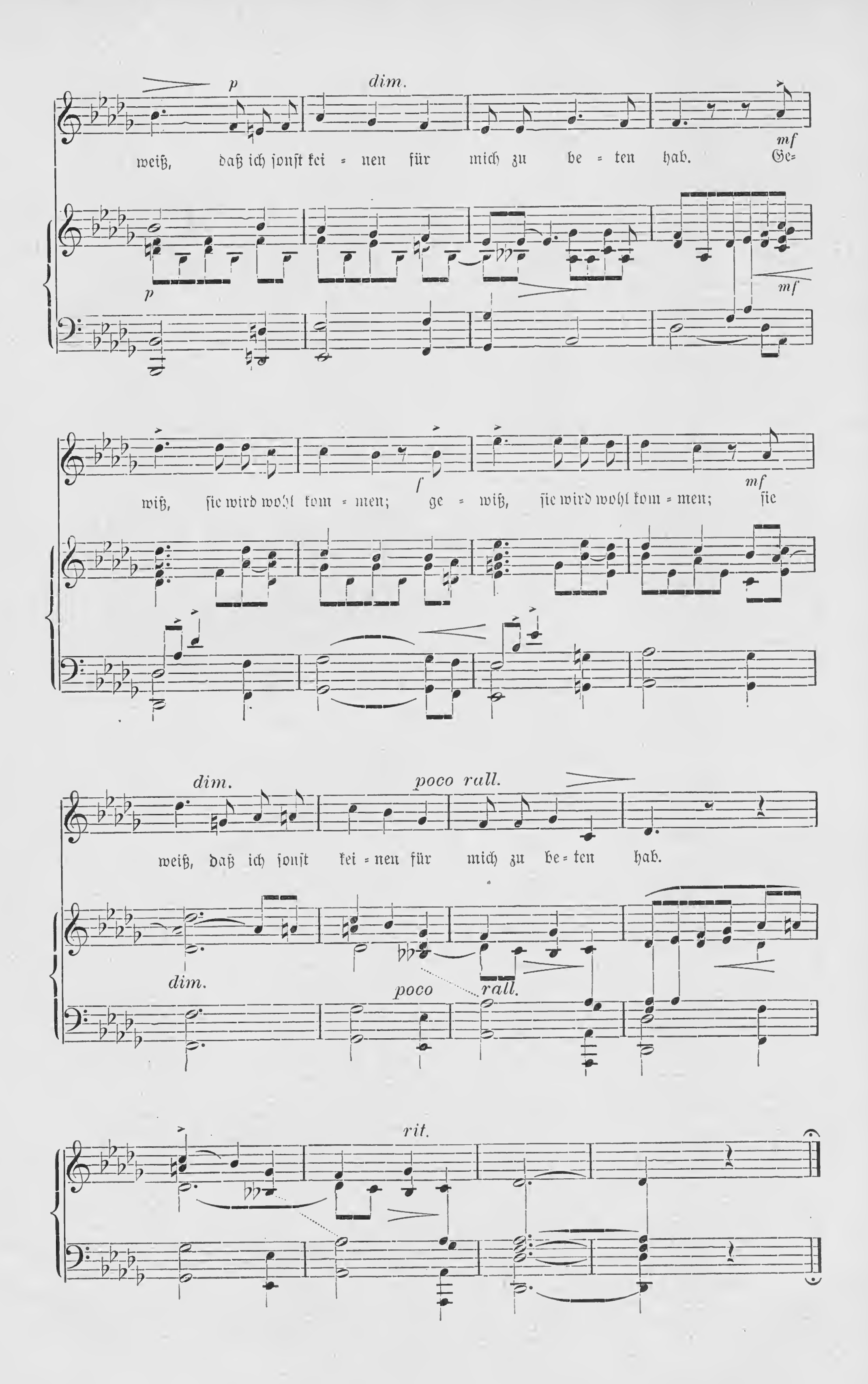




kom=men wird, ob sie wohl kom=men wird am Al=ler = see = len = tag.
Ob sie den feuch=ten Blick wohl sen = ket nie = der=wärts, ob sie bei sich nicht
dolce
denkt: hier ruht ein treu = es
mf
ppp
mf ppp
mf sempre
ppp
Herz
hier ruht ein gu = tes
8



mezzo voce
pp
treu es Herz! Ob sie um mei=nen Stein ein klei=nes
pp
pp
pp
espressivo molte et poco rit.
Kränz=chen flicht, ob sie für mei=ne Ruh ein Va=ter=un=ser spricht.
a tempo
poco rit.
(Ob sie wohl
pp una corda
mf
Ge=
kom=men wird? Ob sie wohl kom=men wird am Al=ler=see=len=tag?)
p
tre cordes mf
wiß, sie wird wohl kom=men zu be=ten auf mein Grab; sie


p
dim.
mf
weiß, daß ich sonst kei = nen für mich zu be = ten hab. Ge=
p
mf
wiß, sie wird wohl kom = men; ge = wiß, sie wird wohl kom = men; sie
f
mf
dim.
poco rall.
weiß, daß ich sonst kei = nen für mich zu be = ten hab.
dim.
poco
rall.
rit.



Napoleon und Prophezeiungen.

Von einem französischen Senator.

Eines Abends machte sich Napoleon auf den Weg nach Malmaison; es war kurze Zeit, nachdem er sich die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt hatte. In Malmaison pflegte er gern von allerlei Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen, wie Hamlet sagt, sich die Philosophen nichts träumen lassen, zu reden, da er wußte, wie abergläubisch seine kaiserliche Gemahlin sei. An jenem Abend brachte er das Gespräch auf seine gigantischen Entwürfe und überreichte Josephinen zuletzt ein altes Heft, in vergilbtes Pergament gebunden, voll unleserlicher Schriftzüge, und das die Jahreszahl 1542 trug.

Josephine nahm es und las laut den Titel: „Prophezeiungen des Meisters Noël Olivarius. Nun, was soll das?"

„Es heißt," antwortete ihr der Kaiser, „es sei von mir die Rede darin."

„Wie, in einem 1542 geschriebenen Manuskripte?"

„Lies nur."

Josephine fing an, aber da das Manuskript in ganz altem Französisch geschrieben war und die Buchstaben ziemlich undeutlich waren, so brauchte sie einige Augenblicke, um sich in den ersten Seiten in etwas zu orientieren, dann aber las sie ziemlich geläufig folgendes:

„Das gallische Italien wird nicht weit von seinem Schoße ein übernatürliches Wesen geboren werden sehen, dieser Mann wird noch sehr jung übers Meer gehen und Sprache und Sitten von den Celto-Galliern entnehmen; als Jüngling schon wird er sich unter allen Kriegsleuten über tausend Hindernisse hinweg eine Bahn brechen und ihr erstes Oberhaupt werden. Dieser Weg wird ihn der Mühe nicht wenig kosten, dann wird er nahe bei dem Lande seiner Geburt ein Lustrum und länger noch Krieg führen.

„Jenseits des Meeres wird er sich als Krieger mit großem Ruhme und großer Tapferkeit bewähren und dann aufs Neue die römische Welt mit Krieg überziehen.

„Er wird den Germanen Gesetze geben, wird bei den Celto-Galliern Schrecken und Verwirrung mit Frieden zu Ende bringen und darauf nicht König, sondern Imperator genannt werden, zu alles Volkes großer Zufriedenheit.

„Kriegsherr überall in den Reichen ringsum, wird er Fürsten und Herren und Könige verjagen, zwei Lustren und länger noch. Dann

werden Fürsten und Herren aufs Neue sich mit Macht erheben, und er wird auf seinem Throne rufen: O sidera! o sacra! Mit einem Heere wird er gesehen werden. Er wird ein Herr von neun und vierzigmal zwanzig tausend Mann haben. Es werden Fußgänger sein, die Waffen mit ehernen Spitzen tragen; er wird siebenmal siebenmal siebentausend Pferde haben, von Männern geritten, die längere Lanzen noch als die andern und Schwerter tragen und eherne Harnische; er wird siebenmal siebenmal zweitausend Mann haben, die fürchterliche Maschinen spielen lassen werden, welche Schwefel und Feuer und Tod speien. Der ganze Bestand seines Heeres wird neunundvierzigmal zwanzigtausend Mann sein.

„In der rechten Hand wird er einen Adler, das Zeichen des Sieges in Schlachten, tragen. Manche Länder wird er den Nationen geben, aber keinen Frieden.

„Er wird in der großen Stadt verweilen, mancherlei große Dinge anbefehlen: Gebäude und Brücken, Seehäfen, Wasserleitungen und Kanäle, er wird alles ganz allein tun durch die Macht großer Reichtümer, wie es nur ein Römer getan, und alles innerhalb der Besitzungen der Gallier.

„Frauen wird er zwei haben."

Hier hielt Josephine inne. „Lies weiter!" rief der Kaiser, der Unterbrechungen eben nicht liebte, ihr zu.

„Und einen einzigen Sohn. Er wird gehen, da Krieg fünfundfünfzig Monde lang zu führen, wo sich die Grade der Länge und Breite kreuzen. Dort werden seine Feinde die große Stadt anzünden, und er wird dort einziehen, und unter Aschenhaufen mit den Seinigen wieder fortziehen. Vielfache Zerstörung wird sein, und die Seinigen Mangel leiden an Brod und an Wasser, der so schwer auf ihnen lasten wird, daß zwei Drittel seines Heeres untergehen werden.

„Dann wird der große Mann, verlassen und verraten von seinen Freunden, mit großem Verlust, von einer großen Völkermenge Europas bis zu seiner eigenen Stadt gejagt werden und an seine Stelle der alte König aus altem Geschlecht gesetzt werden.

„Er aber wird zur Verbannung ins Meer verurteilt werden, nahe dem heimatlichen Boden, von dem er in seiner Jugend gekommen war, und dort eilf Monde mit einigen der Seinen wohnen, die Soldaten und seine wahren Freunde sind, und deren nicht mehr als siebenmal zweimal sind. Sind dann die eilf Monde abgelaufen, so werden er und die Seinigen Schiffe nehmen und wiederum das celto-gallische Land betreten.

„Und er wird sich gegen die große Stadt wenden, wo der alte König seinen Sitz genommen hat, der wird sich erheben und fliehen, all seinen königlichen Schmuck mit dahinnehmend. Jener aber wird wieder seine alte Herrschaft einnehmen, wo er den Völkern viele treffliche Gesetze gibt.

„Aber von neuem verfolgt von einem Bunde dreier europäischer Völker, wird nach drei Monden und dem Drittel eines Mondes der alte König wieder eingesetzt auf seinen Stuhl, und jener von seinen Kriegsvölkern tot geglaubt, die dann wider ihren Willen ihre Penaten hüten.

„Die Völker und die Gallier, wie Tiger werden sie sich würgen untereinander. Des alten Königs Blut wird das Spielwerk schwarzen Verrates sein. Die Lilie wird aufrecht erhalten werden; aber die letzten Zweige des alten Bluts werden bedroht werden.

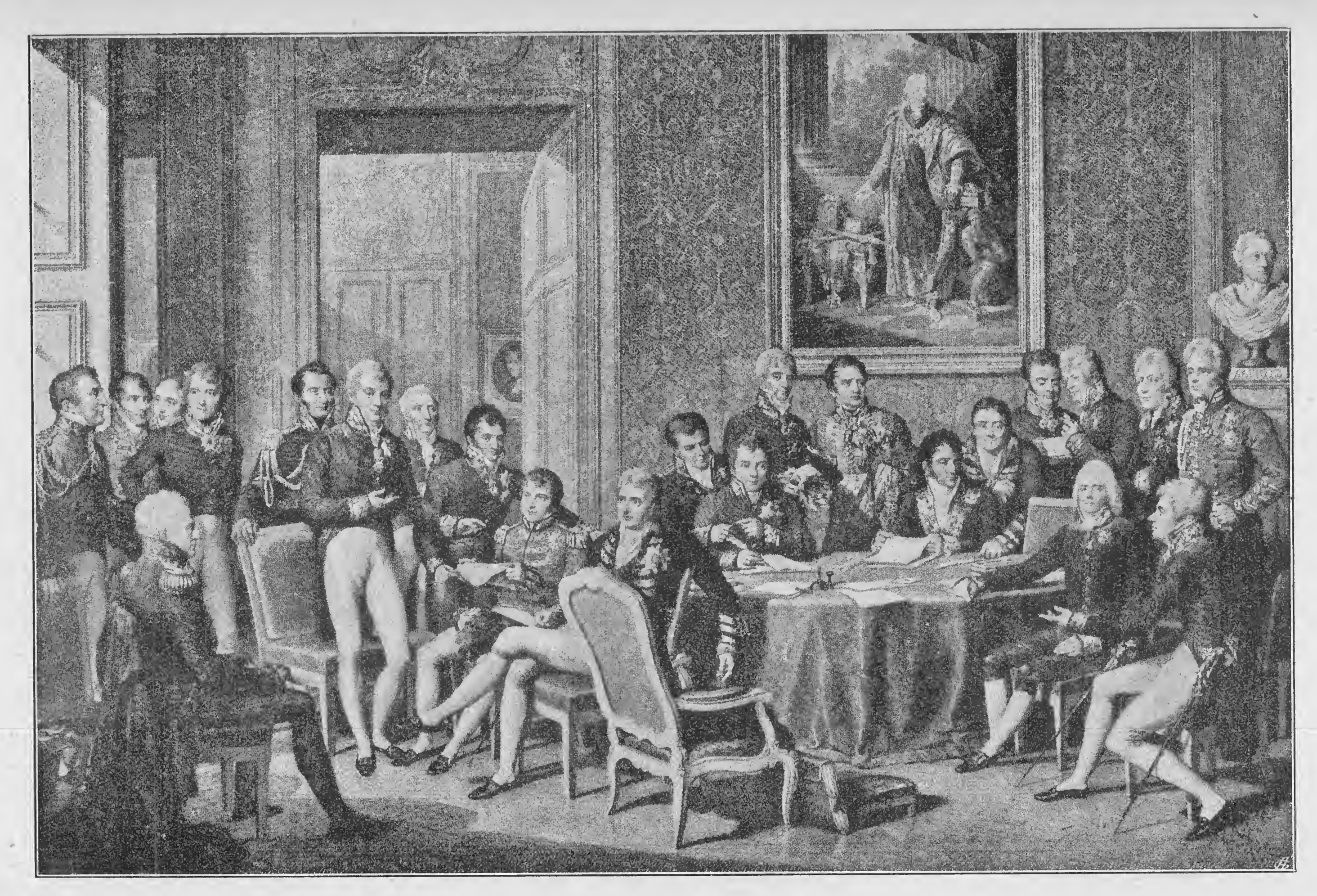
„Darauf werden sie einander bekriegen.

„Dann aber wird ein junger Kriegsmann wider die große Stadt ziehen, auf seinem Wappenschild wird der Löwe stehen und der Hahn. Die Lanze aber wird ihm gegeben werden von einem großen Fürsten des Ostens. Höchst rühmlich und hilfreich werden ihm die gallo-belgischen Völker beistehen, die sich mit den Parisern vereinigen werden, um Unruhen zustande zu bringen, Kriegsvölker zu sammeln und sie alle mit Ölzweigen zu bedecken.

„Darauf wird Friede sein fünfundzwanzig Monden hindurch.

„In Lätitia wird die Seine, rot von Blut, durch Verwüstung und Sterblichkeit ihre Wogen wälzen; neue Aufstände der Unzufriedenen werden wiederum erfolgen."

Josephine, überrascht von diesen Verkündigungen, hielt, nachdem sie noch einige nicht minder wunderbare Sätze, als die eben angeführten, gelesen hatte, inne und fragte Napoleon näher nach dieser seltsamen Prophezeiung; aber der Kaiser schien keineswegs geneigt, dem, was Meister Olivarius niedergeschrieben, im Ernste einigen Wert beizulegen, sondern antwortete nur: „Prophezeiungen pflegen stets zu sagen, was man sie sagen lassen will, indessen gestehe ich, diese hat mich sehr überrascht." Er wechselte darauf rasch den Gegenstand der Unterhaltung, und von der Prophezeiung des Meisters Noël Olivarius war nicht weiter mehr die Rede. — Nach seiner Rückkehr von Elba sprach der Kaiser von einer ägyptischen Zauberin, einmal mit dem Obersten Abd...., der damals sein Begleiter gewesen war. „Ich habe nie an dergleichen glauben wollen," sagte er ihm, „aber jetzt gestehe ich frei, es gibt Dinge, die über dem menschlichen Gesichtskreis stehen, und die niemand, sei er auch mit dem größten Scharfsinn begabt, je zu ergründen vermag. Zeuge dessen ist jene seltsame Prophezeiung aus dem Benediktinerkloster, die während der französischen Revolution ans Licht kam, und die ich kenne. Was bezeichnet sie? Ist ein anderer als ich damit gemeint? Wahrhaftig, wir sollten uns um alles an den wenden, der die Welt regiert, und uns die Lichtstrahlen wohl zuNutze machen, die hier und da auf einige bevorzugte Wesen niedergeströmt sind, um uns über den wahren Weg aufzuklären, den wir einschlagen müssen, und uns frühzeitig



Der Wiener Kongreß 1814—1815.
Gemälde von Isabey.

von den Hindernissen zu unterrichten, die uns entgegenstehen können.“

Die Geschichte dieser Prophezeiung ist in der Tat merkwürdig genug, und noch nicht bekannt, ich will sie erzählen, wie ich sie aus sicherer Quelle erfahren. François von Metz, Generalsekretär der Pariser Kommune, entdeckte sie. Es ist ja bekannt, daß zu Ende des Jahres 1792 und zu Anfang des Jahres 1793 die Königlichen Lustschlösser und die Gebäude, die Klöster, Abteien und Kirchen auf Befehl der Bergpartei geplündert wurden. Hauptzweck dabei war, wenigstens nach der Absicht der Führer jener mit fürchterlicher Konsequenz alles auf die Spitze treibenden Partei, alle Papiere und schriftlichen Denkmäler zu vernichten, die Bezug auf Geistlichkeit, Adel und Königtum hatten. Die Bücher der öffentlichen Bibliotheken, insbesondere aber Pergamente und Handschriften aller Art, wurden auf das Rathaus von Paris geschleppt, dort mußten sie einen förmlichen Prozeß durchmachen, wurden in Anklagezustand versetzt, freigesprochen oder verdammt und demgemäß entweder erhalten oder alsbald verbrannt.

An einem Tage des Juni 1793 war eine ziemliche Anzahl von Bibliotheken verbrannt worden; in einem großen Saale hatte man vorläufig die gefundenen Handschriften aufgestapelt, und François von Metz schritt mit einigen Angestellten zum Urteil über dieselben und über die geraubten Bücher. Zuerst kam eine Masse theologischer und physikalischer, astronomischer und historischer Sachen; dann stießen sie auf viele Bücher in Oktav, Quart, Duodez, die alle in Pergament gebunden und mit einigen Zeichen versehen waren. Einige der Angestellten behaupteten, sie haben zur Bibliothek der Benediktiner gehört, während andere der Meinung waren, sie kämen aus der reichen bibliographischen Sammlung der Genovefianer. Ihre Überraschung war nicht gering, als sie sahen, daß sie Abhandlungen über die verborgenen Wissenschaften, über Astrologie, Alchymie, Nekromantie, Chiromantie, über die Kunst der Prophezeiung in allen ihren Formen enthielten.

Sie hatten schon fast alle die Schriften, die ihnen meist nur von geringer Wichtigkeit und der Ehre des Märtyrertums auf dem Scheiterhaufen nicht würdig zu sein schienen, in ihre Verzeichnisse aufgenommen, als ein kleines Büchlein in Duodez ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war das Buch der Prophezeiungen, verfaßt von Philipp Noël Olivarius, Doktor der Medizin, Chirurg und Astrolog; dieses Buch enthielt noch, außer der seinigen, mehrere Prophezeiungen von unbekannten Verfassern, während nur die seinige unterzeichnet war; außerdem stand auf der letzten Seite: Finis und die Jahreszahl 1542, in Ziffern, wie sie im sechzehnten Jahrhundert gebräuchlich waren.

François von Metz las Olivarius' Prophezeiungen ganz durch, aber er verstand ihren Sinn durchaus nicht, hielt sie indessen für so wichtig, daß er sie mit eigener Hand abschrieb und zu mehreren anderen Prophezeiungen legte, die er sich gesammelt hatte, und die ich später unter seinen Papieren fand.

Natürlich verbreitete sich die Kunde von dieser merkwürdigen, neuerdings aufgefundenen Prophezeiung bald und sie kam in vielen Abschriften selbst in das größere Publikum, während das Original der städtischen Bibliothek zu Paris verblieb, wo es mit mehreren andern derartigen Werken aufbewahrt wurde. Als Napoleon den Thron bestiegen hatte, ward ihm der Inhalt jener Prophezeiung mitgeteilt. Er wollte sie sehen, ließ sich das Original derselben aus der Bibliothek kommen; es ist nicht dahin zurückgekehrt, und niemand weiß, wo es geblieben ist. Gedruckt wurde die Prophezeiung übrigens nach einer der vorhandenen Abschriften im Jahre 1815; ferner in den Memoiren der Kaiserin Josephine von 1820 und 1827; auch der Buchhändler Eduard Brivon hat in seinem „Recueil de Prophéties“ einen nochmaligen Abdruck davon veranstaltet. — Insoweit übrigens die Prophezeiung den Kaiser und die Wiederkehr und die nochmalige Verjagung des alten Königsgeschlechts betrifft, ist sie fast wörtlich eingetroffen.

„Europa“ 1839, 4. Band.

Einst geschieht's.

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen:
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassen.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren.
Taten wird zu dieser Frist,
Helden dir die Not gebären.

Bis du wieder stark wie sonst,
Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,
Vor Europas Völkern thronst,
Eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage denn empor,
Läut'rungsglut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

Emanuel Geibel (1860).

Allerlei aus alten Zeitschriften.

Anna Bailey.

Eine hübsche Episode aus dem englisch-amerikanischen Krieg enthält folgende Notiz eines amerikanischen Blattes aus dem Jahre 1853:

Kürzlich starb zu Groton in Connecticut Anna Bayley, die im Kriege mit England 1813 durch ein seltsames Ereignis weit und breit genannt und berühmt wurde. Durch die übermächtige britische Flotte war damals Commodore Decatur in den Hafen von New-London zurückgedrängt worden und die Verhältnisse standen so, daß man jeden Augenblick einen Angriff auf die Stadt erwarten durfte. Darum war es von höchster Wichtigkeit, das Fort auf der Höhe von Groton zur hartnäckigsten Verteidigung auszurüsten. Major Simon Smith eilte mit einer Schar New-Londoner Freiwilliger die Besatzung zu verstärken, und es wurden alle Vorbereitungen getroffen, um dem Feinde einen möglichst „warmen“ Empfang zu bereiten. Da die Kartuschen auf die Neige gingen und man kein Zeug vorfand, um neue Überzüge zu fertigen, wurde ein Eilbote in den nahen Ort geschickt, um ein Stück leichten, wollenen Stoff zu holen. Die Bewohner hatten aber ihre Habseligkeiten zumeist eingepackt und in andere der Kriegsgefahr weniger ausgesetzte Orte der Nachbarschaft befördert. Auch Miß Bailey hatte ihre Koffer bereits fortschaffen lassen. Sie ging eben über die Straße, als sie den Boten traf, der vergeblich den ganzen Ort abgelaufen hatte und ihr nun ebenfalls seine Bitte vortrug. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, fuhr das Mädchen mit den Händen in Schlitz und Taschenöffnung ihres Kleides, nestelte blitzschnell die Bänder ihres Unterröckchens auf, schüttelte es von sich, hob es auf und bot es lächelnd dem Manne mit dem Wunsche an, daß es gute Dienst leisten möge. Die Umstehenden wurden zur Heiterkeit, zugleich aber auch zur Bewunderung des raschen Entschlusses hingerissen. Der Bote aber eilte mit seiner Gabe in die Festung und erzählte, auf welche Weise er selbe erlangt habe. Rasch lief die Mär durch die ganze Garnison. Das geopferte Kleidungsstück wurde von der Besatzung enthusiastisch begrüßt. Die Krieger befestigten das Gewand an einer Lanze und schwuren, es nicht zu zerstückeln, sondern unter ihm zu kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Betroffen von der herausfordernden, siegessicheren Haltung der Amerikaner, wagten die britischen Streitkräfte jedoch keinen Angriff, und so blieb die seltsame Fahne ohne Kugellücken und Risse.

Die Kunde dieses Vorfalls wurde durch die Zeitungen über die Vereinigten Staaten verbreitet. Miß Bailey war bald als warmherzige Patriotin bekannt und gefeiert. Bei einem großen Feste, das New-London den Vaterlandsverteidigern gab, erschien sie geführt von dem höchsten Offizier des Platzes und eröffnete mit diesem den Ball. Zwei Präsidenten, Monroe und Jackson, verfügten sich sogar anläßlich einer Inspektionsreise in feierlichem Aufzug nach dem Hause der Heldin, um diese zu begrüßen.

Ein russisches Wandbild.

J. Annegarn bringt in seiner 1836 herausgegebenen Geographie die Schilderung eines Wandbildes in einer russischen Schenke, das die Selbstüberschätzung der Russen so recht beleuchtet:

Unter den Bildnissen mehrerer Zaren sind zu sehen die Personifikationen der vier Weltteile. Einen fünften hat der Künstler offenbar nicht gekannt. Europa wird durch einen russischen Krieger in kolossaler Größe symbolisiert, neben ihm erscheinen die übrigen Völker als Zwerge. Der Deutsche hat die Schlafmütze über die Ohren gezogen und schlummert sanft! Der Franzose läßt einen Affen tanzen, der Engländer stolpert auf einem Schiffe umher, das sich auf dem Trockenen befindet. Er hat etwas Katzenartiges in seinem Wesen und fängt Mäuse. Asien wird durch einen Kosaken vertreten, der Türken, Perser, Tscherkessen und Tartaren vor sich hertreibt. Sein Bart ist so mächtig, daß er dazu dienen könnte, die Schneelasten von den umliegenden Bergen abzukehren. Afrika wird durch einen Mohren angedeutet. Ein mächtiger Backofen, aus dem gewaltige Flammen lodern, soll die Hitze bezeichnen. Der Mann, der Amerika darstellt, trägt einen englischen Hut, den ihm ein Sturmwind abzublasen droht. Er sitzt ruhig auf einem feuerspeienden Berge, an dem er sein Pfeifchen anzündet. Auf seinem Schoße hält er einen Negerknaben, aber man weiß nicht, ob er ihn liebkosen oder mißhandeln will.

Für die Jagdzeit.

Die „Indép. Belge“ erzählt, es gäbe in England Institute, in welchen man gegen Bezahlung mit Koth beworfen wird. Diese sehr eigentümliche Industrie hat ihren Grund darin, daß in England der Grundbesitz in verhältnißmäßig wenigen Händen und die Jagd daher ein Vergnügen nur wenig Auserwählter ist. Leute, die sich nun ein vornehmes Air geben wollen, verschwinden zuweilen auf einige Tage, angeblich um zu jagen. Ehe sie sich wieder sehen lassen, begeben sie sich im Jagdanzuge in ein solches „splashing house“, wo sie auf ein mechanisches Pferd gesetzt und kunstgerecht bespritzt werden. Sie haben sogar die Wahl, welcher Grafschaft Boden sie an sich tragen wollen. Die Operation dient übrigens nicht nur der Eitelkeit, sondern hat einen sehr praktischen Zweck. Man braucht nämlich nur so gründlich beschmutzt auszusehen, um sich bei den Kaufleuten des allergrößten Credits zu erfreuen.

Paynes „Universum“ 1869.

Die Vertreibung der Herzogin Adelgunde von Modena.



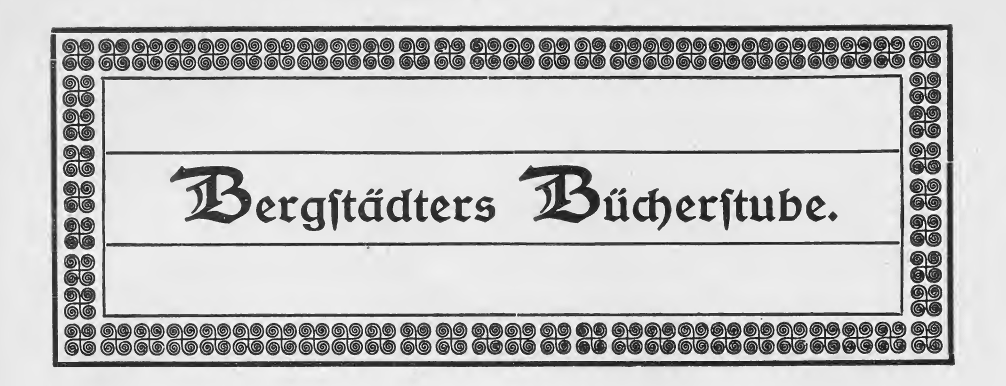
Herzogin Adelgunde von Modena.

Die am 28. Oktober gestorbene Herzogin Adelgunde von Modena wurde als das sechste Kind des Königs Ludwig I. von Bayern am 19. März 1823 zu Würzburg geboren. Am 30. März 1842 vermählte sie sich mit dem damaligen Erbprinzen Franz Ferdinand von Modena, Erzherzog von Österreich-Este. Während der Vorbereitung revolutionärer Umwälzungen kam Franz V. im Jahre 1846 zur Regierung. Der Herzog konnte seine Rechte und Ansprüche nur mit Hilfe der österreichischen Bajonette durchsetzen. Als am 22. März 1848 in Mailand die Revolution ausbrach, wurde der Herzog von den Modenern seines Thrones für verlustig erklärt. Franz V. und seine Gemahlin flohen auf verschiedenen Wegen. Herzogin Adelgunde befand sich unter dem Schutze des Erzherzogs Ferdinand und des Barons Grainger. Das nächste Ziel der Flüchtigen war Mantua. Gleich beim Tor stiegen zu ihrem Schutz zwei österreichische Soldaten auf den Bock des Wagens. Der aufrührerische Pöbel riß sie jedoch sofort wieder herunter. Durch die von Aufständischen wimmelnde Stadt wurden die Flüchtigen in den Rathaussaal gebracht. Hier mußten sie drei qualvolle Stunden in Todesangst ausharren. Die phantastisch bewaffneten Haufen machten Miene, die ganze Gesellschaft zu massakrieren. Nur die Anwesenheit der Herzogin Adelgunde, die sich in gesegneten Umständen befand, hinderte die Unholde, ihr Vorhaben auszuführen. Sie machten der Herzogin das Anerbieten, ihr allein freien Abzug zu gewähren. Diese wies den Vorschlag entrüstet zurück, da die übrigen dann rettungslos verloren gewesen wären. Die Festung befand sich jedoch noch in den Händen der Österreicher. Endlich gelang eine Verständigung mit dem Kommandanten, und die Gefangenen wurden befreit. Doch war die Gefahr noch groß. In Roverbello wurde der Wagen von einem Haufen Sensenmänner verfolgt. Da der Kutscher Angst bekam, setzte Baron Grainger ihm die Pistole an die Stirn und drohte, ihn zu erschießen, wenn er nicht auf die Pferde einhaue. Erst in Verona befand man sich in Sicherheit. Nach Radetzkys Einzug in Mailand konnte auch das Herzogspaar am 1. Juni 1849 mit ihrem neugeborenen Töchterlein Anna Beatrix nach Modena zurückkehren. Nach acht Tagen starb bereits die kleine Prinzessin. Im Jahre 1859 mußte die Herzogin wiederum fliehen, obwohl sie an den Masern erkrankt war. Nun verlor Franz V. sein Land, das mit Sardinien vereinigt wurde, endgültig. Die herzogliche Familie siedelte nach Wien über. Am 20. November 1875 starb Franz V. Da er keine Kinder hinterließ, erlosch mit ihm das Haus Este. Doch nahm sein Erbe, der verstorbene Erzherzog-Thronfolger, den Namen Österreich-Este an. Die innigste Geschwisterliebe verband die Herzogin Adelgunde mit ihrem Bruder, dem verstorbenen Prinzregenten Luitpold von Bayern. Sie hatte ihre ständige Wohnung im Palais des Prinzregenten und bewohnte die Zimmer, die direkt an die Gemächer ihres Bruders anstießen. Nur wenige Monate brachte die Herzogin Adelgunde in ihrem Wiener Palais zu, wo sie alljährlich den mehrwöchigen Besuch des Bruders empfing. Die übrige Zeit verbrachte sie mit ihm gemeinsam in München, Berchtesgaden oder auf dem ihr gehörigen Schloß Wildenwart am Chiemsee. P.



Ludwig von Senger: Feierabend





Von Vaterland und Freiheit, von Kampf und Sieg.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Unsere Heere inmitten der gewaltigen Entscheidungsschlachten in Frankreich, unsere österreichischen Brüder im siegeszuversichtlichen, aber mörderischen Ringen gegen einen Koloß, unser zweiter Marschall Vorwärts auf russischem Plan, unsere Kanonen und unsere Rechtspflege in Belgien, unsere junge Flotte, gefürchtet von und dürstend nach dem britischen Feinde — alles, daheim und im Felde, auch wo Blut und Tränen in Strömen fließen, gestimmt auf den einen Ton des Heldenmutes und -Vertrauens. Drüben, in den Reihen und auf dem Boden der unter dem Banne der Lüge, der Volks- und Völkertäuschung, auch dem der menschenunwürdigen Verrohung kämpfenden Feinde die Grausamkeit und, zutiefst, Ohnmacht der Unkultur; drinnen, bei uns, im heißgeliebten Vaterlande wie im verbündeten Österreich, die Segens- und Ordnungsmacht der Kultur, die zielbewußt weiter baut, wo ihre Entwickelung ungestört bleiben konnte, und neu erbaut, wo sie gehemmt werden mußte. Ein Welt- und Weltenkampf, wie er in seiner vollen Ausdehnung unmöglich vorhergesehen werden konnte, wenn er auch in seiner Wesenheit von diesem und jenem geahnt wurde.

Zu solchen Weitblickenden zählt der bekannte ehemalige evangelische Pastor und jetzige freisinnige Politiker und Sozialpolitiker Friedrich Naumann, von dem gerade um die Zeit des Kriegsausbruches der Verlag Karl Robert Langewiesche in Königstein im Taunus einen Sammelband herausgab: „Das blaue Buch von Vaterland und Freiheit“ (gr. 8⁰ 267 S. 1,80 M. Erstes bis fünfzigstes Tausend). Die hohe Zahl der Auflage zeigt, auf welchen weit ausgebreiteten Leserkreis von vornherein gerechnet werden durfte. Der Verlag zeigt an, daß der vorliegende Auswahlband das Wesentlichste umfasse von dem, was Naumann seit 20 Jahren über politische, wirtschaftliche und menschliche Dinge geschrieben habe. Die markanteste Persönlichkeit des nachbismarckischen Deutschlands spreche aus diesem zu einem Ganzen verschmolzenen Buche, dem der Verlag kein stolzeres und kein wahreres Wort auf seinem Wege in die deutsche Welt mitzugeben wisse als den Ausspruch Rudolf Sohms über den Verfasser: er habe „mit weit vernehmbaren Hammerschlägen neue Thesen an das Tor des Deutschen Reiches geschlagen“. — Also der sozialpolitische Luther? Ein Wahrheitskern steckt zweifellos in diesem Ausspruch, der freilich von vornherein auch ungewisse Beleuchtungen zuläßt.

Wer das dem Bande beigegebene Autorbildnis genau anschaut, wird eine Fülle bleibender Eindrücke empfangen. Sie dürften sämtlich letzten Endes auf eine Idealitätskraft deuten, die ihren Träger sich durch willensfeste Selbstbestimmung zu einer starken Persönlichkeit zusammenschließen läßt. Die Bildunterschrift bestrahlt eine Hauptanschauung des Sozialpolitikers Naumann, dem das „Bekenntnis zur Nationalität“ als Durchgang zur „Menschwerdung der Masse“ gilt. — Inhaltlich scheidet sich das Buch in zwei Teile: I. „Von den politischen Dingen“ und II. „Von der Wirtschaft, der Technik und den Menschen“. Gleich im ersten Absatz flammt uns Naumannsche Urwüchsigkeit entgegen. Indem eine Begriffsbestimmung für alle Staaten aller Zeiten und Völker ein für allemal abgelehnt wird, heißt es: „Der Staat ist ein Chamäleon, ein Proteus, ein

verwandelbares Tier... Alles kann sich ändern, alles, und das „Wesen" bleibt doch dasselbe! Es bleibt, wenn man so sagen darf, das unsichtbare Ich, das stets seine alten Erfahrungen und Kräfte benützt, um anders zu werden. Dieses Staats-Ich mit Logik und Dialektik verfolgen zu wollen, ist eine Jagd nach einem Eber, der die Kraft hat, gelegentlich ein Hirsch zu sein."

Folgt eine Beleuchtung des „monarchischen Problems in Deutschland" auf Naumannsche Weise. Wie Bomben und Granaten fliegen die Bestimmungssätze und wie scharf sausende Kugeln: „Der neue Monarchismus sitzt bei uns allein im Kaisertum." „Im Getöse und Blut von Königgrätz vollzog sich zweierlei: der Sieg des Königs von Preußen über den bürgerlichen Liberalismus und der Sieg des kommenden Kaisers über die vorhandenen Monarchen. Darin, daß diese beiden Vorgänge zusammenfielen, liegt unser politisches Schicksal, liegt auch das Schicksal der hohenzollernschen Kaiser. Sie haben zwei Gesichter, ein preußisches und ein neumonarchisches." „Überall steht bei uns um den Kaiser herum eine Vergangenheit, die alles andere ist, nur nicht modern imperialistisch. So oft er sich unterzeichnet I. R. (imperator rex), zeichnet er als Bewohner zweier Welten." Und so fort. Mit einer Kühnheit des Zupackens, daß manchem Hören und Sehen vergehen dürfte. Aber immer mit dem Maß inneren Gefaßtseins. Man lese: „Unser Monarch hat für uns nur einen Zweck, wenn er Kapitän oder Chauffeur ist auf der gefährlichsten Fahrt, die es gibt, auf der Fahrt ins Meer der Weltgeschichte. Wir wollen ihn nicht mit unnützen Fragen stören, wenn wir seinem eisernen Gesicht ansehen, daß er nichts, garnichts im Kopfe hat als sein gewaltiges und gefährliches Instrument."... „Alle inneren Reformen, alle Freiheit, Gerechtigkeit, Wohlstand und Bildung sinken und brechen von dem Moment an, wo die Macht nach außen fällt. Das empfindet die weitaus größte Mehrzahl unseres Volkes, bis tief hinein in die Sozialdemokratie, daß wir um alles in der Welt keine große militärische Niederlage haben dürften." „Nichts, nichts hilft in der Weltgeschichte Bildung, Kultur, Sitte, wenn sie nicht von der Macht getragen werden! Wer leben will, muß kämpfen." „Macht ist immer das Gegenteil von Deklamation, denn sie besteht in Benützung vorhandener Kräfte und Verhältnisse." Dazwischen, wie ein ausruhendsinnendes Innehalten: „Arbeit ist die Philosophie der Neuzeit. Vielleicht arbeiten wir zu viel und träumen zu wenig, aber sicher ist, daß unsere Ehrfurcht den großen gestaltenden Arbeitern gilt, den Menschen, die sich selbst in Zucht haben, um Meister der Dinge werden zu können."

Eine Probe aus der Beleuchtung der Stände und Parteien: „Der alte Adel lagert um den König herum wie die gezähmten Löwen um ihren Bändiger." Aus derjenigen der völkischen Entwickelung: „Der Krieg entpersönlicht sich und wird zu einem Wettlauf der Finanzen und der Mechanik." Aus derjenigen der Staatenverhältnisse zu einander: „Solange Österreich lebensfähig ist, ist seine Erhaltung für uns weit wertvoller als jede deutsche Grenzerweiterung. Wir Deutsche müssen alles tun, um Österreich zu erhalten." Freilich bieten sich auch Gelegenheiten zur Fragezeichensetzung. Einen Satz wie diesen kann man noch gelten lassen: „Der Protestantismus ist von Haus aus individualistischer als der Katholizismus und sieht das Ziel weniger in der Harmonie als im Fortschritt." Aber daraus den Schluß eines großen Vorzuges „der protestantischen Völker" ziehen zu wollen, wie Naumann es tut, heißt zu weit greifen. Auch diese Scheidung ist unhaltbar: „Das katholische Menschenrecht heißt Schutz, das protestantische Menschenrecht heißt Freiheit."

Gewiß wäre einzelnes in dem Buche vom Verfasser heute, angesichts der Entwickelung dieses Völkerkrieges, anders geprägt worden, aber wesentliche Änderungen hätte ein Naumann sich kaum abgerungen. Manche Wendung dürfte sich vielmehr bei ihm auf die jetzige gewaltige Bekundung deutscher völkischer Ertüchtigung hin eher verschärfen als mildern, so diejenige über die parlamentarische Dreiklassenteilung der preußischen Verfassung: „Ganz Deutschland schleppt mit an dieser preußischen Last. Was könnte unser ganzes tüchtiges, arbeitsames, leistungsfrohes Volk, was könnte es in der Welt sein vor allen Völkern und für sie alle, wenn es die Bürgerverachtung, die in den Begriffen Dreiklassenhaus und Herrenhaus liegt, von sich abwerfen könnte! Das würde erst die volle Reichsgründung sein, damit erst würde der Gedanke der deutschen Nation sich vollenden." Nach seiner Anschauung befinden wir uns erst am Anfang neuer Lebensformen, „am Vorabend einer Zeit, deren Wesen sich uns noch kaum enthüllt hat". Die Vermehrung der Masse der Menschen, der Zuwachs volkswirtschaftlicher Kräfte ist ihm auch da das „primum movens", denn: „Malthusianische Völker verlieren ihre erobernde Kraft politisch und volkswirtschaftlich." Welthandel sei das Losungswort. „Wir wollen für alle Welt arbeiten, damit alle Welt für uns arbeiten muß." Die Führung in der Weltwirtschaft aber erlange nur ein Volk von Männern und Frauen, der als einzelne etwas Wertvolles bedeuten. Also: möglichst hohe Steigerung die „Menschenqualität!" Und: „Die erhöhte seelische Arbeit, die in die Materie hineingetan wurde, ist der sicherste Schutz vor Vernichtung. Deutscher Stil solle den Stempel unseres Gesamtschaffens bilden, damit es sich seiner Eigenart nach in der Menschheit durchsetze. Ein Haupterfordernis der neudeutschen Volkswirtschaft aber sei, die Menschen zu

„dezentralisieren, um sie zu erhalten“. Große Vorsicht, erklärt Fr. Naumann, erfordere die moralische Behandlung der Weltfriedensfrage. Nach Verwirklichung der Menschheitsorganisation wäre es unsittlich, gegen den gewordenen neuen Körper Waffen zu erheben. Jetzt jedoch, wo die Menschheit erst als „Organisationsproblem“ auftauche, wäre es verfrüht, im Namen dieses „übermenschlichen“ Zukunftsstaates alle Gegenwartsmoral über Bord zu werfen. Diese aber bestehe in der Pflege und Erhaltung überkommener Gemeinschaftsformen „als Ertrag einer langen Geschichte aus den Händen unserer Väter und Mütter“, und solches gehe nicht ohne Waffen ab.

Der durchschnittliche Krieg der Neuzeit sei eine kapitalistische Aktion. Diese Tatsache dürfe nicht verschleiert, müsse vielmehr in aller Nacktheit herausgehoben werden zur vollen wirtschaftlichen Würdigung des Krieges. Um im kapitalistischen Weltprozeß nicht „bedeutungsloser“ zu werden, brächten wir ja, abgesehen von allen nicht wirtschaftlichen Gründen, die riesigen Opfer unseres Militärhaushaltes mit der Überzeugung, daß sie sich „rentieren“. Für einen ungestörten Verlauf der Menschheitsorganisierung scheine keinerlei Sicherheit vorzuliegen. So große Entwickelungen bedingten Kraftproben. Aber: „Welches Volk viel leistet, wird viel bedeuten in der Menschheit.“ Es gebe ein neudeutsches Volk, das seine Zukunft erst vor sich sehe. Was in ihm die Besten der Nation schaffen: jene, „deren Seelen leuchten, weil sie die Welt um sich herum neu werden sehen,“ was die vielen Namenlosen leisten, die in Stille ihr Werk tun, das alles diene der deutschen Geschichte und einem Volke, das um seiner Leiden und um seiner Taten willen verdiene, ihm mit Herz und Sinn und Seele ergeben zu sein.

Auch die politischen und religiösen Gegner Naumanns werden der in diesem Buche vielfach niedergelegten Gesinnungstüchtigkeit ihre Hochachtung nicht versagen können; auch dort, wo sie seine Überzeugung ablehnen müssen, blüht ihnen eine Fülle wenn nicht wirklich befruchtender, so doch lebendiger Anregung. Eines aber mache man sich vorher klar: Es bedarf einer festen, gereiften und geschulten Widerstandskraft, um an einen Anschauungsanwalt wie diesen nicht zu viel zu verlieren.

Mit seherischer Klarheit verkündet Fr. Naumann für den Zukunftskrieg, in dem wir uns ja jetzt befinden, daß bei dessen gesteigerter Gefahr alles darauf ankomme, ob das Heer in sich selbst eine kampfbereite Gesinnung habe; die Volksgemeinschaft sei nie größer als wenn zusammen gestorben werden müsse. Das rückblickende Auge des Geschichtsfreundes mag ihm diese Erkenntnis geschärft haben. Denn 1870/71 bildete auch nach dieser Richtung, wie ungefähr nach jeder, das Vorspiel. Wer sich davon überzeugen will, versenke sich in Walter Bloems drei vaterländische, in sich zwar abgeschlossene, unter sich aber zusammenhängende Kriegsromane (1912 und 1913), die in immer sich erneuernden Auflagen — bis zur 130. — des Verfassers Namen wie auf Sturmesschwingen über ganz Deutschland und darüber hinaus tragen und trugen: „Das eiserne Jahr“, „Volk wider Volk“ und „Die Schmiede der Zukunft“ (Leipzig, Grethlein u. Co., jeder Band zu je etwa 500 Seiten, gebunden 6 M). Der erste Band umfaßt die Geschichte des 1870/71 er Krieges bis zum Falle Straßburgs, der zweite die der Weiterentwicklung der Kämpfe auf französischem Boden, der Belagerung von Paris und des Ringens um die Hauptstadt sowie Orleans, der dritte die des letzten Widerstandes und Verblutens, des Zusammenbruchs Frankreichs und des Neuerstehens Deutschlands. — Man hat Walter Bloem allerhand „Vorgänger“ seines Werkes als benutzte Muster oder vielmehr Anlehnungsgegenstände für seine Muse vorrücken wollen; aber diese Art Tadels braucht er nicht zu scheuen. Selbstverständlich hat er möglichst viele Kriegserzähler drüben und hüben gründlichst studiert, vor allem wohl den „La débacle“-Zola und unseren Kriegsnovellenmeister Liliencron, wie er denn auch ebenso selbstverständlich die einschlägigen geschichtlichen, völkischen, psychologischen, sprachlichen, strategischen und taktischen Gebiete aufs genaueste durchforscht haben muß. Doch das alles im Geiste einer nach vollendeter Sachlichkeit, Gerechtigkeit und innerer Urteilsunabhängigkeit strebenden, über sich selbst hinaus wachsenden dichterischen Persönlichkeit, die Vaterland und Freiheit über alles liebt, aber nicht blind vergöttert noch die Lebens- und Volkscharakteräußerungen anderer Nationen, zumal der feindlichen, von vornherein verwirft oder doch bemängelt, sie vielmehr in ihrer Existenzberechtigung — sofern diese sich dartut — anerkennt und beleuchtet.

Ich sagte: dichterische Persönlichkeit. Denn als solche bewährt sich hier Walter Bloem, und zwar als ein Künstler von Kraft und Stil. Allerdings nicht in dem eigentlichst Romanhaften seiner Schöpfung. Nirgends ist er als Dichter schwächer als in der Ausspinnung der Herzensgeschichten. Da erfüllt sich das Goethewort: „Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt.“ Der im Verfasser stark hervortretende irenische Zug: hier zur Vermittlung zwischen zwei erbfeindlichen Völkern, möchte die Liebesneigung oder -Leidenschaft der Hauptpersonen ganz sich unterstellen, das national Trennende durchaus verwischen. So kommt es, an sich sehr begreiflicherweise, zu Unnatürlichkeiten und Geschmacksverwirrungen, die wir angesichts des wirklich großen Ganzen doppelt lebhaft bedauern. Das Peinlichste von allem Einschlägigen bleibt die unbegreif-

liche Verirrung der Heldin des ersten Bandes, just des sonst bedeutendsten; denn als solcher wird „Das eiserne Jahr" voraussichtlich immer gelten, weil es zuerst die Möglichkeit einer vereinheitlichenden dichterischen Beherrschung des gewaltigen Stoffes vom deutsch-politischen Gesichtspunkte uns vor Augen stellte und weil es frei blieb von jenem Hang zur Rhetorik, der sich in den beiden folgenden Büchern nicht mehr unterdrücken ließ. — Kein Zweifel, Walter Bloem wird immer, trotz seiner Vermittlungspraxis, zu den hervorragenden nationalen Dichtern der Deutschen gezählt werden müssen. Denn wo findet sich noch eine derartig übersichtliche geschichts- und lebenstreue dichterische Darstellung des Riesenkampfes, der dennoch, dennoch nur ein Vorspiel des heutigen war?

Die Art der epischen Ausgestaltung seines Stoffes sowie der überaus mannigfaltigen Personenzeichnung dürfte auf Walter Bloem als den künftigen Dichter des jetzigen Weltbrandes deuten, vorausgesetzt daß er so rasch die unumgängliche Unabhängigkeitsstellung zu dem Kolossalgeschehnis zu gewinnen vermag — allerdings eine in diesem Augenblick fast unmöglich erscheinende Forderung. Alles andere Notwendige aber hat er: Anschauung, Erfassung, und Ausdrucksfähigkeit. Das beweisen seine drei Bücher, die vor allem auch seine unmittelbare Anteilnahme, die mitreißt, ohne sich selbst zu verlieren, bekunden. Bald auf deutschem, bald auf französischem Boden erleben wir bis in Einzelheiten hinein die wichtigsten Ereignisse, immer geknüpft an Menschen von Fleisch und Blut, die wir bis in den Kern hinein erkennen lernen und sich von dort heraus entwickeln sehen. Wie es möglich ist, begreifen wir kaum, aber Tatsache ist: diesem Dichter stehen die Mittel zur Verfügung, uns jenes leuchtende Stück Weltgeschichte mit allen seinen ungezählten Einzelvorgängen ganz und gar als Gesamteindruck lebendig zu machen. Das Grauen der Zerstörung, des Todes läßt uns nur selten los, aber immer wieder lacht mitten hinein der völkische Humor, jauchzt die Freude, der Ruhm des Lebens, pocht unter Wunden des Leibes und der Seele die Hoffnung auf neues, kommendes Heil. So unmittelbar wirkt die Anschaulichkeit dieser Darstellung, daß alles dem Leser zum Miterlebnis wird, zur erschütternden Erfahrung, die dem Gedächtnis und dem inneren Gewinn nie wieder verloren gehen kann. — Wenn jemand, so ist Walter Bloem deutsch der Gesinnung, der vaterländischen Liebe, dem Heimatstolze nach, und gerade das läßt uns nicht ein einziges Mal irre werden an ihm, auch wenn er andeutungs- oder gar ausgesprochenerweise sich vor der Größe des Feindes, wo immer sie zutage tritt, warm anerkennend, ja huldigend beugt. Sein Traum ist nichts Geringeres als die einstige Versöhnung, als die Verbrüderung der beiden Völker auf dem Einigungsboden echter Kultur — vielleicht nach Jahrzehnten, vielleicht nach Jahrhunderten....

Als der Hauptträger W. Bloemscher Anschauungen und gewiß auch mancher W. Bloemscher Charaktereigenschaften darf wohl der jugendliche Held des Gesamtwerkes bezeichnet werden: der Pianist Alfred Hardegen, den der Schauder vor dem Menschenschlachten ein einziges Mal zum „Drückeberger" macht — eine Schande, die der junge Idealist dann durch vervielfachten Heldenmut bis zur blutigen Einsetzung seines Lebens, bis zum Verlust seiner Künstlerhand wieder abwäscht. Er ist es auch, dessen Denken und Empfinden der Dichter im hymnusartigen Schlusse Ausdruck gibt: Die Glocken läuten den Frieden ein — Alfred Hardegen, dem heimgekehrten Krieger, der in sechs heißen Schlachten und Gefechten dem Tode die Stirn geboten, den fünfmal das „mordgierige Blei" verletzt hatte, wird dies „in Wahrheit die Stunde der Wiedergeburt". Er denkt zurück an den Augenblick, da zu seinen Füßen der erste Tote des Feldzuges lag, an jenen anderen, da er selbst auf der Hochebene von Spicheren einem jungen zielenden Welschen das Bajonett ins Auge stieß, an die späteren, da er Kugel auf Kugel aussandte, da er mit eigener Hand im zähneknirschenden Ringen Mann wider Mann die Angreifer zur Strecke brachte.... „Bis dich's dann endlich selber getroffen hat, das gräßliche Schlachtenlos, bis dir die linke Hand entrissen ward, das Sprachwerkzeug deiner Seele...."

Er fühlt's wie in Fiebergluten, daß alle diese markdurchschauernden Phantasien W a h r h e i t gewesen sind. „Und doch, du selber bist noch da... lebst... sollst, darfst, willst — — weiterleben! O, wenn du schon jenes erste Menschenleben, das deine Eltern dir gegeben — wenn du das als hohes und wundervolles Gnadengeschenk empfunden hast — um wieviel nun mehr dies — dies gerettete, dies verliehene, aus dem würgenden Höllenrachen heimgetragene. Ein Weihegeschenk, eine Himmelsgabe... Würdig werden solcher Güte, solchen Gnadenüberschwangs!" Immer festlicher, freudiger, trunkener gestaltet sich ihm nun das Bild der verjüngten Heimat. Das große, heilige Köln schwimmt in einem Meer von Fahnen und jungem Grün. Ein Schwall von Glockenjubel stürmt um es her, vom ragenden Dom, von all den hundert Türmen der althochherrlichen Stadt. Und seine Grüße gehen hinaus zu der Seine, hinüber auch zu dem bezwungenen Frankreich. „Dir aber den tiefsten Herzensgruß, geeintes, wiedergeborenes, erhöhtes Vaterland! Die Eintracht, die nun deine Stämme umschlingt — sie wachse, sie reife zur Eintracht der Herzen. Sie baue das Reich, das neu erstandene, zu einer Heimat für alle seine Bürger, für alle seine Menschen. Sie helfe die Klüfte ausfüllen, die heute noch, Über-

reste vergangener Entwickelungsepochen, die Schichten, die Stände, die Herzen trennen... Ein Reich, ein Kaiser — das haben wir nun... Ein Volk, das laßt uns werden... Alle haben's geschaffen—allen soll's gehören."

Diese Gedanken, die heute so harmonisch in die unseren hereinhallen und sich ähnlichen in uns zu einem Vollakkord stolzer Zukunfshoffnung einen, lebten schon vor mehr als einem halben Jahrhundert heimlich und offen im Innern ungezählter deutscher Bürger. Auch in Österreich. Dahin führt uns um das Jahr 1848 der fünfte Roman Karl Bienensteins: „Im Schiffmeisterhause". Der Verfasser, dessen „Der Einzige auf der weiten Welt" ich derzeit an dieser Stelle besprach, hat inzwischen entschieden Fortschritte gemacht, nicht gerade besonders ersichtliche an Klarheit der Weltanschauung, aber zweifellos an psychologischer Schärfe und künstlerischer Gestaltungskraft. Der Überschwang des ersten Buches hat sich in diesem letzten, wenigstens in dessen erstem Teile, zu überraschender Sachlichkeit abgetönt, fast bis zur Nüchternheit, die aber dann, in der Schlußhälfte, der Ausdrucksfähigkeit und -Freudigkeit schöner Wärme in Auffassung des Natur- und Seelenlebens weicht. In der Darstellung des einst — vor der Ära der Donau-Dampfschiffahrt — so glänzenden und einflußreichen Schiffmeisterlebens steckt ein gut Stück Kulturgeschichte voll kerniger Kraft und blühenden Lebens. Ein arger Mißton trübt den Gesamteindruck des auch sonst nicht immer erquicklichen Buches: die Stellungnahme des einen Hauptcharakters, des gewalttätigen, innerlich alles andere als festgegründeten Schiffmeisters Mauracher, zu seinem jüngsten Kinde, das er längere Zeit, aus unbegründetem Argwohn gegen die verstorbene Gattin, nicht für sein eigenes hält, weshalb er der in ihm aufkeimenden wilden Leidenschaft nachgeben zu dürfen glaubt. Dem inneren und äußeren Verfall, in den ihn der Bann der Eigensucht, des Hasses und der Sinnlichkeit verstrickte, entzieht er sich durch Selbstmord.

Unter dem Banne äußerer und innerer Unfreiheit stehen auch manche der übrigen Personen des Buches, so der Schiffmeister Jagerbeck unter dem der mütterlichen Tyrannei, dessen Sohn unter dem der großmütterlichen Autorität und dem stärkeren der eigenen hochmütigen Genußsucht, die alte Frau Jagerbeck unter dem des fanatischen Familienstolzes. Andere dagegen wahren sich eine edle Unabhängigkeit, so Mauracherꝰ Frau und Tochter, so der Rechtsanwalt Schieder, so dessen Gattin und Sohn, der Mauracherꝰ Tochter liebt und, trotz des von jenem geleisteten eisernen und heimtückischen Widerstandes, für ein sonniges Gemeinsamkeitsglück gewinnt.

In Vater und Sohn Schieder verkörpern sich das Vaterlandsgefühl und die Freiheitsliebe des Dichters sowie die des damaligen Österreich. Wir erhalten ein gedrängtes, übersichtliches Bild von den derzeitigen innerpolitischen Anschauungen und Äußerungen des durch das Metternichsche System niedergedrückten, nach „der neuen herrlichen deutschen Kaiserkrone" sehnsuchtsvoll ausschauenden Bürgertums, das endlich in die wilde Gährung der Revolution ausbricht, bis „das Wunder der gleitenden Welle" im Lebensstrom der Einzelnen und der Gesamtheit die Lösung der äußeren Ruhe und der inneren Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit bringt. Der junge Held der Handlung aber, in dem sich die reifende Zukunft des Volkes versinnbildlicht, tut aus der Tiefe seiner jüngst gewonnenen Erfahrung den Ausspruch: „Wir sahen nur das Neue, die andern nur das Alte, und der Haß gegen das Unbekannte war in beiden Lagern gleich groß und unvernünftig. Ich weiß es jetzt: Gut ist nur das Neue, das aus dem Alten emporwächst, in seinem Grunde die Wurzel hat."

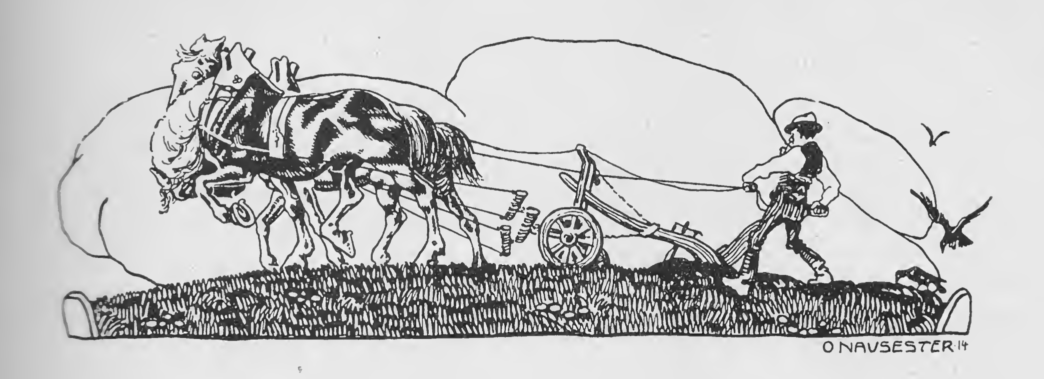
Zu wesensähnlichem Ergebnisse gelangt der Held des neuen Max Geißler-Buches: „Valentin Upp der Legionär, nach Berichten eines alten Afrikaners" (Leipzig, Otto Spamer 224 S. Pr. 3 M). Der junge Märker, der im Mittelpunkte der künstlerisch-maßvoll bewegten Handlung steht, lechzt aus der familienhaften Gebundenheit des elterlichen Bauernheims nach persönlicher Freiheit, weiß sich aber in der ihn nach Afrika verschlagenen Betätigung dieses „dunklen Dranges" davor zu bewahren, sich selbst zu verlieren, sodaß ihm mählich innerhalb des neuen Erfahrungslebens die Einsicht kommt, daß es eine „Schmach und eine Schande für einen deutschen Jüngling ist, im Dienste einer fremden Nation zu stehen als Soldat und Sklave". Nach vollzogener Flucht aus der Fremdenlegion kehrt er beglückt in die Heimat zurück, um seine Schuld gegen das Vaterland abzutragen und, wenn nötig, zu sühnen — ein äußerlich Befreiter und innerlich Freier.

Läuternde innere Befreiung unter jahrelanger äußerer Freiheitsberaubung schildert ein eigenartiges Buch, dessen Hauptinhalt um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts amtlich beglaubigt, 1871 aus dem Dänischen verdeutscht wurde und nun in konzentrierender Übertragung uns vorliegt unter dem Titel: „Leidensgedächtnis, das sind Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein Leonora Christiana vermählten Gräfin Ulfeldt aus ihrer Gefangenschaft im blauen Turm des Königsschlosses zu Kopenhagen 1663—1685. Bearbeitet und neu herausgegeben von Clara Prieß." (Mit fünf Bildnissen in Lichtdruck. Insel-Verlag zu Leipzig. 8°. 294 S. geb. 5 M). — Dieses schlichte Dokument edlen Menschentums, die Bekenntnisse einer

wahrhaft schönen Seele, umschließt zugleich ein dunkles Kapitel der Kulturgeschichte, das den Weg äußerer Menschengröße aufzeigt über die Schwelle des Königsschlosses durch eine Welt wogender Leidenschaft, hinein in grabesähnliche Ab- und Ausgeschlossenheit, wo Gott allein, der Lenker der Geschicke und Herzen, zur vereinsamten Seele spricht und sie den Tränen- und Königspfad führt durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, durchs Kreuz zur Krone. Die Verfasserin und Heldin dieser Erinnerungen, die sie aus unwürdigem Kerker an ihre fernen Kinder richtete, war die Tochter des mächtigen Dänenkönigs Christian IV. und der bekannten vornehmen, ihm als unebenbürtig angetrauten Kirsten Munck, Gräfin zu Schleswig-Holstein. Fünfzehnjährig vermählte sich Leonora Christina 1636, unter Zustimmung und auf Wunsch des Vaters, mit dem abenteuerlichen späteren berühmt-berüchtigten dänischen Reichshofmeister Corfitz Ulfeldt. „Das überaus glückliche Eheleben dieser beiden Menschen war von einer starken und steten Reinheit und Treue, sodaß es auch von Neidern und Feinden nie erschüttert werden konnte und im Hofleben jener Zeit eine geradezu einzigartige und köstliche Ausnahme von der allgemeinen Sitte bildete.“ Leonora, in ihrer Schönheit, Klugheit und Bildung, war damals die strahlendste Erscheinung am Königshofe. Geliebt von ihrem Vater und fast vergöttert von ihrem Manne, wurde sie bald der Mittelpunkt eines glänzenden, auch geistig hochstehenden Kreises. Sie hatte ihre Fehler, zumal die vom Vater ererbten der Maßlosigkeit und Heftigkeit. Aber sie lernte sie durch Übung der entsprechenden Tugenden überwinden und so, unbewußt, sich vorbereiten auf die Meisterung ihres schweren Schicksals.

Dieses bahnte sich an durch den Tod Christians IV., infolgedessen Ränkesüchtige, Neider und Gegner den ehrgeizigen Corfitz Ulfeldt immer tiefer in die alsbald von ihm betätigte reichsfeindliche Politik hineintrieben. Leonora hat nie an eine hochverräterische Schuld ihres Gatten geglaubt. Sie teilte mit ihm Flucht, Entbehrung, Verfolgung und Verbannung und trug die Qualen der Trennung von ihm und den geliebten Kindern in heldenmütiger Treue und standhaftem Eintreten für ihn. Reichlich ein halbes Jahr nach ihrer Gefangennahme um seinetwillen starb Corfitz Ulfeldt in der Fremde, und von ihrem Zellenfenster aus wurde sie Zeugin des im Bilde an ihm vollzogenen Urteilsspruches auf Hinrichtung durchs Schwert und durch Vierteilung. Heroisch freute sie sich seiner Erlösung und nahm ihr eigenes Kreuz in Ergebung auf sich. „Wenn er,“ sagt Clara Prieß zutreffend, „von Ehrgeiz verblendet, allzu Hohes und Verbotenes erstrebte, so hat er tragisch büßen müssen. Neben ihm aber steht in makelloser Reinheit und Treue die Gestalt seines Weibes. Und sein Andenken wird verklärt und geläutert durch ihre große Liebe.“

Schon die an ihre „herzlieben Kinder“ gerichtete Vorrede der Denkwürdigkeiten zeigt Leonoras ergreifenden Seelenadel. „Die erste dringende Ursache, daß ich meiner Leiden Gedächtnis hier niederschreibe,“ heißt es dort, „ist die Erinnerung an Gottes Allmacht: denn ich kann mir meinen Jammer und Schmerz, meine Angst und Not nicht ins Gedächtnis zurückrufen, ohne mich zugleich an die Allmacht Gottes zu erinnern, der in all meinen Leiden, meinem Elend, meiner Herzenssorge und Betrübnis stets meine Kraft und Hilfe, mein Trost und Beistand gewesen ist. Denn so oft Gott mir eine Bürde auferlegt hatte, gab er mir je nach der Bürde Schwere die Kraft, sie zu tragen, sodaß die Last mich wohl niederbeugte, mich hart drückte und plagte, aber auch niemals niederwarf und zermalmte, wofür der Allmacht des unbegreiflichen Gottes sei Lob und Preis in Ewigkeit.“ Zum tröstlichen Beweise ihrer Unschuld verzeichnet sie diese Erinnerungen für ihre Kinder, die sie auffordert zur Anbetung Gottes und zum Dank gegen ihn: „Denn mit Fug und Recht sollt Ihr sagen, daß Gott wunderbare Dinge an mir getan hat, daß er mächtig in mir Schwachen war und seine Kraft in mir, dem allergebrechlichsten Werkzeug, bewiesen hat.“ Und dann folgt das erschütternde Geständnis: „Ich leide, weil ich von einem tugendhaften Herrn und Gatten geliebt worden bin, den ich im Unglück nicht verlassen wollte.“ Die sehr eingehende und lebendige Geschichte ihres „Leidensgedächtnisses“ beginnt mit dem ersten und endet mit dem letzten Tage ihrer schmählichen, 22 jährigen Gefangenschaft. „Gott allein sei die Ehre. Er gewähre mir die Gnade, daß ich seine göttlichen Wohltaten erkennen möge und nie vergesse, dafür Dank zu sagen,“ schließt der in seiner schlichten Unmittelbarkeit doppelt ergreifende Bericht eines Martyriums, das uns Nachlebende gerade in dieser Zeit des Weltsturmes zu einem Glaubensleuchtfeuer auf dem Ozean branddender Völkergeschicke werden kann, während der Seelensang dieser unvergleichlichen Heldin und Siegerin unser Gedächtnis und Herz durchzittert: „Du Gott seist tausendmal gepriesen! Dein Lob will ich singen, solange meine Zunge sich rühren kann. Du warst alle Zeit meine Wehr, mein Fels und Schild!“



Ottokar Kernstock.

Skizze von Anton Pichler in Salzburg.

Zwei Namen nennt der Steirer, wenn er seiner heimischen Dichter gedenkt, in einem Atemzuge: Peter Rosegger und Ottokar Kernstock. Dem ersteren hat die „Bergstadt" anläßlich des 70. Geburtstages im Vorjahre ein freundliches Gedenkblatt gewidmet, und Rosegger hat sich desselben sicher herzlich gefreut. In diesem Jahre begeht Kernstock das 25. Jahr seines Einzugs als Pfarrherr der Festenburg, der Stätte, der wir seine herrlichen Lieder danken. Gleich einer Bergstadt, umrauscht von den Tannen des Horstes, thront der Edelsitz des Sängers im Wechselgau, wie kaum ein zweites Plätzchen im Lande geschaffen für einen Dichter. Im Zwingergärtlein, unter der Linde, im Erker entstanden die Gedichte, die besonders durch die „Fliegenden Blätter" Kernstocks Namen in weiteste Kreise trugen. Welcher Beliebtheit sich der Dichter erfreut, davon zeugen die zahlreichen Kernstockstübchen und -Gesellschaften, die Künstlerkarten des Deutschen Schulvereins, die weitverbreiteten Kompositionen seiner Lieder. Eine hervorragende Straße der Landeshauptstadt trägt Kernstocks Namen ebenso wie die Schutzhütte in der Einsamkeit der Alpen. Vier mustergiltig ausgestattete Bändchen bieten die Gaben seiner Muse und tragen die sinnigen Namen: „Aus dem Zwingergärtlein", „Unter der Linde", „Turmschwalben" und „Tageweisen"*). Es vergeht kaum ein Jahr, in dem nicht eines oder das andere dieser Bändchen in neuer Auflage erscheinen muß. Obwohl Priester, ist Kernstock nicht in letzter Linie zum Liebling der Frauen geworden, die in ihm mit Recht den Sänger deutscher Frauenwürde sehen. Auffallender-, freilich auch bedauernswerterweise wird Kernstock von jenen, denen er durch sein priesterliches Kleid am nächsten stünde, am wenigsten beansprucht und emporgehoben. Dafür kommt er desto mehr in jenen Kreisen zum Wort, in denen der Priester selten durchdringt, und dessen freue ich mich.

Der Lebenslauf des Dichters ist möglichst einfach. Am 25. Juli 1848 erblickte er als Sohn eines Beamten in Marburg das Licht der Welt. Nach einer glücklichen Kindheit an der Seite treubesorgter Eltern vollendete er in Graz die Gymnasialjahre, bezieht die Universität, um jedoch schon bald in einem fast plötzlichen Entschlusse Jus mit Theologie zu vertauschen. Nebenbei belegte er Paläographie und Urkundenlehre, was für sein späteres literarisches Schaffen von großem Werte wurde. 1871 im alten Stifte Vorau zum Priester geweiht, übernimmt er die Ordnung der Bibliothek und entdeckt unter andern Keplers Heiratsbrief als Bestandteil eines Bucheinbandes. Kaum ein Jahr in der Seelsorge tätig, kehrt er krank in das Stift zurück und findet wiedergenesen Zeit für archivalische Arbeiten. So übergibt er wertvolle Kompositionen deutscher Sänger des 15. und 16. Jahrhunderts, darunter Heinrich Frauenlobs, sowie geschichtliche Studien über das Stift und die Oststeiermark der Öffentlichkeit. 1877 finden wir Kernstock in der Seelsorge, seit 1889 ist er Pfarrer der Festenburg. Seine Tätigkeit fand ihre Anerkennung in der Verleihung von Ehrengaben durch Staat und Land. Der Kaiser ernannte ihn zum Ritter des Franz-Josef-Ordens. Der Deutsche Schulverein sieht in Kernstock einen seiner besten Vorkämpfer in Wort und Tat.

Der Pfarrherr von Festenburg ist keiner von jenen „Modernen", die mit ängstlicher Hast und Freude nach Außergewöhnlichem suchen, um Aufsehen zu erregen, sondern vergleicht sich der Nachtigall: „Sie singt nicht, weil sie gefallen will, sie singt, weil's ihr gefällt." An

*) Sämtlich erschienen bei Braun u. Schneider in München, „Aus dem Zwingergärtlein" in 8., „Unter der Linde" in 6. und „Turmschwalben" in 4. Auflage.

seinen Liedern ist alles echt und wahr, und oft scheint es, man könne unter ein Lied keinen passenderen Namen setzen als Kernstock.

Durchblättern wir die vier Bändchen, so sehen wir einen Dichter, der sich stets nur in den Dienst des Großen, Idealen und Volksbeglückenden gestellt. Die Erinnerung an die eigene fröhliche Jugendzeit spiegelt sich in den Studentenliedern, die vielfach Gemeingut der akademischen Jugend geworden, z. B. im Vagantenliede:

Vale Universitas,
Bursa und Taberne,
Blumen dringen durch das Gras,
Und uns lockt die Ferne.
Zwar faßt unser fahrend Gut
Leicht ein winzig Tüchlein —
Doch was schadt's? Was not uns tut,
Schafft das Zaubersprüchlein:
Sumus de vagantium
Ordine laudando,
Petimus viaticum
Perro properando.

(Munter fahr'n wir durch die Welt
Nach Vagantenweise,
Bitten schön um Zehrungsgeld
Für die Weiterreise.)

Schon in den Tagen der Jugend muß neben aller berechtigten Fröhlichkeit und Freiheit der Grund gelegt werden zum späteren Charakter. Deshalb ruft der Dichter den Abiturienten in wahrer Freundschaft zu:

Deutscher Knabe, sei kein Jäger,
Den die Ämterjagd ergötzt!
Kein Reklametrommelschläger,
Der sich selbst in Szene setzt!
Bücke dich mit Knechtsgebärden
Nicht vorm Gnadensonnenschein!
Frage nicht: Was will ich werden?
Frag' dich stets: Was muß ich sein?

In rührender Treue hängt Kernstock an seiner Heimat, an der deutschen Erde und erzählt im Gedichte „Die schönste Stadt" vom Kreuzfahrer, der Venedig, Konstantinopel und Jerusalem gesehen:

Der Ritter ritt ins Donautal
Vom Kreuzzug heim. Mit einem Mal
Im Bergwald zügelt er sein Roß.
Ein Städtchen und ein wehrhaft Schloß
Erglänzten drunten im Geäst.
„Mein Heim — du liebes deutsches Nest,
Du bist," rief feuchten Aug's der Held,
„Die allerschönste Stadt der Welt!"

Besonders sind es Marburg und Graz, denen er oft in seinen Liedern gedenkt. Den Kindern des Landes ruft er zu:

Seid stolz auf euer Steierland, ihr Kinder,
Und werdet einst des Steierlandes Stolz!

Energisch tritt der Dichter für den Wechselgau ein, dessen die Herren in Wien vergessen zu haben scheinen:

Leiht uns in Gnaden euer Ohr, ihr Herrn am Donaustrande!
Es pochen laut an euer Tor heut' die „vergess'nen" Lande.
Ein kaisertreues Volk steht drauß' und mahnt euch ungeduldig:
Münzt endlich eure Worte aus zur Tat, die ihr uns schuldig!

Dem Sänger, der seit 25 Jahren in der Einsamkeit seiner Waldburg haust, ist die Natur lieb und vertraut geworden. Ob nun die Gelände glühn „im Lodern der Osterbrände",



Ottokar Kernstock.

ob der Junimond seinen Einzug hielt, — „O Augenweide, o Rosenzeit, o schwellende Blüten im Hage!" — „ob reichlich Segen auszuschütten, wandelt der Herbst durch die sonnige Flur", ob der Winter kam — „Hirtensang, Glockenklang, Herz, was dich quälte bang, laß es zurück!" — wir fühlen uns wohl in diesen Liedern, und es wird uns warm.

Verhältnismäßig selten wählt Kernstock religiöse Motive. Die wenigen Gedichte wirken durch ihre Tiefe und Echtheit desto besser und oft auch auf den, der solchen Empfindungen entfremdet wurde. Wie herrlich ist doch der Vergleich zwischen den zwei Kreuzen, deren eines in Marmorpracht in der Metropole ragt,

deren zweites fern auf einem Bergjoch steht. Rastlos und ohne des Heilands zu gedenken zieht das Volk am ersteren vorüber, einander grüßend und unterhaltend: „Nur dich, Gekreuzigter, dich grüßte keiner!" — Wie ganz anders beim zweiten Kreuz!

Es zieht kein Wanderer durch den Alpenwald,
Der hier nicht eine Weile knien bliebe
Und zu des Heilands dürftiger Gestalt
Inbrünstig die beschwielten Hände hübe.
Kein Haupt bleibt vor dem armen Bild bedeckt,
Der starrste Nacken beugt sich untertänig —
Am Marktplatz bist du nur ein Kunstobjekt,
Im Wald, Gekreuzigter, bist du ein König!

Der Mann, der der Natur so vertraut geworden, schaut auch mit echten Dichteraugen in das Leben der Menschen und gibt, was er sah, in voller Treue und edlem Mitempfinden wieder. In der schlichten Dorfschullehrerin, die die Bauernbuben geduldig das ABC lehrt, sieht er Prinzessin Adelheid, die von Frau Not, der neidischen Norne, verzaubert ward. Dem Seelenadel des Menschen, der oft unter der Hülle von Armut und Verkennung wohnt, setzt er damit ein Denkmal und schließt:

O könnt' ich dich retten und rächen
Und den bösen Zauber zerbrechen,
Du armes verwunschenes Königskind!

Oder wenn der Dichter erzählt von Prinzessin Lachemund, die das Waisenkind fragt, wonach sein Begehren. Das Büblein weiß nur die Antwort: „Ein Mutterle möcht' ich haben!" Da erglommen Flammen in den Augen des Kleinen, Flammen verzehrender Sehnsucht, und Lachemund, das Königskind, fing an bitterlich zu weinen. Von der Nonne, die in den Frieden des Klosters geflüchtet, fürchtet er, es könne der Wald, der traute Freund des Zarten, es könne die Erinnerung fröhlicher Sommerfahrten, es könne das Lied der Vögel ihr zitterndes Glück stören; drum ruft er den kleinen Sängern zu:

Laßt ab, vor ihrem Fenster sie zu grüßen!
Zieht still vorüber! — weckt ihr Herz nicht auf!

Nicht schweigen kann Kernstock, gilt es das deutsche Lied und das Lob seiner Meister, vor allem Walters von der Vogelweide: „Eins aber schüfe mir Scham und Schmerz, eins täte mir ewig leide, vergäße je ein deutsches Herz den von der Vogelweide!"

Und dem Lieblingsbaum des deutschen Volkes widmet der Dichter eines seiner schönsten Gedichte, wenn er von der Linde sagt:

Der Eichbaum nicht mit harnischharter Rinde,
Der duftlos träumt schwermüt'gen Hünentraum,
Die heilduftatmende, die deutsche Linde,
Ist der Germanen heil'ger Lieblingsbaum.

Aus dem Holze der Eiche bauten die Ahnen, was sie für des Lebens Notdurft brauchten, aus Lindenholz schnitzten sie ihr Heiligstes, das Bild der Tempel. Unter der Linde lauschte man dem Sängergaste, klirrten die Waffen zum Spiele, sammelte man sich zu Rat und Teiding, unter der Linde flog die Jugend zum Tanze, unterm Lindenschatten ruhen die Lebensmatten zur letzten Rast am liebsten für immer aus.

Nichts geht dem Dichter über deutsche Treu, und Verräter ist ihm jeder, der diese Treue bricht. Dort aber, wo deutsche Treue wohnt und schaltet, gelte sein Wort: „Wohl ist's um eine Burg bestellt, wo deutsche Treue Schildwacht hält." Das Hochzeitskarmen schließt er mit dem Spruche: „In allen Stürmen hält es aus, das feste, fromme, deutsche Haus."

An jede Werkstätte möchte Kernstock für Meister und Gesellen schreiben: „Rühr' dich, deutscher Mann, und merk', Handwerk heißt: Die Hand ans Werk! Deutscher Arbeit darf sich keiner schämen: Deutsche Meister, übt und wahrt deutsche Arbeit, deutsche Art!

Daß beim Dichter auch der Humor zu seinem Rechte kommt, bezeugt so manch schelmisches Lied, z. B. das vom Mägdlein, das keinen Jäger gewollt.

Wollte Kernstock Herold deutschen Volkstums sein, so konnte er es nicht, ohne des Frauendienstes zu gedenken, der von jeher in deutscher Dichtung eine wichtige Stellung einnahm. Er wurde dieser Aufgabe in einer Weise gerecht, die sich mit seinem priesterlichen Berufe vollständig vereinen läßt und nur von Nörglern und Neidern beanstandet werden kann, wie sie jeder guten und edlen Sache gegenüberstehen. Die echte, reine Minne ist es, die Kernstock besingt, und die Art und Weise, wie es geschieht, läßt weder Wärme noch Takt vermissen. Ob er nun vom ersten Erwachen der Liebe redet, von ihrem zarten Entfalten und Aufblühen, von ihrer goldenen, beglückenden Frucht, von dem Segen, den sie verbreitet und allen gibt, die sie reinen Herzens suchen: Man meint einen Sänger des Mittelalters zu hören, wie sie in die Halle traten, um vor Fürst und Edlen zu singen. Wohl muß Liebe oft lange warten, bis sie in der Vereinigung ihr Glück findet, der Dichter weiß ihr einen Trost:

Wo zwei in Treu'n einander harrten,
da schwand im Flug der Trennung Zeit,
Denn eine Seligkeit erwarten,
ist auch ein Stückchen Seligkeit.

Möge kommen, was will, die Liebe halte stand: „Laß dir deinen Engel nicht von tück'schen Teufeln rauben!" Doch vorerst prüfe das Mädchen: „Bist du ein Held der Zunge oder des Schwerts, nur einem männlichen Herzen gesellt sich ein magdliches Herz." Nicht im Reichtum liegt das Glück, es wohnt nur in der gegenseitig erwiderten Liebe. Deshalb sagt der Dichter zur „armen" Braut:

Willst du ein kleines Glück dir gründen,
ein still bescheiden Erdenlos,
Wems glückt, ein kleines Glück zu gründen,
dem fiel das größte in den Schoß.

Ein kleines Glück hat kleine Sorgen,
kein Neid entdeckt den kleinen Schatz,
Das kleine Glück ist leicht geborgen,
hat auch im engsten Stübchen Platz.

Ein kleines Glück ist großer Segen,
Drum ruf ich, preisend dein Geschick,
Als Hochzeitsfestgruß dir entgegen:
Viel Glück zu deinem kleinen Glück!

Festenberg in Steiermark.

Ward und bleibt sie glücklich, so ist sie reicher als wir draußen im lauten, oft größere Opfer heischenden Leben, die wir so oft, schon halb den Tod im Herzen, vor der Welt noch lächeln müssen Von Christel, dem Mädchen, das in der Christnacht geboren und aufwächst als Liebling aller, erzählt der Dichter, wie sie die Liebe kennen lernt, drinnen glücklos geworden, bis in der Christnacht Dörfler aus moosigem Brunnenschacht zogen Christels nasse Leiche. Oder die poesievolle Erinnerung an Maria-Wörth. Hier steht in jungen Tagen Kernstock mit seinem Freunde, der im Anblick all des Frühlings und dieser heiligen Inselstille es seinen liebsten Wunsch nennt, hier begraben zu sein. Wie ganz anders mußte es kommen.

Schon längst, mein Liebling, bist du schlafen 'gangen;
Doch wiegte dich kein Wellenflüstern ein.
Ein Erzsarg hält den zarten Leib gefangen,
Und dir zu Häupten liegt ein schwerer Stein.
Daneben tobt des Tages lärmend Leben,
Der Bahnzug, der vorüberdonnert, läßt
Die Erde bis ins Innerste erbeben —
Und doch schläfst du so fest — so fest!

Am liebsten ist es dem Dichter, wenn Frau Aventiure bei ihm eintritt und erzählt von fernen Tagen, auf daß er es wiedersage im Liede. Gern folgt er ihrem Willen: „Frau Aventiure, du zartes Weib, mein Herzgespiel, mein Leidvertreib, du süße Märenfinderin, was du mir gabst, nimm's wieder hin!“ Schon seit Jahren waren Kernstock Erinnerungen deutscher Vergangenheit lieb geworden, da machte ihn Frau Aventiure zum Herold deutscher Art, zum Erzieher des Volkes für deutsches Volkstum, und dadurch wurde vor allem Kernstocks Name weit über Österreichs Grenzen hinaus bekannt und berühmt. Das Wort Volkstum wird gerade in unseren Tagen vielfach mißdeutet, belächelt, mißbraucht. Meint es einer ehrlich mit diesem Worte, dann ist es der wackere Sänger der Festenburg, und er will dieses Wort wieder ganz zu Ehren bringen. Wer könnte ihm widerstehen, wenn er in seiner „Kinderlehre“ bittet: „Bleib deutsch — bleib deutsch, mein Kind!“ Als Ott von Orlamünde Schildknappe ward, führte ihn seine Mutter in die Ahnengruft und heißt ihn schwören den deutschen Schwur, und der wackere Knabe schwur. Da ruft Kernstock den Müttern zu:

Ein Beispiel sei euch Müttern die Mutter Edelgard.
Zu Gecken nicht — zu Rittern zieht auf, die ihr gebart!

Und jedem deutschen Knaben, der diese
Mär erfuhr,
Bleib' tief ins Herz gegraben des deutschen
Knaben Schwur!

Da Frau Luitgard gestorben, beriet man ein Totenmal. Sprach der Bischof, man widme eine goldne Ampel, wollte ein anderer, man schaffe ihr Bild in kostbarem Marmor. Da nannte Wolf der Alte die Spindel, das schlichte Werkzeug, ihr schönstes Mal:

Oft hört ich sagen die Reine: „Mir ist das
Spindelholz
Mehr wert denn edle Steine, und eines macht
mich stolz:
Daß unterm Mantel von Seiden, mit Veh
und Gold verbrämt,
Mich einst in Ehren wird kleiden ein selbst-
gesponnenes Totenhemd."

Da hing zur selben Stunde der Frankenherzog seiner Frau zu ewigem Preis deutschen Frauenfleißes über dem Sarkophag eine goldene Spindel auf.

Der Liebe schwerstes Opfer ist das Scheiden. Das wußte auch Hartmann von der Aue. Seine Liebste wollte es nicht tun im Zwinger, wo Lauscher harren, nicht im Wald, wo ihr die Sonne zu licht, da spricht des Geliebten Mund:

...... „Mein herziger Schatz,
Kein irdischer Renner erreitet den Platz,
Wo du scheiden magst sonder Grämen!
Denn als die Liebe geschaffen das All,
Schuf Raum zum Lieben sie überall,
Doch keinen zum Abschiednehmen!"

Muß der Dichter von närrischer Schwärmerei, Oberflächlichkeit, der Liebe oder von Treulosigkeit reden, dann wird er zum strengen Richter, und seine Worte zürnen und strafen.

Es erübrigt noch, über die formelle Seite der Dichtungen Kernstocks zu sprechen. Der Dichter verfügt über eine geradezu seltene Gewandtheit und Anmut des Ausdrucks. Er versteht es, die Form dem Inhalte und der Stimmung, die diesem zugrunde liegt, in mustergültiger Weise anzupassen. Mit Vorliebe wählt Kernstock einen Ton, der an das Mittelalterliche erinnert, und gibt dadurch seinen Versen einen besonderen Reiz. Daß es ihm dabei gelingt, manch halb vergessenes Wort wieder zu Recht und Ehren zu bringen, muß man ihm danken. Mit großem Geschick versucht der Dichter, in der vollen Sprache des Mittelalters zu schaffen, und eine wirklich wertvolle Auslese bringt er im „Zwingergärtlein". Liest man sich diese Lieder halblaut vor, fühlt man sich von ihrem Wohlklang und ihrer Zartheit schnell gefangen und liest sie gerne wieder.



ALTER WINKEL- -ROSKE

Von manch engherzig veranlagter Seite wurde an Ottokar Kernstock getadelt, er sei „zu deutsch" und dadurch von Parteien in Anspruch genommen, die nicht zu seinem Kleide stimmen. An Kernstocks Deutschtum etwas Tadelnswertes finden, heiße ich: selbst zu wenig deutsch gesinnt sein. Im Gegenteil, man muß diesem Priester dankbar sein, daß er so treu zu seinem Volke steht. Andern ward es zum Anstoß, daß er in einigen Gedichten Peter Rosegger zuviel Ehre antut, dessen religiöse Anschauungen sicher nicht immer verteidigt werden können. Ich wage es nicht, deshalb auf Rosegger oder Kernstock einen Stein zu werfen. Ohne am Dichter des „Waldschulmeisters" alles loben oder unterschreiben zu wollen, finde ich in seinen Büchern so viel Echtes, Gemütvolles, Goldenes, daß man darüber manch anderes vergessen darf. In diesem Sinne erfaßt, möge man auch in Kernstocks Worten mehr die Aussprache des Freundes mit dem Freunde, des Dichters mit dem Dichter sehen und nicht den strengsten Maßstab des Urteils anlegen.

An Kernstocks Dichtungen tadle ich nur eines, und daran sind nicht sie selbst, sondern andere schuld: Ich wünschte, daß sie hundermal mehr verbreitet wären, als sie es schon sind! Man greife bei Herausgabe von Lesebüchern für die Schule, von „Blütenlesen" für die Familie, von Büchern für Deklamation nach diesen Gedichten, unter denen manche sich den besten deutscher Sprache an die Seite stellen können. Ich habe es wiederholt versucht, die Jugend für Kernstock zu gewinnen, und fand, mit welcher Vorliebe und Begeisterung schon Kinder auf manches dieser Gedichte eingingen. Nicht minder möchte ich Komponisten und Maler auf diesen Meister verweisen, besonders erstere, damit unser Kernstock nicht nur gelesen, und deklamiert, sondern auch gesungen werde, — er verdient es!

In diesem Jahre füllt sich ein Vierteljahrhundert, daß der Dichter in seiner Festenburg Einzug hilt. Schaut er zurück auf diese Jahre, wird er in ihnen manch glückliche Stunde des Schaffens als Priester und Sänger finden und sie segnen. Möge im Zwingergärtlein und unter der Linde noch manch helle Tageweise erklingen und als Turmschwalbe Kernstocks hinausfliegen ins deutsche Land!

* * *

Neue Bücher.

Religiöse Kriegsliteratur: 1. Herr hilf! Kirchliche Gebete zur Kriegszeit, zusammengestellt und erläutert von P. Cölestin Schwaighofer O. M. Co. München, Verlag der J. J. Leutnerschen Buchhandlung (E. Stahl), vertrieben zugunsten des Roten Kreuzes durch den Kathol. Frauenbund. In Leinen geb. 50 und 60 Pf. **2. Kreuz und Schwert,** Feldbriefe. M.-Gladbach, Vereinsverlag, Preis 100 Stück 1,20 ℳ postfrei 1,50 ℳ. **Feldbriefe** von Heinrich Mohr, je 15 Pf., 50 Stück je 12 Pf. Freiburg i. Br., Herderschen Verlagsbuchhandlung.

Alle drei Veröffentlichungen sind in ihrer Klarheit, Tiefe und ansprechenden Gedrungenheit warm zu empfehlen. Für Nr. 1 werden Tausende von Zurückgebliebenen aller Klassen dankbar sein; Nr. 2, von dem bis jetzt 4 Teile erschienen sind: Ums Vaterland!, Ein Pfarrer an sein Pfarrkind im Felde, Die Mutter an ihren Sohn im Felde, Der Deutsche im Felde, sollte unseren Soldaten regelmäßig nachgeschickt werden; Nr. 3, dessen Verfasser bekanntlich ganz den herzwarmen, edelvolkstümlichen Ton beherrscht, umfaßt bis jetzt fünf Teile: An die Frau des Kriegers, An die Mutter des Kriegers, An unsere Helden im Feld. Von unseren Toten, An unsere Helden im Lazarett. Weiteres wird folgen.

E. M. Hamann.

Die Töchter von Friedrichsholm. Roman von Thusnelda Kühl. Leipzig, Grethlein u. Co. 8⁰ 222 S. Preis 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Die Art dieser Autorin hat es mir von jeher etwas angetan, obgleich ich ihre Schwäche nie verkannte. Ihr fehlte der zuverlässige Kompaß einer bewährten Weltanschauung, und so neigt sie hier und da zur Untiefe im buchstäblichen Sinne, gefährdet sich und ihr Talent durch ein unvorsichtiges Auflrennen auf Klippen und Sandbänke. Der tote Punkt ist für sie leider keine Redensart; sonst aber gibt es viel an ihr zu loben, zumal die stille, geistige, gemütsinnige Auffassungs- und Darstellungsweise, die künstlerische Bildung, die Wärme und der Reichtum ihrer Menschenliebe. Das alles zeigt das vorliegende Buch: die Geschichte einer im Grunde aufs Glück zugeschnittenen, nicht sehr zahlreichen Familie mit vier zutiefst und zum größeren Teil auch äußerlich unglücklichen Ehen und den entsprechenden Ehebrüchen und Ehescheidungen — ein bißchen viel auf einmal. Zwei der Geschiedenen finden dann den Weg zueinander und damit in den gemeinsamen Friedenshafen. Daß der Roman trotz allem als Ganzes kaum den Eindruck der Unerquicklichkeit hinterläßt, liegt an der menschlichen Güte der Erzählerin und der des Erzählstils.

E. M. Hamann.

Frauenmacht. Roman von Gustaf af Geijerstam. Berlin, S. Fischer (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane, 5. Reihe 10. Band) geb. 1 ℳ und 1,20 ℳ.

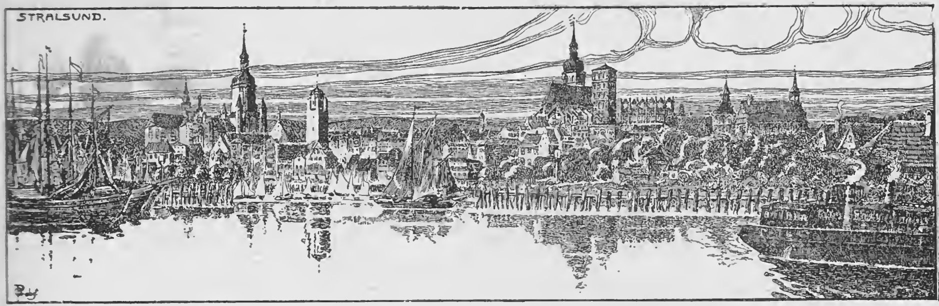
Geijerstams „Buch vom Brüderchen", des sozusagen die Welt eroberte, hat in diesem Roman eine Art Seitenstück gefunden. Im Mittelpunkte der Handlung steht der passive Held, ein Grübler, dem das Leben unter lauter Sinnierung zerrinnt; die von ihm geliebte Frau, eine Edelgestalt von nicht sehr klarer Ausprägung; ihr Gatte, von tatkräftiger, vornehmer Gesinnung, aber verstrickt in die Knechtschaft der Sinnlichkeit; das Kind des Helden, eine Tochter, die ihn über alles liebt und ihm dadurch zum Schicksal wird. Das außerordentlich feinsinnige, im Vortrag und psychologisch hochstehende Buch hat meines Erachtens eine große und gefährliche Schwäche: es „glorifiziert" gewissermaßen den Gatten der Heldin, trotz und in seiner Unmoral.

E. M. Hamann.

In dá Muattásprach. Eine Auswahl mundartlicher Dichtungen. Von Hans Sauer und Hans Frauengruber. Wien, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel). 8⁰ 126 S., geb. 3 Kr. (2,50 ℳ).

Zwei bekannte Wiener Lehrerdichter, die als treffliche Kenner der Dialektpoesie gelten, haben es unternommen, aus dem reichen Schatze der alpenländischen Mundartdichtung das Schönste und Beste auszuwählen, um es in einem Bande zu vereinigen, dem sie den anheimelnden Titel gegeben: „In dá Muattásprach". Poesie und Prosa, Ernst und Humor Bilder aus Natur- und Volksleben der herrlichen Alpenwelt ziehen in diesem entzückenden Buche in buntem Wechsel an uns vorüber. Als ein besonderer Vorzug muß dieser Sammlung angerechnet werden, daß die Auswahl der Dichtungen so getroffen wurde, daß man das Buch auch einem 12jährigen Kinde ohne Bedenken in die Hand geben kann. Wer deutsches Volkstum schätzt und echt deutschen Humor liebt, wird an diesem Frohsinn atmenden Buche seine helle Freude haben. „In dá Muattásprach" ist eine Volks- und Jugendanthologie in des Wortes wahrster Bedeutung.

Rudolf Zauzal.



O. F. Probst. Stralsund (Federzeichnung).

„Die schöne deutsche Stadt."*)

Was im allgemeinen über die ersten beiden Bände, Süd- und Mitteldeutschland, in einem früheren Heft der „Bergstadt" (Dezember 1912) gesagt wurde, gilt auch für den vorliegenden norddeutschen Teil. Wohl in keinem anderen Gebiet zeigt die Architektur eine solche bodenständige Eigentümlichkeit und herbe Schönheit wie die der Ziegelgotik Norddeutschlands und der köstlichen alten Zimmermannsarbeit der Fachwerkbauten in den altsächsischen Landen am Harz.

Die ungeheure Monumentalität der mächtigen Backsteinbauten der Ordensritter, Hansastädte und Klöster entspricht mit dem Abwägen der kubischen Massen und der trotz gelegentlichen ornamentalen Reichtums doch einfachen Gestaltung mehr der modernen Architektur als die heitere Art Mittel- und Süddeutschlands.

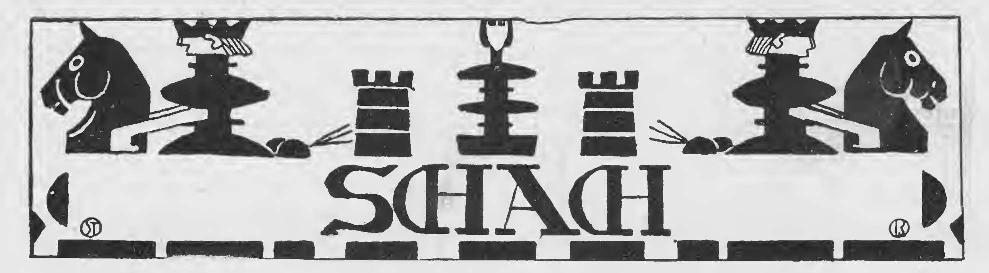
Der unschöne neuzeitliche Ziegelbau mit dem als Maschinensteine hergestellten Material hat an den kernigen alten Handstrichziegeln dieser alten Bauwerke in letzter Zeit viel gelernt, und gerade Norddeutschland ist es auch wieder, wo moderne Künstler den Ziegelbau, anknüpfend an die alte Überlieferung, in vorbildlicher Weise verwenden. So zeigen Bauten in Lübeck, Lüneburg, Kiel, Hamburg u. a. O. Beispiele moderner Backsteinbauweise, die getrost den Vergleich mit den alten Werken vertragen können.

Das ist ja der Hauptzweck des Studiums alter Bauweise, zu lernen, wie der Sinn der vergangenen Schönheit auch im modernen Gewande geschaffen werden kann. So sehr uns auch ein einzelner Bau wertvoll sein kann, er bleibt doch nur geschichtliches Zeugnis; die volle Schönheit entwickelt er erst durch die entsprechende Umgebung, die durchaus nicht die gleichen Stilformen aufzuweisen braucht, die aber durch die Größenverhältnisse und die Umrißlinie die rechte Wirkung hervorbringen kann. Darum wird man in dem vorliegenden Werk auch kunstgeschichtliche Berühmtheiten, wie das Holstentor in Lübeck, das Kloster Chorin, den Fürstenhof in Wismar und manches andere, vergeblich suchen; es ist eben mehr Wert auf die Eigenart der betreffenden Städtebildes gelegt. An und für sich ist diese Auffassung selbstverständlich die allein richtige, aber trotzdem dürften dem Laien, und für diesen ist das Buch doch hauptsächlich bestimmt, an den bekannten Beispielen charakteristischer Einzelobjekte die künstlerische und stilistische Eigenart norddeutscher Baukunst besser erkennbar werden und einfacher im Gedächtnis bleiben. In dem leicht verständlich geschriebenen Text sucht der Verfasser den Baustil aus dem Volks- und Landschaftscharakter zu entwickeln und führt viele interessante Ausgangspunkte für die jeweilige Gestaltung der Stadtgrundrisse an. Bei der geschichtlichen Entwicklung besonders der Hansa ist von dem großen Einfluß der Niederlande auf die Baukunst der baltischen Gegenden wenig die Rede. Auch wäre ein Bild der Hafenstraße von Travemünde oder des Zeughauses in Danzig als dafür typische Beispiele in dem Buch sehr am Platze. Die vorhandenen zahlreichen Bilder sind, was die Wahl des Motivs betrifft, durchweg recht gut, leider aber technisch oft wenig befriedigend, zuviel Liebhaberaufnahmen. Durch viele gleichartige und in der gleichen Preislage sich haltende Bücher sind wir inbezug auf auch technisch einwandsfreies Bildermaterial verwöhnt. Wenn hierin vom Verlage Wandel geschaffen wird, kann man getrost behaupten, daß „Die schöne deutsche Stadt" zu dem besten gehört, was auf dem Gebiete der Heimatkunde in letzter Zeit erschienen ist.

Arch. Kurt Langer.

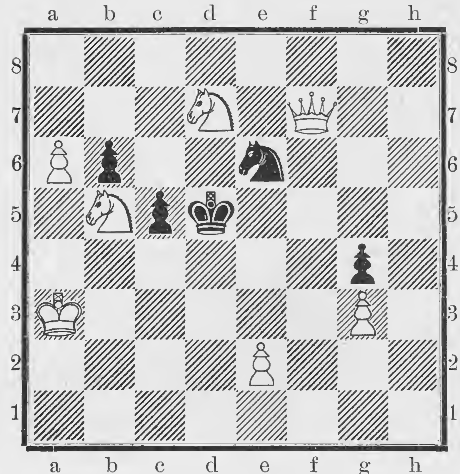
---

*) Die schöne deutsche Stadt. III. Teil: Norddeutschland von Gustav Wolf. Mit 211 Abbildungen. Verlag von R. Pieper u. Co. in München. Preis kartoniert 1,80 M, geb. 2,80 M.



Aufgabe Nr. 47

von Dr. H. v. Gottschall, Görlitz.

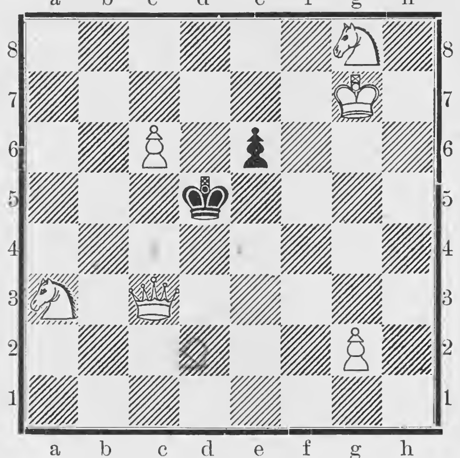


Matt in 2 Zügen

Weiß: Ka3, Df7, Sb5 u. d7, Ba6, e2 u. g3;
Schwarz: Kd5, Se6, Bb6, c5 u. g4.
7 + 5 = 12 Stück.

Aufgabe Nr. 48

von Franz Scheiter, Troppau.
Originalbeitrag.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kg7, Dc3, Sa3 u. g8, Bc6 u. g2;
Schwarz: Kd5 u. Be6.
6 + 2 = 8 Stück.

Endspielstudie Nr. 12

von S. Herland, Bukarest.

Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Ka1, Sh2, Bb3, d2 u. g6;
Schwarz: Kd1, Lg2, Bb4 u. h5. 5+4=9 Stück.

Lösung der Aufgabe Nr. 45

von Scheiter.

Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kh2, Dd8, Tg4, Lc1, Sb6 u. h4, Bf2 u. g3 = 8 St.
Schwarz: Ke5, Da1, Te3, Lb1, Sa5 u. g8, Bb3, e6 u. g6 = 9 „
17 St.

1. Lc1—a3, Da1×a3; 2. Dd8—d4#; 1......Te3—d3 (gegen Dd8—d6#); 2. Dd8—g5#; 1......Te3—e4; 2. Tg4—g5#; 1......Lb1—e4; 2. f2—f4#; 1......Sa5—b7; 2. Sb6—c4#; 1......Sg8—e7; 2. Dd8—h8#; 1...... sonst beliebig; 2. La3—d6#. Ein sehr gefälliges Problem!

Lösung der Aufgabe Nr. 46

von Villaret.

Matt in 3 Zügen.

Weiß: Ka7, Da1, Te5, La4 u. h6, Sc5 u. g5, Bb3 = 8 St.
Schwarz: Kd4, Tc3, Le4, Sb1, Ba5. d5 u. e3 = 7 „
15 St.

1. Te5—e8, e3—e2; 2. Sg5—f3+, Le4×f3 (oder Kd4×c5); 3. Lh6—e3# (oder 3. Lh6—f8#); 1......Kd4×c5; 2. Sg5—e6#; Kc5—d6 (oder Kc5—b4); 3. Lh6—f8# (oder 3. Te8—b8#); 1......Sb1—d2 (oder a3); 2. Lh6—g7+, Kd4×c5; 3. Da1—a3#.

Lösung der Endspielstudie Nr. 11

von Rinck.

Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Kg5, Db2, Sb7;
Schwarz: Ke8, Da4, Sa5, Bd3 u. h5.
3 + 5 = 8 St.

1. Db2—e5+, Ke8—f8!; 2. Sb7—d6 Da4—g4+!; 3. Kg5—h6, Dg4—d7; 4. Kh6—g6, Dd7—g4+ (wenn 4......Kf8—g8, so folgt 5. De5—d5+, Kg8—f8; 6. Dd5—f3+ usw.); 5. Kg6—h7, Dg4—g8+ (wenn 5...... Dg4—d7+, so folgt 6. Kh7—h8); 7. Kh7—h6, Dg8—g2; 8. De5—f6+, Kf8—g8; 9. Df6—f7+, Kg8—h8; 10. Df7—h7#.

Partie Nr. 26.

Gespielt in einem Wettkampf der bekannten Meister Dr. S. Tartakower u. R. Reti in Wien Anfang dieses Jahres.

Weiß: Tartakower. Schwarz: Reti.

Holländisch im Anzuge.

1. f2—f4	d7—d5
2. e2—e3	Sg8—f6
3. Sg1—f3	c7—c5
4. b2—b3	e7—e6
5. Lc1—b2	Lf8—e7
6. g2—g3	Sb8—c6.

Dr. Tarrasch empfiehlt in dieser Eröffnung a7—a6, um Lf1—b5 zu verhindern.

7. Lf1—b5	Lc8—d7
8. 0—0	0—0
9. Dd1—e2	Dd8—b6
10. Lb5×c6	Ld7×c6
11. Sf3—e5	Tf8—d8
12. d2—d3	Ta8—c8
13. Sb1—d2	Lc6—e8
14. f4—f5!	....

Nach Vollendung der Figurenentwickelung erspäht Weiß den richtigen Augenblick, um einen scharfen Rochadeangriff zu inszenieren.

14.	e6×f5
15. Tf1×f5	Sf6—d7
16. Se5×d7	Td8×d7
17. Ta1—f1	f7—f6
18. De2—g4	....

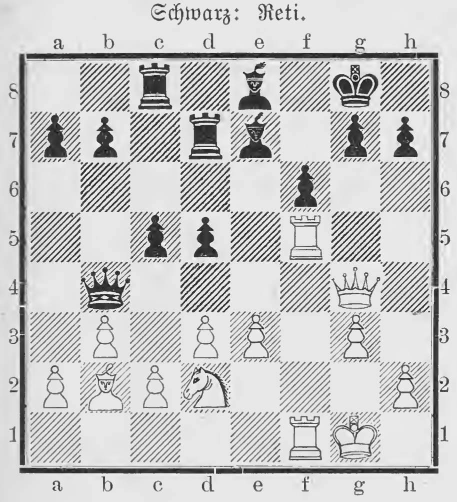
Droht sowohl Lb2×f6 als auch Tf5×d5

18.	Db6—b4.

Auch auf den sehr plausiblen Verteidigungszug Db6—e6 kommt Weiß durch: 19. Lb2×f6! Le8—g6 (19......Le7×f6? 20. Tf5×f6!! und gewinnt), 20. Lf6—b2, De6×e3+, 21. Tf5—f2 sehr bald in entscheidenden Vorteil.

Stellung nach dem 18. Zuge von Schwarz.

Schwarz: Reti.



Weiß: Tartakower.

19. Sd2—e4!!	....

Ein korrektes, weit berechnetes Opfer, welches zugleich die einzige Möglichkeit bietet, den Angriff festzuhalten.

19.	d5×e4
20. Lb2×f6	Le8—g6.

Auf 20......Le7—d6 gewinnt 21. Tf5—g5 und auf 20......Le7—f8 entscheidet 21. Lf6×g7.

21. Lf6—b2	Le7—d6.

Die einzige Parade gegen die Hauptdrohung Tf5—f7. Wenn 21......e4×d3, so folgt zunächst 22. Tf5—f4.

22. Tf5—g5	....

Führt erst auf großen Umwegen zum Ziele. Mit 22. Tf5—f2 war der Sieg rasch zu erzwingen, da auf die scheinbar ausreichende Verteidigung Tc8—c7 (nicht aber Tc8—d8 wegen 23. Dg4—e6+ nebst De6×d6 der elegante Zug 23. Lb2—e5!!!, den Weiß übersehen hatte, sofort entscheidet.

22.	Tc8—c7.

Eine sinnreiche Verteidigung, deren Pointe erst im 27. Zuge zutage tritt. Auf 22. ..... Tc8—d8 braucht sich Weiß nicht mit Remis (durch 23. Tg5×g6) zu begnügen, sondern setzt seinen Angriff mit 23. h2—h4 erfolgreich fort.

23. Dg4—e6+	Td7—f7
24. De6×d6	Tf7×f1+
25. Kg1×f1	Tc7—f7+
26. Kf1—e2!	e4×d3+
27. c2×d3	Lg6—h5+!
28. Tg5×h5	Db4—g4+
29. Ke2—e1!	Dg4×h5
30. Dd6—b8+	Tf7—f8
31. Db8×b7	....

Nun kann man endlich den Plan des Anziehenden erkennen: er hat das theoretische und auch positionelle Übergewicht erreicht, während sein eigener König auf e1 bombensicher steht.

31.	Dh5—f7.

Sonst gewinnt Weiß immer mehr Terrain.

32. Db7×f7	Kg8×f7
33. Lb2—a3	Tf8—c8
34. Ke1—d2	Tc8—c6
35. Kd2—c3	Tc6—h6
36. La3×c5	Th6×h2
37. a2—a4	a7—a6
38. b3—b4	Kf7—e6
39. b4—b5	a6×b5
40. a4×b5	Th2—g2
41. b5—b6	Ke6—d7
42. d3—d4!	Tg2×g3
43. d4—d5	....

Auf 43. b6—b7 folgt zunächst Tg3×e3+.

43.	Tg3—g4.

Etwas besser war sofort Tg3—g1, wenn auch dann Weiß nach 44. e3—e4, Tg1—e1; 45. Kc3—d4, h7—h5; 46. e4—e5, h5—h4; 47. Lc5—d6!, Te1—b1; 48. Ld6—c7 usw. gewinnt.

44. Kc3—d3 Tg4—g1
45. e3—e4 Tg1—e1
46. Lc5—b4! Schwarz gibt auf.

Es konnte noch z. B. folgen 46...... Te1—b1, 47. Kd3—c4, Tb1—c1+; 48. Kc4—b5, Te1—d1; 49. d5—d6!, Kd7—c8; 50. Kb5—c6 und gewinnt leicht.

Anmerkungen
von Dr. S. Tartakower.

Bearbeitet von Julius Steinitz.

Handschriftdeutungen.

Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt", Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

Stahl und Eisen. Sie sind ein intelligenter, kluger, rasch auffassender und schnell handelnder Charakter mit resoluter Tatkraft, Energie und glühender Leidenschaft. Sie schreiten fest und sicher auf ihr Ziel los und lassen sich von keinem den Weg versperren. Wenn es nötig ist, stoßen Sie andere sogar schroff und rücksichtslos beiseite, um Ihrem Willen Geltung zu verschaffen.

Ihr energischer Schrifttypus verrät auch, daß Sie ein lebhafter Widerspruchsgeist sind und Ihre Ansichten stets mit Entschiedenheit verfechten. Ihr stark ausgeprägter Egoismus und Erwerbssinn, der aus den großen Hakenendungen Ihrer Schriftzüge erkennbar ist, läßt Ihre angeborene Gutmütigkeit nur noch selten zum Durchbruch kommen. Einzelne Züge wie z. B. der säbelförmige Endstrich am t, der sich in Ihrem Briefe noch öfters wiederholt, deuten auch auf viel Kampfesgeist. Sie setzen allen Schwierigkeiten, die das Leben mit sich bringt, stets viel Mut und Entschlossenheit entgegen, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. E. E.

Rätsel und Aufgaben.

Rätsel.

Wenn „Weizen" und „Rachen" geschickt Ihr verschiebt,
Bis beides ein einziges Wort nur ergibt,
Dann wißt Ihr genau, daß es Schutz genießt,
Sobald ihr es richtig eintragen ließ't.

H. M.

Scherzrätsel.

Zwei Vögel: es faßt mit dem Schnabel
Den Bürzel des ersten der zweite.
Lies richtig! Du siehst drei Genossen,
Drei würdige, Seite an Seite.

R. Karger.

Rösselsprung.

so	Of-	im	zu-	es	lich	ter	lebt
tief	wo	lä-	fen-	un-	sen	gut	er-
daß	heit	viel	Bu-	cher-	ist	es	zeiht
Fall	uns	strebt	ver-	sie	mit-	scheint	wie's
der-	wir	gen	man-	auch	nie-	ver-	gibt
was	chen	wi-	mand	ber-	wohl	uns	daß

Rätsel.

Mein Erstes fließt im Zweiten
Und nähret diesen immerdar.
Das Ganze ist im Ersten;
Dünkt das nicht sonderbar?

Rätsel.

Es grüßte dich an deines Lebens Schwelle,
Rastlos wirkt's nah und ferne, laut und leis,
Dir allzeit dienstbar mit Gedankenschnelle,
Das Erd' und Himmel schließt in seinen Kreis.
Es ist daheim in Hütten und auf Thronen,
Den Reigen schlingend, wo da Menschen
wohnen.

Man spielt mit ihm, man sucht es aufzufangen,
Man läßt es fallen und der Wind verweht's;
Gar sorglos wird oft mit ihm umgegangen,
Doch bleibt's bedeutsam und verjüngt sich stets.
Ein Kind des Geistes, überwährt's die Stunde,
Geschicke lenkt's und lebt in aller Munde.

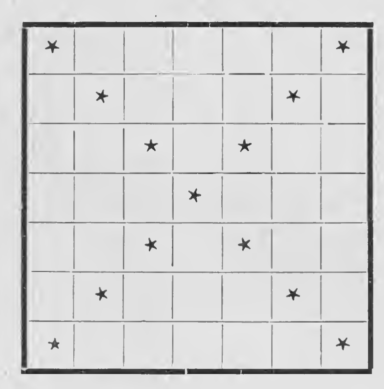
Geheimstes, Liebstes wir ihm anvertrauen,
Es tröstet, es befreiet oft das Herz
Und hilft uns eine geist'ge Welt erbauen.
Doch wenn's verstummt in Freude oder
Schmerz,
Wenn es sich scheut, ein Schweigen zu durch-
brechen,
Dann blick' ins Auge: auch die Augen sprechen.

A. D.

Bilderrätsel.



Buchstabenrätsel.



Aus den 49 Buchstaben der nachstehenden neun Wörter: ALLER, GICHT, HAGEN, MACHT, MÜNSTER, ÖHR, PHILIPPUS, SÜDEN, TANNE sind sieben neue Wörter zu je sieben Buchstaben zu bilden und in die Felder der obigen Figur derart einzusetzen, daß die Buchstaben der Sternfelder einen europäischen Staat und eine Stadt in diesem nennen.

Die neuzubildenden Wörter bezeichnen: 1. eine europäische Halbinsel, 2. einen unwillkommenen Zwischenfall, 3. ein Geschoß, 4. eine Strauchfrucht, 5. einen Vornamen, 6. einen Nager, 7. eine deutsche Residenzstadt.

Heinrich Vogt.



Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 1.

Silbenrätsel.

1. **Genesis**, 2. **Rettich**, 3. **Granada**, 4. **Ökonomieinspektor**, 5. **Rosmarin**, 6. **Seismograph**, 7. **Colorado**, 8. **Helsingör**, 9. **Ereignis**, 10. **Neutralität**.

Gr. Görschen, Scharnhorst.

Kombinationsaufgabe.

Beginnt man mit dem D, welches zwischen E und N steht, und verfolgt die Linien in der Richtung auf E, R, F usw., so erhält man: „Der Fleiß setzt sich nicht hin und wünscht."

Homonym.

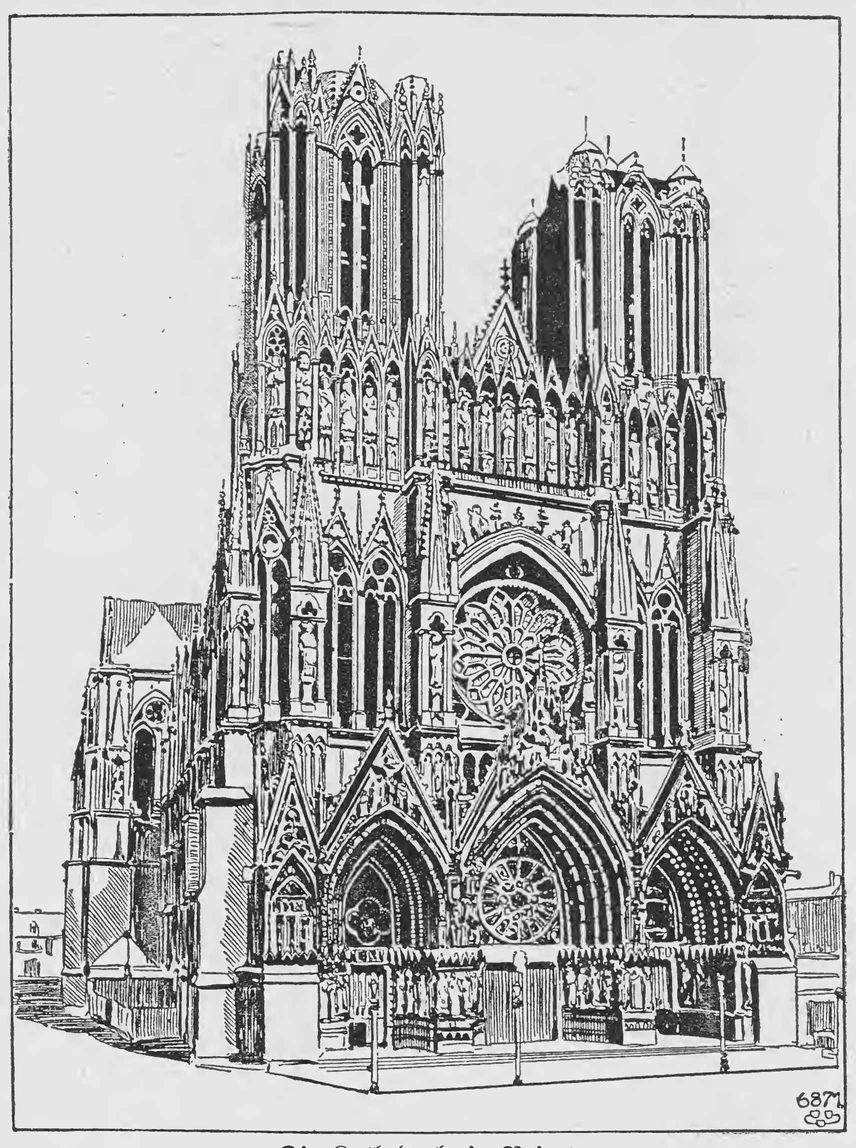
alt — Alt.

Botanisches Leiterrätsel.

1. Dorn, 2. Blume, 3. Rebe, 4. Aster, 5. Olive, 6. Narde, 7. Lotus, 8. Möhre.

Rätsel.

Gerte — Gerste.



Die Kathedrale in Reims.

Schon im achten Jahrhundert erbaut, wurde der damalige kirchliche Bau infolge der kriegerischen Unruhen im Jahre 1210 eingeäschert, doch wurde auf Betreiben des Bischofs bereits am 7. Mai 1211 mit dem Bau des noch jetzt stehenden Gotteshauses begonnen, das aber erst nach jahrhundertelangem Bau in seiner jetzigen Gestalt fertiggestellt wurde. Die Fassade der Kathedrale mit ihren drei Portalen, einer Fensterrose, Arkaden, zahlreichen Statuen und Reliefs ist ein glänzendes Beispiel vollendet durchgeführter Frühgotik. Sie wird von zwei 81,5 m hohen Säulen flankiert, die bei dem Brande von 1481 ihre Spitzen einbüßten. Das Innere der Kathedrale ist 139 m lang, bis 49,5 m breit, 38 m hoch und besteht aus einem dreischiffigen Querhaus, einem gleichfalls dreischiffigen Langhaus und einem von fünf Kapellen umgebenen Chor. Die Kirche enthält wundervolle Gemälde, kostbare Gobelins, alte Glasfenster, eine große Orgel und eine reiche Schatzkammer. Bis zur französischen Revolution enthielt die Kirche das berühmte Reimser Evangelienbuch, auf welches die französischen Könige den Eid ablegten.



Willibald Krain: Flüchtlings-Weihnachten





Advent 1914.

„Eine Jungfrau hat empfangen
Aus der heil'gen Geistes Kraft
Den, der wahrem Heilsverlangen
Trost und ew'ge Hilfe schafft;
Drum mit heiligem Entzücken
Lasset nach dem Tag uns blicken,
Welcher in die dunkle Nacht
Uns das helle Licht gebracht.“

Von dunkler Nacht singt das uralte herrliche Roratelied, von der Nacht der Sünde und Verwirrung, der alle seelische und leibliche Qual eigen ist und die mit schwarzem Flügel ein seufzendes Volk umfängt, das in banger Finsternis wohnt.

Niemals paßte dieses Lied so wie in unsere Zeit. Dunkle Nächte, bange Nächte brachten uns die Herbstmonde. In anderen Jahren blinzelte der geruhsame Bürger behaglich ins Licht seiner Lampe, wenn der kalte Regen an die Fensterscheiben klopfte; er schmiegte sich wohlig ins warme Bett, wenn der Herbstwind draußen sein grauses Lied sang; er war gern bei Spiel und Tanz, wenn die düstere Nacht durch Wald und Feld und Heide schlich.

Dieses Jahr brannte das Licht blutigrot, rauschte der Regen gespenstisch, heulte der Sturm unbarmherzig und grausam, irrten die Gedanken immer hinaus ins Finstere, um in Regen, Nacht und Wind, im Todesfeuer der Geschütze ein liebes Antlitz zu suchen, eine Sekunde in die noch lebenden Augen zu schauen und zu sagen: Gott schütze dich!

O, alle, die in diesem Herbst zu Hause waren, hatten keine wahre Heimat mehr, sie lebten wie auf einem Floß, das jeden Augenblick in Trümmer sinken konnte; alle haben gefroren in ihrem Herzen; alle haben gehungert nach Liebe, nach Frieden, nach Erfüllung ihrer Hilferufe zum Himmel; alle wurden verwundet vom Leid der anderen; alle waren in banger Nacht, und viele schlugen an ihre Brust.

Tauet, Himmel, den Gerechten, den Friedensfürsten! Das wird jeder ehrliche Deutsche wünschen und beten in dieser schweren Zeit.

Aber nicht in schwächlicher Angst und Herzensnot wollen wir das sagen. Wir alle wissen, was es für ein Friede ist, den wir wünschen dürfen — einzig den Frieden in Ehren. Wäre es ein anderer, wäre es ein Friede der Furcht, eine Legion blasser Schemen würde auf dem Plan erscheinen, würde uns mit glühenden Fieberaugen anschauen und fragen: Wofür starben wir? Hunderttausend bleiche Fäuste würden sich aus den Gräbern strecken und denen drohen, die für ihr Opfer keine Sühne heischten; wir würden nicht mehr ruhig hausen können in unserem Heim, wenn unsere Kraft nicht auf die düsteren Adventnächte ein helles, strahlendes Weihnachten durchsetzte.

„Drum mit heiligem Entzücken
Lasset nach dem Tag uns blicken“— nach dem Tag, der die Nacht endet, der die goldene Sonne der Siegesglorie über dem Vaterlande aufgehen läßt, jener Sonne, die allein die Gräber der Märtyrer unseres Volkes würdig zu beleuchten imstande ist.

Lieber ein Advent von grausamer Länge mit darauffolgendem Weihnachtsjubel, der den sieghaften Friedensfürsten begrüßt, als ein Hindämmern in ständigem, regenfeuchtem, schmutzigem Herbst!

— — — — — — — — — — — — —

Ihr lieben Bürger und Bürgerinnen meiner Bergstadt: nun möchte ich ein gutes Wort bei Euch einlegen für Eure Kinder. Hin und wieder habe ich sagen gehört, dieses Jahr gibt es für uns keinen Heiligen Abend, wird kein Baum geschmückt, keine Gabe verteilt; wir haben keine Veranlassung zur Weihnachtsfreude. O, liebe Freunde, sprecht nicht so! Ob auch die Kinder die Soldaten marschieren sahen, ob sie alle Tage vom Krieg hörten, ja vielleicht einmal selber bitterlich weinten, weil eine schwere Kunde eintraf — am 24. Dezember wird das junge Herz nichts anderes wissen, als daß heut Heiliger Abend ist und es wird dasselbe selige verlangende Hoffen in den jungen Herzen sein wie in anderen Jahren. Enttäuschet die Kleinen nicht! Der große Kinderfreund im Himmel gibt ja nie zu, daß Kinder lange weinen oder etwas zu schwer nehmen. Er gab ihnen das goldene Vorrecht, sich von jedem Schmerz bald zu erheben und der Freude wieder zugewandt zu sein.

Feiert Weihnachten! Sei es ruhig etwas sparsamer an Gaben, sparsamer an Liebe soll es auch diesmal nicht sein! Richtet Euch selber auf am Christbaum! Denkt nicht immer nur an das, was Ihr verloren habt, denkt auch an das, was Euch geblieben ist. Wenn Ihr zu Gott betet, betet nicht immer nur für die Verstorbenen, sondern ebenso oft und brünstig für das, was Euch Gott gelassen hat und was er Euch bewahren soll. Dann werdet Ihr erkennen, daß Ihr nicht verlassen und verarmt seid, und werdet den Mut und die Ruhe zum Leben wiederfinden.

Niemand möge verzagen! Ob ich auch kein Prophet bin, das kann ich Dir sagen: Am nächsten Weihnachtsfest wird Dein Schmerz schon milder sein, und so wird er Jahr um Jahr stiller werden durch die große Heilerin der Zeit. Darum wird Deinem Geliebten nichts verloren sein. Die sanfte Trauer, die Du noch nach Jahrzehnten um ihn tragen wirst, wiegt ebenso schwer wie der frische, leidenschaftliche Schmerz dieser Tage.

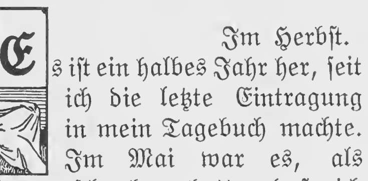
Schmückt Eure Weihnachtsbäume! Denkt in dem Kerzenschein nicht nur an das Trübe, was war, sondern vor allem an das Liebe, was blieb, und wünscht dem deutschen Vaterland, daß ihm Gott eine goldene Siegesfrucht an die grünen Zweige seines mächtigen Baumes hänge!

Paul Keller.





(2. Fortsetzung.)



Im Herbst.

Es ist ein halbes Jahr her, seit ich die letzte Eintragung in mein Tagebuch machte. Im Mai war es, als Stefenson erschnoben hatte, daß ich ein Tagebuch führe und darin manches über den Ausbau unseres Ferienheims, aber auch über seine eigene Person niedergeschrieben habe. Seit der Zeit quälte er mich, ihm das Tagebuch einmal zur Lektüre zu überlassen. Er war neugierig wie ein Backfisch, und es nützten mich alle Versuche nichts, ihm klarzumachen, daß es — gelinde gesagt — sehr indiskret sei, Einblick in ein fremdes Tagebuch zu verlangen. Es dauerte so lange, bis er die Aufzeichnungen in Händen hatte. Dieser Mensch ist ein ganz wunderliches Gemisch von Kindlichkeit und halsstarriger Energie.

Nach drei Tagen gab mir Stefenson das Tagebuch zurück und sagte, indem er ein sauersüßes Lächeln zwischen seinen dünnen Lippen zerquetschte: „Sie haben mich sehr schlecht charakterisiert."

„Dieses Urteil sah ich voraus, Mister Stefenson; die Fortsetzung des Tagebuchs werden Sie auch nicht zu sehen bekommen."

Er machte eine Handbewegung, die bedeuten sollte, daran liege ihm auch nichts und ging wieder nach seinem „Büro". Dieses besteht aus einer Holzbude, in der ein langer roher Tisch, einige Brettstühle, ein Kleiderhaken und der Telephonapparat die ganze Ausrüstung bilden. Der Tisch ist mit Papieren aller Art bedeckt. Hier liegen die kostbaren Pläne unserer Ferienhäuser, sind Aktenstöße, stehen Modelle. In einem Nebenraume klappern ein paar Schreibmaschinen. Stefenson sagte mir einmal, er würde sich freuen, wenn eine selbsttätige Schreibmaschine erfunden würde, die er sich abends an sein Bett stellen könnte. Dann würde er besser schlafen. Schreibmaschinenklappern und Telephongeschelle sei ihm die schönste Musik.

In dem Büro sind unsere Konferenzen. Dorthin müssen Architekten, Maurermeister, Lieferanten aller Art, Verwaltungsbeamte, Stellungsuchende zum Vortrag kommen. Anfangs hatte Stefenson offenbar die Absicht, mich bei den Hauptkonferenzen mit den Bauleuten zu eliminieren oder mir doch eine rein zuhörende Rolle zuzuweisen. Als ich ihm aber energisch sagte, er scheine vorzuhaben, ein schleudriges Klein-Chicago zu errichten, das sich ganz gut für Engros-Schweineschlächterei, aber nicht für mein romantisches Ferienheim eignen möge, wurde er immer stiller und ließ mich nach und nach mit den Architekten selbständig wirken. Nur das Tempo der Arbeit bestimmte er, und das stand immer auf Volldampf. Der Mann arbeitet selbst von morgens

5 Uhr bis nachts um 11, ohne irgendwelche Ermüdung zu zeigen. Stefenson leitet seine Verhandlungen meisterhaft; keine Kleinigkeit entgeht ihm. Sobald ein Thema angeschlagen ist, wird es Schritt für Schritt erledigt. Kein Abweichen vom Wege ist erlaubt, das Dazwischenwerfen einer aufblitzenden, abseits liegenden Idee ist streng verpönt, kein unfruchtbares Durcheinandergerede gestattet, sondern planmäßige, energisch geordnete Arbeit wird geleistet, Für und Wider werden kurz beleuchtet, Nebensächlichkeiten unter den Tisch fallen gelassen, der Beschluß knapp und fast immer schriftlich skizziert; dann wird aber auch im Verlauf der weiteren Verhandlungen auf den erledigten Punkt nie wieder zurückgegriffen. So wußte man am Schluß solcher Verhandlungen immer: das stand zur Beratung, das ist beschlossen, so und so, dann und dann muß es ausgeführt werden. Stefensons Gehirn hat eine wohlgeordnete Registratur, und etwas schwärmerisch angelegte Leute wie ich, denen leicht die Gedanken durcheinander purzeln, können viel von solchem Manne lernen. Nur darf Stefenson meine romantische und philantropische Idee nicht aus dem Auge lassen, und das tut er auch nicht. Stefenson und ich sind in vielen Dingen die reinsten Antipoden; aber ich schätze es als ein Glück, mit einem so klaren Kopf zusammen zu arbeiten, wenn ich auch manchmal einen wilden Zorn über seine Kaltschnäuzigkeit habe.

Stefenson meistert auch seine eigene Person trefflich. Einmal hatten wir eine sechsstündige Konferenz. Nach der fünften Stunde meinte ich, es könnte nichts schaden, wenn man jetzt einen Kognak tränke. Die Architekten zwinkerten mir fröhlich zu, aber Stefenson wandte sich nicht an sie, sondern an mich, gegen den er auf Grund persönlicher Freundschaft glaubte das Recht zu haben, grob werden zu dürfen, und sagte:

„Schade, daß Sie mal am Delirium sterben müssen. In der frühen Morgenstunde, um 12 Uhr, trinkt man keinen Alkohol."

Als die Konferenz beendet war, wurde eine Mittagspause von zwei Stunden gemacht. Alles atmete auf. Stefenson aber sagte:

„Ich werde die Pause benutzen, um mir einen Zahn ziehen zu lassen; er quält mich schon den ganzen Vormittag."

So ist der Mann. Wir vertragen uns und haben Händel mit einander — je nachdem. Ich glaube, ich werde gut fahren, wenn ich mit Stefenson gleichen Kurs halte. Es gibt kaum ein größeres Unglück auf der Welt, als sich mit dummen oder schwachen Menschen zu verbinden, und kaum einen größeren Vorteil, als einen klugen Freund.

* * *

Die Waltersburger! Ich habe ja die Leutchen lieb; aber das muß ich sagen: als unsere Idee bekannt wurde, war die allgemeine Physiognomie ungefähr die eines Kalbes, das zum ersten Male donnern hört. Sie wunderten sich rasend. Sie steckten die Köpfe zusammen, disputierten auf den Bierbänken und kamen doch, da sie immer nur Gerüchtsbrocken sammeln konnten, zu keinem klaren Bilde. Den Ausschlag soll der Amtsrichter gegeben haben, der sich dahin geäußert hat: es scheine sich um eine Art Verrücktenanstalt im großen zu handeln; den nötigen Spleen scheine ich von der Weltreise mit heimgebracht zu haben, und was etwa fehle, habe Mister Stefenson aus seinem reichen Vorrat von Tollheit ergänzt.

Günstig war uns von Anfang an die Stimmung der Waltersburger garnicht. Zu dem neidischen und verärgerten Gefühl, das einem unerwarteten Werk vom lieben Publikum immer gespendet wird, gesellte sich ein ganz besonderer

Verdruß. Stefenson hatte erklärt, daß er eine ganz neue Gemeinde begründen werde mit einem eigenen Bürgermeister und einer Verwaltung, die alles im Umkreise Bekannte in den tiefsten Schatten stellen werde.

Darüber waren die Waltersburger wütend. Nachdem ihnen schon die Neustädter untreu geworden und der Mutterstadt gewaltig über den Kopf gewachsen waren, sollte sich hier auf ehemaligem Waltersburger Grund und Boden abermals ein neues Gemeinwesen gründen, das den Bestand Waltersburgs verkürzte und die eigene Stadt in immer kümmerlichere Umberühmtheit drängte. Waltersburg war wie eine Mutter von mittelmäßigen Anlagen, die sich ärgert, wenn ihre Töchter in der Gesellschaft übermäßiges Glück haben. Es gibt solche.

Denn eitel waren die Waltersburger immer etwas. In der Pfarrkirche ist ein Altarbild, das angeblich von Tintoretto stammt. Ein begüterter Graf, der ehemals hier residierte, soll es von einer Pilgerfahrt mitgebracht haben. Die Echtheit des Bildes ist zweifelhaft, nur nicht für die Waltersburger, die das Gemälde zu den Meisterwerken Tintorettos rechnen. (Tintoretto, „das Färberchen", hat bekanntlich neben ausgezeichneten Stücken viel Mittelmäßiges, ja Schleudriges geleistet). Als ein großes neues Reisehandbuch erschien, waren die Waltersburger neugierig, ob ihr Tintoretto zwei Sterne oder nur einen haben würde. Die Enttäuschung war groß, denn ganz Waltersburg mitsamt seinem Tintoretto wurde in dem Handbuch überhaupt nicht erwähnt. Der Schrei der Empörung, den damals der gebildete Teil der Stadt ausstieß, hat noch heute ein Echo in vielen Herzen.

Urplötzlich kam der Umschwung. Stefenson berief eine Versammlung nach dem Saale des größten Waltersburger Hotels, der „Drei Raben". Er lud zu dieser „freien Zusammenkunft, in der er Aufschlüsse über seine Neugründung geben werde", nicht nur den Magistrat und alle Honoratioren mit ihren Damen, sondern auch je einen Schuster, Schneider, Bäcker, wie alle anderen Handwerkszweige mit ihren Frauen. „Es muß wie bei der Arche Noahs sein," sagte er gutgelaunt, „von jeder Art ein Pärchen." Der Erfolg war schwach. Einzelne zwar priesen Herrn Stefenson wegen seiner gerechten unparteiischen Art, aber andere rümpften außerordentlich stark die Nasen, und als die Versammlung begann, zeigte es sich, daß fast gar keine Frauen da waren. Die Frau Provisor und die Frau Kanzleirat hatten entrüstet erklärt, man könne sich doch nicht mit Krethi und Plethi zusammensetzen, und fast alle anderen „Damen der Gesellschaft" hatten sich dieser Auffassung angeschlossen. Die Weiber der Handwerksleute aber hatten sich „geniert", zu kommen. Aber auch die Männerwelt war in gar schwacher Anzahl erschienen. Der Magistrat ließ sich durch einen Beisitzer vertreten. Am meisten freute es mich, daß der Lehrer Herder da war. Er wurde auch zum Leiter der Versammlung gewählt.

Stefenson hielt eine Rede. Er spricht die deutsche Sprache ohne jeden fremden Akzent. Denn nicht nur seine Mutter ist eine Deutsche gewesen; ich habe unterdes herausgekriegt, daß Herrn Stefensons Vater ein Stockamerikaner von reinster Monroe-Doktrin war, und dessen Vater auch, daß aber dieser Großvater bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre in Hamburg gelebt hat und bis dahin Georg Stefan hieß.

Also Stefenson sprach. Er sagte, über die Idee seiner geplanten Kuranstalt wolle er nicht sprechen; diese sei ein so unerhörtes, geniales Problem (dabei trat er mich grob auf den Fuß!), daß er es im Rahmen einer so kurzen Aussprache nicht erläutern könne (Husten-

anfälle der Versammlung). Waltersburg habe zwar keine hervorragend günstige Lage und werde von vielen anderen Orten auch durch den Reiz der Umgebung wesentlich übertroffen (Gebrumm in der Versammlung), aber sein Freund und ärztlicher Beirat sei ja, wie alle wüßten, ein Waltersburger Kind, und so habe er dem Freund zuliebe dieses Gelände für die Ausführung seiner Idee gewählt. Er gehöre zu den Leuten, die sich eher das eigene Hemd ausziehen, als daß sie zugeben, daß der Freund friere. (Frau Postschaffner Hempel verließ entrüstet das Lokal.) „Kommen Sie gut nach Hause, Frauchen!" rief ihr Stefenson nach. (Abermaliges Gebrumm. Postschaffner Hempel erhebt sich, sagt in halblauter Entrüstung: „Das is ja kolossal!" und stampft seiner Ehehälfte nach.)

„Also," fährt Stefenson ruhig fort, „was mir eine Hauptsache zu sein scheint: ich beabsichtige nicht, eine neue politische Gemeinde zu gründen; ich werde meine Siedelung unter den amtlichen Schutz des Magistrats von Waltersburg stellen. (Freudige Verblüffung. Der Beisitzer horcht hoch auf und trommelt erregt mit den Fingern auf den Tisch.) Ja," geht Stefensons Rede weiter, „wir werden unserem Sanatorium, das seinesgleichen in der Welt nicht hat, den Namen „Kuranstalt Waltersburg: Ferien vom Ich" geben, und der Schnickschnack von sogenanntem modernen Badeort, wie es Neustadt ist, wird in Dunst zerstieben vor der glorreichen Waltersburger Neugründung. (Der Beisitzer springt auf, beurlaubt sich bei dem Vorsitzenden auf wenige Minuten und stürmt aus dem Saal). Mitbürger von Waltersburg! Damen und Herren! (Von den Damen ist nur noch die phlegmatische Gärtnersfrau Bächel anwesend.) Es macht mich glücklich, daß Sie in solcher Anzahl erschienen sind. Etwas Erfreuliches kann ich Ihnen mitteilen. Ich erwarte, daß binnen zwei Jahren unsere Kuranstalt etwa zwei Dritteile Ihrer gesamten Gemeindesteuern tragen wird, sodaß Ihre bisherigen 120 Prozent auf 40 Prozent herabsinken werden. (Erschrecktes Aufatmen, dann lautes Bravo. Bäckermeister Schiebulke und Klempner Geldermann stürzen im Geschwindschritt von Siegesboten auf die Straße.) Ja, aber, meine sehr teuren Mitbürger, auch Opfer werde ich von Ihnen verlangen müssen. (Kunstpause des Redners. Bedrücktes Schweigen der Zuhörer.) Wir haben nicht Zeit, der Verwirklichung unserer Idee breiten Raum zu gewähren; wir müssen die Aufgabe im Sturme nehmen. Binnen Jahresfrist muß alles fix und fertig sein. Sie werden begreifen, daß dafür ein Heer von Architekten, Bauleitern, Maurern, Zimmerleuten, Tapezierern, Töpfern, Tischlern, Glasern, Klempnern, Schmieden, Schlossern, Stubenmalern, Gärtnern und Hilfsarbeitern aller Art nötig sein wird, nicht zu rechnen die Legion derer, die diese Schar versorgt mit Nahrungsmitteln, mit Kleidern, Schuhen, Mützen und Wäsche. Ja, liebe Waltersburger Mitbürger, Ihre ganze prächtige Kaufmannschaft, alle Ihre Handwerkerkreise muß ich mobil machen, um meiner Aufgabe gerecht zu werden, alle werden ihren Betrieb verzehnfachen müssen — —" Der Redner hielt inne, denn die Zuhörerschaft keuchte zu laut. Die Erregung stieg aufs höchste. Da kam die von Stefenson ganz leicht hin gesagte, aber bis ins Mark treffende Schlußbemerkung: „Ich möchte mit Waltersburger Bürgern Abkommen treffen. Was das Finanzielle anbelangt, so wird nichts auf Ziel entnommen, sondern alles immer sofort bar bezahlt werden."

Da war es aus. Alles erhob sich; selbst die dicke Gärtnersfrau wappelte sich empor und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Ein Handwerker stieg auf einen Stuhl.

„Das ist gut!“ rief er; „das ist famos! Herr Stefenson lebe hoch!“

„Hoch!“ schrien die paar Männlein, die noch da waren.

Im selben Augenblick stürzte der Beisitzer wieder in den Saal.

„Der Herr Bürgermeister,“ keuchte er, „der Herr Bürgermeister, der bis jetzt leider verhindert war, kommt selbst.“

Stefenson nickte ihm lächelnd zu. Da wurde es lebhaft auf der Treppe, Männer und Frauen aller Gesellschaftsschichten füllten den Saal. Eine halbe Stunde lang stand Stefenson steif und still, und als alle da waren, auch der Bürgermeister, sagte er:

„Ich habe dem, was ich vor Ihnen, sehr geehrte Herrschaften, über meine Neugründung heute ausgeführt habe, nun nichts mehr hinzuzusetzen.“

Worauf sich der Leiter der Versammlung, Lehrer Herder, in einer glänzenden Erfassung der Situation erhob, dem Vorredner kurz dankte und sagte:

„Ich schließe die Sitzung!“

— — — — — — — — — — — —

Ja, es war eine interessante Versammlung. Aber doch schritt ich als Deutscher verstimmt neben dem Amerikaner, der ja allerdings auch ein Deutscher war, nach Hause. Eines glaubte ich der Gerechtigkeit schuldig zu sein. Ich sagte:

„Mister Stefenson, es freut mich, daß Sie meine Vaterstadt an dem eventuellen Nutzen und Gewinn unserer Gründung teilnehmen lassen.“

„Stürzen Sie sich — bitte — nicht in unnütze Gefühlsunkosten. Es wäre mir gar nicht eingefallen, die Gemeindekosten für diese Leute mit zu übernehmen, indem ich unser Heim in Waltersburg eingemeindete. Aber — aber die preußischen Mauern! Ich war beim Regierungspräsidenten. Denken Sie, der Kerl wäre auf die Gründung einer neuen selbständigen Gemeinde eingegangen? Keine Idee! Waltersburger sind wir — na also! Wir müssen! Und ehe wir müssen, wollen wir doch lieber! Das ist doch gescheiter!“

Es war mir, als ob wieder ein Flitterkleid von der Seele dieses Mannes abfiele.

An ein paar Kilometersteinen wanderten wir wortlos vorbei. Ich geriet mehr und mehr in eine tief verärgerte Stimmung. Wie kam dieser Fremdling mit dem großen Geldsack dazu, sich über meine Heimatstadt zu belustigen?

Als wir uns trennten, sagte Stefenson: „Nu haben Sie wohl in Ihrem Innern genug über mich geschimpft. Aber ich sage Ihnen, die Waltersburger sind mir nicht lächerlich; sie sind mir nicht einmal aufgefallen; denn zages Spießbürgertum und kleinliche Gewinnsucht wohnen überall auf der Welt dicht bei einander.“

* * *

In Neustadt erscheint ein Blättchen, die „Neustädter Umschau“. Es kommt wöchentlich zweimal heraus in einem Umfang, daß eine einzige Nummer genügt, ein Butterbrot gut zu verpacken. Als der Verleger einen neuen Redakteur suchte, versprach er ein Monatsgehalt von 60 Mark. Es meldeten sich drei Doktoren, sechs Referendare, zwanzig Studenten, sieben ehemalige Lehrer, ein „sehr gebildeter“ Schlossermeister, davongejagte Seminaristen, freie Schriftsteller und sonstige schwankende Gestalten. Der Verleger wählte von der ganzen Rotte den Unfähigsten, einen herabgekommenen, versoffenen Kerl, der aber Doctor juris war, was in der „Umschau“ mit Fettdruck angezeigt wurde. Dieser Mensch machte die „Umschau“ in der Art, daß er in seiner nüchternen Tagesstunde, die vormittags eine Viertelstunde nach seinem jeweiligen Aufstehen liegt, im Lesesaal des Neustädter Kurhauses den Stoff für die nächste Nummer aus großstädtischen Zeitungen abschrieb. Einen lokalen Teil

hat die „Umschau“ kaum; jedenfalls war er stets äußerst jämmerlich. Desto mehr fiel es auf, als das Blatt auf einmal recht flott, wenn auch frech geschriebene Artikel gegen unser Waltersburger Ferienheim brachte.

Der erste Artikel beschäftigte sich mit mir. Es wurde darin ausgeführt, daß ich nach meiner Promovierung (die, wie man erfahre nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten vor sich gegangen sei,) eiligst das Vaterland verlassen habe, um auf allen Meeren und unter allen Breitengraden der leidenden Menschheit meine ärztliche Kunst angedeihen zu lassen. Das einzige Leiden, mit dem ich zu tun gehabt hätte, wäre die Seekrankheit gewesen, und da sich gegen diese bekanntlich überhaupt nichts tun lasse, so sei ich ja sicher ganz am Platze gewesen. Mein Geist habe so ungeheuer viel Zeit zum Ausruhen gehabt, daß ich (wahrscheinlich unter dem verheerenden Einfluß der Tropensonne oder unter dem des Bisses einer brasilianischen Natter, der ganz eigenartige, lange nachwirkende, phantastische Delirien bewirke) auf die Idee meiner Anstalt „Ferien vom Ich“ gekommen sei. Neustadt solle jubeln und mir eine Dankadresse schicken, mir auch sonst alle mögliche Förderung angedeihen lassen; denn das moderne Weltbad spare sich durch meine Anstalt ein Hanswursttheater, und es wäre nur zu bedauern, wenn sich die Neugründung nicht bis zum nächsten Fasching hielte. In dem jederzeit reichhaltigen Vergnügungsprogramm von Neustadt würde es sich jedenfalls ganz gut ausnehmen, wenn es um die Faschingszeit hieße: Morgen Besichtigung der Waltersburger Kuranstalt Ferien vom Ich. Ängstliche seien versichert, daß ein Ausbruch von Irrsinn nicht zu befürchten ist, da sich dieser in der Waltersburger Anstalt nur ganz harmlos und kindlich äußert.

Das war der Begrüßungsartikel, der meiner Gründung von dem freundnachbarlichen Neustadt zuteil wurde. Stefenson brachte ihn mir persönlich. Er beobachtete mich, als ich ihn las.

„Niedlich!“ sagte ich; „ich hätte das den Kerlen gar nicht zugetraut.“

„Na, sehen Sie,“ atmete Stefenson auf, „es freut mich, daß Sie nicht entrüstet sind oder diese braven Zeilenschinder etwa gar verklagen wollen. Der Artikel ist wirklich sehr nett.“

Eine der nächsten Nummern der „Umschau“ beschäftigte sich mit Mister Stefenson. Es hieß darin, nach authentischen Auskünften aus Amerika sei Mister Stefenson, der bekanntlich das Waltersburger Kuranstalts-Unternehmen finanziere, einer der allermerkwürdigsten Geschäftsleute aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Seine geschäftliche Laufbahn habe Stefenson als Küchenboy in einem Hotel vierten Grades begonnen. Als aber der einzige silberne Löffel, über den jenes Hotel verfügte, eines Tages verschwand und ganz zufällig in der Pappschachtel, die des jungen Stefenson Kleiderschrank darstellte, aufgefunden wurde, wohin er auf eine Herrn Stefenson auch jetzt noch ganz unerklärliche Art gekommen wäre, sei der vielversprechende junge Mann nach Texas ausgewandert. Aber auch dort sei er vom Unglück verfolgt worden. Denn obwohl der Strick, an den die Bewohner einer Farm den Jüngling wegen angeblichen Pferdediebstahls hingen, riß und also gewissermaßen ein Zeichen vom Himmel für die Unschuld des Gerichteten vorlag, hätten die barbarischen Urwaldsgesellen den Gast aus dem Norden so fürchterlich geprügelt, daß Stefenson zwei künstliche Rippen als Andenken an jenes Abenteuer behalten habe. Das weitere Leben des Mannes, den die Waltersburger im Begriff ständen, zu ihrem Ehrenbürger zu machen, sei ebenfalls recht bewegt und reich an

Zwischenfällen gewesen. Stefenson sei einmal als Kutscher bei einem großen Petroleumtransport engagiert gewesen. Dieser Transport sei von Indianern überfallen, die ganze Begleitmannschaft tot- und sämtliche Petroleumfässer entzweigeschlagen worden. Nur Stefenson, sei am Leben geblieben, da er so vorsichtig war, bei der herannahenden Gefahr als erster zu fliehen. Es habe sich nun so gefügt, daß Stefenson am nächsten Tage zwei abenteuernde, reiche, aber recht dumme Kerls in einer benachbarten Stadt getroffen und diese vertraulich auf ein Gelände aufmerksam gemacht habe, wo ohne Zweifel starke Petroleumquellen vorhanden seien. Diese beiden Burschen habe Stefenson, nachdem er die Spuren des Überfalls gründlich beseitigt hatte, auf das Gelände geführt, allwo noch ein penetranter Petroleumgeruch war, und die beiden Gimpelchen hätten sich bereit erklärt, an Stefenson zunächst mal 500 Pfund zu zahlen, damit er alles Nötige für die Erschließung der Quellen in die Wege leite. Als sich aber Stefenson die Sache weiter bei sich selbst überlegt habe, hätte er sich gesagt, wenn er ehrlich sein wolle, müsse er an der Ergiebigkeit des Unternehmens zweifeln, er wolle also seinen Geldgebern lieber weitere unnötige Kosten ersparen und, ohne sich erst durch „Good bye“ und andere Abschiedsförmlichkeiten aufzuhalten, sofort nach Chicago verschwinden.

Die 500 Pfund (das seien nach deutschem Gelde 10 000 Mark), die Stefenson mitgenommen habe, hätten die Basis für seine weiteren geschäftlichen Unternehmungen gebildet, für Unternehmungen, die nicht weniger originell als die Petroleumgeschichte gewesen seien. So sei Stefenson nach und nach zu einem gewissen Vermögen gekommen. Da aber die engherzigen amerikanischen Richter öfters an Herrn Stefensons Geschäftsusancen Anstoß genommen und es dem sonst ganz anspruchslosen Manne trotz der geradezu luxuriösen Ausstattung der amerikanischen Gefängnisse in diesen gar nicht gefallen habe, so sei er auf den Einfall gekommen, sein Wirkungsfeld vorübergehend mal nach Deutschland zu verlegen, und seine Wahl sei auf Waltersburg gefallen, die Stadt, die das weiße Lamm im grünen Felde in ihrem Wappen führe.

Als ich diesen Artikel gelesen hatte, geriet ich in große Aufregung. Stefenson verstand mich nicht.

„Es ist wahr,“ sagte er; „der Artikel könnte farbenreicher gehalten sein, die Geschehnisse sind etwas nüchtern gegeben, aber, mein Lieber, der heutige Geschmack verpönt das Allzukrasse. Ich finde den Artikel ganz ausgezeichnet, viel, viel besser als den, der neulich über Sie in dieser Zeitung stand.“

„Stefenson!“ schrie ich ihn an; „sehen Sie denn nicht ein, daß uns dieser Halunke, dieser Zeilenschmierer, dieser Süffling unmöglich macht? Jetzt bleibt nichts anderes mehr übrig, jetzt müssen Sie den Mann verklagen.“

„Ja, glauben Sie, daß ich toll bin?“ entgegnete Stefenson.

Ich erzählte ihm, was schon der Artikel über mich für allerhand Unheil angerichtet habe. Nicht bloß, daß sich meine Mutter fast die Augen aus dem Kopfe geweint habe, ich hätte gehört, wie die Leute hinter mir zischelten, wie ein Weib zu einem anderen gesagt habe: „Daß er sich nicht schämt, über die Straße zu gehen,“ und daß mich der Stammtisch in den „Drei Raben“ so nichtswürdig behandelt habe, daß ich nie wieder hingehen könne.

„Stefenson — unseren guten Ruf müssen wir behalten — sonst sind wir ruiniert.“

„Guten Ruf?“ verwunderte er sich. „Wie kann man seinen guten Ruf behalten, wenn man Geschäfte macht? Das ist doch unmöglich. Er wird einem

doch selbstverständlich kaputt gemacht. Wenigstens äußerlich — in der gegnerischen Presse — das ist ja unausbleiblich. Darüber regt man sich doch nicht auf!“

Ein Brüllen tönte von der Straße herauf.

„Der Pferdedieb! — Der Löffelstehler! — Der Petroleumstänker! Raus, raus!“

Stefenson lugte durch die Gardine.

„Sechs oder sieben junge Burschen. Sie benehmen sich ganz weltstädtisch. Petroleumstänker ist bei der Kürze der Zeit schon ein ganz gut geprägter Zuruf!“

„Stefenson, es geht nicht — Sie werden sehen, es geht bei uns nicht. Sie sind hier nicht in Amerika. Die ganze Stadt wird uns boykottieren.“

„Desto besser.“

„Die Geschäftsleute werden nicht mehr liefern.“

„Gegen bar werden sie bestimmt liefern.“

„Nein, unser ganzes Unternehmen wird scheitern, wenn Sie den infamen Artikel nicht Zeile für Zeile in öffentlichem Gerichtsverfahren als Lüge brandmarken.“

„Das soll mir gewiß nicht einfallen,“ lachte er.

Es war in meiner Wohnung am Johannesplatz, wo diese Unterredung stattfand. Das Lärmen auf der Straße wurde indes lauter, die demonstrierende Schar wurde größer. Da verließ mich Stefenson. Den Kopf mit seinem grauen Zylinderhut bedeckt, schritt er seelenruhig durch die Menge. Diese schwieg betroffen und gab eine Gasse frei, dann lärmten die Leute hinter Stefenson her. Ich ging ihm nach. Mich verschonten die Demonstranten mit schmähenden Zurufen, aber sie murrten, und die guten Bekannten, denen ich begegnete, wandten den Kopf zur Seite und sahen mich nicht an. Ich war so verbittert, daß ich wohl eine Stunde lang planlos vor der Stadt am Bache hin und her ging, ehe ich Stefensons Bureau aufsuchte.

„Wissen Sie, was unser erster Architekt gemacht hat?“ fragte er gleich bei meinem Eintritt. „Seinen Kontrakt mit mir hat er gelöst. Der Esel! Mir hat er einen großen Gefallen getan; denn ich weiß einen tüchtigeren und billigeren Mann, als er ist, und bin froh, daß ich ihn loswurde. Glück muß man haben!“

Er rieb sich die Hände.

„Mister Stefenson,“ sagte ich ernst; „wir werden wohl unsere Kontrakte alle lösen müssen. Denn obwohl ich natürlich von dem Schundartikel eines verkommenen Subjekts nicht ein Wort glaube, so sehe ich doch ganz klar, daß unsere Situation hier unhaltbar wird, wenn Sie sich nicht von dem Schmutz, der auf Sie geworfen wurde, reinigen. Wir vermögen nicht, ohne die Achtung unserer Mitbürger zu bestehen. Wir werden unmöglich!“

Stefenson ging mit großen Schritten auf und ab. Er kaute an seiner pechschwarzen Zigarre. Ganz milde sagte er:

„Ja, sehen Sie, lieber Freund, Ihr Volk in Ehren — meine Mutter war ja auch 'ne Deutsche —“

„Und Ihr Großvater war Georg Stefan aus Hamburg,“ wollte ich dazwischenwerfen, verschluckte es aber.

„Ja, also die Deutschen,“ fuhr Stefenson fort, „bilden sich was ein auf den Humor, den sie haben und den andere, z. B. die romanischen Völker, gar nicht haben. Schön — ich gebe zu, Sie haben Dichter, die ausgezeichneten Humor haben, und auch deutsche Geisteszivilisten sind vielfach mit einer bescheidenen Dosis von Humor begabt. Aber das ist alles so — entschuldigen Sie — so sparsam, so auf Kleinbetrieb, auf Hausbedarf berechnet. Der Humor, der ins Große geht, der fehlt Ihren Leuten. Himmel, ist das nicht grandioser Humor, wenn ein anständiger Mann sein Geld

und seine Zeit auf eine große, aber sehr wackelige Sache setzt, und es kommt so 'n Preßäffchen und kläfft was von Pferdedieb und Petroleumstänker? Das nenne ich Humor. Das liest sich doch nett. Da hat doch der Abonnent was von seinem Blatt. An die Geschichte glauben? Wenn der Leser nur ein bißchen Hirnschmalz hat, fällt's ihm nicht ein, ein Wort zu glauben. Aber er tut so, als ob er's glaubte, er mimt mit in der Maskerade und amüsiert sich dabei königlich. Und der, dem der Feldzug gilt, wird ein bekannter, ein berühmter, ein reicher Mann. So sind alle zufrieden: die Zeitung, die den Schwindel aufgebracht hat, die Leser, die eine amüsante Frühstückslektüre gehabt haben, und der Mann, der angegriffen worden ist und seinen Profit gemacht hat. Ich sage Ihnen, in Amerika ist es leichter, zehn Verbrechen wirklich zu begehen als eines zu erfinden, das originell genug ist, einem Manne der Öffentlichkeit angehangen zu werden. Und auch in Amerika lebt trotzdem jeder nur auf dem Grunde des Vertrauens seiner Mitbürger. Aber der Humor, Mensch, der Humor darf nicht fehlen!"

„Wir in Deutschland haben einen anderen Humor," sagte ich und dankte im stillen dem Himmel, daß es so ist.

Da kam einer unserer Bauführer und meldete kleinlaut, daß wahrscheinlich fast alle unserer Arbeiter kündigen würden. Als er gegangen war, saß Stefenson gesenkten Hauptes am Tisch.

„Werden Sie nun begreifen," fragte ich, „daß Sie die gerichtliche Klage anstrengen müssen, daß es absolut Zwang für uns ist?"

„Ich kann die Leute nicht verklagen," sagte Stefenson schwermütig.

„Sie können nicht?" fragte ich betroffen. „Warum können Sie nicht?"

„Weil ich den Artikel über Sie und über mich selbst geschrieben habe."

Ich sprang auf. Stefenson winkte matt mit der Hand.

„Ja, sehen Sie, das ist so gekommen: Ich dachte, wenn ich die Artikel in das Neustädter Blatt lanciere, gibt es immerhin Aufsehen in der Gegend. Und es ist billig. Mit hundert Mark war der Redakteur zufrieden, mit dreihundert der Verleger, sodaß sie mir die Erlaubnis gaben, mich und meine Sache in ihrem Blatte recht kräftig zu beschimpfen. Na, ich wollte die Geschichte so durch zwei, drei Wochen fortsetzen, dann wollte ich das Waltersburger Stadtblatt ebenfalls gewinnen und darin Artikel gegen die Neustädter „Umschau" loslassen. Das sollte so hübsch hinüber und herüber gehen, bis zuerst die Provinz- und dann die hauptstädtische Presse davon Notiz nahm und im bunten Teil Auszüge brächte, etwa unter der Überschrift: „Der Sturm im Wasserglase" oder „Krieg der Zaunkönige" oder „Der Zeitungskrieg in Dingsda" oder so ähnlich. Da hätte nun das große Publikum auf einmal etwas von uns gehört, hätte die bittere Pille unserer Idee in der Verzuckerung sensationellen Humors geschluckt, und überall hätte man von uns und unserer originellen Kuranstalt gesprochen, und wir wären durchgewesen. Diese ganze schöne Propagandaidee hätte mich etwa lumpige tausend Mark gekostet, und nun fällt sie durch die Humorlosigkeit dieser Leute zusammen."

Ich mußte lachen und sprach Stefenson mein Beileid aus.

„Sehen Sie, lieber Freund, Sie haben neulich gesagt, ich hätte Sie in meinem Tagebuch schlecht charakterisiert. Nun haben Sie sich selbst in dem Artikel charakterisiert, und es war erst recht nichts."

„Ach, Deutschland," seufzte der Enkel von Georg Stefan aus Hamburg, „Deutschland, wir verstehn uns da nicht hinein. Wir Amerikaner haben anderes Blut."

Es stellte sich heraus, daß Stefenson nach seiner Manier mit dem schmierigen Zeitungsleiter von Neustadt alles schriftlich vereinbart hatte, daß also Beleg- und Beweismaterial da war. Das freute mich, und ich entwarf in Eile einen kurzen Artikel für das Waltersburger Tageblatt". Er lautete:

„Einen fürchterlichen Reinfall haben die Neustädter erlebt. Ihre weitverbreitete „Umschau" hat ihren sieben Lesern (bitte! sieben ist kein Druckfehler) Schauermären über die Unternehmer der in Waltersburg zu begründenden großen Kuranstalt aufgebunden, Geschichten von geradezu grotesker Dummheit. Während das gebildete Waltersburger Publikum diese klatschfetten Zeitungsenten als solche natürlich sofort erkannt hat, sollen sie gewissen Neustädter Kreisen über die Maßen gemundet haben. Denn der Haß gegen das aufblühende Waltersburg ist zu groß, als daß nicht auch die eselhafteste Lüge, wenn sie nur gegen die Nachbargemeinde gerichtet ist, in Neustadt Glauben fände. Wie schwer der Reinfall ist, möge folgender Aufschluß bekunden:

Mister Stefenson hat der von ihm hochgeachteten Gemeinde Waltersburg, der vielgeschmähten Stadt „mit dem weißen Lamm" als Wappentier, eine Genugtuung geben wollen, indem er die Neustädter Bevölkerung durch ihre eigene Zeitung aufsitzen ließ. Mister Stefenson hat — wie vorliegende Dokumente beweisen — die beiden aufsehenerregenden Artikel, die natürlich von A bis Z erfunden sind, nämlich selbst geschrieben und gegen Zahlung von hundert Mark an den Herrn Redakteur und Zahlung von dreihundert Mark an den Verleger in der „Neustädter Umschau" veröffentlicht. So viel war ihm der Spaß wert. Die Neustädter aber mögen nun die Zoologie nach einem für sie passenden Wappentier gefälligst selbst durchforschen."

Als Stefenson dieses kleine Manuskript gelesen hatte, drückte er mir die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte er anerkennend; „Sie sind gar nicht so — gar nicht so unamerikanisch."

November.

Und ich bin doch ganz und gar unamerikanisch. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich ein reines Glück im Herzen fühlte, als ich unser Ferienheim so fabelhaft schnell wachsen sah. Die Riesenscharen von Arbeitern bedrückten mich oft, und wenn ich sie abends in ihren großen Baracken lachen und lärmen hörte, dachte ich daran, wie schön es war, als noch die stillen Raine durch grüne Felder liefen. Überall Ziegelfuhren, aufgerissene Wege, Kalk, Staub, Steine, Unordnung. Ich fühle mich auf diesen Bauplätzen außerordentlich unbehaglich, und wenn ein schöner Baum zum Opfer fallen muß, bereitet es mir Schmerz, als ob einem unschuldigen Freund ein großes Unrecht geschähe.

Für den Architektenberuf bin ich verloren. Ich sehe nach dem Plane ein Haus immer ganz anders, als es vor mir steht, wenn es fertig ist. Ich glaube, ich sehe alles zu schön; es kann in Wirklichkeit nicht so werden, wie ich es träume. Ich sehe einen Bauplatz wie ein unordentliches Zimmer. Erst, wenn „aufgeräumt" sein wird, wird es hoffentlich anfangen mir zu gefallen.

Die meisten Baulichkeiten sind unter Dach. Das Herbstwetter war sehr schön. Im Winter wird mit unverminderter Kraft an dem Innenausbau weitergeschafft werden.

15. Dezember.

Anfang des Monats bekam ich folgende Depesche:

„Treffe 3 Uhr 50 nachmittags Bahnhof Neustadt ein.

Bruder Joachim."

Ich stand ganz still mit dem seltsamen Papier, las es immer wieder, und es war mir wie ein Traum.

Das Telegramm war früh morgens in Berlin aufgegeben.

Erst langsam begriff ich, daß da etwas Wunderliches geschah, daß mein verschollener Bruder plötzlich heimkehrte. Da quoll es mir heißdurch's Herz, und ich wollte zur Mutter gehen und ihr das Wunder erzählen. Aber ich ging zuerst zu Stefenson. Er las das Telegramm und sagte gleichgültig:

„Na also, da holen Sie nur Ihren Bruder von der Bahn ab.“

„Ich weiß nicht, wie ich's mit der Mutter machen soll.“

„Der Mutter würde ich vorläufig nichts sagen. Sie wissen ja noch nicht, warum Ihr Bruder heimkommt. Also sprechen Sie erst mit ihm.“

Diesem Rate folgte ich. Schon kurz nach 3 Uhr war ich auf dem Bahnhof. Ich fühlte, wie ein Fieber in meinen Adern glühte, und verbrachte qualvolle Minuten des Wartens. Als aber der Zug einlief, war ich ganz ruhig. Ich sah Joachim an einem Fenster stehen und winkte ihm zu.

„Willkommen, Joachim; ich freue mich, daß du gekommen bist,“ sagte ich ganz ruhig, als er ausstieg.

Sein Gesicht war bleich, und die Hand, die er mir gab, war kalt und feucht.

„Weiß es die Mutter?“

„Nein. Ich wollte erst mit dir sprechen.“

„Das ist gut. Ich kann wohl am besten hier in einem Hotel unterkommen. Ich heiße Harton, verstehst du, Doktor Harton aus Baltimore.“

Er sprach mit einem Gepäckträger; dann fuhren wir nach einem Hotel.

Unterwegs fragte ich nur:

„Bist du gesund?“

„Ja — oder auch nein, — ach Gott, ich weiß es selbst nicht.“

Ich wollte Joachim erst Zeit lassen, sich zu waschen und ein wenig auszuruhen, aber er nötigte mich bald mit auf sein Zimmer. Auf seinem Reisekoffer saß er, den Mantel noch um die Schultern, und sprach mit gepreßter, etwas stoßender Stimme:

„Da bin ich nun doch hierher gekommen. Ich hätte es nie für möglich gehalten. Aber als wir anfingen Briefe zu wechseln, verlor ich meine Sicherheit — das Heimweh — das quälende Heimweh —“

Er weinte. Ich trat ans Fenster und sah auf die Straße.

„Fritz!“

Ich wandte mich ihm wieder zu.

„Fritz, warum habt Ihr eigentlich dieses Attentat — nun ja, ich muß schon Attentat sagen, es hat mich ja ganz wehrlos gemacht — warum habt Ihr eigentlich diese Geschichte mit dem Tagebuch gemacht?“

„Was für eine Geschichte mit dem Tagebuch?“

„Nun, daß du mir durch diesen Mister Stefenson, der ja wohl mit dir geschäftlich verbunden ist, dein Tagebuch über Waltersburg hast schicken lassen.“

„Ich dir mein — — hast du denn mein Tagebuch geschickt erhalten?“

„Ja natürlich. Nicht das Original, sondern eine Maschinenabschrift.“

„O, dieser Mensch — dieser Stefenson!“

„Weißt du gar nicht darum?“

„Nichts! gar nichts! Stefenson hat sich zwar mal meine kleinen Aufzeichnungen entliehen; aber ich habe geglaubt, das geschehe nur aus purer Neugier. Nun hat er eine Abschrift machen lassen und sie dir geschickt.“

„Ja. Ich bekam die Blätter im Juli. Ein Vierteljahr lang habe ich es ausgehalten, sie ungelesen in einer Schublade zu verwahren; ich habe sie manchmal verbrennen wollen, aber nicht den Mut dazu aufgebracht und habe sie endlich doch gelesen, täglich wieder gelesen, bis meine Kraft alle war, sodaß ich not-

dürftig meine Angelegenheiten ordnete und — und nun eben da bin."

„Das haben meine wenigen Aufzeichnungen zuwege gebracht?" fragte ich verwundert.

„Ja, du weißt nicht, was das heißt, gar keine Heimat mehr zu haben. Die anderen Auswanderer finden ja doch mehr oder weniger alle eine neue Heimat, neue Freunde, neue Kreise, in denen sie sich wohlfühlen. Ich habe nichts von alledem gesucht und bin ganz losgelöst von aller Wurzelerde des Glückes, bin ganz einsam gewesen. Da ertrug ich dein Tagebuch nicht, nicht die Schilderungen von dem alten lieben Nest, nicht die Berichte über die Mutter, selbst die Geschichten über das närrische Spießertum in der Heimat haben eine — nun ja, ich gestehe es — eine rasende Sehnsucht nach Hause in mir angefacht. Und dann auch das — auch das — aber lassen wir das."

Er hatte sagen wollen, das von dem Kinde, und brachte es nun nicht über die Lippen. Vielleicht war das Kind die Hauptsache gewesen. Aber ich sah, in wie schwerer Erregung der Mann schon war und hütete mich, dieses ernsteste Thema nun zur Sprache zu bringen.

Joachim stand auf, ging ein paarmal schweigend durch die Stube, riß dann plötzlich den Mantel von den Schultern, warf ihn auf das Bett, dehnte sich mit hochemporgestreckten Armen und sagte tiefaufatmend:

„Ach Gott, ich bin doch froh, daß ich hier bin."

Da nahm ich ihn um den Hals, küßte ihn und wir weinten uns aus.

Das waren nur Sekunden — heilige Sekunden —

Dann sagte ich:

„Nun, Joachim, wollen wir uns aber freuen und als Männer beraten, was zu tun ist."

Er sah mich von der Seite an.

„Du weißt natürlich auch nicht, daß mich Mister Stefenson als zweiten Arzt für dein Sanatorium engagiert hat?"

„Hat er das?"

„Ja, allerdings nur unter der Bedingung, daß mir deine Idee von den Ferien vom Ich eingeht. Und sie geht mir ein, mein Junge; sie ist vernünftig und fruchtbar; ich gratuliere dir!"

Eine rote Welle schlug mir ins Gesicht.

„Schönen Dank, Joachim. Du weißt, wie sehr ich dich immer mir für überlegen gehalten habe."

Er winkte, schwermütig den Kopf schüttelnd, ab. Dann setzte er sich mir gegenüber und ergriff zärtlich meine Hand.

„Sieh' mal, Junge, daß du mich nun fünf Jahre lang gesucht hast — das — nun ja, es gibt eben Schulden, die sich nicht bezahlen lassen. Was nun aus mir wird, weiß ich nicht. Ich will allen Starrsinn ablegen; ich will mich mal ganz wieder von den Wellen der Heimat treiben lassen, ich will auch gutem Rat zugänglich sein. Aber ich möchte nicht erkannt werden; ich möchte nicht, daß all der Schwatz und Klatsch — ach, laß uns die heilige Stunde nicht durch schmutzige Erinnerung verderben. Wenn es möglich wäre, daß ich als Doktor Harton aus Baltimore vor den Leuten gälte, sähe ich mir gern auf einige Zeit das Leben in der Heimat an. Da kam mir der Vorschlag dieses kuriosen Mister Stefenson, als Arzt in eure Anstalt einzutreten, ganz gelegen. Jeder legt dort seinen Namen ab, jeder lebt unerkannt seinen Tag, jeder ist fern von allem glücksfeindlichen Schwarm, der einem aus der Vergangenheit nachdringt, kurz, lieber Fritz, ich möchte der erste sein, der in deiner Zufluchtsstätte Ferien macht von seinem Ich."

Beide Hände streckte ich dem Bruder entgegen, und meine Augen strahlten vor Freude. Wie ein offenbares Zeichen

himmlischen Segens für meine Gründung stand der langvermißte Bruder vor mir als erster und willkommenster Gast meines Ferienheims. Wie konnte sich ein Glück herrlicher fügen! Und in dem überströmenden Gefühl des Augenblicks sagte ich:

„Joachim, du hast diese Stunde eine heilige genannt. Du hast mich durch das, was du gesagt hast, sehr glücklich gemacht; zürne mir nicht, wenn ich dich nun noch bitte: sprich auch ein einziges gutes Wort von der kleinen Luise."

Da wurde sein Gesicht finster.

„Ich kann noch nicht — laß mir Zeit!"

Und ich schwieg. Es wurde still in der Stube. Der Abend dunkelte durch die Fenster. Allmählich aber kam die Unterhaltung wieder auf. Wir entwarfen Pläne für die nächste Zukunft.

* * *

Als wir nach mehreren Stunden nach dem Speisesaal des Hotels kamen, saß dort Mister Stefenson. Ich ging sofort auf ihn zu und sagte:

„Mister Stefenson, das ist sicher: Sie sind einer der größten Prachtkerle der Welt. Da ist er — mein Bruder Joachim — den Sie heimgezaubert haben."

Stefenson beachtete mich nicht, schüttelte aber dem Bruder eine halbe Minute lang die Hand.

„Das ist schön, daß Sie gekommen sind. Hergezaubert habe ich Sie zwar nicht, denn ein Mann wie Sie läßt sich nicht herzaubern. Aber daß Sie gekommen sind und uns bei unserem Bau helfen wollen, ist ein Glück, denn Ihr Bruder hat zwar Phantasie und auch sonst brauchbare Eigenschaften, aber im ganzen ist er ein unzuverlässiger Schwärmer."

„Danke, Mister Stefenson!"

„O, bitte!"

Wir setzten uns zusammen. Stefenson kam sofort aufs Geschäftliche.

„Sehen Sie, Doktor Harton, den ganzen Bau, wo wir die Bäder, die elektrischen, überhaupt alle klinischen und medizinischen Einrichtungen unterbringen wollen, habe ich trotz des Widerspruchs meines geehrten Kompagnons bis jetzt nur in den Außenumrissen fertig gestellt; die endgültige innere Einrichtung sollte bleiben, bis Sie kämen, denn Sie haben in solchen Dingen große Erfahrung, da Sie sich schon zweimal organisatorisch sehr bewährt haben."

„Woher wissen Sie das?"

„Na, ich habe mich doch selbstverständlich in mehreren Auskunftsbureaus über Sie erkundigt. Wenn Sie nichts getaugt hätten, hätte ich mich doch auch selbstverständlich nicht um Sie bemüht. Aber wir brauchen Sie! Deshalb schickte ich Ihnen das Tagebuch."

Verärgert fuhr ich den Krämer an:

„Sie haben also wieder nur ans Geschäftliche gedacht?"

„Na, aber selbstverständlich, Sie verwundertes Unschuldslamm! Woran soll man denken als ans Geschäftliche, wenn man ein nicht gar zu schlechter Kaufmann ist?"

Joachim lächelte; mir aber stürzte wieder einmal ein gläsernes Tempelchen ein, in das ich meinen Götzen Stefenson gesetzt hatte. Dieser Mann, über den ich mich am selben Tage hoch begeistern und wütend ärgern konnte, brachte mich noch um all meine Nerven.

Stefenson nahm nun meinen Bruder ganz in Anspruch. Er fragte über tausend Dinge aus Amerika. Ich schwieg. Vielleicht war es ganz gut, daß der durch die Heimkehr äußerst aufgeregte Bruder zunächst durch die trostlos nüchternen Schwadronaden dieses Kaufmanns Stefenson abgelenkt wurde.

Wir hatten schon Abendbrot gegessen, als sich Stefenson verabschiedete. Er erzählte, er habe einen kleinen Neffen. Der Vater sei tot, die Mutter an einen gefühllosen Mann verheiratet, der dem sechsjährigen Knaben ein Stiefvater sei. Der Junge sei jetzt bei entfernten Verwandten in Hamburg. Er wolle den Knaben, der Georg heiße, mal probe-

weise zu sich nehmen; vielleicht, daß etwas aus ihm würde. Die Gründung einer so neuen Gemeinde mit allem ihrem Drum und Dran müsse ja auf einen Jungen einen tiefen Eindruck machen und ihm fürs ganze Leben einige stählerne Gerüstschienen in die Seele spannen. Nun wolle er also mit dem Nachtzug reisen und er hätte es gern, wenn ich ihn zum Bahnhof begleitete, da er wegen der Vertretung manches Geschäftliche mit mir noch zu erledigen habe, womit er den Bruder nicht langweilen wolle.

Als wir auf der Straße waren, sagte Stefenson:

„Nun will ich Ihnen was anvertrauen, damit Sie mir nicht hinterher wieder aus dem Häuschen fallen und alles verderben. Also, mein kleiner Neffe, der Georg, ist nämlich gar kein Junge, sondern ein Mädchen — er ist die kleine Luise."

„Stefenson, Sie sind toll!"

„Nein. Ich bin vernünftig. Die kleine Luise muß Ferien von ihrem Ich machen. Als Mädel ist es ihr hundsmiserabel gegangen, ausgenommen die letzten dreiviertel Jahr, wo sie in dem Institut war, aber auch dort mehr Strenge als Liebe, mehr Dressur als Erziehung genossen hat. Heraus soll sie aus ihrer Haut, ein Junge werden, Courage kriegen, dieses Ducken abgewöhnen, wenn eine Hand nach ihr faßt, als solle sie Prügel kriegen; nein, sich selbst rumhauen mit Buben und Straßenbösewichten und immer bei mir sein und da eine gerechte Behandlung haben."

Ich ging neben dem sonderbaren Manne her, der so Seltsames und Großes an meinem Leben getan hatte, und versuchte nur, ihn wenigstens zum Aufschieben seiner Idee zu bewegen. Er schlug es rund ab.

Keine Gewalt der Erde, sagte er, werde ihn hindern, das Kind, das es in dem Thüringer Institut viel zu schlecht habe, von dort zu entfernen und es in der Tracht eines Knaben erst selbst mal zur Lebensfreude und zum Bewußtsein eigener Kraft und eigenen Wertes zu erziehen.

Ich wußte, daß Mister Stefenson in die kleine Luise vernarrter war als je ein Vater oder Großvater in ein Kind war. Allmonatlich war er unter irgend einem Vorwand einmal nach Thüringen verschwunden; das Mädchen hatte sich an den Mann, den sie als ihren liebevollsten Freund erkannte, jedenfalls dankbar angeschlossen, und dem alten Seehund, den wahrscheinlich nie eine zärtliche Hand gestreichelt hatte, tat diese Kindesliebe so wohl, daß er diesmal auf allen kaufmännischen Vorteil vergaß und wie ein verliebter Narr handelte.

Mochte er es tun!

Stefenson reiste ab.

— — — — — — — — — — — —

Wie hatte er gesagt? Keine Gewalt der Erde wird mich hindern, das Kind zunächst mal in der Tracht eines Knaben zu erziehen.

Drei Tage nach Stefensons Abreise bekam ich einen Eilbrief von ihm.

„Mein Lieber! Die Idee, Luise als Knaben zu kleiden, habe ich aufgegeben. Denn sie will nicht. Sie heult, daß sie ein Junge werden soll. Auch die Haare mag sie nicht abgeschnitten kriegen. Da ist nichts zu machen; Luise bleibt ein Mädel. Hier lasse ich sie aber nicht; sie hat es viel zu schlecht. Ich will mal sehen, daß ich das Kind zunächst in Neustadt unterbringen kann. Ich weiß da eine gute Familie, die mir den Gefallen gegen Entschädigung tun wird. Und ich kann dann die Erziehung persönlich täglich beaufsichtigen. Diskretion Ehrensache, namentlich gegen Ihren Bruder, der mir für die Erziehung des nur außerordentlich geschickt zu behandelnden Kindes nicht geeignet erscheint. Wir kommen Montag mit irgend einem Zug. Am Bahnhof zu erwarten brauchen Sie uns nicht, ich melde mich schon bei Ihnen.

Stefenson."

(Fortsetzung folgt).

Bruno Liljefors: Krähen







Sarazenenturm am Bosporus.

Kaukasusfahrt.*)

Von Paul Schüler.

Mit 17 Abbildungen.

Im Schwarzen Meer.



Konstantinopel lag hinter uns. In majestätischer Ruhe, umtanzt von einer unabsehbaren Herde von Delphinen, strebte die „Schleswig“ zwischen den blühenden Ufern des Bosporus dem Schwarzen Meere zu.

Während der zwei Tage, die wir auf seinem Rücken schwammen, benahm sich das Meer so ruhig, wie nur irgend ein Binnenwasser, und man konnte unserer Berlinerin nicht unrecht geben, wenn sie behauptete, daß die Spreedampfer erheblich mehr schaukeln als die „Schleswig“ hier an der Nordküste von Kleinasien.

Wir steuerten auf Batum los, die östlichste Ecke des Schwarzen Meeres, die wir am folgenden Tage erreichen sollten. „Bei der Einfahrt,“ sagt der Reiseführer, „präsentiert sich das Kaukasusgebirge in ungeheurer Majestät.“ Nun, von dem Kaukasusgebirge war nichts zu sehen; es steckte in Wolken. Dafür aber erlebten wir ein anderes, ganz sonderbares Schauspiel. Wenige Stunden vor der Ankunft erscholl der Ruf: „Schneeberge in Sicht!“ Augen

*) Vor dem Kriege geschrieben.

und Operngucker richteten sich nach der kleinasiatischen Küste. Ausrufe des Staunens und der Begeisterung wurden laut. Ich sah nach der bezeichneten Richtung, vermochte aber zunächst nichts als Dunst und Wolken zu entdecken. Plötzlich gingen mir die Augen auf. Hoch über den Wolken zeichneten sich deutlich die Konturen einer Bergkette ab: es waren aber nur die höchsten Kuppen mit ihren Gletschern, Einsattlungen und Schneefeldern, und zwar in einer Höhe, in der man Berge nicht mehr vermuten konnte. Einige behaupteten an der Hand von Karten, es wären die Berge des Hochlandes von Armenien, die bis dicht an die Küste herantreten und dort steil ins Meer herabfallen sollen. Andere erklärten, daß sie wiederholt die Küste passiert, aber Berge von dieser Höhe niemals gesehen hätten. Tatsächlich steigen die Berge Armeniens bis zu dreitausend Metern auf, während die Berge, welche wir erblickten, zum mindesten die doppelte, wenn nicht gar die dreifache Höhe haben mußten: Jungfrau und Berner Oberland waren ein Kinderspiel im Vergleich mit diesen Riesen, die viele tausend Meter unmittelbar aus dem Meere selbst emporzusteigen schienen.

„Das sind keine Berge,“ sagte einer, „das ist eine Fata Morgana.“ Das Wort pflanzte sich fort, stieß aber auf lebhaften Widerspruch. Diese Berge, die man so deutlich bis ins einzelne sah, sollten nicht vorhanden, sollten eine Luftspiegelung sein? Andrerseits können derartige Dinge nicht über Nacht aus dem Boden wachsen, und ganz gewiß nicht aus dem Wasser, in welchem der Fuß dieser ungeheuren Erhebungen hätte ruhen müssen, wenn man sie nach unten hin zu ergänzen versuchte.



Das Schwarze Meer bei Mondschein.



Gagry am Schwarzen Meer.



Kurpark von Gagry.

Tatsächlich wiesen sie, wie mir Kenner des Landes versicherten, auffallende Ähnlichkeiten mit gewissen Bergstöcken des Kaukasus auf, und da Luftspiegelungen wiederholt in diesen Gegenden beobachtet worden sind, so kann ich mich nur der übereinstimmenden Überzeugung unseres sachverständigen und durchaus nüchtern urteilenden Reiseleiters, des Schiffarztes, der die Strecke wiederholt befahren hat, und anderer nicht phantastisch veranlagter Persönlichkeiten dahin anschließen, daß wir hier tatsächlich das durch Strahlenbrechung zu erklärende Phänomen einer Luftspiegelung vor uns hatten. Nach einer Stunde etwa war die wunderbare Erscheinung in Wolken verschwunden. Bald darauf warf die „Schleswig" vor Batum Anker, woselbst eine Anzahl russischer Zollbeamter in Begleitung von Unteroffizieren der Armee-Dragoner an Bord kamen, um die Paßformalitäten zu erledigen. Das ging verhältnismäßig rasch von statten, da der Generalgouverneur des Kaukasus angeordnet hatte, den Passagieren des Norddeutschen Lloyds alle denkbaren Erleichterungen während ihres russischen Aufenthaltes zu gewähren. So ist auch das sonst auf Schwierigkeiten stoßende Mitnehmen photographischer Apparate gestattet worden.

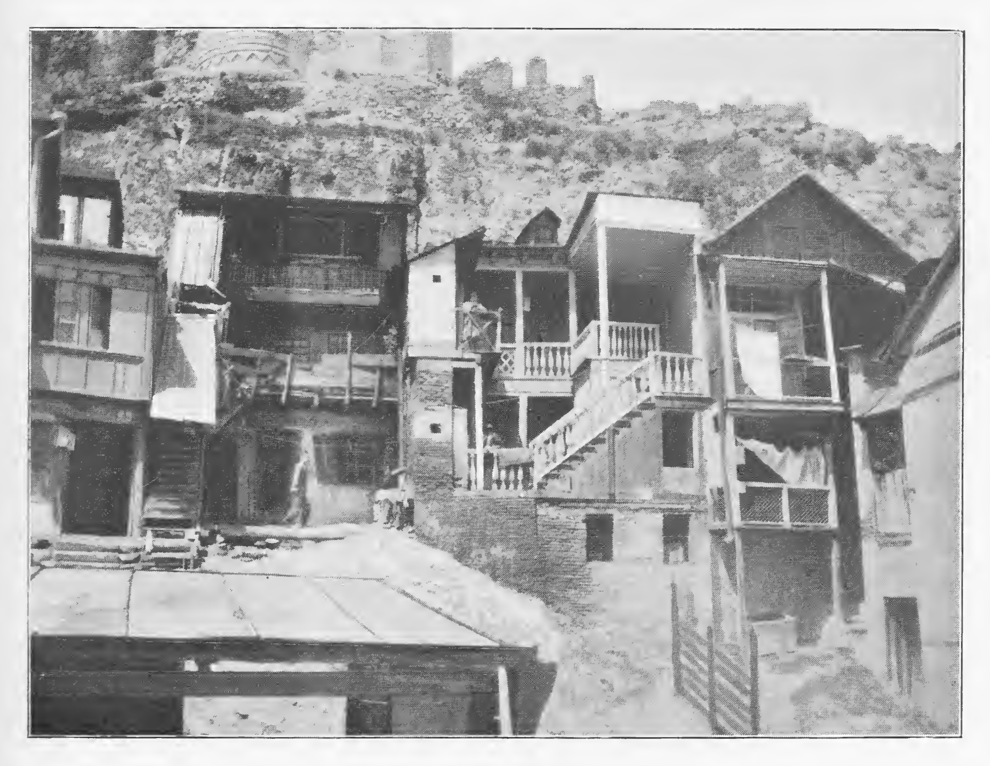
Von Batum aus machte unser Schiff einen Abstecher nach Gagry, einem Kurort, der im Jahre 1901 auf Wunsch des Zaren vom Prinzen Alexander Petrowitsch von Oldenburg an der Küste des Schwarzen Meeres gegründet worden ist. Dieser junge, aufblühende Kurort mit seinem Rivieraklima, dem komfortablen Kurhotel, den bis ins Meer hinabsteigenden Laubwäldern, die sich mit einer tropischen Vegetation verschwistern, verdient von jedem Kaukasusreisenden in sein Programm aufgenommen zu werden. Mit Entzücken verweilt man auf diesem Fleckchen Erde, aus dem der Prinz in wenigen Jahren in nimmer rastender Tätigkeit ein kleines Paradies geschaffen hat. In malerischem Licht gelegen, durch waldige Höhenzüge vor rauhen Winden geschützt, ist Gagry der Lieblingswohnsitz des Prinzen geworden. Sein



Bergjuden aus Mingrelien.



Straße in Tiflis.



Blick in Armenierhäuser.

prachtvolles Schloß beherrscht die Meeresbucht. Eine gut gehaltene Landstraße führt nach seinem Gute, das vorbildlich angelegt ist und von dem aus sich Gelegenheit bietet zur Jagd auf Bären, Wildschweine, Gemsen und Hirsche.

Von Batum nach Tiflis.

Nachts fuhr die „Schleswig" nach Batum zurück, und am folgenden Tag bestiegen wir den eleganten, behaglich eingerichteten Zug, um vorläufig von der See Abschied zu nehmen und die kaukasische Hauptstadt Tiflis zu erreichen. Vorbei ging es an blühenden Feldern sowie an den von einem chinesischen Sachverständigen geleiteten kaiserlichen Teeplantagen. Nomadisierende Kurden wanderten den Bahndamm entlang. Auf einem Felsblock am Meer sitzen stolze Kormorane, und auf der Landseite bedecken, soweit das Auge reicht, die lila und gelben Blüten wild wachsender Rhododendren diesen gesegneten Boden, der nach der Gründung von G. m. b. H. zur Ausbeutung der in ihm schlummernden Mangan- und Eisenerze förmlich zu schreien scheint.

Dicht neben der Bahn steht einsam eine Villa am Meer. Man fühlt sich an das Böcklinsche Bild dieses Namens erinnert: es ist bezeichnend für diesen Meister, daß man immer an den schönsten Stellen dieser schönen Erde seiner gedenken muß.

Wir passieren die sagenumwobene Landschaft Kolchis, in der jetzt die waffengeschmückten Mingrelier und ihre schönen Frauen hausen. Hier und da sieht man auf den fruchtbaren Ländereien Pfahlbauten stehen zum Schutze gegen die scheußlichen Schakale und anderes Raubzeug.

Junge grusinische Fürstin.

In Michaelowo besichtigen wir eines der Naphthapumpwerke, die das Naphtha von Baku nach Batum unterirdisch befördern. Der Boden enthält ungeheure Schätze dieses für die Gewinnung von Benzin und anderen Öles so wichtigen Produktes, mit dessen Rückständen die Maschinen der Kaukasusbahnen vorteilhaft geheizt werden. Dann geht es über den brausenden Kur an wechselnden Landschaftsbildern vorüber. Das Hochgebirge des Kaukasus tritt hervor mit dem Eisriesen Kasbek, der seine

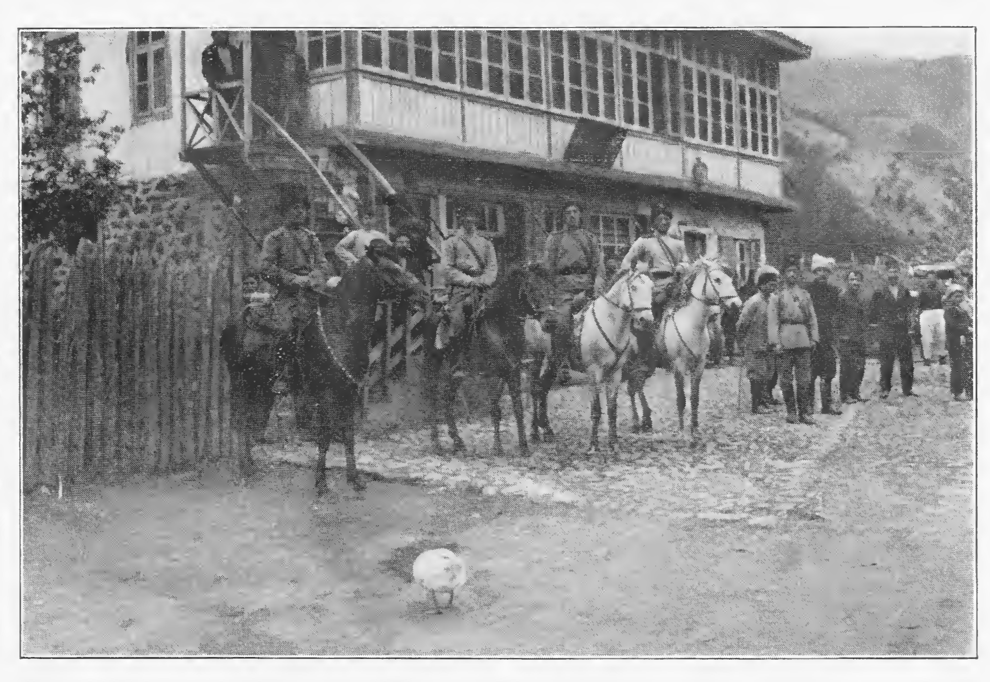
europäischen Kollegen noch um mehrere hundert Meter überragt. Am wolkenlosen Himmel geht der Vollmond auf und bescheint die nackten grauen Hügel Georgiens, die sich wie ungeheure Elefantenrücken an die Bahn heranschieben. Dazwischen hindurch windet sich, ein leuchtendes Silberband, der Kur oder, wie er hier genannt wird, die Kura. Die zwölf Stunden Bahnfahrt sind wie im Fluge vergangen, als der Zug in Tiflis einläuft. Von dem sonst so lästigen Kohlenstaub war dank der Naphthaheizung nichts zu spüren gewesen. Das bißchen Petroleumgeruch nahm man für diese reinliche Beförderungsmethode gern in Kauf: er war bei weitem nicht so schlimm wie der Benzingestank im Berliner Westen.

Von Tiflis wußte ich früher nur, daß es im Kaukasus liegt. Aber da man mir vom Kaukasus wieder nur erzählt hatte, daß es dort gefährlich sei, ohne Waffen zu reisen, und noch gefährlicher mit Waffen, weil diese einem von den Kaukasiern unbedingt abgenommen würden, so hatte ich auch von Tiflis keine übertrieben vorteilhafte Vorstellung. Um so größer war meine Überraschung, fast hätte ich gesagt: Enttäuschung. Denn immerhin wäre es interessant gewesen, das bunte Treiben einer echt asiatischen Stadt — sozusagen im Rohzustand — zu beobachten, mit dem malerischen Mischmasch von allerhand halb oder gar nicht zivilisierten Völkerschaften. Statt dessen sahen wir eine europäische Stadt mit modernen Läden, Theatern und Vergnügungsetablissements von mehr als dreimalhunderttausend Bewohnern, zu der nicht nur die in der Provinz wohnenden Russen und in öden Kaukasusnestern garnisonierenden Offiziere, sondern auch reiche Leute aus dem fernen Persien zusammenströmen, um sich in diesem „asiatischen Paris“ einmal gründlich zu amüsieren.

Mit größerem Recht könnte man Tiflis wohl das „asiatische Aachen“ nennen; denn die heißen Schwefelquellen, die aus dem Erdinnern dringen, locken jährlich Tausende von Kranken zu Heilzwecken hierher. Als wir, aus dem ebenso schmutzigen wie malerischen Armenierviertel kommend, uns dem Badehause näherten, stand gerade eine grusinische Fürstin mit den typischen Hängelocken auf hohem Balkon und hielt



Armenische Bäuerin mit Tochter.



Kosakenpatrouille bei Kasbek.

lächelnd den zahlreichen Kameras stand, die wie auf Kommando von unserer Reisegesellschaft auf sie gerichtet wurden. Mit den Armenierinnen hatte man weniger Glück, denn diese lassen sich nicht gern photographieren, sondern nehmen meistens Reißaus. Halten sie aber wirklich einmal still, so bekommt man doch nur ein halbes Gesicht auf die Platte, weil die andere Hälfte verschleiert ist. Zum Glück ist es die untere. Die weitaus bessere Hälfte sind die Augen, dunkle, glühende Augen, welche ihre Besitzerinnen trefflich zu gebrauchen verstehen.

Mitglieder der deutschen Kolonie waren in geradezu rührender Weise bemüht, uns den Aufenthalt in Tiflis angenehm zu machen, unter ihnen Professor von Hahn, ein Gelehrter, der sein Leben der Erforschung des Kaukasus und seiner Bewohner widmet und die gewonnenen Ergebnisse in Büchern von bahnbrechender Bedeutung niedergelegt hat. Überhaupt spielen die Deutschen im Kaukasus als Kulturträger eine beträchtliche Rolle. Ihre Zahl beträgt jetzt nicht weniger als sechzigtausend, größtenteils Schwaben, deren Vorfahren vor mehr als hundert Jahren hier eingewandert sind und eine Reihe deutscher Kolonien gegründet haben, als da sind Helenendorf, Alexanderdorf, Marienfeld und andere. Obgleich sie es nicht immer leicht haben und oft mit den Waffen in der Hand ihre Felder bestellen müssen, um sich der asiatischen Nachbarschaft zu erwehren, so haben sie es doch vielfach zu Wohlstand und Ansehen gebracht. „Schwäbeln“ tun sie, daß man nicht im Kaukasus, sondern im Schwarzwald zu sein vermeint. Wenn die Töchter auch bisweilen einen Asiaten heiraten oder, der im Kaukasus noch immer gern geübten Sitte des Frauenraubes gemäß, von irgend einem tatkräftigen Aphasen geraubt werden, so befolgen doch die Männer das Prinzip, immer nur deutsche Mädchen zu heiraten.

Die Häuser der Stadt sind mit Rücksicht auf Erdbebengefahr niedrig gebaut. Infolgedessen nimmt Tiflis einen größeren Raum ein als andere Städte von gleicher Einwohnerzahl. Der Kur, der sich wie ein breites Band in vielen Windungen hindurchzieht, gibt dieser zwischen Bergen gebetteten Stadt ein romantisches Aussehen, und man erhält Eindrücke, die stellenweise an Salzburg gemahnen. Ein interessanteres Straßenbild dürfte sich so leicht in einer anderen Stadt nicht finden, da es durch die zahlreichen Vertreter der nach Aussehen und Kleidung sehr verschieden gearteten kaukasischen Stämme ein abwechslungsvolles und charakteristisches Gepräge erhält. Wer in dieser Stadt geweilt hat, der begreift, daß Heimatliebe der Bewohner das Sprichwort geprägt hat: Wenn du Kurawasser getrunken hast, dann kommst du wieder!

Über den Kaukasus.

Unser nächstes Ziel war das am Nordabhange des Kaukasus gelegene Wladikawkas, das uns erwünschte Gelegenheit zur Überschreitung des Gebirges bot. Morgens um 6 Uhr fuhren wir mit dem Postauto von Tiflis los, und fort ging es über die grusinische Heerstraße dem 7000 Fuß hohen Kreßtowy-Paß entgegen. Diese Heerstraße ist durchaus sicher wie nur irgendein Paß in der Schweiz oder in Tirol. Alles, was von Räubereien und Überfällen erzählt wird, bezieht sich auf Stämme und „Fürsten", die nicht an der grusinischen Heerstraße wohnen. Die Grusinier selber sind Leute, die Ackerbau und Viehzucht treiben. In Tiflis hatten wir sie schon einmal gesehen, diese schlanken Gestalten im Schmuck ihrer Waffen, in der kleidsamen Tscherkeska, diese reizvollen grusinischen Frauen mit den Hängelocken und den wallenden Schleiern; heute sahen wir sie in ihren Behausungen oder auf den Feldern neben dem Wege, wie sie den Acker bestellten. Andere führten in Karawanen ihre Produkte den Städten zu. Kosaken auf kleinen, behenden Pferden, einzeln oder in Trupps, schwärmen auf den Wegen und grüßen die Reisenden. Hirten in Schafspelzen ziehen mit ihren Herden den Sommerweideplätzen



Berittene Hirten.



Tanzende Knaben bei Mlety.

hat zu oft Hammelbraten essen müssen und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Kaukasus doch eigentlich „belämmert“ sei.

Ich wies diese Bemerkung mit Entschiedenheit zurück. Denn der Kaukasus ist durchaus nicht belämmert, sondern das großartigste Gebirge, das ich kenne. Ich wüßte nicht, was dem Eindruck dieser gewaltigsten aller Paßstraßen an die Seite zu stellen wäre. Zwar die Gegend bis Mlety könnte auch auf einem der schönen Alpenpässe liegen, wobei man freilich von den Büffeln, welche die Landschaft beleben, und von ihren malerischen Bewohnern absehen muß. Von Mlety aufwärts aber steigert sich das Bild zu einer so urgewaltigen Großartigkeit, daß sich in ganz Europa

zu. Hier und da taucht zwischen den kaukasischen Gesichtern ein gelbes, schlitzäugiges Antlitz auf und gemahnt an die mongolischen Horden, die sich einst über diese Höhenzüge gewälzt haben.

Vögel, denen der Frühling die schönsten Farben lieh, Mandelkrähe und Bienenfresser, flogen über den Weg. Auch einen Lämmergeier sahen wir kreisen, der auf gute Beute lauerte. Denn es wimmelt von Hammelherden bis in die höchsten Höhen hinauf, wo die armen Tiere zwischen dem Felsgestein kaum noch das notdürftigste Futter finden. Von ferne nehmen sich die kleinen weißen Dinger aus wie Maden, die auf einem Stück Käse spazieren laufen. Unsere Berlinerin kann sie nicht leiden. Sie

kaum etwas finden dürfte, was dem Kreßtowy-Paß an die Seite zu stellen wäre. Eine unendliche Kette von Schneebergen tut sich auf; die schweigende Einsamkeit einer nie betretenen Gebirgswelt umhaucht dich. Hier und nirgends anders auf der Welt ist Prometheus an die Felsen geschmiedet worden. Überall sieht man die Spuren gewaltiger Lawinen, die eben erst zu Tal gegangen sind, wie von Riesenhand geschleudert, ohne freilich die durch ungeheure Galerien und Tunnels geschützte Straße zu gefährden. Auf einem neben der Paßhöhe sich erhebenden Hügel ragt ein Kreuz, aus einer Zeit stammend, wo die Straße noch nicht so geschützt war wie heute. Der



Wandernde Hirten.



Ruinen eines abgebrannten Lustschlößchens in Livadia.

Wanderer faltete an dieser Stelle die Hände und betete: „Gott sei Dank, ich bin hinüber.“

Auf der Paßhöhe bekam das heißgelaufene Auto Schnee zu trinken, und dann ging es bergab dem Dorfe Kasbek zu. Wie Schwalbennester kleben die Menschenwohnungen an den Felsen, wenn es nicht gar richtige Fels- oder Erdhöhlen sind. Kein Möbel und kein Zierrat schmückt sie, auf nackter Erde ruhen diese Leute. So mögen die Urmenschen gehaust haben. Allmählich kommt man in wirtlichere Gegend, ohne daß freilich das Gebirge den Charakter wilder Großartigkeit verliert. In Kasbek selbst findet man ein Wirtshaus und leidlichen Imbiß. Und die Mädchen singen — langgezogen, ernst und schwermütig — grusinische Lieder.

Hinter Kasbek wird die Gegend immer wilder. Der Weg ist in Felsen gehauen. Am schäumenden Terek geht es entlang. Die Darialschlucht erscheint. Der Weg hat kaum Platz neben den gewaltig andrängenden Wassermassen. Tausende von Fuß hoch steigen senkrecht die Felsen bis in die Wolken hinein. Zur Linken düstere Steinmassen, die kein Ende nehmen, zur rechten der weiße Schaum des Terek. Puschkin hat es beschrieben und Mirza-Schaffy desgleichen. Aber sie geben beide nur einen schwachen Abglanz der gigantischen Wirklichkeit.



Frauen und Kinder vor ihren Erdhütten.

Darum ziehe ich es vor, ihrem Beispiel nicht zu folgen und mich auf die Angabe zu beschränken, daß wir nach zwölfstündiger Fahrt wohlbehalten in Wladikawkas — zu deutsch „Herrin des Kaukasus“ — eintrafen.

Diese Stadt gleicht einem großen Feldlager; besonders zahlreich sind die Kosaken vertreten. Wir hatten Gelegenheit, einem Soldatenfest beizuwohnen und dabei die Geschicklichkeit dieser geborenen Reiter kennen zu lernen. Man glaubt im Zirkus zu sein, wenn man sieht, wie diese Menschen



Singende Kosaken.



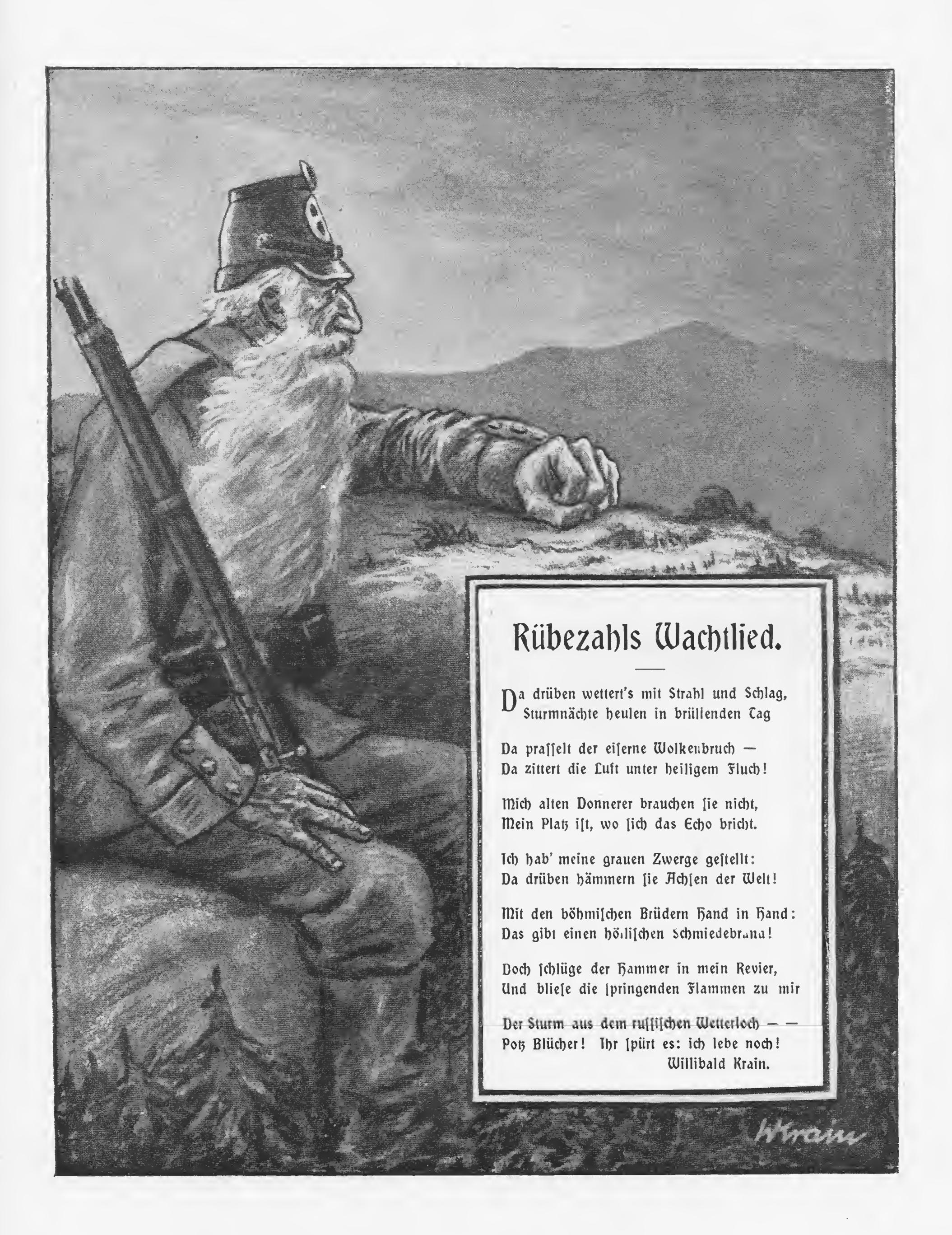
Jalta am Schwarzen Meer.

ihre wilden und schier unglaublichen Reiterstückchen vollführen im Galopp, das Schwert im Munde, die weißen Lammfellmützen vom Boden heben oder zu Zweien zu Pferde daherjagen, während ein Dritter an der von den beiden anderen getragenen Reckstange herumturnt.

Nach den Anstrengungen einer Kaukasusfahrt bietet Wladikawkas willkommene Gelegenheit sich zu erholen. Reizende Spaziergänge in die waldige Umgebung locken den Reisenden, und die Verpflegung ist hier, wie übrigens auch in Tiflis, ausgezeichnet. Zu Mittag gab es eine echt russische Speisenfolge: ein Kotelett von Huhn nach Skobelew, einen Fisch aus dem Schwarzen Meer namens Serwjuga und vorher eine Borschtsch Peters des Großen, worunter ich mir zunächst nichts Rechtes vorstellen konnte. Aber jetzt, wo ich sie kenne, weiß ich, daß Peter der Große ein Schlemmer gewesen ist. Diese Suppe war keine Suppe, sondern es war Suppe, Gemüse und Fleisch in einem: das Ganze in allen Farben leuchtend, wie ein besserer Sonnenuntergang, und übergossen mit saurer Sahne.

Nach mehrtägiger Abwesenheit brachte uns eine Nachtreise in 16 stündiger Schlafwagenfahrt zum Ufer des Schwarzen Meeres zurück, wo uns im Hafen der Handelsstadt Noworossijsk die „Schleswig“ erwartete.

Die Rückfahrt führte uns an der Nordküste des Schwarzen Meeres entlang und bot Gelegenheit, den beliebten russischen Winterkurort Jalta mit dem Kaiserschloß Livadia in der Krim und die Festung Sewastopol kennen zu lernen.



Rübezahls Wachtlied.

Da drüben wettert's mit Strahl und Schlag,
Sturmnächte heulen in brüllenden Tag

Da prasselt der eiserne Wolkenbruch —
Da zittert die Luft unter heiligem Fluch!

Mich alten Donnerer brauchen sie nicht,
Mein Platz ist, wo sich das Echo bricht.

Ich hab' meine grauen Zwerge gestellt:
Da drüben hämmern sie Achsen der Welt!

Mit den böhmischen Brüdern Hand in Hand:
Das gibt einen höllischen Schmiedebrand!

Doch schlüge der Hammer in mein Revier,
Und bliese die springenden Flammen zu mir

Der Sturm aus dem russischen Wetterloch — —
Potz Blücher! Ihr spürt es: ich lebe noch!

Willibald Krain.



Die Schiene.





Da, wo die Straße ausgeht und die Häuser sich ein wenig ducken, habe ich eine Schiene gesehen.

Über diese Schiene fährt keine Eisenbahn mehr, rattert nie mehr eine Lokomotive.

Diese Schiene ist ausrangiert.

Neun Meter ist sie lang und verbindet drei Steinpfosten am Straßenrand, in Hüftenhöhe etwa.

Die Schiene hat auch einen Namen. Ich habe ihn gefunden, als ich einmal mit der Hand an ihrer Innenseite entlang gestreichelt habe, so von ungefähr. Das hat der alten Schiene wohlgetan. Und da hat sie sich ein wenig geräuspert und gerauht und hat mir ihren Namen gesagt und gezeigt:

„Gute-Hoffnungs-Hütte" stand da.

Der Name war eingebrannt. Mit einem Feuerstempel wurde er ihr eingebrannt, als sie geboren wurde. Als sie unter den Walzen funkensprühend hervorknirschte als eine Riesenschlange und haarscharf abgeteilt wurde, immer von neun Meter zu neun Meter.

Die Schiene hat es gut. Sie kann nie verloren gehen in der Welt.

Wenn sie in Sibirien läge, links und rechts umwallt von Eis und Schnee, und ein entflohener russischer Sträfling stieße mit dem müden Fuß an diesen Bahnstrang, stolperte und fiele, daß seine Augen vor der Schiene lägen:

„Gute-Hoffnungs-Hütte" läse er und wanderte unverzagt weiter in die Freiheit, der guten Hoffnung zu. Und wenn er endlich in der fernen Freiheit wäre, nimmermehr vergäße er den Namen dieser Schiene, dieser Guten-Hoffnungs-Schiene.

Oder wenn du selbst im fernen Lande weiltest, weit von deiner deutschen Heimat weg — in Kleinasien etwa, wo sie die alte Bagdadherrlichkeit vermittelst Schienensträngen neu erstehen lassen wollen — und wenn seit Jahr und Tag dein Ohr kein deutsches Wort umschmeichelt hätte: Eines Tages lägst du im Sonnenbrand auf der Ruhebank einer Eisenbahnstation und blinzeltest auf das Gleis. Voller Mißmut und voll Schläfrigkeit. Auf einmal aber sprängst du auf.

Und der Stationsvorstand sähe mit Verwunderung einen Mann wie toll auf den Bahnkörper laufen, sich neben dem Gleise niederwerfen und mit den Lippen und den Fingernägeln und dem Heimatherzen buchstabieren:

„Gu-te-hoff-nungs-hüt-te . . ."

„Mensch, sind Sie toll?" würde der Stationsvorstand rufen, „der Zug kann jeden Augenblick einfahren!"

Und du würdest ihm ein strahlendes Gesicht zuwenden:

„Mir schon recht — ich bitte um Entschuldigung, Herr Vorstand, aber ich habe soeben eine Nachricht aus der — aus der Heimat bekommen..."

— — — —

Das alles hat mir die ausrangierte Schiene erzählt, da wo die Straße ausgeht und die Häuser sich ein wenig ducken.

Ob sich das wirklich alles so zugetragen habe, fragt ihr — ob's auch wahr sei?

Ach was — ob's wahr ist — als ob es jemals darauf angekommen wäre!

Ob's wahr sein könnte, darauf kommt es an, meine Freunde.

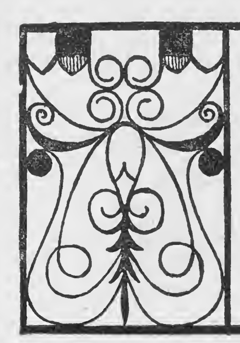
Fritz Müller.



Arnold Busch: Kriegsspiel

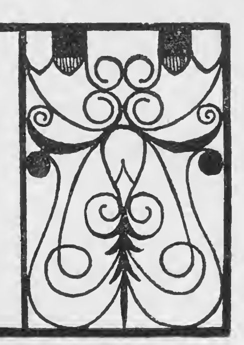






Christina Bagges Lebkuchenherz.

Von Ellyn Karin.





Wenn die stattliche Christina Bagge die Prinsengracht herab kam, sahen ihr die Leute nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen nach. Sie hatte einen festen Schritt wie ein Mensch, der weiß, was er will. Die Augen blitzten ihr hell aus dem frischen Großmuttergesicht.

Ihr Gebetbuch hatte silberne Ecken, und sie hielt es ganz fest an die stramme Taille gedrückt, über die der dunkelblaue Kragen steif und glatt wie eine Glocke hing. Ihr Haus hatte Christina Bagge in einem engen Sträßchen, darin die Dächer spitz wie gestärkte Zipfelmützen standen.

Und an Großmutter Bagges Häuschen hing ein großes buntlackiertes Blechherz, verziert mit Mandeln und einem Spruche, der rundum ein Kränzchen wies.

Jeden Freitag kam ein Duft von heißem Honig, Mohn und Nelken aus diesem schmalen Haus und erfüllte die Luft mit süßen, verlockenden Gerüchen.

Dann gab es Berge von frischen Lebkuchen, Mohnkringeln und den berühmten Gewürzprinten auf dem blitzblanken Laden isch. Am Sonnabend ging dann Frau Bagges Enkeltochter, die schöne Gertje, die große schwarze Augen und so reiches braunes Haar hatte, auf dem es in bronzefarbenen Lichtern aufblitzte, mit einem großen Korb in die Stadt und lieferte in die vornehmen Häuser der Amsterdamer Mynheers Großmutters berühmte Lebkuchenherzen und Printen. Denn das war eine ausgemachte Sache: Christina Bagges Lebkuchen galt als eine Amsterdamer Berühmtheit.

Gertje war die Tochter von Frau Bagges einzigem Sohne. Sie glich ganz und gar ihrer Mutter, die sich Pieter, der Matrose gewesen war, einst aus dem Süden mit herauf in seine Heimat gebracht hatte.

Gerade so stolz und so aufrecht ging sie wie einst die junge Frau. Und in ihren dunklen Sonnenaugen lag auch solch eine heimliche Sehnsucht, daß man meinen konnte, irgendwo in der Ferne sähe sie ganz seltsam verlockende Dinge, die für die anderen nur von dem dichten holländischen Nebel versteckt waren.

Dann war noch eine Tochter dagewesen; „die schöne Gertje“ hatte sie geheißen und war Frau Bagges Herzblatt gewesen.

Und so lange Jahre auch Zeit gehabt hatten, die Wunde, die Gertjes Tod der Mutter geschlagen, heilen zu lassen, es gab immer noch heimliche Stunden, in denen ihre Tränen um dieses geliebte junge, schöne Kind flossen, in denen die Wunde schmerzte, als wäre alles eben geschehen .....

Alles das war Großmutter Bagges Lebensschmerz und bitterstes Erlebnis, über das sie sich nur durch feste Arbeit hinweggeholfen hatte.

Dann war das Leben weiter gegangen und hatte ihr eine kleine junge Gertje auf den Schoß gesetzt.

Vater und Mutter mußte sie in nicht allzulanger Zeit diesem kleinen Geschöpfchen ersetzen.

So nahm sie all ihre Großmutterliebe her, hüllte das dunkelhaarige Kind damit ein, daß es wie in einer Eiderdaunendecke gehuschelt lag und nichts spürte von der kalten großen Welt da draußen.

* * *

Gertje stand, den schweren Korb am Arme, in van der Geests wohnlich und reich ausgestatteter Diele.

Ach, wie weich war das alles mit bunten Teppichen belegt, die so seltsam lebendige Muster hatten, und die Sonne schien gerade durch das breite Fenster herein, die Goldrahmen blitzten auf und die altertümlichen Ampeln, daß es aussah, als lebe jedes dieser prunkvollen Stücke sein eigenes, seltsam geheimnisvolles Leben in diesem Raume. So oft schon hatte Gertje in der Diele gestanden, aber noch nie war ihr diese weiche, wohlige, schwere Schönheit so zum Bewußtsein gekommen wie heute.

Sie ging zu der reichgeschnitzten Treppe hin, auf der ein schmaler, weicher, grüner, blumenbunter Teppich herablief, als trüge ein grün dahingleitender Bach eines ganzen Sommers Buntheit auf seinen Wellen.

Gertje legte die Hand auf den Greifenkopf der Schnitzerei und streichelte das braune Holzgefieder.

Wie es glänzte und wie lebendig es aussah! Wie glücklich mußte man doch sein, wenn man da zu Hause war! Sie sah sich um, da bemerkte sie, daß oben auf der Galerie, die halb um den Raum lief, Mynheer van der Geest stand und sie lächelnd beobachtete.

Über und über wurde Gertje rot.

„Nun, schöne Gertje, gefällt Ihnen dieser Greif?“ sagte er zu ihr hinunter.

Erschrocken hielt sie in der fast unbewußten Liebkosung des Greifen inne.

„Ach — ich habe — ich wollte — ja, er ist schön,“ sagte sie dann und schaute den Mynheer freimütig an.

„Und, Mamsell Gertje, ich kenne etwas, das auch sehr schön ist und mich anmutet, als gehöre es in diesen Raum, mitten in diese fremdländischen Dinge hinein.“

„So?“ fragte Gertje.

„Ja, Mamsell Gertje! Mitten hier in diese Seltsamkeiten. Und repräsentiert sie nicht auch ein Stück Ausland trotz des gut und echt Amsterdamschen Duftes von Mutter Bagges berühmten Printen?“

„Oh, Mynheer van der Geest!“ macht sie abwehrend mit der Hand durch die Luft, als schöbe sie etwas weg, das ihr nicht gebühre — aber dabei spielt doch ein weiches, schelmisches Lächeln um ihren Mund.

Mynheer kam die Treppe herab. Fein, blond, schlank.

„Läßt Antje Sie warten, kleine Mamsell?“

„Sie wird wohl bald kommen, Mynheer. Und dann — es ist doch eine Freude, hierinnen mitten unter diesen schönen Dingen warten zu dürfen.“

„Sieh mal einer an, welchen Schönheitssinn Mamsell Gertje besitzt. Wohl von der italienischen Mutter geerbt?“

Er sah sie an.

„Weiß sie was, Mamsell? Sie kann diese alte Delfter Schüssel nehmen und Ihre Printen hübsch aufstapeln.“ Er öffnete einen antiken Schrank und reichte Gertje eine Platte hin.

Sie nahm sie, ging damit an den breiten niederen Tisch heran, stellte den Korb daneben und begann die Herzen, Kringel und Printen fein säuberlich auf das alte Porzellan zu ordnen.

Mynheer van der Geest schaute dabei auf Gertjes schlanke bräunliche Hände. Wie geschickt, mit welch natürlicher Grazie Gertje Bagge doch hantierte!

Und welch warmen Bronzeton ihre Haut hatte! Mynheer verglich Gertje

in Gedanken mit seinen weißlichblonden, hellen Holländerinnen und fand, daß Gertje entschieden Siegerin in diesem Vergleiche blieb.

Da kam die alte Antje, die Haushälterin Mynheers, schwerfällig herein.

Erstaunt und etwas verlegen, dann sich auf ihre unantastbare Würde besinnend, schritt sie über die dicken Teppiche daher.

„Antje sieh, unsere kleine Printenlieferantin hat dir eine Arbeit abgenommen.“

„Mynheer — auf diese Platte!“ rief Antje und faßte unwillkürlich nach ihrer blütenweißen Schürze, als gälte es noch nachträglich, die Schüssel, auf der gewiß kein Stäubchen gelegen hatte, abzuwischen.

Vorwurfsvoll schaute sie auf Gertje, als ob diese verantwortlich zu machen wäre.

Wie ein Berg, breit und massig, sah Antje in dem braunen Lüsterkleid aus. Ihr Kopf war glatt und rund wie eine polierte Kugel, aus der zufällig zwei glashelle, lichtblaue Äuglein blitzten. Das Haar war silberig und die Augenbrauen auch. Und die ganze Antje schimmerte von Sauberkeit und Frische; sicher war kein einziges Körperteilchen an ihr, das nicht von unverwüstlicher Gesundheit durchdrungen war.

Sie hatte schon bei Mynheers Eltern den Haushalt geführt und fühlte sich ganz als die Respektsperson in van der Geests Hause. Sie hätte keine Evastochter sein dürfen, wenn sie über Gertje Bagges Zusammensein mit Mynheer nicht ein klein wenig Lunte gerochen hätte.

Natürlich glomm dieses aufdämmernde Lichtlein nur in dem geheimsten Schacht ihrer jungfräulichen Seele auf.

Und natürlich war der schuldige Teil nicht am Ende ihr Herr und Gebieter. Nein, diese dunkelhaarige Gertje war es — natürlich!

„Hier ist das Geld,“ sagte sie zu dem jungen Mädchen. „Zwei Gulden sind es, und nun komme!“

Gehorsam, freundlich knixte Gertje vor Mynheer.

„Adieu, Mamsell Gertje!“ sagte er und winkte liebenswürdig mit der weißen, wohlgepflegten Hand.

Dann war er wieder allein. Er sah sie immer noch da stehen mit der Hand auf dem Greifenkopf. Die lichte, linde Sonne spielte um sie. Und ihre Augen waren wie ein Märchen. Dunkel, geheimnisvoll und dann doch wieder, als hätte man die Geschichte schon, weiß der liebe Gott wie oft, gehört. Mit einem Male war es ihm langweilig. Er nahm das letzte Heft des „Studio“, legte es aber wieder hin.

Sollte er ausgehen? Sollte er den vorhin begonnenen Brief zu Ende schreiben?

Immer waren diese Sonnenaugen da und schauten ihn an.

Und Gertje? Gertje schritt die Prinsengracht hinab und schaute auf das dunkle Wasser, auf dem die weißen Wolken, die am Himmel vorüberzogen, sich widerspiegelten.

„Wie kleine Schiffe,“ dachte sie, und eine Sehnsucht überkam sie, sich auf solch ein Schifflein zu setzen und sich treiben zu lassen, weit, weit hinaus auf die offene See und weiter und immer weiter bis an die Ufer eines fremden, bunten Landes, wo es heiß war, wo die Menschen eine anders klingende Sprache redeten und ihre Kleider so bunt waren wie die fremdartigen, seltsamen Blumen in den Gärten ......

Gerade, wie sie an Mynheer dachte, sprach Pintje Huus sie an. Und sie gingen dann miteinander die Gracht wieder hinauf bis zur Brücke und dann wieder hinab.

Und es war eine solch wunderliche, feiertägliche Stimmung in der hellen Luft, und dann doch wieder so etwas

lebendig Dahintreibendes, Glückseliges, daß es unmöglich war, sich heute schon in die Stube zu Großmutter zu setzen. Aber den Korb und die beiden Gulden mußte sie doch abgeben.

Mit Lachen und Scherzen gingen sie dahin. Pintje wurde, sie wußte nicht wie, von Gertjes Heiterkeit mitgerissen.

Großmutter Bagge stand in der Türe und sah Gertje entgegen.

Forschend schaute sie die Enkeltochter an. Was war sie für ein übermütiges Ding! War ihre Gertje, die flachshelle Gertje, nicht auch einmal so heiter und lebensfrisch dahergekommen?

So überschäumend von Jugend und kindhafter Lust. Und dann......?

Großmutter bekam mit einem Male wieder ihre trüben verschleierten Augen, und die zwei Falten von der Nase herab vertieften sich, daß sie plötzlich alt, steinalt aussah.

Da wagte es Gertje nicht mehr, um die Erlaubnis, weiter spazieren gehen zu dürfen, zu bitten.

Pintje ging nach Hause.

Gertje schlich sich durch den Laden an der Küche vorbei in ihr Stübchen.

An diesem Abend weinte Gertje sich in den Schlaf.

Wenn jemand sie gefragt hätte, warum sie weine, sie hätte keine Antwort geben können. Ihr Stübchen drückte sie, alles kam ihr mit einem Mal eng, niedrig und armselig vor.

In dieser Nacht träumte sie, daß sie sich auf den Rücken eines ungeheuer großen braunen, seidig glänzenden Greifen setzte, der seine mächtigen Flügel breit ausspannte und sie hoch, hoch zu den dahintreibenden Wolken trug.

Ein Sausen und Brausen kam von den eilig dahinjagenden Wolkenbergen, immer kleiner wurden unter ihr die Häuser, Grachten, die Schiffe im Hafen, bis alles wie eine bunte, winzig kleine Spielzeugschachtel aussah.

Da fragte sie den Greifen, wohin er sie denn trüge.

„Zur Sonne," sagte er. Dann rollte eine unsagbar dicke silberne Kugel heran, das war Antje, die am Himmel als Mond figurierte. „Antje! Antje!" rief sie und war froh, ein bekanntes Gesicht zu erblicken.

Oben kamen Wolken, und Antje verschwand. Der Greif wandte seinen Kopf und sah sie plötzlich mit Mynheer van der Geests Augen an.

Plötzlich waren sie vor der Sonne. Geblendet hielt sich Gertje die Augen zu. Sengende Glut schlug ihr entgegen — das Gefieder des Greifen begann lodernd zu brennen — mit einem Schrei stürzte Gertje mitten in die Sonne hinein und — erwachte.

Ihr Stübchen war voll Sonnenschein, und Großmutter stand am Fenster und hatte gerade die Läden zurückgeschlagen.

Verwundert blickte Gertje um sich.

„Nun, was hast du denn, Gertje?"

„Geträumt habe ich, Großmutter. Von der Sonne, Großmutter. Denke dir — ach nein — wie komisch doch Träume sein können!" Sie dachte an Mynheer und ward ein klein wenig rot. Aber sie war voller Freude und sprang aus dem Bettschrank und begann sich hastig anzuziehen.

„Beeile dich, Gertje, wir wollen doch zur Kirche! Ich habe längst gefrühstückt." Damit ging sie hinaus.

Dann ging man festlich angetan zur Kirche. Gertje sah in der Nieuwe-Kerk zu den hohen, geschnitzten Chorstühlen der vornehmen Geschlechter Amsterdams hinüber.

Dort drüben möchte auch sie einmal sitzen zwischen den stolzen Frauen und Töchtern der Mynheers ....

Ein gläubig-sehnsüchtiges Licht strahlte aus Gertjes Augen über die Leute hin.

Gerade richtete sie sich auf, als sähe die ganze Gemeinde sie schon als Myn-

heers — — — nein, nein, welch hoffärtige Gedanken wollten Besitz von ihr ergreifen!

Und plötzlich fühlte sie ein Paar blaue, durchdringend scharfe Augen auf sich gerichtet.

Die alte Antje sah sie an. Und Gertje ärgerte sich, daß eine Röte in ihr Gesicht stieg, zugleich aber kam ihr die silberne Mondkugel aus ihrem Traume ins Gedächtnis. Da lächelte sie, freundlich, gutmütig und doch auch ein klein wenig stolz.

„Wer weiß? Vielleicht wird diese dicke Antje noch einmal in unterwürfiger Haltung vor mir stehen," dachte sie und wurde wieder eingesponnen in weichen goldenen Träumen, als hätte sie wirklich und wahrhaftig Mynheer van der Geests Herz schon in beiden Händen und hielte es fest, ganz fest .....

Am Nachmittag saß Großmutter auf der grauen, glänzend lackierten kleinen Bank vor ihrem Häuschen.

Pintje kam, um ihre Gespielin abzuholen. Sie wollten hinaus, Pintjes Bräutigam Pieter Kraas wollte sie ein wenig auf die See hinaus fahren. Er wartete schon mit seinem Boot.

Gertje hatte mit einem Mal keine rechte Lust. Sie wußte ja eigentlich nicht, warum sie so verstimmt war.

Großmutter sah über ihre Brille hinweg Gertje an.

„Was ist dir, Gertje?"

„Ich habe mit einem Male keine Freude am Ausgehen, Großmutter."

„Warum denn? Es ist doch so schön! Sonst bist du doch auch gerne mit Pintje gegangen."

„Ja gewiß, ich habe doch gegen Pintje nichts und nichts gegen Pieter — ich weiß es selbst nicht, warum mir so zumute ist. Ich möchte am liebsten zu Hause bleiben!"

„Aber Gertje!" rief ihre Gespielin und schaute vorwurfsvoll bald auf Gertje, bald in den sonnenstrahlenden Sonntag hinaus. „Das ist gar nicht hübsch von dir. Du bist launenhaft. Launen schicken sich nicht für uns, sagt meine Mutter. Launen könnten sich bloß große Damen erlauben. Und das bist du doch wohl nicht! Oder doch?" Pintje sah noch immer verärgert aber doch schon wieder ein wenig schelmisch Gertje an.

„Kinder, geht nur und vergnügt euch! Ich wollte, ich wäre noch jung und könnte meine Jugend so genießen wie ihr!"

„Großmutter, wenn du mitkommst, gehe ich auch, sonst nicht!"

„Siehst du wohl? Hoffärtig bist du geworden!" rief Pintje.

„Gerade so wie die vornehmen Töchter der Mynheers braucht sie eine Begleitung! Als wenn sie es gewohnt wäre! Nein, das muß ich Pieter erzählen. Der lacht sich dann eins!"

„Dann soll er sich eins lachen." Gertje sagte es fast leise. Sie stand hoch aufgerichtet vor den Beiden und sah stolz und abweisend aus, als gehöre sie wirklich nicht in Frau Bagges kleines Häuschen, sondern zu den stolzen Mynheers in ein prächtiges, reiches Partizierhaus.

Erstaunt blickte Großmutter ihre kleine, schöne Gertje an. „Fremdes Blut," dachte sie. Dann sagte sie begütigend: „Gehe mit deiner Gespielin, Gertje, gehe! Es ist nicht gut, wenn man Feindschaft sät. Und nun Kinder, geht!"

Da gingen sie dann, die beiden Mädchen. Aber es war nicht das Rechte mehr. Gertje blieb einsilbig, und Pintje fühlte, wie etwas Fremdes, Unerklärliches zwischen ihnen war. Etwas, das sie nicht verstand. Das war ihr unbequem.

Großmutter blickte ihnen nach. Das war wohl wahr, stolz und fremd schritt ihre Gertje dahin. Zum ersten Male fiel ihr das so recht auf.

Sie begann in einer alten Postille zu lesen, und ihre Augen fielen auf die Worte: „Sind die Herzen der Menschen von Felsen, so steht geschrieben: härter als Felsen, hart wie Diamant mache ich deine Stirn."

Sie blickte auf und überlegte diese Worte. Wie seltsam, daß sie ihr gerade jetzt vor Augen kamen.

Welch eine große Kraft doch in ihnen war! Eine Kraft, die sich lebendig vor sie hinstellte.

Die Alte verfiel in tiefes Denken. Ihr Gesicht wurde hart wie Fels. Unerbittlich, wie das Leben selbst es ist, war sie anzuschauen.......

Sonnabend für Sonnabend trug Gertje den Korb mit frischem Gebäck zu Mynheer van der Geests Hause.

Fast jedesmal traf sie Mynheer, und eines Tages kam es, daß Mynheer Gertje das ganze Haus zeigte und mit ihr auf die Terrasse hinaus trat, um ihr auch den Garten zu zeigen.

Welch einen Reichtum barg dieses große, weite Haus!

Es war so reich ausgestattet, als wäre es ein großes, großes Bett, in dem man sich's recht wohl sein lassen konnte.

Mynheer erklärte Gertje, daß sein Großvater vieles von seinen ausländischen Reisen mitgebracht habe. So zum Beispiel die wertvollen indischen Seidenteppiche. Und hier das schwere, getriebene russische Silber. Nirgendwo in der ganzen, weiten Welt verstände man solch herrliches, gehaltvolles Silberzeug herzustellen wie in Rußland.

Und das hier wäre ein Stuhl aus einem tiroler Schloß. Die schöne Welserin hätte in diesem geschnitzten Armstuhl gesessen.

Wer die Welserin denn war? fragte Gertje.

„Setze sich die Mamsell Gertje doch in diesen Stuhl! So."

Über Gertjes weißschimmerndem Häubchen, unter dem das braune Haar hervorquoll, ragten die Zacken einer Wappenzier. Das knappe Kleid der Holländerin umschloß ihre schlanke, hohe Gestalt, und mit der ihr angeborenen Grazie legte sie die schmalen Hände auf die Armlehne dieses wie für sie geschaffenen Stuhles.

Mynheer fing an, von der Welserin zu erzählen. Wie schön sie gewesen wäre und nur eines Bürgers, freilich eines reichen, angesehenen Bürgers Kind.

Und eines stolzen Kaisers Sohn hätte sie geliebt, und sie wäre seine Frau geworden.

Mit klopfendem Herzen war Gertje seiner Erzählung gefolgt.

Gertje stand plötzlich auf.

Ein sengender, begehrender Blick Mynheers hatte sie umfangen.

„Die glückliche Welserin!" sagte sie leise.

„Möchte Mamsell Gertje auch so glücklich, nein, viel freier und glücklicher werden, als die Welserin es einst war...?"

Ein Paar dunkle Sonnenaugen blickten ihn groß und stolz an.

„Ich verstehe nicht ganz, was Mynheer meint."

Da hielten sie auch schon zwei Arme, und ein Mund küßte Gertjes ganzes Leben wach. „Gertje! dumme, kleine, liebe Gertje, verstehst du mich denn nicht, was ich meine? Siehe, setze dich wieder in diesen Stuhl, und ich will dir alles erklären.

„Also. Du darfst mir keine Kuchen mehr bringen.

„Du bist noch so jung — du sollst für ein Jahr nach Paris oder London zu irgend einer vornehmen Dame, die sich deiner Erziehung annehmen wird. Ich werde schon dafür sorgen, daß du gut aufgehoben bist.

„Dann darfst du dort alles lernen: Sprachen, Musik und sonst alles, was eine Dame wissen muß, um in der großen Welt auftreten zu können.

„Und wenn es soweit ist, hole ich dich, Gertje, und bringe dich als meine liebe Frau in dieses Haus.

„Willst du? Gertje, ich weiß es ja, daß du willst, daß du stolz bist, Gertje. Das gefällt mir gerade so gut wie deine Schönheit...........“

„Und Großmutter? Was soll denn mit Großmutter sein? Wie kann ich sie denn allein lassen? Nein, nein, das geht nicht!“

„Aber Kindchen! Wir müssen eben nachdenken. Es wird sich schon etwas finden lassen.“

„Wie sollen wir uns denn dann sprechen, wenn ich nicht mehr kommen darf?“ fragte Gertje und sah wenig glücklich aus.

„Ich werde zu deiner Großmutter kommen, Gertje. Dann werden wir alles in Ruhe besprechen können.“

„Ja, aber Großmutter... ich weiß nicht, wie ich da sagen soll. Großmutter ist so mißtrauisch und wenig gut auf — auf — —“

„Laß nur, ich weiß es schon. Wenn ich ihr alles auseinandersetze, wird sie sich schon umstimmen lassen.“

* * *

Großmutter Bagge stand vor ihrer Haustüre und blickte das Sträßchen entlang. Die Junidämmerung verlöschte allmählich den feuchten Goldschimmer, der nach einem spärlichen Gewitterregen über den glänzenden Dächern lag.

„Wie lange Gertje doch wieder einmal bleibt! Und stets, wenn sie in das van der Geestsche Haus geht,“ dachte sie ärgerlich.

Mit einem Male war das Bild ihrer toten Tochter Gertje vor ihrer Seele. Wie man sie ihr mit steifen, triefenden Gliedern in das Haus gebracht hatte.

Als wäre es gestern gewesen, stand alles vor ihr. Der blasse, blonde Kopf Gertjes mit dem etwas aufstehenden Mund, der so gespenstisch zu lächeln schien. Dazu der entsetzte Ausdruck, der Zug tiefsten seelischen Elends, der von ihrem letzten Kampfe sprach — alles dies sah sie wieder vor sich.

Und diese Qual, diesen Schmerz wollte sie nicht ein zweites Mal erleben.

War ihre Enkeltochter nicht gerade so schön wie ihre blonde Gertje?

Die Menschen waren um kein Haar besser geworden! Und wußte sie nicht, daß die Reichen kein Herz hatten?

Das Hübscheste war ihnen ja gerade gut genug, diesen verwöhnten, stolzen Mynheers.

Was ging die der Gram und das Elend eines trostlosen Mutterherzens an?

Gar nichts. Sie waren da, um sich zu amüsieren, und solch ein leichtgläubig dummes Gör war zum Schlusse noch stolz, wenn sich ein angesehener Herr zu ihm herabließ.

Unten in der Straße kam Gertje geschritten. Herrgott, wie sie daher kam! Stolz und aufrecht, und den Korb trug sie, wie etwa eine edle Dame ihren Fächer oder ihre Blumen tragen mochte.

Am Himmel versank eben die Sonne hinter einer hochaufgetürmten Wolkenbank und schickte ihren letzten Glanz in das Gäßchen. Ihr rotgoldenes Vergleißen bildete einen schier märchenhaft schönen Hintergrund für Gertjes schlanke Gestalt.

Sogar die alte Frau Bagge sah es. Ihre Stimmung, die vor Sekunden noch bitterböse war, wurde milder, als Gertje mit ihrem reinen, wie von einem seltsamen Zauber beseelten Angesicht zu ihr trat.

„Wo warst du nur wieder so lange, Gertje?“ brummte die Großmutter.

„Ich begegnete Pintje und begleitete sie dann zu Winkels wegen der Blumen, die Pintje für Pieters Boot

bestellt hat. Du weißt doch, Großmutter, daß Pieters neues Boot, die „Silbermöve", morgen eingeweiht wird. Und hier, siehe, hier habe ich dir auch ein paar Tulpen mitgebracht. Schau nur, wie schön die sind! Wie Flammen sind sie, so gelb und rot!" Sie hielt der Großmutter einen kleinen Bund Tulpen entgegen.

„Verschwenderin, du!" sagte die Alte.

„Sei nicht böse, Großmutter! Blumen sind so schön. Warum freust du dich nicht, wenn ich dir doch damit eine Freude machen will?"

„Nun, nun! Böse bin ich ja nicht, Gertje, aber wenn man schon so alt ist, wie ich es bin, Gertje, dann denkt man bei den Blumen eher an Totenkränze als an Sommerfreuden. Stelle sie aufs Fenster, Gertje. Dann komme ins Haus!" Damit ging sie davon.

Gertje hatte mit einem Male alle Freude aus ihrer Seele verloren.

Still, aber mit einem herrischen Zug um die Lippen, den Kopf ein klein wenig stolz und trotzig hintenübergeneigt, ging sie der Großmutter nach.

Die ganze liebe lange Woche hindurch war Großmutter einsilbig, mißmutig und böse gelaunt. Sie beobachtete Gertje bei jeden Schritt und Tritt. Gertje fühlte es ganz genau. Das drückte sie. Ahnte denn Großmutter etwas?

Schon wollte sie ihr eines Abends die Geschichte der Welserin erzählen. Aber Großmutter machte gerade so ein verdrießliches Gesicht, daß sie stumm blieb.

Am Freitag buk die alte Frau wieder, und diesmal machte sie sich besonders viel mit einem Lebkuchenherz zu schaffen. Sie rührte in einem besonderen Schälchen einen rosenroten Guß und überzog das Herz damit, daß es feurig rot wie von Blut anzusehen war.

Gertje, die gerade Kringel mit buntem Perlzucker bestreute, schaute verwundert auf. „Ja, was machst du da, Großmutter?"

„Du siehst es doch, das soll ein besonders feines Herz abgeben. Da kommen noch weiße Röschen herum und in die Mitte ein Spruch."

„Das machst du wohl auf Bestellung?" fragte Gertje.

„Sieh doch mal rasch nach den Printen, Gertje, ich meine, die müßten schon gut sein!"

Am Abend war Großmutter wieder besserer Laune.

Da erzählte Gertje die Geschichte der schönen Welserin.

„Hast du die Geschichte irgendwo gelesen, Gertje?"

„Nein, Großmutter. Man hat sie mir erzählt."

„So?" sagte die Alte und blickte mit einem Male ganz starr vor sich hin.

„Bleibe sitzen, Gertje, ich will, weil ich gerade heute in der Laune bin, dir auch eine Geschichte erzählen. Höre!"

Gertje blieb unter dem Blick der Großmutter wie gebannt sitzen.

„Es war einmal eine Mutter, die hatte eine wunderschöne Tochter. Diese Tochter war so schön, daß die Leute in der Kirche zu beten aufhörten, wenn sie dieses schöne Mädchen sahen.

„Ging es auf der Straße, so blieben die Leute stehen und sahen ihm nach. Da die Mutter arm war, so nähte sie feine Spitzen, und die schöne Tochter trug die fertigen Arbeiten in die Häuser der reichen Mynheers.

„Da kam sie auch einmal zufällig in das Haus eines Junggesellen. Wie der das schöne Mädchen sah, kaufte er alle Spitzen, die es noch hatte, und bat, sie möge alle Spitzen stets zuerst zu ihm bringen.

„Er bezahlte so reichlich, daß das Mädchen ganz überglücklich nach Hause lief, und von der Zeit an verdiente die Mutter viel mehr als, sie beide zu ihrem bescheidenen Leben brauchten.

„Jede Woche ging nun das blonde, schöne Mädchen in das vornehme, stolze Haus. Und es kam auch, daß sie heimlich hinein ging....

„Und eines Tages waren ihre Wangen blaß und die schönen, blauen Augen trübe. Wie sie wieder zu einer gewissen Stunde die kleine Gartentür öffnen wollte, war sie verschlossen.

„Dann wollte sie entschlossen vom Markt aus in das vornehme Haus gehen.

„Da wurde ihr der Bescheid, daß Mynheer verreist sei.

„Am nächsten Tag brachte man dieses schöne junge Mädchen der Mutter tot ins Haus.

„Aus der Prinsengracht hatte man sie gefischt.

„Ich glaube, die Mutter ist in derselben Stunde aus Gram gestorben.... das weiß ich nicht mehr genau. Es ist schon so lange her, Gertje, daß diese Geschichte passiert ist."

„Großmutter, warum erzählst du mir solch eine traurige Geschichte?"

„Weil die traurigen Geschichten gewöhnlich die wahren Geschichten des Lebens sind."

„Aber die, die ich dir vorhin erzählte, ist doch auch eine wahre Geschichte. Und sie ist doch nicht so traurig wie deine, sondern sie zeigt, daß es auch unter den Vornehmsten gute Herzen gibt."

„Willst du mich das Leben kennen lehren, Gertje? Sie mag zufällig wahr sein; unter tausend Fällen ist es vielleicht der einzige.

„Nun gehe schlafen, Gertje. Ich bin müde. Gute Nacht! Und Gott sei mit dir!"

Gertje ging still in ihr Stübchen. Sie fühlte, wie der Blick der Großmutter hinter ihr drein ging. Schier unheimlich war ihr die alte Frau vorgekommen. Wie sonderbar doch Großmutter in diesen letzten Tagen oft war!

Werden alle Menschen so, wenn sie alt sind?

Vielleicht hätte sie doch zu Großmutter aufrichtig von Mynheer sprechen sollen. Großmutter ist doch ein kluger Mensch und meint es immer gut mit ihr.

Aber dann kam wieder schwach wie ein Hauch etwas Fremdes daher. Und es hätte ihr leid und weh getan um Mynheer, wenn Großmutter hart über ihn gesprochen und dabei so strenge mit ihren gescheiten alten Augen geblickt hätte, so als wäre alles vor ihr Glas und sie könnte ungehindert jeden Gedanken, den ein Mensch hatte, von allen Seiten begucken.

Denn das war etwas, das Gertje um alles in der Welt nicht leiden konnte.

Das war, was sie so manches Mal schon der Großmutter entfremdet hatte.

Das war's, woraus sie die heimliche Sehnsucht kennen gelernt hatte, daß man meinte, irgendwo in weiter Ferne gäbe es eine kleine, eigene Heimat, vielleicht nicht größer als ein heimliches Gärtchen, aber so versteckt zwischen grünbuschigem Rankwerk, daß keiner hineinsehen konnte.

Ungestört konnte man da drinnen träumen und sinnen und war geborgen...

Großmutter Bagge hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben.

Sie nahm in der Küche die Lampe vom Haken und stellte sie auf den blanken Tisch.

Dann holte sie ein Walzbrett her, legte das „besonders schöne" Herz darauf und betrachtete es von allen Seiten. In dem Lichte der nahe stehenden Lampe sah es wirklich wie ein blutüberströmtes Herz aus.

Endlich nahm die Alte eine Gußspritze und begann geschickt um den Rand des Herzens runde, kleine, weiße Röschen zu formen. Eins wie das andere, gleichmäßig, immer mit der gleichen Zahl der sieben runden, dicken Blättchen.

In die Mitte kam dann in runder, weißer Zuckerschrift der alte Spruch:

Ich liebe dich
Bis in den Tod!
Frage nur
Mein Herze rot!

Und ein paar Schnörkel, echte, rechte, uralte Lebkuchenbäckerschnörkel kamen noch rund herum.

Wer aber die Alte bei dieser heimlichen Arbeit beobachtet hätte, wer dieses kalte, grausame Leuchten in ihren nun fast grünlich schimmernden Augen, den erbarmungslos hämischen Zug um ihre streng geschlossenen Lippen gesehen hätte, dem wäre gewiß alle Lust nach diesem schön verzierten roten Herzen vergangen.

Als sie fertig war, sah sie es von allen Seiten an, nahm die kleine Lampe und begab sich mit festen, sicheren Schritten in ihre Kammer.

Aus den Grachten stiegen dünne Nebel auf, und es war, als webten unsichtbare Geister feste, unheimliche Netze, die sie über ahnungslos gefährdete Menschen warfen, die sich unversehens in Not, Tot und Elend verstrickten.

Aber plötzlich gab es ein Schimmern, ein Gleißen, die Nebel wurden zu silbernen Schleiern, und die drohenden Gefahren flüchteten wie lichtscheues, gespenstisches Gesindel vor dem milden, strahlenden Lichte des Mondes. Die dunklen Grachten lagen wie durch Zauber gleich breiten Silberbändern zwischen dem Mauerwerk der Straßen.

Die Dächer huben an zu gleißen, und die Fenster schimmerten wie geheimnisselige Opale. Und auch über Großmutter Bagges spitzgiebeliges Häuschen floß das silbrige Licht, stahl sich hinein in Diele und Kammer, Küche und Stübchen.

In der Küche aber blieb es über dem Tische bei dem einsamen roten, bösen, schönen Herzen. Stunde um Stunde blieb es darüber, als wolle es allen bösen Zauber aussaugen, den eine alte lebenswunde, verbitterte, verwirrte, aber im Grunde doch nicht schlechte Frau hineingetan.

Dann kamen wieder die Schatten. Aber sie waren nicht mehr so dunkel und schwer.

Weit, weit über der See ging schon ein rosiges Leuchten über die nachtatmenden Wogen.

Aller Zauber der Nacht war gebrochen, und das Lichte, das Helle, das Junge blieb Sieger......

* * *

Sonnabend. Sonnabend früh in Großmutter Bagges Häuschen gab es nicht wenig zu schaffen. In einem fort ging die zirpende, dünnstimmige kleine Messingglocke an der Ladentür.

Man holte das Sonntagsgebäck für die Amsterdamer Schleckmäulchen. Großmutter hatte eine frische, gestärkte Schürze an, die so steif war, als wäre sie auch gerade aus den heißen Backröhren gekommen.

Gertje war eben mit einem großen, tiefen Korbe, in dem sich die sauber gepackten Bäckereien befanden, liefern gegangen.

Da blieb jemand vor dem Häuschen stehen und blickte interessiert dieses blitzblanke Witwenhäusel an.

Verwundert blickte Frau Bagge auf. Denn plötzlich stand ein vornehmer, feiner, blonder, junger Herr in der blinkenden Glastüre.

„Sie wünschen?"

„Frau Bagge wünsche ich zu sprechen. Die sind Sie wohl selbst?" sagte der Herr mit einem freundlichen Lächeln. Er sah ihr offen mit einem freimütigen Blick in die Augen.

„Ja, die bin ich," antwortete die Alte. „Ist es etwas Geschäftliches?"

„Nein, Madame! Ich muß Sie schon bitten, in dieser Sache alles Geschäftliche beiseite zu lassen. Mein Name ist van der Geest. Ich bin einer Ihrer getreuen Kunden. Aber es handelt sich nicht darum. Es..." Bimmel — bimmel

— bimmel — tat die Glocke sich hervor. Ein kleines Mädchen kam um ein frisches Kringel.

„Dörtje! Dörtje!“ rief die alte Frau. Und aus der Küche kam Frau Bagges alte Magd.

„Bediene du einstweilen, wenn wer kommt! Und lasse mich ungestört! Mynheer hat mit mir zu sprechen.“

„Jawohl,“ grinste Dörtje und blickte verwundert ob dieses vornehmen Besuches bald Mynheer, bald Frau Bagge an. Endlich saß Mynheer in Großmutters Stube am Kamin und die Frau ihm gegenüber.

„Frau Bagge, ich komme, um Ihnen zu sagen, daß von heute an meiner Haushälterin Hilfsmagd das Gebäck holen wird.“

„Warum, Mynheer?“

„Weil — nun weil ich nicht wünsche, daß meine zukünftige Frau mit Gebäck hausieren geht, Madame.“

„Ihre zukünftige Frau? Was meinen Mynheer damit?“

„Frau Bagge, hat Gertje mit Ihnen nicht davon gesprochen?“

„Nichts hat sie geredet.“

„Frau Bagge, werden Sie mir Gertje zur Frau geben? Ich bitte sie um die Hand Ihrer Enkeltochter.“

„Mynheer van der Geest.........?“

„Ja, ich Mynheer van der Geest.“

„Wollen Sie Scherz treiben mit einer alten Frau, Mynheer? Zuweilen kommt es nämlich vor, daß große Herren sich kleine Leute für ihre Launen und Späße suchen.“

„Es ist mein voller Ernst, Frau Bagge.“

„Ich bin platt, Mynheer! Kein Walkholz kann mich platter drücken, Mynheer. Und Gertje? Diese falsche, schlechte, hinterlistige Gertje? Keinen Ton hat sie zu mir gesagt!“

Erregt stand die Alte auf, sie war verwirrt, sie fühlte sich betrogen und hintergangen. Ja, sie hätte es vielleicht lieber gehabt in diesem Augenblick, wenn sie über zwei ertappten Sündern den Stab hätte brechen dürfen.

Wie ein plötzlich gefangen genommenes Tier kam sie sich vor. Ihre Augen schossen Blitze, ihre Hände zuckten, und sie schnappte für Mynheers ästhetischen Geschmack entschieden etwas zu vernehmlich und sichtbarlich nach Luft.

„Sind Sie erzürnt, Frau Bagge?“ fragte Mynheer in seiner stillen, wohlgezogenen Art, die die Alte nur noch mehr reizte.

„Herr — Mynheer!“ schnaubte sie plötzlich auf ihn los, „Mynheer, ich habe einst eine wunderschöne Tochter gehabt. Jung, blond und frisch wie eine Winde im Mai!

„Fragen Sie den alten Mynheer van Eylgaas, was er mit ihr gemacht hat. In den Tod ist sie seinetwegen gegangen. In den Tod!“

„Frau Bagge, ich weiß um das traurige Schicksal Ihrer armen Tochter. Aber, mein Gott — wie soll ich es Ihnen denn begreiflich machen?

„Glauben Sie nicht vielleicht daran, daß nun das Schicksal an Ihrer Enkeltochter gut machen will, was es an Ihrer armen, unglücklichen Tochter verbrochen hat?

„Gertje soll es gut bei mir haben, Frau Bagge, ich liebe Gertje!“

Das kam so ehrlich, so überzeugend aus van der Geests Munde, daß selbst die steinharte Frau Bagge von diesem Ton getroffen war.

„Gertje ist aber doch so einfach erzogen, wie soll sie denn bestehen können in Ihrer Welt? Man wird sie verspotten und bekritteln, man wird sie mir unglücklich machen!“

„Dazu wollen wir unseren lieben Nachbarn keine Gelegenheit geben, verehrte Madame. Gertje soll für ein Jahr nach Paris oder London in ein gutes, vornehmes Haus kommen, wo sie Sprachen,

Musik und etwas Handarbeiten lernen soll."

Der arme Mynheer van der Geest erschrak vor dem bösen Ausdruck in Frau Bagges Angesicht.

„Also dahinaus soll es? Dahinaus? Nach Paris? In diesen Sündenpfuhl? Von mir soll sie einfach fortgebracht werden, damit Sie leichteres Spiel haben. Mynheer" — Frau Bagge wuchs vor van der Geest zu einer Rachegöttin an — „wenn ich auch bloß 'ne alte Lebkuchenbäckerin bin ... meine Ehre habe ich geradeso, und wer weiß, vielleicht noch besser als —"

„Halten Sie ein, Frau Bagge! Halten Sie ein —" unterbrach sie van der Geest. „Hören Sie mich doch erst zu Ende. Ich wünsche und ich bitte Sie, daß Sie Gertje begleiten. Einen besseren, sicherern Schutz kann ihr niemand gewähren, davon habe ich mich genügend überzeugt."

„Ich, die alte Frau Bagge, soll nach Paris?

„Daß sie mich dort töten, nicht wahr? Oder zum mindesten einsperren, nicht wahr?

„Und mein Geschäft? Mein berühmtes, altes, gutes Lebkuchengeschäft soll ich aufgeben?

„Mynheer, wissen Sie auch, was Sie damit von mir verlangen?

„Das ist gerade so, als ob Sie einer Lerche das Singen verbieten würden!"

Van der Geest suchte vergeblich nach einer Ähnlichkeit Frau Bagges mit einer singenden Lerche. Da tat sich die Tür auf, und Gertje schritt zaghaft über die Schwelle.

„Gertje!" sagte die Großmutter mit einer Stimme, in der Sorge, Bitterkeit, Haß und eine gewisse Ratlosigkeit nicht zu unterdrücken waren.

„Großmutter, hat — hat Mynheer dir gesagt, — daß —"

„Jawohl hat er mir gesagt, was du für ein heimliches, unaufrichtiges Geschöpf bist."

Gertje wandte ihre Augen van der Geest zu. Voller Liebe sah er sie an.

„Großmutter — sei —"

„Was soll ich? Nicht wahr, nach Paris und dort vielleicht auf meine alten Tage ein sündhaftes Faulenzerleben beginnen? Man will mich wohl verrückt machen, was?"

„Werden Sie doch ruhiger, Frau Bagge! Wenn man alles ruhig überdenkt, so ist es im Grunde genommen gar nicht so schlimm.

„Sie sollen ein gutes, behagliches Leben haben. Wenn Sie wollen, können Sie auch Ihre Magd mitnehmen.

„Ich habe eine Tante im Haag, die Paris wie ihre Tasche kennt. Sie wird mit Vergnügen bereit sein, Gertje und Sie überall umherzuführen.

„Ich werde sorgen, daß Sie alle gut in einem anständigen Hause untergebracht werden.

„Die Lehrer sollen zu Gertje ins Haus kommen.

„In einer Woche werden Sie eingewöhnt sein. Und wenn Sie erlauben, Großmutter, werde ich manchmal nach Ihnen allen sehen."

„Großmutter," sagt er zu mir. Hörst du, Gertje? Großmutter!"

Sie setzte sich nieder und wurde ganz stille. Gertje sah ihr in das alte, vergrämte Gesicht, in dem die widerstrebendsten Empfindungen kämpften.

„Großmutter, sei doch gut! Wir werden dich auf Händen tragen. Sage nicht nein!"

„Ich will es mir überlegen, Gertje, nun laßt mich allein! Ich muß über alles ruhig nachdenken können."

Da gingen die beiden und ließen die Großmutter allein.

Eines Tages stieg im Hotel de l'Opéra in Paris eine holländische Herrschaft ab, die dem Portier ein spöttisches Lächeln entlockte.

Es waren drei Damen und eine Dienerin, die ein echt holländisches Kostüm trug.

Die Zimmer waren für Mynfrawe van der Geest bestellt.

Eine ältere, ungemein große, stattliche Dame war es, die unsere liebe Großmutter Bagge und Gertje unter ihren Schutz genommen hatte. Frau Bagge trug ein dunkelblaues Reisekleid mit langem Mantel und kleinem Kapottehut aus dunkler Seide. Sie trug aber trotz dieses Mantels noch ihren holländischen runden Kragen am Arm und einen Riesenpompadour aus violettgeblümtem Seidenstoff.

Gertje hatte einen großen, runden Hut mit einem Kornblumenkranz, der ihr reizend stand. Dörtje klapperte mit ihren Holzschuhen hinterdrein.

Am nächsten Tage schon bezogen sie ihr Heim, das im Villenviertel beim Bois lag.

Großmutter Bagges Erstes war, nach der Küche zu gehen.

Dann packte sie ihre Mandelmühle, Walkholz, Reibeisen, Gewürzdöschen und Honiggläser früher aus als ihre Toilettesachen.

Und was Mynheer van der Geest bei seiner so eigentümlichen Brautwerbung gesagt hatte, traf auch ein.

Binnen einer Woche war es in der Wohnung behaglich und angenehm. Es roch nach gutem Kakao und nach frischen Printen.

Nicht lange dauerte es, so bewegte sich Gertje in ihren neuen Kleidchen wie jede andere junge Dame, die von Kindheit an an jeden Komfort gewöhnt war.

Lorie van der Geest liebte Gertje, wie sie ein eigenes Kind geliebt hätte.

So war lange alles in gutem, herzlichem Einvernehmen, bis die alte Frau Bagge kränklich wurde.

Immer stiller und stiller wurde ihr sonst so resolutes, kerniges Wesen. Und was am bedenklichsten war: sie ging nicht mehr in die Küche. Gertje blieb Stunden um Stunden bei ihr, versuchte, sie aufzuheitern, mit ihr zu plaudern, sie zu zerstreuen.

„Ich weiß, Großmutter, was dir fehlt," sagte Gertje eines Abends zu der alten Frau.

„Du mußt nach Hause! Dein kleines Haus fehlt dir. Das Geschäftchen mit den duftenden Lebkuchenherzen, den Kringeln und Printen geht dir ab. Die Glocke an der Ladentüre, die Nieuwe-Kerk, die Prinsengracht und alle lieben Bekannten. — — — Hab' ich es erraten, Großmutter?" fragte Gertje und schmiegte sich an die alte Frau.

Die nickte bloß, und Träne auf Träne fiel ihr über die längst nicht mehr so frischen Backen.

„Es ist aber noch lange kein Jahr, Gertje. Noch achtundneunzig Tage fehlen, Gertje."

„Großmutter! So zählst du die Tage? Du Arme, du Liebe, du Gute!

„Nicht acht Tage sollen mehr fehlen! Gib nur acht, wie resolut deine Gertje die Sache in die Hand nehmen wird!"

„Gertje, du wolltest — — —?" Ganz zaghaft war die alte Frau geworden.

„Stille, sei ganz stille, Großmutter! Und schlafe gut!"

Am nächsten Morgen ging von Gertje an Mynheer van der Geest eine dringende Depesche ab.

Und zwei Tage später kam er selbst. Gertje hatte eine ernste, lange Unterredung mit ihrem Verlobten.

Wie verändert doch seine liebe Gertje war. Glücklich und stolz blickte er das schöne Mädchen an.

Dann ging man zur Großmutter. Und dann gab es da wieder eine neue Überraschung.

Mynheer tat, als wüßte er gar nichts von Großmutters schwacher Gesundheit. Er fragte nur, ob sie denn am Ende etwas dagegen einzuwenden habe, wenn er Gertje früher heiraten würde, als es einst von ihm selbst festgesetzt worden war.

Und er erzählte, daß Amsterdam gar nicht das liebe Amsterdam wäre, weil die alte Frau Bagge dorten fehlte.

Und das kleine Häuschen mit dem Lebkuchenherz sähe zum Erbarmen traurig aus mit seinen geschlossenen Läden und der versperrten Haustüre. In seinem Hause wäre alles zum Empfang der jungen Mynfrawe Gertje vorbereitet, und weiß Gott, was er noch alles, alles in dieser Stunde zusammenredete.

Glückselig hörte Frau Bagge ihm zu. Als man ihr „Gute Nacht" gesagt hatte, stand sie heimlich auf und suchte ihren seidenen Pompadour und begann ihn mit allem Möglichen vollzupacken.

Wie glücklich sie einschlief, die alte Frau! Mynheer van der Geest besorgte für Gertje die Heimatspapiere, und mit einer ganzen Menge holländischer Goldgulden und guten Worten kam es zustande, daß das junge Paar sieben Tage später in der Notre-Dame-Kirche getraut wurde.

Großmutter meinte, sie sähe gar nicht mehr gut, derweil waren es nur die Freudentränen, die ihr aus den Augen fielen und sie hinderten, das reine, schöne Glück ihrer Gertje zu sehen.

Am nächsten Tag fuhr die ganze Gesellschaft wieder in die alte, vertraute Heimat zurück.

Frau Bagge hätte am liebsten ihr ganzes Häuschen an ihr Herz gedrückt, und ihre alte Frische, ihr alter Mut kehrten ihr zurück, als sie wieder in ihrer liebgewohnten Küche stand. Es roch zwar ein wenig dumpfig, aber Dörtje sorgte schon dafür, daß es einen vor lauter Zugluft beinahe wieder auf die Straße fegte.

Das junge Paar ging das schmale Sträßchen hinab, und Gertje sah sich immer wieder um nach der lieben kleinen Heimat, aus der sie ihr Mann nun in eine neue, stolze führte.

Noch spät des Nachts saß Großmutter Bagge in ihrer Schlafkammer auf und betrachtete das rote Lebkuchenherz mit den weißen Rosen, in das sie heimlich und von Angst erfüllt um das Schicksal ihrer Enkeltochter den Tod für Mynheer van der Geest eingebacken hatte.

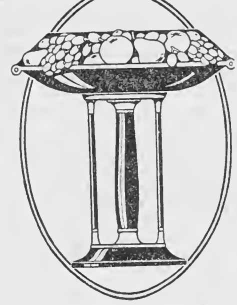
„Härter als Felsen, hart wie Diamant mache ich deine Stirn."
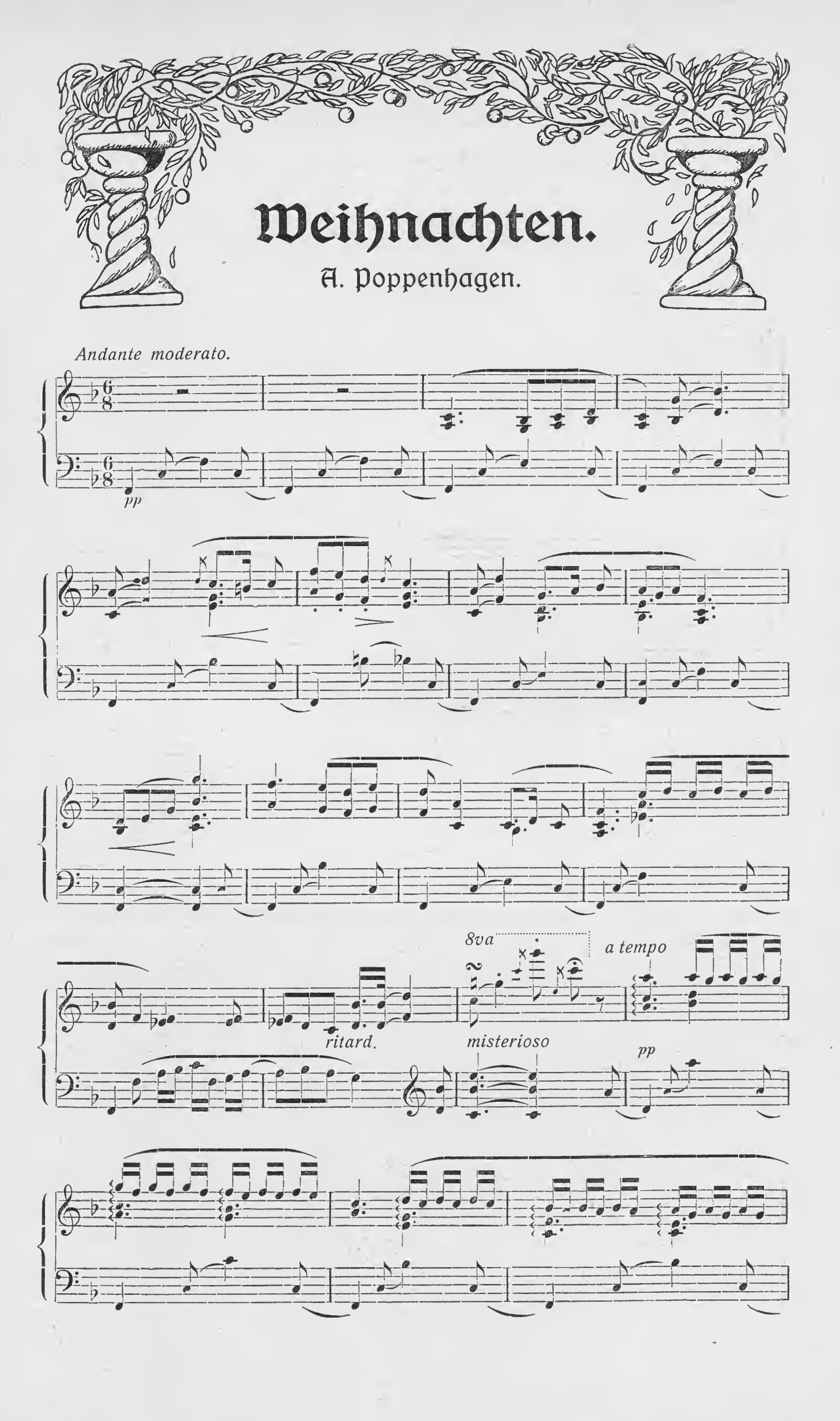
Hatte sie das nicht damals in der Postille gelesen? Sie nahm das alte, abgegriffene Buch vom Bord und schlug es auf:

„Laß mich jubeln über deine Gnade, daß du meinen Jammer angesehen und dich um die Not meiner Seele gekümmert hast."
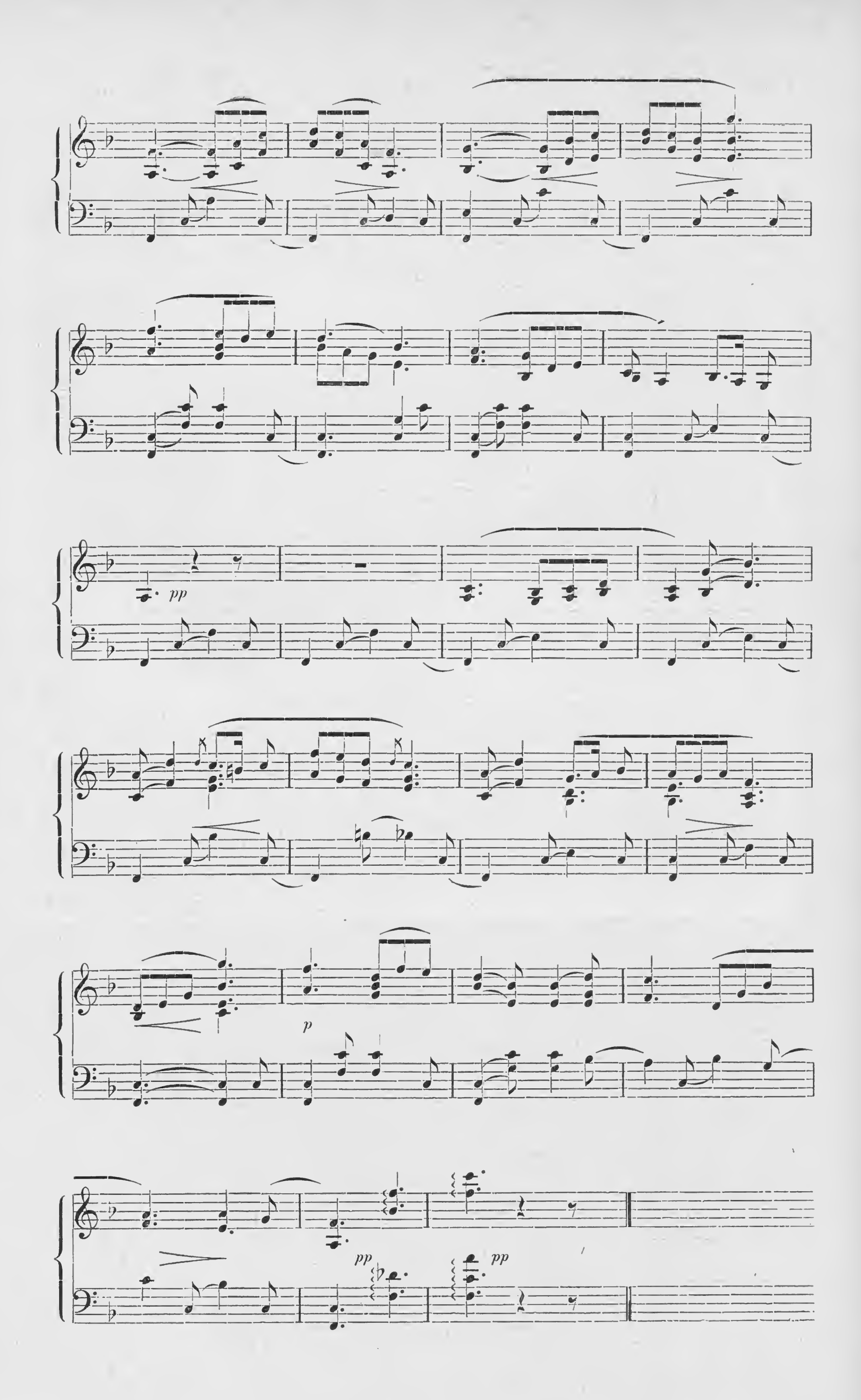
Da kniete sie nieder vor dem alten, breiten Ofen, in dem ein Feuer brannte, und sie legte das rote, rosenumkränzte Herz auf die Flammen.

Und alles Böse fiel ab von ihr. Niemand als Gott hatte um ihre Sünde gewußt. Und Gott hatte ihr nun verziehen. Das wußte sie. Und sie war glücklich und zufrieden und freute sich auf den nächsten Tag; mochte er ihr bringen, was Gottes Wille war: Leben oder Tod.





Weihnachten.
A. Poppenhagen.
Andante moderato.
pp
8va
a tempo
ritard.
misterioso
pp


pp
p
pp
pp



Ernst Lübbert: Weihnachtsarbeiten

[illegible]



Aufruf des kurdischen Heerbannes in der Türkei. Die kurdischen Reiterscharen werden eine große Rolle spielen in den Kämpfen um Russisch-Armenien und den Kaukasus.

Unsere neuen Bundesgenossen.

Mit 14 Abbildungen.

Die Türkei im Weltkrieg.

Von Ewald Banse.



Durch das Eingreifen der Türkei gegen Rußland wird der Weltkrieg erst recht verwickelt, wird er zu einem wahren Weltbrand. Denn die ganze orientalische Frage mit ihrem Rattenkönig von politischen, völkischen und religiösen Zwickmühlen steht nun auf und erhofft eine auf absehbare Zeit endgültige Vereinigung.

Wir haben den ersten Verbündeten gewonnen — und das ist uns Beweis, daß man in der Welt jetzt anders über uns und unsere Aussichten denkt als vor einem Vierteljahr. Außerdem aber wissen wir, daß nun Steine ins Rollen kommen müssen; wissen, daß da draußen eigentlich nur unsere erbarmungslosen Gegner verlieren, wir aber nur gewinnen können.

Es wird nicht lange mehr dauern, daß sich Bulgarien, dieses von Serbien und Griechenland unter „Väterchens“ Augen gemeuchelte Bulgarien, uns und den Türken anschließt, und seine Kraft wird groß genug sein, um ein angreifendes Griechenland (das in Gefahr steht, wegen des Epirus mit Italien handgemein zu werden) in Schach zu halten und auch die Reste Serbiens im Verein mit den Österreichern auszuräuchern. Das Zünglein an der Wage spielt hier wieder Rumänien, das ausgeruhte Rumänien. Schlägt es sich auf die Seite Rußlands, so wird uns die ganze türkische und bulgarische Kriegshilfe nicht viel nutzen, da sie dann in der Hauptsache durch Griechenland und Rumänien festgehalten wird.

Wichtiger als in Mazedonien gegen Griechenland ist natürlich eine Verwendung der türkischen Truppen gegen Südrußland. Hier kommt vor allem

eine Landung etwa in der Krim und der Einmarsch in Russisch-Armenien und den Kaukasus in Frage. Es ist anzunehmen, daß die Türken mindestens 300 000 Mann dafür anzusetzen vermögen, ungerechnet die Mitläufer an kurdischen und tscherkessischen Reiterscharen. Auf diesem Schauplatz könnte so etwas wie ein Volks- und Religionskrieg entstehen, denn in der Krim, in Russisch-Armenien und rund um den Kaspisee bis weit hinauf zum Wolgaknie spielen Turkstämme mohammedanischen Glaubens eine ausschlaggebende Rolle. Zur Eroberung des Kaukasus ferner ist die Pforte der kriegerischen Unterstützung jener Zehntausende tscherkessischer Reiterscharen sicher, deren Väter seit den fünfziger Jahren, mehrere hunderttausend Köpfe stark, aus dem Kaukasus in die Türkei flüchteten. Ich sehe sie an den Lagerfeuern, diese in das Schwarz des Todes gekleideten wilden Kerle, sehe die kurdischen Berghelden in ihren Pelzjacken, sehe die Revolutionäre von Tiflis, Batum und Baku: sehe sie, wie sie aufgejubelt haben bei der Kunde von den ersten Seeerfolgen der Türken, bei der Erfüllung von Wünschen, an die sie nur noch in zagen Träumen gedacht.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Russen mindestens eine Drittelmillion Soldaten gegen die Türkei bereitstellen müssen, und das wird nach dem dreimonatigen Schlachten im Westen selbst für ihre Zahlen eine Schwächung bedeuten, die wir bald wohltuend empfinden müssen. Vielleicht nicht weniger wichtig ist aber, daß nunmehr durch die Sperrung des Bosporus auch für die russische Handelsschiffahrt (im Verein mit der Eissperre von Archangelsk) das Zarenreich vom Welthandel so gut wie ganz abgeschlossen ist, denn die sibirische Bahn bedeutet doch schließlich nur ein ganz kleines Löchlein, und Schweden hat keinen Anlaß, seinen Feind zu unterstützen.

Eine wesentliche Unterstützung erfährt die Türkei durch ihr diesmal völliges Einvernehmen mit ihrem Nachbarreiche Persien, welches im Bunde mit Afghanistan sich gleichfalls gegen Rußland gewendet hat, um der unerträglichen Besetzung seiner nördlichen Provinzen ein Ende zu machen.

Der zweite Schlag der Türken richtet sich gegen England und soll diesen langjährigen falschen Freund der Pforte in Ägypten treffen. Militär, unterstützt von arabischen Beduinen, hat sich gegen das Nilland in Bewegung gesetzt, wo das Volk noch viel fiebriger als im Kaukasus auf die Glaubensbrüder wartet. Da Ägypten nicht durch Befestigungen geschützt ist und anscheinend nicht mehr durch regelrechte englische, sondern nurnoch durch unzuverlässige indische und aufrührerische einheimische Soldaten, möglicherweise auch durch



Lager aus dem Kaukasus in die Türkei geflüchteter Tscherkessen, deren Reiter den Türken bei der Wiedereroberung des Kaukasus große Hilfe leisten werden.

fremde weiße Kolonialmiliz besetzt ist, so wird der Sieg den Türken hier wahrscheinlich nicht einmal sehr schwer fallen. Ein Entsatz durch die Engländer liegt wohl nur im Bereich einer sehr fernen Möglichkeit, da unsere lieben Vettern am Kanal und in Südafrika genug zu tun haben.

Die Tätigkeit der Türkei dürfte sich aber noch nach einigen anderen Richtungen hin erstrecken. Es verlautet, daß die Eingeborenen der den Türken nur teilweise unterworfenen Provinz Jemen den Sultan ihrer Waffentreue in dem Kampf für den Glauben versichert haben. Wo aber könnten sie diese besser betätigen als in einem Angriff auf den englischen Besitz Aden, die wichtigste Flotten- und Kohlenstation Großbritanniens auf dem Wege nach Indien! Außerdem wird die Türkei den allmächtigen Einfluß Albions im ostarabischen Scheinsultanat Oman beseitigen; sie wird jetzt leichte Gelegenheit finden, Englands Rolle bei zahllosen arabischen Schechs der großen Halb-



Arabischer Reiter.

insel zu beenden, wird die englische Inselgruppe Bachren an der ostarabischen Küste besetzen, wird der wirtschaftlichen Vormachtstellung des Inselreichs in Babylonien ein Ende machen. Ja, selbst auf Afrika erstrecken sich die Einflüsse des Sultans, der als Kalif des Propheten das religiöse Oberhaupt aller Mohammedaner ist und für den das Fürbittgebet in allen Moscheen Indiens sowohl wie Sansibars, Ägyptens wie Tripolitaniens gesprochen wird. So haben sich die Eingeborenen Britisch-Somalilandes prompt erhoben und sind über die englischen Beamten, selbst schon in der Hauptstadt Berber, hergefallen. Gar bald wird man wieder von einem „tollen Mulla" hören: und man weiß, wie lange Zeit und wie viel Kraftaufwand England für so kleine Aufstände braucht.

Es hat sogar den Anschein, daß türkische Truppen im Verein mit persischen und afghanischen Scharen in Indien verwendet werden sollen. Eine Unterstützung und Leitung indischer Aufstände von jener Seite aus wäre eine ganz neue und überraschende Wendung dieser wahrlich nicht öden Zeit. Allerdings dürfte es ziemlich lange dauern, ein Armeekorps quer durch Persien an die indische Grenze heranzubringen.

Es ist nach allem keine Frage, daß uns das offenbar schon längst systematisch vorbereitete Eingreifen der Türkei wesentliche Hilfe durch unmittelbare Schwächung Rußlands und durch mehr mittelbare Englands schafft. Nun fragt sich allerdings, ob die Türkei stark genug ist, um gegen derartige Mächte etwas ausrichten zu können.

Im Balkankrieg hatte ja das türkische Heer so schmählich versagt, wie selbst gute Kenner nicht erwarten durften. Seitdem aber soll die Armee unter der Obhut Envers und mit Hilfe diesmal einflußreicherer deutscher Offiziere völlig umgestaltet sein. Die Friedensstärke dürfte 270 000 Mann betragen mit 45 000 Pferden, 1500 Geschützen und 430 Maschinengewehren. Dies also wird die modern ausgebildete Macht sein. Hierzu kommen noch die Reserven und die Landwehren, die mindestens eine halbe Million stark sein müssen, aber wohl noch die alte, hamidische Ausbildung ohne Pulver und Blei genossen haben. In Gebirgs- und Guerillakämpfen mögen aber auch sie ihren Wert haben. Von der durch englische Marineoffiziere verdorbenen Flotte hat im Balkankriege nur der Kreuzer „Hamidije" etwas geleistet, und man geht wohl nicht fehl, wenn man unter den Siegern im Schwarzen-Meer unsere Schiffe „Göben" und „Breslau" vermutet. Auf jeden Fall aber liegen zwei Jahre moderner Ausbildung und drei Monate zielbewußter Vorbereitung hinter der türkischen Kriegs-



Armenier.
Dieses Volk wird in den Kämpfen der Türkei mit Rußland ebenfalls eine wichtige Rolle spielen.



Arabische Beduinen und türkischer Gendarm.

macht, sodaß sich das Beste hoffen läßt.

Man kann auch annehmen, daß infolge der verstrichenen langen Zeit der Rüstungen die Türkei mit Kriegsmaterial ausreichend versorgt ist. Andererseits dürfte ein Nachschub von Mitteleuropa aus kaum auf Hindernisse stoßen. Wirtschaftlich vermag das Sultanat sich selber zu genügen, da es eine ausreichende Menge Nahrungsstoffe erzeugt und da seine Bewohner äußerst bedürfnislos sind. Außerdem ist es ja durch die Verhältnisse bedingt, daß der Krieg in Feindesland geführt wird, sich also durch Feindesland auch ernährt.

Und noch eins: die Türkei hat nicht viel zu verlieren, denn hätte der Frieden der Welt noch lange fortbestanden, so wäre sie doch über kurz oder lang aufgeteilt worden. Jetzt aber würde sie im Fall einer Niederlage voraussichtlich höchstens einige Landstrecken verlieren — während ihr durch den Sieg großer Gebietszuwachs auf russische und



Beduinen vom Euphrat.
Arabische Reiterscharen spielen schon jetzt eine Rolle bei der Eroberung Ägyptens. 3000 Beduinen fielen Ende Oktober im Pharaonenlande ein, wo sie sich mit ägyptischen Beduinen vereinten.

englische Kosten winkt. Das aber weiß man am Goldenen Horn, und deshalb wird der bärtige Türke mit aller Erbitterung und allem Siegesjubel den krummen Säbel schwingen, der einstmals dem Propheten den Sieg über seine Feinde gab.

* * *

Konstantinopel.

Rundblick mit Randglossen
von Otto Röse.

Mitten im finsteren Ringen der abendländischen Völker blitzte der Türkensäbel auf, Geschützdonner rollte vom Schwarzen Meere herüber, der Orient erhob sich zum Waffentanz. Es war, als entstiege dem schweren Kriegshandwerk, das wir treiben, ein Märchen aus 1001 Nacht, das uns aus der harten Wirklichkeit der vaterländischen Pflichten und Opfer in ein Traumland versetzte und mit wundersamen Gebilden der Phantasie umgab. Aber das, was die neue Wendung der Dinge uns gebracht hat, ist kein Traum, ist kein Märchen, sondern wiederum etwas sehr Tatsächliches, das uns die Arbeit erleichtern und hart nur unsere Feinde treffen soll.

Seit vier Jahrzehnten hatten wir Deutschen mit der Türkei als Bundesgenossin gerechnet, weil sie mit dem Sultan als geistlichem Oberhaupt des Islams die Mohammedaner gegen ihre Bedrücker aufbringen, Rußland durch Sperrung der Dardanellen vom Mittelmeer abschneiden und England an seiner empfindlichsten Stelle, am Suezkanal, treffen kann. Zwar wurde sie im Balkankriege niedergezwungen, wie ein edler Hirsch von vier Rüden zugleich an Kehle, Bauch und Läufen gepackt, sodaß ihr der Atem ausging. Aber der Verlust, den sie damals erlitt, indem sie den größten Teil ihres europäischen Besitztums abgeben mußte, hat sie um so stärker auf das Bereich ihrer angestammten Macht, auf Asien, hingewiesen, zugleich auch auf Ägypten, das ihr unter britischer Verwaltung ganz zu entgleiten drohte. Ihre Schicksalsstunde schlägt zugleich mit der unsrigen. Denn dieselben Mächte, die den Raubanfall auf Deutschland begangen haben, lüstern nach der Beute, die ihnen eine Aufteilung des Osmanenreiches verheißt. Die Osmanli wissen, daß ihre Zukunft sich mit der unsrigen entscheidet. Empört über den frechen Druck, den der Dreiverband auf sie auszuüben suchte, richteten sie sich auf; und als die russische Flotte sie vom Schwarzen Meer absperren wollte, beantworteten sie die Herausforderung mit der Sprache der Kanonen so eindringlich, daß gleich zwei Dutzend russische Schiffe sanken. Verwundert rieben sich die Russen, Engländer und Franzosen die Augen, als das Märchen so überraschend zur Wirklichkeit wurde.

Konstantinopel, das der Welt schon so manche Rätselnuß zu knacken gegeben hat, tritt nun so nah in unsern Gesichtskreis, daß es zu einem Rundblick auf seinen zauberischen Gefilden lockt. Besteigen wir den Turm von Galata und schauen wir ringsum. Das alte Gemäuer selbst, dessen schier zahllose Stufen wir erklimmen, ist ein Wahrzeichen der Stadt, erbaut von den Genuesen noch zur Zeit der byzantinischen Kaiser als Bergfried einer Feste, die ihrer Handelsmacht als Stützpunkt diente und den Herrschern des oströmischen Reiches Trotz bot. Uns zu Füßen blaut das von zahllosen Barken durchfurchte, schimmernde Gewässer, das sich halbmondförmig links vom Bosporus her um das Vorgebirge und rechts zwischen steilen Höhen wie ein Fjord landeinwärts zieht. Einer der größten und sichersten Ankerplätze der Welt, bis zu 45 Meter tief, liegt da 7 Kilometer lang eingebettet in den Bergen, deren



Der Hauptpaß der Bagdadbahn im Kilikischen Taurus, durch den die Hauptmasse der arabischen Truppen der Türkei nach dem europäischen Kriegsschauplatz befördert wird.



Türkische Infanterie auf dem Vormarsch.

Hänge mit Häusern und Gärten bedeckt sind. Das ist das Goldene Horn mit dem Handelshafen an seiner Mündung und dem mächtigen Kriegshafen landeinwärts. Auf seinem Südufer uns gegenüber erhebt sich die Altstadt, das eigentliche Konstantinopel und jetzige Stambul, das Konstantin der Große, als er im Jahre 330 seine Residenz nach Byzanz verlegte, nach dem Vorbilde Roms auf sieben Hügeln erbaute.

Dort auf der Höhe, die östlich zum Meere abstürzt, steht die Sophienkirche, die Justinian in der Glanzzeit des oströmischen Kaiserreiches, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, errichtete. Dieses Wunderwerk, das wie kein anderes der Welt die Baukunst des Mittelalters befruchtet und durch die von Karl dem Großen berufenen Meister der byzantinischen Schule besonders am Rhein einen starken, im deutschen Sinne umgestalteten Stil erzeugt hat, gemahnt uns an all die Grundlagen abendländischer Gesittung, die wir Byzanz verdanken. Justinians Corpus juris civilis, Beamtentum und Verwaltungsrecht, bürgerliche und militärische Hierarchie, so viel anderes noch, was uns jetzt selbstverständlich scheint, ward einst am Bosporus geboren aus einem Staatskörper, dessen Schöpferkraft das ganze Abendland kulturell beherrscht hat und in glänzendem Gegensatze stand zu der üblen Bedeutung, die in späteren Zeiten dem Wort „byzantinisch" beigelegt wurde. Freilich kam im Laufe der Jahrhunderte die Verknöcherung des oströmischen Reiches und dann der Verfall, den die Osmanen mit der Erstürmung Konstantinopels im Jahre 1453 besiegelten. Doch im Sterben noch beglückte Byzanz, dessen Gelehrte sich in christliche Länder zerstreuten, das Abendland mit dem Saatkorn griechischer Wissenschaft, dem unser Humanismus als edelste Frucht entsproß.

Der Abdruck einer in Blut getauchten Riesenhand hoch an der Innenwand der Aja Sophia bezeichnet die Höhe der Leichenhügel, über welche die Eroberer in die Kirche einritten. Der ural-altaische Stamm der Osmanen legte seine Siegerfaust schwer auf den Balkan und noch weithin auf das Abendland, dessen Schrecken er Jahrhunderte lang blieb, bis auch seine Kraft erlahmte. Das Türkenvolk der Gegenwart weist im gewöhnlichen Leben kaum noch Spuren von der Herrschernatur auf, die seinen Altvordern eigen war. Es gibt kein sanftmütigeres, redlicheres, menschenfreundlicheres Volk als dieses, wie es sich im Handel und Wandel des Friedens zeigt. Einstmals fuhr ich im Kaik (der Konstantinopeler Gondel) das Goldene Horn hinauf zu den „Süßen Wassern", den Bergflüßchen, die sich in die Spitze des Fjords ergießen. Quer über das Gewässer kam ein junger Ferge angerudert und stieß mit seinem Boote den reichgeschnitzten Bug des meinigen ab. Was für ein Zank wäre zwischen Italienern oder zwischen Franzosen oder auch zwischen Deutschen in solchem Falle entstanden? Mein alter Kaikfahrer schüttelte nur betrübt den Kopf und sprach mit sanfter Stimme zu dem jugendlichen Kameraden: „Nun sieh, was du in deiner Übereilung angerichtet hast. Dir selbst tut es leid. Ziehe daraus die Lehre, daß die Hast ein Fehler ist, den du ablegen mußt." Dann wurde Boot an Boot längsseits gelegt und der Schaden in Eintracht ausgebessert. — Während ich der Arbeit dieser schlichten Leute zusah, fiel mir ein Erlebnis unseres früheren Botschafters ein, ein Vorgang aus ganz anderen Kreisen der Osmanen. Marschall von Bieberstein erzählte: „Ich war Zeuge eines wunderlichen Auftritts beim Großwesir. Der französische Botschafter war mit Beschwerden gekommen und redete sich, da er sein Anliegen nicht



Blick auf die Sophienmoschee in Konstantinopel.
Links steigen die Seraimauern auf, dahinter die alte Irenenkirche.

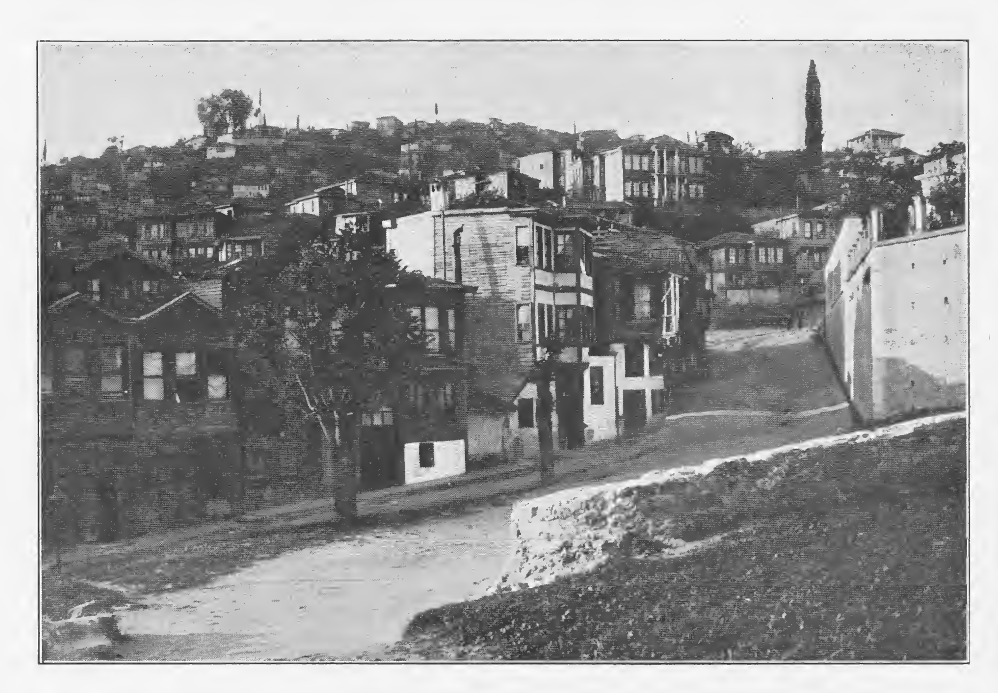
gleich so gewürdigt fand, wie er wohl erwartet hatte, in heftigen Eifer und schließlich in blinde Wut. Je mehr der Franzose aber zappelte und tobte, um so ruhiger wurde der Großwesir. Schließlich verstummte er ganz und faltete die Hände. Aus seinen Augen glaubte ich zu lesen, daß er betete: „O Allah, gib diesem Menschen den Verstand wieder, den er verloren hat.‘“

Das Osmanenvolk aber, dessen Selbstbeherrschung und Sanftmut in Friedenszeiten uns zum Muster dienen könnte, erwacht in kriegerischer Rüstung zu einem Kampfesmut, der demjenigen seiner Ahnen kaum nachsteht. Der Türke ist ein Soldat, wie es an Todesverachtung, Ausdauer und straffer Zucht keinen besseren gibt. Das ist das Osmanenvolk in Waffen, von welchem Goltz, der große Reformator der türkischen Armee, vor zwei Jahrzehnten sagte, daß er sich anheischig mache, mit 300 000 Mann jedes Heer der Welt zu schlagen. Gewiß hatte er recht zu seiner Zeit. Der jungtürkische Umsturz hat dann die Armee zeitweilig zersetzt, indem die jungen Generalstäbler, welche die Staatsleitung an sich rissen, die alten Troupiers, den bewährten Stamm des Offizierkorps, der am verflossenen Sultan Abdul Hamid hing, grausam dezimierten. Das war eine der Hauptursachen der türkischen Niederlagen im Balkankriege. Doch tüchtige Kräfte sind zum Ersatze herangewachsen, die Jungtürken selbst durch Erfahrung gereift, und mit neuer Siegesgewißheit zieht

das Heer in den Kampf gegen Russen und Briten.

* * *

Von der Aja Sophia schweift unser Blick über die Palastbauten und Gärten des Serais, das von den tiefblauen Fluten umspült am Osthange der Stambuler Hügel prangt, über die Irenenkirche auf der Höhe und rechts hin zur Moschee Sultan Achmeds I., die mit ihrer Zuckerbäckerarchitektur und ihren schlanken Minaretten wie ein Geburtstagskuchen mit sechs Stearinkerzen aussieht. In dem Gewirr der Gassen am Hang uns gegenüber unterscheiden wir die Dächer des Bözak Tscharschi, des großen Basars, wo all die bunten Erzeugnisse orientalischen Gewerbefleißes zu haben sind, für den Kenner und Sprachkundigen spottbillig, für den Fremden teurer als bei den Orientalen der heimischen Warenhäuser. Nahe dabei ragt ein mächtiges, düster trotziges Bauwerk: der Perserhan, die alte Hochburg des persischen Großhandels. Dort hocken auf ihren Divans und schachern gemächlich bei Kaffee und Wasserpfeife die schwarzbärtigen Handelsherren und machen Abschlüsse für Tausende türkischer Pfunde in Getreide, Teppichen und Sklaven. Die Gewölbe und Speicher des Han umgeben einen viereckigen Platz, in dessen Mitte mächtige Platanen Schatten spenden. Hier begehen die Perser jährlich das Hauptfest ihrer Religion, eine blutrünstige Trauerfeier zu Ehren des Martertodes von Hussein, dem Sohne Alis, des Schwiegersohnes von Mohammed. Ein Araberschimmel mit blutbespritzter weißer Schabrake, auf der eine weiße Taube angebunden ist, wird dem Umzuge vorangeführt. Ihm folgen im Chore betende Männer mit entblößtem Oberkörper, drei Gruppen: die ersten im Takt sich die Brust mit Fäusten schlagend, die zweiten mit

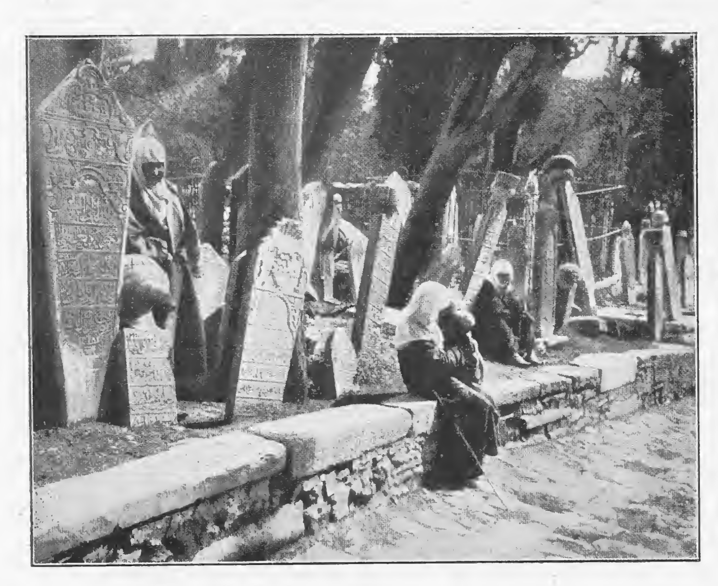


Ismid am Marmara-Meer.
Hier wurde kürzlich das erste Lager für gefangene Russen errichtet.

Geißeln sich den Rücken zerfleischend, die dritten mit scharfgeschliffenen Schwertern sich Brust und Antlitz, Arme und Rücken zerhackend. Pfeifen, Becken und Pauken erklingen in kriegerischen Weisen. Das Gebet steigert sich zu wildem Geschrei, immer schwerer dröhnen die Faustschläge, immer grausamer klatschen die Geißeln, immer tiefer setzen die Schwerter ins Fleisch. Das Blut fließt in Strömen rings um die Platanen und netzt die Grundfesten der Gewölbe, wo die Gläubigen schweigend bei Kaffee und Nargileh auf Teppichen hocken und nicht mit der Wimper zucken. Im Jahre 680 war es, als Hussein in der Schlacht am Kerbela fiel, die über das Kalifat der mohammedanischen Welt entschied: die Perser, die nur Ali und seine Nachkommen als rechtmäßige Nachfolger des Propheten anerkannten, unterlagen im Waffengange gegen Jesid, den Omajaden, und die Araber, die zu seinem Kalifate schworen. Der Kampf der beiden Sekten, der Schiiten und der Sunniten, hat fünf Vierteljahrtausende hindurch gedauert und mit brünstiger Leidenschaft im Herzen



Moschee der Walide am Gartentor und Ägyptischer Bazar in Konstantinopel, im Hintergrunde der Seraskieratsturm.



Im Gräberhain von Skutari.



Marktplatz in Mossul am Tigris.
Mossul ist Mittelpunkt eines türkischen Armeekorps und einer der wichtigsten Operationsplätze gegen Russisch-Armenien.

der schiitischen Perser gelodert. Doch wundersam: auch dieser Streit, der endlos schien, erlischt in der Schicksalsstunde der mohammedanischen Welt, die mit dem Weltkriege des Deutschen Reiches geschlagen hat. Perser und Türken — letztere als Vertreter des Sunnitentums mit ihrem Sultan als Nachfolger des Propheten — haben sich geeinigt und den Russen und Briten, denen sie schwächlicherweise das Schiedsrichteramt in ihren Zwistigkeiten anvertraut hatten, gemeinsam die Tür gewiesen. Zum ersten Male setzt sich der Islam geschlossen zur Wehr. Die Größe dieser geschichtlichen Tatsache mag unserem christlichen Abendlande noch nicht voll zum Bewußtsein gekommen sein, der Orient aber ist von ihr erfüllt; es bebt von ihr die Wiege der Menschheit, die alte Welt Asiens, und über Ägypten hinweg das Mohammedanertum von Afrika. Es sind 300 Millionen islamitische Herzen, die dem Entscheidungskampfe entgegenschlagen.

* * *

Über das Marmarameer, auf dessen indigoblauen Fluten silberglänzende Möven und Schwärme grauer Halkyonen wie leichte Geschwader zwischen den Schiffen exerzieren, schauen wir von unserer hohen Warte zur asiatischen Küste hinüber, weithin ins fruchtbare Hügelland bis zum Olymp, dessen schneebedeckte Gipfel den Gesichtskreis begrenzen. Am Fuße jenes Gebirges, von dessen Höhe die Götter Homers einst das blutige Ringen der Helden um Troja beobachteten, liegt Brussa, wo die osmanischen Sultane, bevor sie ihren Sitz nach Adrianopel und dann nach Konstantinopel verlegten, ihre Residenz hatten. In 150 Moscheen beten



Bagdad, der Sitz der 4. türkischen Armeeinspektion, von wo aus das 13. Armeekorps den Marsch durch Persien zur Befreiung Indiens von den Engländern antreten soll.

dort die Gläubigen jetzt für Deutschland und den Deutschen Kaiser als Schirmherrn des Islams. An der alten Glaubensstätte liegen die Leiber der großen Sultane zum ewigen Schlaf hingestreckt, indes ihre Seelen mit ihrem Vorgänger, dem Propheten, im siebenten Himmel sich von lieblichen Huris bedienen lassen. In Brussa haben auch die vornehmen Osmanenfamilien Europas ihre Erbbegräbnisse; denn seit einem Jahrhundert glauben sie nicht mehr an den Bestand ihrer Herrschaft in Europa und treffen Fürsorge, um nicht einst in entweihter Erde, vielmehr in einem Boden zu schlummern, den sie als unerschütterlichen Besitz der Mohammedaner betrachten. Auf dem Balkan sind ihnen die Rajahs über den Kopf gewachsen. In Konstantinopel haben die Andersgläubigen fast schon die Oberhand gewonnen. Werfen wir nur einen Blick von unserem Turme senkrecht hinab auf das bunte Gewimmel in den Gassen von Galata: Armenier, Griechen, Albanesen, Levantiner aller Spielarten rennen durcheinander, hastig schreiend und gestikulierend, wie es der würdevolle Türke niemals tut. Zwischen vermummten Weibern, alten Vetteln, halbnackten Kindern, Straßenhändlern, die an Stangen blutige Eingeweide tragen, Zügen von Lastpferden mit Backsteinen, die wie Bücherpakete über den Sattel gehängt sind, Büffelgespannen mit Perlenschnüren um die Hörner, zwischen glänzenden Palästen und dicht daneben Bretterhütten, die bei uns kein Bauer als Schweinestall haben möchte, mitten in diesem Straßenleben, wo Morgen- und Abendland sich mischen, Zivilisation und Barbarei in kreischendem Gegensatze sich mit Ellenbogen stoßen, ist es uns doch, als wäre alles Gesindel der Welt auf diese wundersame Stadt losgelassen. Und weiter hinauf von der Hafenstadt Galata, dort, wo die eleganten, mit flinken anatolischen Pferdchen bespannten Kaleschen in unermüdlichen Sprüngen über holpriges Pflaster steil hinan streben, breitet sich gen Norden die Frankenstadt Pera, der Wohnsitz der vornehmen Christen aus. Auf der Höhe, den Bosporus weit überschauend, steht das deutsche Hospital, das wir aus üppigem Behang von Glycinien herauslugen sehen. Noch weiterhin, an der Flanke des Hügels rechts, liegt die deutsche Botschaft, zu der die Moslims jetzt wie zu einer Stätte des Heils pilgern. Sie schöpfen neue Hoffnung auf die Zukunft ihres Reiches, neues Vertrauen auch auf ihr europäisches Besitztum, an dem sie schier verzweifelt hatten, und dessen Bestand doch jetzt mehr als je den europäischen Frieden verbürgen muß, wenn wir, so Gott will, siegen. Denn der Schlüssel der Dardanellen in den Händen der Russen oder Engländer würde die Ruhe unseres Kontinentes fortwährend bedrohen.

Ein Rauchschwaden verhüllt jetzt die Aussicht auf Pera. Die Südostbrise treibt ihn von den hohen Schornsteinen her, die am Ufer des Bosporus hinter Galata ragen. Dort wird jetzt fieberhaft gearbeitet in den Geschützgießereien und Artillerie-Arsenalen von Tophane, das für Konstantinopel dasselbe bedeutet wie Spandau für Berlin. Aber es ist auch schon anderweitig vorgesorgt, daß das türkische Heer gehörig bewaffnet zu Felde zieht. Und schau mal an: die Geschütze, mit denen die Türken ausmarschieren, sehen denjenigen, die unser Hindenburg den Russen in Ostpreußen abgenommen hat, wunderlich ähnlich. Das ist nun auch wie ein Märchen und vielleicht doch wieder Wirklichkeit.





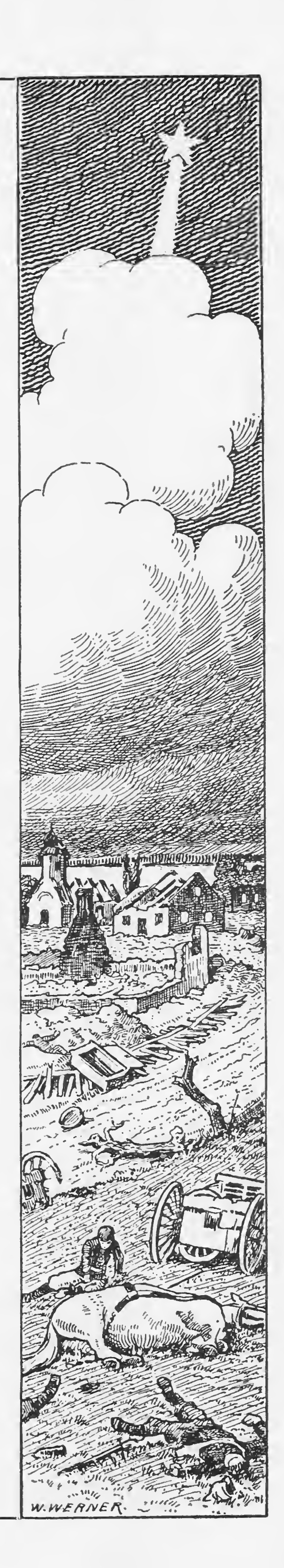
Der Weihnachtsstern überm Schlachtfeld.

Der Du den Frieden lehrtest, lebtest,
  Mit geist'gen Waffen nur gestritten,
Der Du das Gottesreich erstrebtest
Und für sein Kommen still gelitten – – –:
Du bist der Heiland auch noch heute!
Und Deiner Weihnacht Friedgeläute
Muß überm Schlachtfeld selbst ertönen,
Alliebend alles Leid versöhnen,
Was hier sich staut zu Einem Stöhnen
Aus der getrennten Völker Herz,
Zu einem einz'gen Menschenschmerz.....

So seh ich Dich in dieser heil'gen Nacht
Hinschreiten voller Lichtesmacht
Quermitten durch das Totenfeld,
Für Leib und Seel — der Helferheld!
Aus Deinen Augen strömt ein Licht
Auf jedes leidende Gesicht,
So voller Liebe, voller Güte,
Als wär's ein mütterlich Gemüte,
Das hier dem todesmatten Sohne
Zuträgt die güldne Himmelskrone.
Die Hände strömen Strahlen her;
Die Lippen künden eine Mär,
So kinderrein, so wundersüß,
Als käm' das Kinderparadies
Noch einmal weihnachtlich zurück
Und strahlte jedem neu ein Glück.
Wie Rosen blühn die Wunden auf,
Und Mitleidstränen tauen drauf,
Und weithin wird's ein heimlich Neigen
Der Seelen zueinand, ein Schweigen
So feierlich, so kirchenstille,
Daß alles betet: „Herr! Dein Wille
geschehe!"

Und die Heilandshand
Erhebt sich übers deutsche Land:
„Dich kröne Gott mit neuem Geist,
Daß du das Volk des Höchsten heißt,
Daß durch dich bald das Himmelreich
Die ganze Erde mache gleich!"
Und die hier ruhn als Frühlingssamen,
Sie hauchen noch ein letztes Amen.
Der Heiland aber hebt sich sacht
Als Weihnachtsstern neu in die Nacht
Und strahlt als — Auferstehungsmacht.

K. E. Knodt, Bensheim a. B.





Anders Zorn: Wasserträgerin

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.



Klammt, der allmächtige Ratsdiener, schießt nicht mehr. Er sagt, es sei ihm zu viel geworden, und er habe kein Pulver mehr. Außerdem aber habe sich die Urgroßmutter der deutschen Feldhaubitzen, die greise Seydlitzkanone, bei den reichlichen Siegesfeiern heiser gebrüllt, sodaß sie der Schonung bedürfe. Daß sie auch einen gefährlichen Nervenknax erlitt, brauche die Welt nicht zu wissen, und er vermelde das nur im Vertrauen. Die letzte Ladung, von wegen Antwerpen, sei zu stark gewesen. Das Rote Kreuz brauche so viel Geld, daß er keines mehr in Form von Pulver verknallen wolle. Gegen ihn läßt sich nichts ausrichten, und wir erwarten doch immerzu noch entscheidende Siege.



Phot. Martin Hönscheidt, Essen.

Der Erfinder der 42-cm-Geschütze,
Prof. Dr. phil. und Dr.-Ing. Fritz Rausenberger, Mitglied des Direktoriums der Firma Friedrich Krupp A. G. in Essen.

Nun rast der Krieg schon in den fünften Monat hinein, und unvermindert geblieben ist seine ungeheure, vernichtungswütige Kraft. Von seinen vielen, vielen Hauptherden aus fegen feurige Wirbelstürme durch die Lande, fegen rings um den Erdball, tragen überall hin den lodernden Graus, schrecken friedliche Völker auf und reißen sie mit hinein in den tollen Strudel. Noch nie, auch in den gräßlichsten Zeiten der menschlichen Eroberungslust und Mordgier nicht, hat unser Planet soviel Blut auf einmal getrunken. Keiner von uns hat einen europäischen Krieg für möglich gehalten, weil wir alle glaubten, daß kein Fürst, kein Diplomat und kein Volk eine so schauderhaft schwere Verantwortung auf sich nehmen könne. Nun aber haben wir nicht nur den europäischen Krieg, wir haben den regelrechten Weltkrieg, und er ist hundertmal schlimmer und mör-

derischer, als wir ihn auf den Schreckensbildern sahen, die uns die Phantasie mit unbändiger Verwegenheit vor die Seelen zauberte. Wir wundern uns, daß wir immer noch so ruhig, so gelassen sein können inmitten einer flammenden Welt, die mit ihrem Gluthauch sogar unbeteiligten Nationen den Atem benimmt.

Kriegerisches Treiben hat auch den Straßen und Gassen unserer Bergstadt ein neuartiges Aussehen verliehen, und die alte Friedlichkeit ist gewichen. Unzählige Tausende gefangener Feinde sehen wir auf der Bahnstrecke fahren, und die meisten sind auf unserem Bahnhof beköstigt worden. Drunten am Wasser helfen uns die Russen die Talsperre bauen, und von den Fenstern unseres Kreiskrankenhauses schauen ihnen verwundete Helden als ihre Überwinder zu. Rheinische und sächsische Truppen, die mehrere Tage lang bei uns im Bürgerquartier lagen, sind von den Bergstädtern mit bezwingender Herzlichkeit aufgenommen worden, und einem Bataillon Österreicher gaben wir ein Fest, bei dem sich das deutsche Gemüt in seiner ganzen Innigkeit kundgab.

Wir erleben den Weltkrieg täglich mit, sehen mit geistigen Augen das entsetzliche Ringen, den Schwalm und Dunst von Feuer und Blut, das Toben der Schadengier, der Wut, des Hasses, den unermeßlichen Vernichtungsgraus, die Ängste der Verzweiflung, die unwiderstehliche Siegergewalt und das herrlichste Heldentum. Dabei kommen wir aus unsern alten Gewohnheiten nicht heraus, arbeiten wie immer, lassen uns das Essen und Trinken noch leidlich schmecken, dehnen uns in weichen Betten, freuen uns des gesunden Schlafes, politisieren und kritisieren fleißig, philosophieren sogar und schwelgen in seligster Liebe zum Vaterlande. Letzthin stellte der Apotheker im „Löwen“ die



Krakauer Vorstadt in Warschau.



Das ehemalige Königliche Schloß in Warschau.

Behauptung auf, daß es gegenwärtig in der Welt kein höheres Glück gäbe, als ein Deutscher zu sein. Wir ließen diesen an sich anfechtbaren Satz für uns als richtig gelten, und wir berauschen uns immerzu an dem köstlichen Segen, der ihm unerschöpflich entströmt. Ein Frohlocken ist in uns bei dem Gedanken, daß unser schändlich überfallenes Volk an der Seite seiner östereichischen und ungarischen Brüder mit allen seinen Feinden trotz ihrer gewaltigen Überlegenheit zu Land und zu Wasser fertig wird, und daß sie kläglich erkennen, wie töricht ihre Pläne waren, kraft deren sie uns beim ersten Anprall mit vereinter Wucht zu zerschmettern gedachten. O, daß wir das erleben durften!

In den langen Verlustlisten stehen auch viele Helden verzeichnet, die in der Bergstadt daheim waren und immer daheim bleiben werden, auch wenn sie in fremder Erde gebettet liegen. Die Toten sind die wahrhaft Lebenden, und von ewigen Gedenktafeln herab werden die Namen der Männer und der Jünglinge, die für das Vaterland verbluteten, zu vielen Geschlechtern mahnend und anfeuernd reden von der großen Pflicht, der eisernen Treue, dem höchsten Opfersinn. Und zur Tugend gewordener Haß gegen die Anstifter des schrankenlosen Unheils, das über drei Weltteile kam, wird unseren Nachkommen ein geweih'es Vermächtnis und ein ehernes Gesetz sein. Nie vergehen soll der Haß gegen die englischen Händler und Schacherer, denen die friedliche deutsche Tatkraft unbequem geworden war, und die daher ein geldbedürftiges gekröntes Haupt in ihren Sold nahmen, ihm großartige Reisekosten zahlten und von Hof zu Hof sandten, damit er mächtige Narren anwerbe, die ihm helfen

sollten, den deutschen Handel zu vernichten, die deutsche Flotte zu zerschlagen, die deutschen Kriegshäfen in Gemüll zu verwandeln und womöglich alle Werften und die Kruppschen Fabriken in die Luft zu sprengen. Nur ruhig, ruhig, Herz! Die Vergeltung ist nicht mehr fern.

Im „Löwen“ geht es jetzt mitunter recht scharf her. Alle Gemüter sind mit Pulver geladen, und schon bei geringen Reibungen entzünden sie sich und platzen los. Parteien gibt es freilich auch bei uns nicht mehr; wohl aber glaubt einer oder der andere manchmal schon auf ein schuldloses Wort hin eine Gesinnung zu wittern, die nicht der seinen entspricht, und dann verfinstert sich jäh der Himmel unserer Geselligkeit, und es hagelt und donnerwettert. Mein Freund Joachim, Kunstmaler von Beruf, folgte der Stimme seines edlen Herzens, als er meinte, daß die Deutschen viel zu wenig dankbaren Sinn besäßen, um bei jeder neuen Siegesmeldung auch der tapferen Volksgenossen liebend zu gedenken, die den Sieg mit ihrem Leben erkauft haben. Man höre da immer nur Lachen und Freuen und Jubeln; noch nie aber habe er dabei auch ein Wort der Trauer, des ehrenden Gedenkens vernommen. Wer gemächlich daheim hinter dem Ofen sitze...

Weiter kam er nicht. Unser alter Apotheker verfiel in seinen wohlbekannten Koller, sprang auf und belferte, vor Zorn am ganzen Leibe zitternd, auf den ehrenfesten Joachim so grimmig los, daß diesem Hören und Sehen verging. Als seine Scheltreden aus den Labyrinthen der Unsinnigkeit ins rechte Fahrwasser gelangt waren, wurden sie vernünftig, und wir stimmten ihnen bei.

„Wenn doch keiner ein solches Wort aussprechen möchte!“ schrie er. „Hinterm Ofen sitzen! Pfui Deibel! Und undankbar sein gegen unsere Krieger! Dreimal pfui Deibel gegen den, der das sagt! Solches Gequassel ist blos immer ein Versuch, die Einheit und die Einmütigkeit unseres Volkes zu stören. Hinterm Ofen sitzen!... Als ob wir nicht alle mit hinaus möchten, die Jungen auf der Gasse, die Großväter, ja sogar die Weiber nicht ausgenommen, und als ob es unsere Schuld wäre, daß wir hier bleiben müssen! Als ob nicht jeder von uns, wenn er vor dem Feinde stünde, genau so treu und tapfer und mit ganzer Kraft und Hingebung seine Pflicht erfüllen würde wie die anderen, und als ob dann nicht auch für uns so manches Eiserne Kreuz gegossen wäre! Und als ob das viele Blut, das wir auf den Schlachtfeldern verlieren, nicht Herzblut und Lebenssaft des gesamten Volkes wäre! Blut von unserem Blut ist es, das da fließt! Unsere Brüder, unsere Söhne sind es, die es hingeben, und wenn wir uns jetzt auf den Markt stellten und über unsere Verluste jammerten, so würde das ein Heulen über unser eigenes Weh sein, und davor soll uns der Himmel bewahren! Ich kann fuchtig werden, wenn jemand solches dummes Zeug redet!“

Wir suchten den alten Aufbrauserich zu beschwichtigen und nahmen dabei unsere malende Stadtberühmtheit kräftig in Schutz. Der Joachim habe wirklich nicht an der Einheit des deutschen Volkes gerüttelt und die Heldenart der Daheimgebliebenen bezweifelt. Seine Worte seien aus den Tiefen eines Gemütes gekommen, das liebereich und weihevoll der hingesunkenen Streiter gedachte, und dem es so erschienen sei, als ob nicht in allen Seelen das gleiche hohe Weihegefühl des ehrenden Gedenkens lebte. Man brauche nichts weniger als ein Weichling zu sein, und man werde sich doch, beispielsweise gesagt, bei der Einnerung an die zweihundert Toten der „Emden“ eines schneidenden Schmerzes nicht erwehren können. Leicht

hinwegsetzen könne man sich über den Gedanken, daß diese wunderprächtigen, lebensfreudigen und tollkühnen Jungen ein allzufrühes Ende fanden. Sie hätten einen Tod erlitten, auf den sie lachend gefaßt waren, und sie seien von hinnen gegangen, nachdem ihnen viele Wochen hindurch bei abenteuerlichen Fahrten und unvergleichlichen Taten und Streichen das köstlichste Glück zuteil geworden, das sich ein starkes Seemannsherz nur wünschen könne. Wer dem großen Vernichter unmittelbar nach einem solchen wonnigen Leben den schuldigen Zoll zahlen müsse, werde von den Klugen und Weisen beneidet. Beklagenswert sei es nur, daß das Vaterland solche Menschen verliere, und noch beklagenswerter, daß sie die nachfolgenden Heldenleistungen ihrer blauen Kameraden nicht miterleben konnten, daß in ihre nasse Gruft kein Schall dringe von den Lobpreisungen, die dem Führer und der Mannschaft des unvergeßlichen Schiffes in aller Welt ertönen, und daß sie nicht teilnehmen können an den weiteren Schicksalen ihres sieghaften Volkes. Aus derartigen inneren Regungen heraus habe Joachim gesprochen.

Der Alte pulverte noch ein wenig fort; der Hinweis auf die „Emden" aber leitete sein Sinnen in eine Fahrtrichtung, und er behauptete mit freudigem Stolze, daß die Emdenleute von den Engländern fast ebenso begeistert gefeiert und bewundert worden seien wie von den Deutschen. Er wisse gar nicht so viel Abscheu aufzubringen, wie er dieser lumpenhaften Händlernation schuldig zu sein glaube; der Haß aber dürfe nicht bewirken, daß wir eine Tugend übersehen, die ihr eigen sei. Aller



Straße in Volendam (Holland). Phot. O. Mente

nur möglichen Schändlichkeiten sei die englische Nation fähig; als alte Seefahrermacht aber wisse sie seemännischen Mut und seemännische Großtaten zu werten und zu würdigen, und sobald sie durch einen gefährlichen Feind zu solcher Hochachtung gezwungen werde, rege sich in ihr plötzlich der kameradschaftliche Geist und entflamme sie zu einer Ritterlichkeit, die ihr gar nicht zu Gesicht stehe.

„Recht aber soll es uns schon sein," so schloß er, „daß die Hundsfötter, die unsere gefangenen Landsleute mörderisch und schuftisch behandeln, wenigstens den in der Gefangenschaft weilenden Getreuen von unserer „Emden" mit Achtung und fast mit Liebe begegnen."

Da ich nun einmal von unserer Tafelrunde rede, will ich noch auf einen Verfassungskampf hinweisen, der hier vor etlichen Wochen ausgefochten worden ist, und der fürchterlicher war als alle derartigen Kämpfe, die jemals auf bergstädtischem Boden gewütet haben. Der Chronist wird ihn am besten unter der nicht mehr ungewöhnlichen Überschrift „Sieben gegen zwei" für die Ewigkeit verbuchen.

Donner und Doria, wie hat der Rentmeister, der Führer der Sieben, den Giersemehl angeblasen! Den Norbert Giersemehl vom Nudelmarkte.

„Was?" schrie er ihn fragend an, „das soll kein Sieg allerersten Ranges sein, wenn es den Deutschen gelingt, viereinhalb Milliarden aus dem Ärmel zu schütteln? Das ist eine Entscheidungsschlacht! Das sind die goldenen Kugeln, mit denen wir den Engländern, die mit silbernen schießen wollen, Löcher in die langen Schädel werfen. Du bist ja auch eine Krämerseele, freilich im Vergleich zu den Seelen deiner Art an der Themse nur vom Umfang einer Mikrobe gegen einen Maulwurf. Dir fehlt in deiner schwachen Vernunft jeglicher Begriff für die Riesenhaftigkeit unserer Kriegsanleihe. Du Einfaltspinsel glaubst, viereinhalb Milliarden Gold hätten gut Platz in deinen leeren Krauttonnen, du glaubst..."

Giersemehl schrie dazwischen, daß er sich nicht beleidigen lasse. Hastig griff er nach Mantel und Hut.

„Hierbleiben! ... Nur Feiglinge reißen aus im Kriege! ... In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht."

Feste Hände hielten den Flüchtling auf und zwangen ihn auf seinen Stuhl nieder. Der Rentmeister fuhr fort, seine Bosheit an ihm auszulassen. Er erklärte, der Girsemehl verleugne sein Deutschtum. Er nenne sich als Französling Delikatessenhändler, anstatt Kraut- und Käsekrämer, und er schreibe sich unsinnigerweise Giersemehl, um seinen sinnvollen deutschen Namen Hiersemehl zu vertuschen.

Nun stürzte die ganze Gesellschaft über ihn her, schloß ihm den Mund und verlangte, daß er die kränkenden Äußerungen zurücknehme. Nach kurzem Ringen erzwang er sich wieder das Wort und berief sich auf das oberste Bundesgesetz, durch das die Redefreiheit gewährleistet und jedes Übelnehmen zum Verbrechen gestempelt werde. Giersemehl sei ein Verbrecher, weil er ein offenes Wort übelnehme. Die deutsche Kriegsanleihe sei ein Sieg allerersten Ranges.

„Unsinn!" rief der befehdete Delikatessenhändler. „Ein Sieg, wie er in den neuen Paragraphen unserer Verfassung gemeint ist, kann nur mit den Waffen erkämpft werden. Die Eroberung von Antwerpen ist ein solcher Sieg."

„Du und die alte Koschmiedern, Ihr gehört zusammen!" höhnte der Rentmeister. „Die ängstigt sich vor Siegen, weil sie beim Viktoriaschießen auf den Rücken fällt, und dir stockt, wenn ein Extrablatt aufgerufen wird, das Blut

in den Adern, weil es wieder ans Zahlen geht."

„Sprich du bloß nicht vom Zahlen!" verteidigte sich Gierſemehl. „Wenn deine Hand nach Taschenberg reisen soll, schläft sie dir ein. Ich bin ein Nobelmann, du bist ein Knicker. Ich streite fürs Recht, du fürs Unrecht."

In dieser lieblichen Tonart ging der Gedankenaustausch länger als eine Stunde fort, und mehrere Male waren die beiden Hauptstreiter nahe daran, einander die Reste des ehemals blonden Wergs auszuraufen. Endlich gelang es, eine Klärung herbeizuführen. Sechs Mann stimmten der Rechtsansicht des Rentmeisters bei, mich aber trieb mein juristisches Empfinden, nicht mein Herz, auf die Seite Gierſemehls. Wohl waren die neuen Bestimmungen unserer Verfassung ihrem Wortlaute nach so unklar wie ein englisch-belgischer Bündnisvertrag. Aber es ging doch mit aller Deutlichkeit folgendes daraus hervor: Bei jedem nennenswerten deutschen Siege sei jedes Mitglied verpflichtet, fünfzig Pfennige, bei jedem größeren eine Mark und bei jedem Siege ersten Ranges zwei Mark in die Kasse des Roten Kreuzes zu zahlen. Im letzteren Falle müsse jedoch einer aus der Reihe, der zufällig dran sei, anstatt zwei Mark volle zehn Mark zahlen. Der Rentmeister wollte durchaus das Ergebnis der Kriegsanleihe als einen Sieg ersten Ranges betrachtet wissen, und die Pflicht, zehn Mark zu zahlen, wäre dann auf Gierſemehl gefallen. Ich wußte, daß er kein Drückeberger war, und so fiel mir's leicht, für ihn zu streiten; wir zwei unterlagen jedoch bei der Abstimmung als klägliche Minderheit gegen sieben Gegner, zum Heile der vornehmsten aller vaterländischen Sammelbüchsen.



Holländische Fischer.
Künstlerische Photographie von Prof. O. Mente.

Wir sündigten auch weiter gegen den Geist der Verfassung, indem wir durch Abstimmen so manchen ruhmreichen Erfolg unserer Truppen zu einem Entscheidungssiege stempelten, auch wenn ihm eine solche Bedeutung nicht zukam. Das geschah besonders bei jedem neuen Vordringen der Unseren auf dem von den Feinden mit fürchterlicher Zähigkeit verteidigten Boden Westflanderns und des nordwestlichen Frankreichs. Wir wußten, daß unsere Söhne und Brüder dort einen Kampf zu bestehen hatten, der nur dann zu einem endgültigen Siege führen konnte, wenn jeder einzelne sein ganzes Können derart überbot, daß alle bisherigen Begriffe von Heldenkraft daran zuschanden wurden. In der begeisternden Tatsache, daß sie das fertig brachten, lag die sichere Gewähr für das Erreichen aller der Ziele, die sich die obersten Leiter unserer Armee gestellt haben. Immerfort sandten wir ihnen in Gedanken heiße Segensgrüße zu, und wenn wir Feldpostbriefe erwischten, die von dorther kamen, lasen wir sie mit wahrer Andacht.

Siegesfeiern mit starken Zahlungsverpflichtungen gab es bei uns, als die Engländer bei Brügge und Ostende ihre lieben Verbündeten im Wettlauf schlugen und uns neben einem Reichtum vortrefflichen Kriegsmaterials zweihundert gute Lokomotiven großmütig zurückließen; als in der Nordsee der englische Kreuzer „Hawke“ durch ein deutsches Unterseeboot in den Grund gebohrt wurde; als das englische Geschwader, das sich am Yserkanal in den Streit bei Nieuport und Dixmuiden mischen wollte, von unserer Artillerie so übel zugerichtet wurde, daß es Reißaus nahm und sich nicht wieder blicken ließ, und als der Dampfer „Krefeld“ eine schwere Ladung englischer Seeleute nach Teneriffa brachte und den erstaunt aufhorchenden spanischen Insulanern vermeldete, daß der deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ dreizehn große britische Handelsschiffe versenkt habe und daß das die Bemannung dieser Schiffe sei. Viel auch verweilten unsere Gedanken bei den braven Scharen, die in den Vogesen und in den Wäldern der Ardennen eine Fülle unverwelklicher Lorbeerzweige zu brechen wußten, oder die auf der längsten aller bisherigen Schlachtlinien neben dem Gewehr die Schaufel führen und sich in einem immerwährenden rasenden Schrapnell- und Granatenhagel näher und näher an die feindlichen Verschanzungen schaufelnd vorwärts arbeiten.

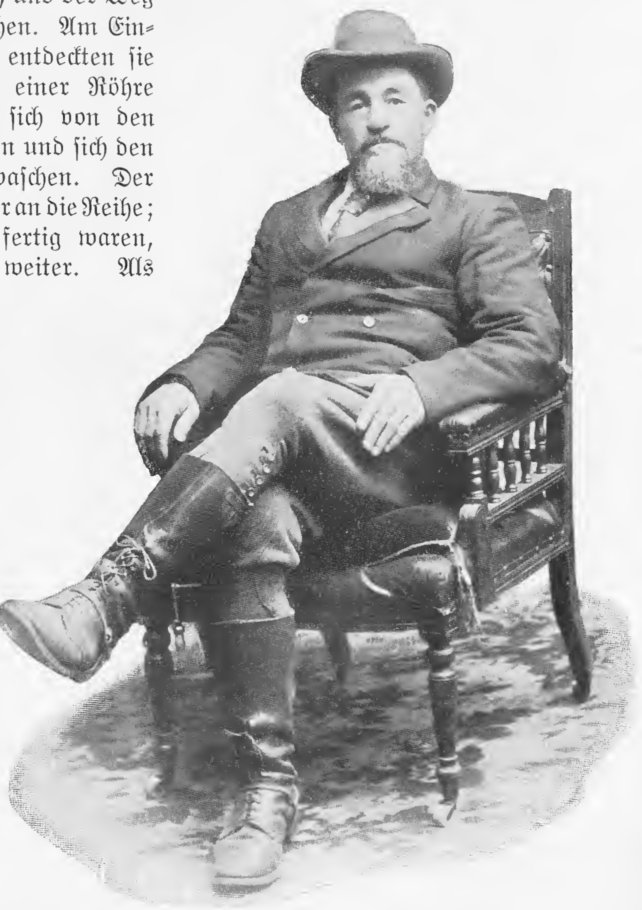
Wir verfolgten mit Herzen voller Liebe die wuchtig stampfende schlesische Landwehr auf ihren weiten Märschen durch den ungeheuren russischen Saustall, schrieben Namen wie Schirwindt, Augustow und Iwangorod auf unsere Ehrentafel und freuten uns wie die Kinder bei der Botschaft, daß von diesen Männern, die meist schon über das Schwabenalter hinaus sind, sechshundert Eiserne Kreuze erworben wurden, darunter drei der ersten Klasse, sowie zahlreiche österreichische Kriegsauszeichnungen. Nicht minder schwollen uns die Herzen bei den Nachrichten über unsere jüngsten Regimenter, die aus jugendlichen Freiwilligen bestanden. Sie haben sich herrlich bewährt bei der Abwehr der bewaffneten slawischen Völkerwanderung, die sich hungernd und beutegierig in die gesegneten Gefilde unserer schönen Heimat ergießen wollten. Reichlichen Anlaß zu zahlungspflichtigen Triumphen boten uns auch die österreichisch-ungarischen Heerscharen bei ihrer tapferen Verteidigung des galizischen Landes. Auf die Dauer kommt ja das viele Siegen den Bürgern des Hinterstübchens im „Löwen“ recht teuer zu stehen; aber der Grundsatz gilt: „Wer schon viel für das Vaterland getan hat, der tat noch lange nicht genug!“



Der Burenführer Maritz.

Vorgestern besuchte mich der junge Köhler, der Sohn eines Freundes, ein lieber, tüchtiger, offenmütiger Bursch. Er ist Oberjäger bei den Hirschberger Jägern, und ihm war durch eine Granate der rechte Fuß zerschmettert worden. Die Lazarettärzte haben ihn mit erstaunlicher Kunst wieder auf die Beine gebracht, und nun weilt er daheim zur Erholung. Er will durchaus wieder fort, aber er darf noch nicht, weil der Fuß sich zuvor eine Weile hindurch kräftigen muß. Durch mein unersättliches Ausfragen ließ er sich bewegen, mir mancherlei aus seinen Erlebnissen im Kriege zu erzählen, und was er mir da schlicht und treuherzig und ohne jede Spur von Ruhmredigkeit oder Aufschneiderei berichtete, hat mich ungemein gefesselt und ergriffen. Er gehörte zu einer radelnden Abteilung, und er meinte, daß Leistungen, die man wohl bei anderen Soldaten als außerordentlich bezeichnen würde, von radelnden Jägern und von Jägern überhaupt als Selbstverständlichkeiten gefordert werden. Der Trupp fuhr dem Regiment in der Regel weit voraus, und ihm kam es zu, Aufklärungsdienste zu leisten. Einmal fanden sie auf einer Waldstraße mehrere leblose französische Batterien. Der Wald war von deutschen Granaten überschüttet worden, und das eiserne Verderben hatte den kilometerlangen Zug ereilt, während er nach einer Stellung vorrücken wollte. Vor jedem Geschütz lagen sechs tote Pferde in zerrissenen Gesträngen, und daneben die Mannschaften, ebenfalls tot und vielfach dermaßen zerrissen, daß Arme, Beine und Köpfe bis tief ins Gebüsch geflogen waren. „Ein grauenhafter Anblick, den man nicht mehr los wird.“

Ein anderes Mal gewahrten sie, daß ein französischer Flieger, der von deutschen Kanonen beschossen wurde, nieder aufs Feld stürzte. Die Gegend war bergig und zerklüftet, und da bereits die Abendschatten über ihr lagen, hatten sie nicht genau den Ort des Niederfalls bestimmen können. Ihre Pflicht aber war es, ihn zu suchen und nachzuforschen, ob sich etwa wichtige Papiere in den Taschen der verunglückten Luftsegler befänden. Alles Suchen aber war vergeblich, und mittlerweile kam die Nacht. Sie versteckten sich nun im Dickicht und legten sich in einem wasserlosen Graben zur Ruhe. Beim ersten Morgenlicht machten sie sich wieder an ihr Werk, und der Weg führte sie durch ein Dörfchen. Am Eingang zu dieser Ortschaft entdeckten sie ein Brünnlein, das aus einer Röhre sickerte. Sie schwangen sich von den Rädern und wollten trinken und sich den Schlaf aus den Augen waschen. Der Oberjäger kam als Vorletzter an die Reihe; die anderen, die schon fertig waren, fuhren indessen langsam weiter. Als auch er losradelte, war sein Vordermann schon etwa sechzig Meter voraus. Er sah ihn an einer Wegbiegung mitten im Dorfe vom Rade steigen und warten, und hörte ihn wenige Augenblicke später einen schrecklichen Schrei ausstoßen. Unmittelbar darauf sank der treue Kamerad nieder und streckte schreiend beide Arme empor. Im Nu war er an seiner Seite, und da gewahrte er, daß eine alte Frau hastig ein Fenster schloß, das sich nahe an dem auf der Straße liegenden Jäger befand. Blitzschnell begriff er, was geschehen war, und schon feuerte er ein paar Kugeln aus seinem Revolver durch das Fenster. Das Scheusal hatte siedendes Wasser aus einem Topfe auf den armen Schlucker geschleudert. Durch einen Blick ins Fenster überzeugte sich der Oberjäger, daß die Schüsse saßen; dann wandte er sich dem stöhnenden Freunde zu. „Verlaßt mich nicht!“ bat dieser, und die Kameraden verließen ihn nicht. Sie hoben ihn auf sein Rad und hielten ihn während des Fahrens; doch schon nach einer Viertelstunde versagten seine Kräfte so gänzlich, daß sie ihm ein Lager am Wege bereiten



Der Burengeneral Chr. de Wet.

mußten. Einer blieb bei ihm; die anderen suchten das französische Flugzeug. Glücklicherweise kam bald darauf ein Auto dahergesaust, in dem deutsche Offiziere saßen. Auf einen Wink der Jäger hielt es an, und die Offiziere schufen Platz für den leidenden Kameraden.

Auch jetzt wurde das Flugzeug nicht gefunden; wohl aber erlebte die kleine Schar ein schlimmes Abenteuer. Die Franzosen übten Vergeltung; ein deutsches Flugzeug stürzte, von feindlichen Geschossen getroffen, auf ein Ackerfeld. Hurtig waren die Jäger dort, und sie fanden neben den Trümmern zwei junge tote Leutnants. Ewig schade um sie! Von einem Walde her knallten Schüsse. Dadurch ließen sich aber die tapferen Hirschberger nicht abhalten, schnell ein Grab zu scharren und die Leutnants hinein zu betten. In den Hügel steckten sie die Propeller des zerschellten Flugzeuges als Denkzeichen. Nun rasch fort! Einer von ihnen war schon getroffen worden. Glücklicherweise nur ins Armfleisch.



Sultan Mohamed V.

Bei einer anderen Gelegenheit geschah es auf einer Forschungsfahrt, daß auf einem Waldpfade ein Schuß fiel. Da kein Feind zu sehen war, vermutete der Oberjäger, daß einer seiner Leute auf ein Wild geschossen habe. Zornig verbot er solchen Unfug. Jetzt krachten mehrere Schüsse zugleich, und auf einmal erkannten die Jäger, daß der Knall aus den Wipfeln der Bäume kam. Einer von ihnen war gestürzt; die anderen hielten Ausschau nach den Schützen und machten die überraschende Entdeckung, daß hoch in den Ästen die sonderbarsten und schwersten Vögel saßen: Turkos. Ein Kampf zwischen oben und unten entbrannte. Die Gegner schossen schlecht, und es war ein Unheil für sie, daß sie zufällig mit Meisterschützen zusammengeraten waren. Die Kugel eines Jägers, der zum Aufklärungsdienst kommandiert ist, darf nicht fehlgehen. Es ging auch keine daneben, und nach jedem Schuß purzelte mit klobiger Wucht ein farbiges Ungetüm

auf den Waldboden. Manche blieben tot im Geäst hängen. Am ganzen Waldpfand entlang fanden die Hirschberger Jäger solche Galgenvögel, und sie wurden mit ihnen fertig, ohne daß sie selbst mehr als einen Mann verloren.

Erschütternd war ein Erlebnis anderer Art. In einer Waldlichtung stießen die radelnden Jäger eines Nachts auf ein großes Nest verwundeter und toter Franzosen. Sie wurden von winselnden und flehenden Stimmen als Retter begrüßt und um Wasser und Nahrung gebeten. Aber sie litten selber Hunger und Durst und konnten nicht helfen. Der einzige Dienst, den sie zu leisten vermochten, war, daß sie ihr Verbandszeug hervorzogen und Wunden verbanden, so gut es in der Finsternis gehen wollte. Aus den kärglichen Mitteilungen der zum Tode verschmachteten und sich im Wundfieber wälzenden Feinde entnahmen sie, daß deutsche Schrapnells über den Wald niedergegangen seien und daß die Franzosen ihre Verwundeten zusammengetragen, dann aber im Eisenregen die Flucht ergriffen hätten. Noch sechsunddreißig waren am Leben, fünfzig oder mehr schon gestorben. Die Jäger deuteten den wimmernden Gestalten an, daß sie Hilfe holen würden, sobald der Morgen komme. Spät nach Mitternacht hüllten sie sich in ihre Mäntel und streckten sich zu den Franzosen ins Gras.

„Schlafen konnten wir natürlich nicht," berichtete Herr Köhler weiter. „Ich lag mit offenen Augen da und sah in die Sterne. Was einem in einer solchen Nacht für Gedanken kommen, läßt sich nicht sagen. Unser Volk aber war nicht schuld an diesem gräßlichen Kriege. O möchten doch alle diejenigen, die ihn mitverschuldet haben, einmal eine solche Nacht erleben! Sie würden dann keine ruhige Lebensminute mehr haben.... Als wir uns beim ersten Frühlichtschein auf den Weg machten, um den Vorfall zu melden, lebten keine zwanzig mehr, und als wir nach einer langen und anstrengenden Fahrt gegen Mittag mit einem Sanitätszug zurückkehrten, konnte nur noch fünfen geholfen werden. Alle anderen waren hinüber..."

Herbst.

(Am 24. Oktober 1914 vor Ypern bei Tagesanbruch.)

Der Himmel trübe.
Von den hohen Bäumen
rieselt zum Moderboden Blatt auf Blatt.
So friedlich still. —
Der graue, feuchte Morgennebel
hat mit feuchten Schleiern
alles rings umwoben und eingesponnen.
Die Vögel, die noch blieben, zwitschern.
Herbst überall . . .
und eine stille Friedenswehmut.
Im Osten steht ein glüher Streif.
Es tagt —
weit wächst der Purpur und das Licht.
Nun ist es Tag . . .
Da raschelt's, knackt im Holze:
Ein Schuß — verhallt . . .
Wer ist das Wild? — wer Jäger? —
Nun wieder und nun wieder —
es krächzt und donnert.
Zischend fahren die Granaten,
die Kugeln pfeifen.
Donnernd brüllen die schweren Geschütze.
Gehöfte flammen auf.
Erschrocken flattern die Vögel.
Das Vieh vergammert in den Ställen.
Die Bäume splittern,
geknickt wie dürre Reiser.
— Das ist der Herbst . .
Der Sommer reifte in heißer Glut die Früchte.
Doch wir ernten noch nicht . . .
Denn horch: es hält ein andrer
die große Ernte ab, —
der Völker große Ernte:
Geknickte Menschenblüten und =Früchte . .
Dann heißes, blut'ges Pflügen. —
Doch die Saat wird groß und herrlich. —
Der Völker großer Herbst . . . —
Die milde Sonne wärmt, und hoffnungsvoll glühen die Strahlen
in dem feuchten Tau.
Die Krähen schweigen,
flattern still von dannen.
Und leise, golden,
rieselt von den Bäumen
Blatt auf Blatt.

Paul Lingens.



Landsturm-Feldwache an der Ostgrenze.



Wie ich gen Warschau zog.

Kleine Bilder

von einem schlesischen Landsturmmann.



Wie ich nach Warschau zog? In Stiebeln natürlich; anders wäre es gar nicht möglich gewesen. Es gibt zwei Arten Soldatenstiefel: weite und enge. Ich hatte weite. Sie stammten von einem Neumarkter Schuster, der mir wegen der drohenden russischen Winterkälte dringend riet, recht umfangreiche zu nehmen. Damals schrieben wir August, und der August war warm. Ich folgte der Einsicht des Meisters; die empfohlenen Stiefel machten großen Eindruck auf mich durch das silberglänzende Kopfsteinpflaster auf der Sohle. Aus zwanzigjährigem Schlafe wachte mir die militärische Erinnerung auf, daß der wichtigste Teil des Stiefels die fehlenden Sohlennägel sind, weil die beim Appell sofort bemerkt werden.

Ich nahm sie und zog ein Paar wollene Strümpfe an. Lächerlich. Fersen und Zehen suchten vergeblich Grund und zappelten in der Unendlichkeit. Bei einer Kirchenparade flog der rechte Stiefel mit Granatengeschwindigkeit in den voranmarschierenden Zug. Das war mir peinlich, und meinem verwundeten Vordermanne auch. Doch wurde das Gleichmaß wiederhergestellt, indem der linke bei einem besonders kräftigen Tritt irgendwo versank und erst nach stundenlangen Ausgrabungen gefunden wurde.

Nun zog ich ein Paar Fußlappen über die Strümpfe. Ich spürte wenigstens zeitweise Grund und freute mich. Doch vertrugen meine Füße das Buttern nicht. Nachdem mir der Sanitäter die wunden Stellen verklebt hatte, zog ich ein zweites Paar Strümpfe über die Doppelverpackung. Mit teilweisem Erfolg. Jetzt saßen die Zehen so fest, daß sie mir einschliefen und den ganzen Körper ansteckten, sogar auf Wache. Die Ferse dagegen war immer wieder noch locker.

Der Herr Unteroffizier guckte oben in den Schaft, befühlte den Klumpfuß und begutachtete, es wären noch ein Paar Fußlappen um die Knöchel nötig. Ich gehorchte natürlich dem Rat und holte mir einen Schweißfuß. Meine Kameraden litten sehr darunter. Auch der Herr Unteroffizier. Ich erhielt passende Stiefel.

Fußlappen.

Tanten, Basen und Freundinnen hatten mir in Summa elf Paar Fußlappen gesandt, bunte und weiße, läng-

liche und quadratische; einige waren sogar sanft bestickt. Sie — die Tanten usw. — waren der Meinung, ein rechter Soldat müsse Fußlappen tragen, und ich versuchte, mich ihrer Meinung anzuschließen, obgleich ich in Strümpfen vorzüglich lief.

Da ich in jeglicher Sache eine bestimmte Methode befolge, so lernte ich zunächst das Fußlappenlegen mit Hilfe eines Gefreiten und eines weißen Taschentuches. Ich wickelte den kritischen Punkt, die große Zehe, appetitlich ein, daß sie weich lag wie ein Täufling im Steckkissen. Nirgends war eine verfängliche Falte zu erblicken. Ich jubelte.

Merkwürdig. Der rechte Faltenwurf gelang mir bei richtigen Fußlappen nie, weder bei quadratischen noch bei rechteckigen. Zwar änderte sich die Druckstelle, je nachdem ich meine Methode der Fußstellung änderte, aber das ergab nur scheinbar eine Besserung. Das schließliche Ergebnis blieb eine Blase. Ich überlegte.

Die Fußlappenfrage muß wissenschaftlich gelöst werden, nach mathematischen Grundsätzen. Nach dem Pythagoras. Der Fuß kommt in das rechtwinklige Dreieck, die große Zehe in den kleineren spitzen Winkel. Das kleine Kathetenquadrat wird als Fersendeckung aufgeklappt, das größere dient Zehen und Mittelfuß zum Schutz. Das Hypotenusenquadrat deckt restlos beide Teile, sodaß der ganze Fuß unbedingt zweimal eingehüllt ist. Mein Lehrmeister, der Gefreite Müller, bezeichnet meine Erfindung als Quatsch. Ich lächele über seine Worte. Er weiß nicht, daß im rechtwinkligen Dreieck $a^2 + b^2 = c^2$ ist.

Landstraßen.

Wir gingen daneben; soweit es möglich war. Denn ihre Breite hat stellenweise keine Grenze und verliert sich in Sandwehen mit kleinen Wachholderbüschchen oder im Morast. Wenn Du einmal die Straße gehst, fragst Du Dich staunend, wozu sie wohl da sein mag. Für den Verkehr sicher nicht. Auf freiem Felde kommt man schneller fort. Doch diese Erkenntnis taucht Dir zu spät auf, und Deine ganze Sehnsucht wird sich in der Frage anstauen: Ist es überhaupt möglich, aus diesem Dreck herauszukommen?

Bleib ruhig liegen, würde ich Dir dann raten. Ohne Hebevorrichtung kommst Du nicht heraus.

Chausseen.

Es gibt welche, wenn auch selten. Sie sind sogar gut und breit. In der Mitte läuft ein fester Fahrweg, links und rechts ein weicherer Sommerweg, in dem in bestimmten Abständen vier oder fünf weißgetünchte Steine querstehend nebeneinander im Boden befestigt sind. Wir haben sie manchmal verwünscht. An Stelle unserer Kilometersteine standen an der Seite von Werst zu Werst eiserne Säulen mit zwei kurzen, nach hinten gerichteten Flügeln nach Art unserer Wegweiser. Jeder Flügel zeigte zwei Ziffern. Eine bezeichnete die vom Anfang der Straße, die andere die zum nächsten größeren Orte zurückliegende Entfernung. Die Ziffern auf dem anderen Flügel bezogen sich auf die Entfernungen zur nächsten Stadt und nach Warschau. Zwischendurch gab es hier und da Erdhügel, auf denen Steine mit den Ziffern 1—4 standen. Die Chausseen waren unregelmäßig mit Bäumen, häufig alten Pappeln, bestanden. Zu beiden Seiten lief ein breiter Graben, in dem wir bei trockenem Wetter oft marschierten. Chausseegelder werden nicht erhoben. Nirgends sah ich Schlagbäume.

Quartiere.

Die Scheune. Abends. Es zieht. Man fröstelt. Von oben tröpfelt es. Im Bansen raschelt eine Maus oder eine Ratte. Sie springt herunter und knappert. Ein Schuh fliegt durch die

Luft. Wer findet ihn wieder? Es klappert weiter. Wenn sich das Satansvieh wenigstens nur an die Eßvorräte hielte und nicht den Brotbeutel anfräße! Schwere Stiefel tappen bei magerer Funzenbeleuchtung durchs Stroh. Darunter liegen menschliche Gebeine. Wenn der Stiefel darauf tritt, schnellen sie heraus und dem Besitzer des Stiefels an einen erreichbaren Körperteil. Samt einem höllischen Wunsche.

Der Kuhstall. Nachts. Draußen blökt das entheimatete Vieh. Ein schwerer Kopf stößt an die schwache Stalltür. Sie springt auf. Eine schwarze Masse steht unschlüssig im Halbdunkel und tappt dann langsam näher. Eine Gestalt erhebt sich brummend. Das Ungetüm trottet hinaus. Die Schläfer rücken enger aneinander. Die kalte Nachtluft strömt durch tausend Spalten. Von unten dringt faulige Nässe. Einer schnarcht. Ein anderer empört sich darüber. Erst durch Worte, dann durch Nasengriffe. Der Schnarcher schwört, munter gewesen zu sein. Er schnarche nie. Ruft einige Kameraden zu Zeugen auf. Verbittet sich energisch jede Störung. Schläft endlich wieder ein, sein Widersacher auch. Beide schnarchen nun im Duett.

Die Bauernstube. Morgens. Über dem offenen Herde hängen Strümpfe und Fußlappen. Im Ofen glimmen Reste von Torfziegeln. In der ringförmigen Öffnung über dem Feuer steht der Samowar. An den Wänden die schwarze Mutter Gottes von Czenstochau in zwei Bildern. Unter einem der Hausaltar, mit bunten Kunstblumen geschmückt. In einer Bettstelle liegen zwei Soldaten. Sie schlafen noch, aber unruhig. Denn die Bettstelle ist lebendig. Daneben ruhen auf dem Fußboden noch acht Mann; alle auf der Seite, sonst reicht der Raum nicht aus. Die Luft ist stickig und stinkig. Aber warm. Fliegen kriechen über die Gesichter. Auf den Nasen der Schläfer sind schwarze Pünktchen.

Die Feldküche.

Sie hat dem Zweck, dem Engerschnallen des Koppels entgegen zu arbeiten. Eine schöne Aufgabe; aber schwer! Ich merkte das, als ich einmal zur Küche abkommandiert wurde und dort einige Stunden — oder waren es Tage — Mohrrüben schabte und schnitt. Mir kommen noch jetzt die Tränen ins Auge, wenn ich nur eine Mohrrübe sehe. Ein andermal habe ich Kartoffeln geschält. Ich fluchte den Stunden, nahm mir aber vor, meine Köchin im Gehalt zu erhöhen. Kaffeemahlen! Ja, das war schön! Es lag eine beruhigende Musik in dem Knacken der Bohnen, obwohl die Leierkastendrehung ermüdete. Ich will die Kunst späterhin in befreundeten Haushaltungen weiterpflegen.

Der Koch ist einer der Gewaltigen der Kompagnie. Mit anscheinend wurstiger Miene — wie das personifizierte Schicksal — teilt er aus: fettes Fleisch und mageres, große Stücke und kleine Stücke. Ein geschickter Schwubs mit der riesigen Kelle in Deinen Topf, und Du hast große Kartoffelstücke darin bis obenan, und Dein Vordermann das Gemüse oder Fleisch oder die Brühe, die Du gern gemocht hättest. Hadere nicht dagegen, es nützt Dir nichts, Du wirst nur mager dabei. Unterwirf Dich demütig, bringe hin und wieder ein Rauchopfer, und Dein Koppel wird sich spannen unter dem Druck Deines Leibes.

Was auch gekocht wird, erfährt vernichtende Kritik. Vom Kaffee angefangen, der in der Konditorei bedeutend besser ist, bis zum Schlesischen Himmelreich, das die Mutter zu Hause ganz anders zu bereiten versteht — Donnerwetter, das müßtet ihr mal kosten! — wird alles in Grund und Boden geschimpft. Es ist ein Trost dabei: Die schlimmsten Kritiker sind



Bruno Bielefeld: Späte Heimkehr

die besten Esser. Schon wegen ihres Mundwerks.

Des Zaren liebe Juden.

Uns waren sie weniger lieb; aber unentbehrlich. Wir hielten ihre Feiertage, Versöhnung, Neujahr, Laubhütten, Schabbes, und fasteten, während wir vom Sonntag wenig genug merkten. Sobald am Freitagabend in den niedern, schmutzigen Blockhäusern die Schabbeslichter angezündet wurden, wußten wir, daß wir in den nächsten 24 Stunden keine Zigarre, keinen Tabak, und andere Genüsse nur mit Schwierigkeiten erlangen würden. Der Jude verstand immer Deutsch, er besorgte alles, vom Hemdenknopf bis zum Kirchturm. Er briet Gänse, sofern er sie noch lebendig bekam, und schaffte billig Holz herbei, wenn sein Zaun in Gefahr war.

Er galt als Freund der Deutschen; es mochte wohl mehr Geschäftsfreundschaft sein. Als die polnischen Landleute einmal mit Butter und Eiern zur Stadt gefahren kamen, fingen wir sie vorher zum großen Ärger der Juden ab und kauften billig ein. Die Landleute waren trotzdem sehr zufrieden. Denselben Tag noch fuhren die Händler in ihren gebrechlichen Britschken mit den verhungerten Pferden überall in die Umgegend, kauften alles aus, und wir waren wieder auf sie angewiesen. Dann bezahlten wir die Eier doppelt so teuer, und die Begründung, „die Hühner hätten jetzt zu", vermochte zwar zu erheitern, konnte uns aber wenig nützen.

Der Soldat sah im allgemeinen verächtlich auf die armseligen Kaftanträger, wenn er sie auch gutmütig behandelte. Sie merkten die Verachtung und vergalten sie oft mit heimlichem Spott.

An einem Feiertage besuchte ich die Synagoge. In der Vorhalle tollten einige Jungen in Kaftan und Schaftstiefeln. Drin standen und gingen die Erwachsenen in ihren schwarz und grau gestreiften Gebetsmänteln umher und murmelten. Auf einem hölzernen Podium saßen einige vor einer grell bemalten Wand, die steife, symbolische Tiergestalten zeigte. Der Vorbeter redete in singendem Tone, die anderen schienen den ebräischen Text zu wiederholen. Fast möchte ich glauben, sie amüsierten sich über mich und drückten ihren Spott ebräisch aus. Ihre Gesichter wenigstens verrieten etwas wie heimliches Lachen der Überlegenheit oder ähnliches.

Rechenkunst.

Ich lernte sie in einer Lodzer Konditorei kennen. Dort trank ich zwei Tassen Kaffee zu sechs Kopeken und aß vier Stück Kuchen zu fünf Kopeken das Stück. Der Zahlkellner schrieb gewissenhaft sechs Ziffern untereinander auf weißes Packpapier, zwei Sechsen und vier Fünfen und rechnete mit Stirnrunzeln zusammen. Da trotzdem sein Ergebnis mit meiner Rechnung nicht übereinstimmte, holte er einen jüdischen Geschäftsmann vom Nachbartische zu Hilfe, dem es gelang, ihn zu überzeugen — nicht, ihm klarzumachen — daß 6+6+5+5+5+5 tatsächlich 32, nicht 28 ergebe.

In einer noch weit schwierigeren Lage war ein Gehilfe in einem Delikatessengeschäft, dem ich zwei Pakete Tee, jedes zu 75 Kopeken und 6 Halbpfunde russische Bonbons, zu je 30 Kopeken abkaufte. Der arme Mensch mußte die Summe in Pfennige umrechnen. Ein Kopeken gleich zwei Pfennige. Sämtliche Angestellte des Geschäfts, zwei Herren und zwei Damen, waren in fieberhafter Tätigkeit. Wenn jemand glaubte, das Resultat richtig errechnet zu haben, so kam er freudestrahlend heran und zeigte mir die Rechnung vor. Einem gelang es schließlich, eine annähernd richtige Lösung zu finden, er war nicht wenig stolz

darauf. Ich bezahlte darauf unbeanstandet den wirklichen Preis.

Verständigung.

Wir hatten einen Kameraden, der mit großem Fleiß aus einem polnisch-deutschen Sprachbuche Phrasen lernte. Er war imstande, richtig zu fragen, saß aber auf dem Sande, sobald eine andere Antwort erfolgte als die im Buch angegebene. Eine Probe:

„Haben Sie Eier? Bitte, o Frau, geben Sie mir Eier."

„Ich habe nur drei, die will ich Ihnen schenken."

„Drei Kopeken das Stück? Zu teuer. Ich gebe fünf Kopeken für drei Eier."

„Ich will sie Ihnen schenken. Sie kosten nichts."

„Was? Nicht fünf Kopeken? Perrunie, geben Sie mir die Eier. Hier sind sechs Kopeken."

Bagage.

Wer zur Bagage gehört, zählt nur als halber Soldat; denn Köche und Kutscher ausgenommen, befinden sich zumeist Fußkranke und Drückeberger dabei. Sie hatten den Vorzug, ihr Gepäck auf den Wagen fahren zu lassen, bisweilen stiegen sie auch selber auf, wenn die Kompanie weit und der Weg gut war. Dafür mußten sie oft Nachtwachen übernehmen.

Es macht nicht immer Spaß, die Bagage zu geleiten. Bei einem langen Wagenzuge entstehen immer Stockungen. Die Wagen halten oft an und rücken dann in scharfem Trabe auf. Die Begleitung ist natürlich gezwungen, das gleiche Tempo zu halten. Sobald das Traben anhebt, sucht jeder einen Platz zu ergattern und sich aufzuhocken, wie es Jungen zu tun pflegen. Manchem gelingt es, andere müssen nebenher keuchen. War die Bagage weit vom Bataillon, so drohte immer die Gefahr eines Überfalls. Tatsächlich haben uns die Kosaken einmal zwei Wagen abgeschnitten.

Gern wurden Liebesgaben transportiert. Unter ihnen befanden sich immer Zigarren- oder Zigarettenpakete. Weiß der Himmel, sie waren halt meist schlecht gepackt, bekamen einen Riß oder fielen vom Wagen. Dann waren viele Hände tätig.

Ernste Tage.

Am 14. Oktober waren wir Warschau bis auf acht Meilen nahe gerückt. Einige Abteilungen hoben am Nachmittag Schützengräben vor dem Städtchen aus, in dem wir lagen, als ein Meldedragoner auf müdem Pferde heran sprengte und uns den Befehl brachte, sofort in der Richtung auf Warschau loszumarschieren. In Eile ging es zurück in die Quartiere, fieberhaft wurde gepackt, der Mantel gerollt, der Affe übergeworfen; ein trauriger Blick noch auf den Topf mit sauren Gurken, den wir im Keller gefunden hatten, ein letzter Griff hinein und fort.

Von der Festung her scholl dumpfer Kanonendonner wie von schweren Geschützen. Das beschleunigte unsere Schritte. Lange Reihen Dragoner und Ulanen überholten uns; die Pferde hatten kein überflüssiges Fleisch mehr. Alles drängte vorwärts. Bei beginnender Dunkelheit machten wir Halt. Die Gewehre wurden an der Seite zusammengestellt, das Gepäck aber nicht abgehängt. Jedes laute Geräusch war verboten. Flüsternd standen die Gruppen bei einander. Also sollte der Landsturm doch ins Feuer. Viele brannten darauf, einige wurden bedenklich; alle aber waren überzeugt, daß wir Alten uns brav schlagen müßten. Im Osten lagerte ein roter Kreisbogen, dazwischen glimmten weiße und dunklere Fünkchen. Nordöstlich flammte der grelle Lichtkegel eines Scheinwerfers auf und drehte sich langsam. Sein Licht reichte nicht bis in die Dunkelheit der Chausseepappeln.

Am späten Abend rückten wir ins Quartier, die halbe Kompanie in ein Gehöft. Eine Viertelstunde lang herrschte ein wirres Durcheinander auf dem unendlich schmutzigen Hofe. Jeder suchte vor allen Dingen ein Gebund Stroh zu erlangen und tappte durch Finsternis und Pfützen zur Scheune. Zwischen uns blökte ängstlich das losgebundene Vieh. Die Tür zum Schuppen mußte mit dem Kolben gesprengt werden. Endlich hatte jeder seinen Platz, mancher allerdings im Freien.

Gegen drei Uhr wurde geweckt, Kaffee getrunken und die Feldflasche gefüllt. Die Morgentoilette schenkten wir uns. Um vier stand das Bataillon zum Abmarsch fertig. Mit mehreren Pausen rückten wir bis gegen Mittag auf eine halbe Meile vor das Städtchen Blonie. Dort hatte bereits den Tag vorher die Landwehr in heißem Kampfe gestanden. Wir waren bestimmt, sie etwas zu entlasten.

Wir durchpantschten in breiter Schützenlinie einen Sumpf, als wir das erste Feuer erhielten. Klatsch, lagen wir darin, wir hatten keine Wahl. Das Feuer kam von links vor uns aus einem Walde hinter der tückischen Utraka, die wir leider nicht überschreiten konnten. Doch pfefferte unsere Artillerie einige Granaten in den Waldrand; wir sahen die Totenvögel feurig bersten.

Auf, marsch, marsch! Eine kleine Anhöhe hinauf. Tak, tak, tak, tak, tak. Maschinengewehre. Wir sehen die Kugeln vor und neben uns einschlagen. Einer greift mit den Händen in die Luft, das Gewehr entfällt ihm. Von links ein Schmerzensschrei. Rechts Rufe nach den Sanitätern.

Hinlegen!

Wir stürzen auf einen schmalen Feldrain zu und werfen uns zu Boden. Einige Zurückgebliebene kriechen heran, sodaß wir enge liegen. Ich nehme den Tschako ab, der mich beim Schießen hindert, und benütze ihn als Gewehrauflage. Doch kann ich wenig genug sehen. In tausend Meter Entfernung liegt eine hohe Schanze, auf der für Augenblicke ein dunkler Punkt sichtbar wird. Wir schießen darauf, mehr zur inneren Befreiung, als weil wir Erfolg erhoffen. Die Artillerie arbeitet dort besser. Hei, wie die rotglühenden Bomben auf der Schanze spritzen! Brav gemacht! Aber das Rattern der Maschinengewehre vor uns will nicht zur Ruhe kommen. Wir haben keine Ahnung, in welcher Entfernung sie sein mögen. Mein Nebenmann kniet. Ehe er zum Schuß kommt, sinkt er zusammen und stöhnt in Todesnot. Wir lösen ihm den Tornister und werfen ihn nach vorn. Die Kugeln zischen um uns. Ein glühendes Prickeln im Gesicht, ein Schlag gegen die Knarre. Die Kammer ist halb geöffnet und läßt sich nicht mehr schließen. Neben mir bohrt sich etwas im Wirbel ein. Ich kratze mir ein Loch in den weichen Acker und liege und warte. Sausend fahren die Artilleriegeschosse über uns. Ein ekliger, heimtückischer Ton von Sekundendauer, in der Mitte höher als im Anfang und Ende; Waldteufelmusik.

Ein Hund kommt in die Schützenlinie. Er sitzt und heult; vom rechten Schenkel tropft Schweiß. Wir jagen ihn fort, als er sich nicht legen mag; denn er verrät die Stellung. Mit eingezogener Rute hinkt er winselnd davon und verschwindet in einer Bodensenke.

Links Maschinengewehre! Donnerwetter, das hat gerade noch gefehlt. Der bedrohte Flügel schwenkt. Unser Schießen hilft wenig, wir liegen wie auf dem Präsentierteller. Die Spitzkugeln sausen von der Seite wie Schloßen bei Beginn eines Hagelwetters.

Wir müssen zurück. Fünfzig bis hundert Meter kriechen wir auf Händen und Knien, den Gewehrriemen habe ich zwischen den Zähnen. Dann schützt uns der Hügel vor dem Feuer in der

Front. Aber nicht vor den Granaten. Zwanzig Schritt neben mir schlägt eine krachend ein. Ein Mann bricht neben ihr zusammen. Weiter. Die Maschinengewehre drüben überm Sumpf haben sich prächtig eingeschossen. Die Kugeln klatschen in den nassen Boden. Ein Graben. Rasch hinein. Ein guter Kamerad lehnt erschöpft darin. Der Tornisterriemen hat sich gelöst, er kann ihn nicht selber anhaken. Ich helfe ihm. Weiter!

Oben am Hügel stehen Häuser, die Wände sind rotgetüncht. Wir müssen vorbei. Knackend schlagen die Kugeln in die Balken. Ob wir dort lebend vorüberkommen? Über einen Stacheldraht weg, über einen niederen Zaun. Wir stehen hinter den Häusern und holen Atem. Und drücken uns stumm die Hand. Weiter!

Hinter einer Ziegelei werde ich um einen Schluck angesprochen. Ungern halte ich, denn drüben auf der Straße sammelt sich bereits die Kompagnie; auch brauche ich jeden Tropfen. Doch gebe ich die Flasche hin; einer trinkt, zweie. Da reiße ich die Flasche an mich und wate durch Ziegeleilöcher der Chaussee zu.

Es dunkelt. In den Gräben stehen Soldaten in Helmen. Ein paar Schritte weiter unsere Kompagnie. Der Feldwebel ist dabei, sie zu ordnen.

Der Kompagnieführer spricht ein paar Worte, die Bewegung erstickt seine Stimme. Wir hören nur: „Vorwärts!" Stumm folgen wir ihm, bereit, aufs neue in den Kampf einzugreifen.

Die Russen drangen nicht vor. Wir setzten die Gewehre zusammen und erzählten. Einer sprach dabei so langsam und feierlich, als hielte er eine Andacht. Über der Straße standen Geschütze. Regungslos schaute der Führer nach dem Feinde.

Und wir dachten der Toten.

Felix Janoske.





Wir und das Ausland.

Von

Dr. Hermann Jantzen in Breslau.



Wie ein gewaltiger Gewittersturm die Luft reinigt, Staub und welke Blätter davonwirbelt und die ursprüngliche Reinheit und Frische der Natur von neuem ans Licht zieht, so hat der Kriegssturm, der jetzt über unser Volk und Vaterland dahinbraust, mit überraschender und herzerquickender Geschwindigkeit eine Menge von unerfreulichen Erscheinungen, die unser reines, urwüchsiges Volkstum fast schon zu überwuchern drohten, weggefegt — hoffentlich auf Nimmerwiederkehr. Fort ist der Parteien Haß und Hader und ihre beklagenswerte Kleinigkeitskrämerei, fort die entnervende Üppigkeit und der ungesunde Sinnenreiz einer bereits entartenden Überkultur, fort auch — zum Teil wenigstens — jener Erbfehler des Deutschen, die blinde, urteilslose Bewunderung und Nachäffung alles Fremden, Ausländischen, und ein gesundes, starkes Nationalgefühl, ein Besinnen auf den Eigenwert des angestammten Volkstums tritt an seine Stelle.

Daß freilich eine so ungeheure, bis in die letzten Tiefen dringende Erschütterung wie dieser Weltbrand notwendig war, um hier endlich einmal einen wahrnehmbaren Wandel herbeizuführen, ist allerdings schon recht bezeichnend; denn an Stimmen, die in diesem Sinne zur Selbstbesinnung riefen, hat es bekanntlich auch vor dem Kriege nicht gefehlt. Es ist sehr schön und gut, daß alsbald eine Menge fremdländischer und fremdsprachlicher Bezeichnungen für große Kaffeehäuser und Erholungsstätten verschwand, daß etliche Kaufleute frank und frei erklärten, „englischer" Stahl und „englische" Stoffe seien gar nicht englisch, sondern gut deutsch und nur aus geschäftlichen Gründen mit der fremden Zier verbrämt, daß selbst das Bestreben, unsere schöne und reiche Muttersprache möglichst von Fremdwörtern frei zu halten, jetzt mehr denn je zuvor auf Verständnis stößt. Aber dem tiefer Blickenden wird es nicht entgehen, daß manche dieser Erscheinungen, wie es ja auch bei der Plötzlichkeit ihres Eintretens nicht wundernehmen kann, nicht selten noch an der Oberfläche haften. Und doch wäre es unendlich wünschenswert, daß diese so kraftvoll einsetzende Bewegung fortan immer weiter und tiefer wirkte.

Um das aber zu erreichen, müßte unser Volk in allen Kreisen und Ständen, auf allen Lebens- und Wirkungsgebieten zielbewußt und selbstbewußt — wie es eben jetzt zu tun beginnt — noch lange und unermüdlich arbeiten, wenn ein wertvoller und endgültiger Erfolg erzielt werden soll. Denn das alte Erbübel der Fremdtümelei und Auslandsbewunderung sitzt seit Jahrhunderten tief drin in unserem Wesen und ist gar nicht leicht auszurotten.

Unsere Sprache wimmelt noch immer — trotz aller Fortschritte — von entbehrlichen und leicht ersetzbaren fremden Ausdrücken und Wendungen, die aus süßer Gewohnheit in argloser Gedankenlosigkeit immer weiter gebraucht werden und bei gutem Willen und redlichem Bemühen leicht zu vermeiden

sind. Man ist sich heute darüber einig, daß der rein französische Gruß adieu dem Deutschen nicht anstehe; aber man wirtschaftet ruhig weiter mit à Stück und pro Stück, man fährt per Auto und Bahn, man gratuliert und kondoliert und recherchiert, man wohnt parterre oder belétage. Perron, Coupé und Billett sind noch immer nicht ausgestorben, und der Kaufmann gibt uns oft noch etwas retour oder bittet um Retournierung einer Ware, wenn wir seine Offerte nicht akzeptieren. Die Blütenlese soll nicht fortgesetzt werden, aber es ist dringend zu wünschen, daß namentlich alle Behörden, wie es z. B. die Post-, Eisenbahn- und Unterrichtsverwaltung schon seit lange mit Erfolg getan haben, hier mit gutem Beispiel vorangehen und nur mustergültiges, reines Deutsch schreiben und dulden. Insbesondere hätte auch unsere Volksvertretung dafür zu sorgen, daß endlich einmal das Plenum, die Sessionen, die Legislaturperiode, die vielen Fraktionen, Kommissionen, Subkommissionen und andere schöne Gebilde abgeschafft würden.

Wie mit den Worten ist's auch mit den Dingen, den alltäglichsten wie den höchsten. Provencer Öl, englisches Pflaster, Eau de Cologne, italienischer Salat wirken durch ihr ausländisches Mäntelchen auf den harmlosen Deutschen ebenso unfehlbar wie Jerusalemer Balsam, russische Bonbons, japanische Holzwaren oder Pillules orientales. Die feinsten Briefbogen müssen aus englisch Leinen sein, und ehrliche Hamburger oder Bremer Zigarren waren bis vor kurzem ohne eine unaussprechliche spanisch sein sollende Bezeichnung nicht denkbar, und Zigaretten müssen unfehlbar türkische Namen und Aufdrucke haben. Das Hôtel du Nord oder de Prusse war stolz auf seinen Groom oder Lift boy, das Café auf seinen Piccolo. Der höchste preußische Orden, der nur durch die hervorragendsten deutschen Leistungen verdient werden kann, führt — hoffentlich nicht mehr lange — den zwar geschichtlich berechtigten, aber keineswegs mehr zeitgemäßen Namen „Pour le mérite", und das kleine Jüngste in der Familie muß natürlich ein baby sein.

In Handel, Gewerbe und Industrie ist der Mangel an deutschem Selbstbewußtsein noch sehr arg. Es gab eben noch große Handelshäuser und kleine Schneidermeister, die sich nicht scheuten, ihren deutschen Kunden auf Briefbogen mit fremdsprachigen Köpfen oder gar ganz englisch oder französisch zu schreiben — wenn's auch nicht immer richtig war. Besonders sinnig wirken z. B. Anpreisungen und Gebrauchsanweisungen von mehr oder minder nützlichen Heilmitteln, bei Lichtbildplatten oder Kinderspielzeug, wie Baukästen, Gesellschaftsspielen u. a., wobei man sich öfteres an einem halben bis ganzen Dutzend fremder Sprachen ergötzen kann. Das soll nämlich großzügig und vornehm wirken. Das weite Gebiet der Männer- und Frauenkleidung liefert andere Beispiele unwürdiger und sinnloser Ausländerei vom Chevreaux- oder Boxcalf-Stiefel bis zum Pariser Hutmodell nebst allem, was dazwischen liegt, als z. B. Jupon und Korsett, Kombination (nach Wahl französisch, englisch oder deutsch zu sprechen), Chemisette, Cutaway, Smoking, Tailor Made Costume, Sportdreß oder was es sonst sein mag. Betrübend ist es auch, daß selbst unsere größten deutschen Schiffahrtsgesellschaften nur Stewards und Stewardesses kannten und sich fast ausschließlich der ausländischen Speisekarte und englischer Frachtbezeichnungen bedienten.

Mancherlei ist auch in unserem Erziehungswesen gesündigt worden, am meisten vielleicht an den jungen Mädchen.

Galt es doch gerade in den besten Kreisen unseres Volkes für nahezu unerläßlich, daß die Tochter — um ihre Bildung zu vollenden, wie man so schön sagt — in ein schweizerisches, französisches oder englisches Pensionat geschickt werden mußte. Und was hat die ausländische Pensionatserziehung schon für Unheil angerichtet! In den schwierigsten und entwicklungsreichsten Jahren kommt das junge Mädchen aus dem Elternhause in die Fremde, meist in die Hände kühl berechnender Geschäftemacher, in den ungesunden, nicht selten geradezu sittlich vergifteten Dunstkreis eines Erziehungsbetriebes, bei dem es nichts lernt als ein wenig in der fremden Sprache plappern, oberflächlich über all und jedes urteilen und womöglich deutsches Wesen und deutsche Art gering schätzen. In der Regel kehrt es als Zierpüppchen und hochgradig eingebildet zurück und muß dann meist in der ernsten Schule des Lebens noch einmal gründlich umlernen. Es ist ein Jammer, daß die prachtvolle, segensreiche Einrichtung unserer Frauenschulen trotz ihres nunmehr schon fünfjährigen Bestehens diesem ausländischen Pensionatsunwesen noch immer keinen erheblichen Eintrag hat tun können. Vielleicht wird es nach dem Kriege anders.

Für unsere Schulerziehung hat mancher Neuerungslustige auf das englische Vorbild als mustergültig hingewiesen. Die englische Schule bilde den Charakter, die unserige sei nur Lernschule mit ödem Drill. Ob sich aber solche Rufer im Streite immer ganz klar gemacht haben, wie es wirklich mit der englischen Schule steht? Ob man tatsächlich durch die starke Betonung von Fußball und Criket, von Ruder- und Boxersport den Charakter so trefflich bildet? Ob unser vorzügliches neueres Turnen den ganzen Menschen und das Gemeinschaftsgefühl nicht viel besser fördert? Und wer gar auf Bildung und Übung der geistigen Fähigkeiten hinzielt, der wird, wenn er den geistlosen und trostlosen mechanischen Betrieb aller wissenschaftlichen Fächer kennt, wie er in England üblich ist, nicht im Zweifel sein, daß die deutsche Schule erheblich besser ist. Ist es doch sogar nicht hinlänglich bei uns bekannt, daß das hochgebildete England nicht einmal ein einheitlich und staatlich geordnetes höheres Schulwesen besitzt und daß die Anforderungen zur Erlangung des akademischen Grades eines M. A. (Master of Arts) nur etwa denen an unsere Reifeprüfung entsprechen. Und was bei der englischen Charakterbildung und zum gentleman wirklich herauskommt, das hat die Gegenwart mit erschreckender Klarheit offenbart. Das Wort gentleman, das noch kürzlich ein sonst ganz wackerer Kriegsberichterstatter in aller Unschuld und Gedankenlosigkeit wählte, um das vornehme, edle Tun eines deutschen Offiziers zu kennzeichnen, hat seinen überlieferten Bedeutungsinhalt gründlich eingebüßt. Es muß heute für den Deutschen als Beleidigung gelten; der englische gentleman kann nur mehr den ehrenwortbrechenden russischen Generalen und den französischen und belgischen Lügnern und Heuchlern gleichgestellt werden.

Bei dem Unterricht in den neueren Sprachen ist man seit einiger Zeit zu einem gewissen Übermaß gelangt. Wenn unser Kaiser einst klagte, die Gymnasien bildeten junge Griechen und Römer heran, so könnte man für manche höhere Lehranstalt heute die Befürchtung hegen, daß sie junge Franzosen und Engländer erziehen möchte. Der Schreiber dieser Zeilen ist selbst Neusprachler von Fach und weiß gute Aussprache und gründliche Kenntnisse auf diesem Gebiet sehr zu schätzen; aber unsere Jugend mit den feinsten Feinheiten „idiomatischen" Sprachgebrauchs und mit dem Verlangen so großer mündlicher Sprach-

fertigkeit zu plagen, daß man ihr ihre deutsche Herkunft nicht mehr anmerke — das erscheint ihm, abgesehen von der tatsächlichen Unmöglichkeit, als entschieden zu weit gegangen. Eine möglichst gediegene Erkenntnis des wahren Kulturgehaltes, der höchsten sittlichen und künstlerischen Werte, wie sie in der besten Literatur der fremden Völker enthalten sind, wird in Zukunft noch mehr als jetzt das wertvollste Endziel des neusprachlichen Unterrichts sein müssen, und im übrigen wollen wir auf das einstige Kommen der „deutschen Schule“ hoffen.

An unseren Universitäten und technischen Hochschulen hat das Ausländertum auch schon eine nicht unerhebliche Rolle gespielt und zwar in der Beziehung, daß in nicht allzu seltenen Fällen deutsche Studenten hinter Ausländern — Amerikanern, Engländern, Franzosen, Russen, Japanern — bei Seminarübungen, im Experimentiersaal, auf dem Präparierboden zurückstehen mußten, ein Zustand, der vor kurzem ja zu dem bekannten Klinikerstreit geführt hat. Wie wenig solch ein Verfahren, ganz abgesehen von seiner Unwürdigkeit, zweckdienlich war, zeigt der rücksichtslose und gemeine Undank der Japaner. Diese haben ebenso wie die Russen ihre in Deutschland erworbene Bildung und Kenntnisse lediglich dazu benutzt, um sie gegen unser Vaterland auszunutzen, und obendrein lachen sie uns noch für unsere Gutmütigkeit aus.

Und betrachtet man unsere Literatur und Kunst, so entrollt sich gar ein betrübendes Bild. Das Ausland ist da geradezu die herrschende Macht geworden; bodenständige, ursprüngliche deutsche Künstlernaturen haben, mit wenigen Ausnahmen, aufs schwerste ringen müssen, bis sie zur verdienten Anerkennung gelangten: man denke etwa an Hebbel und Wagner, um nur diese beiden statt vieler zu nennen. Die Geschichte des modernen Dramas ist im wesentlichen eine Geschichte fremder Einflüsse, und mit dem Roman steht es nicht viel anders. Französische, englische, belgische, italienische, russische, skandinavische, amerikanische, ja ab und zu auch orientalische Strömungen herrschten so vor, daß einzelne starke deutsche Geister oder etwa die Heimatkunstrichtung sich kaum Geltung zu schaffen vermochten. Auch die bildenden Künste sind nicht viel besser daran. Noch jüngst konnte man sich nicht genug tun in der Verhimmelung überspannter französischer Stümper und in der Geringschätzung ehrlich strebender deutscher Maler. In der Musik aber müssen bekanntlich immer noch auch die Werke unserer deutschesten Tondichter mit französischen, italienischen und englischen Überschriften verunglimpft werden.

Und endlich, wie steht es mit den für unsere Daseinsfähigkeit wichtigsten Fragen mit den Auffassungen und Leistungen unserer Staatskunst? Bismarck kannte in allen seinen amtlichen Handlungen keinen anderen und keinen höheren Grundsatz als den Vorteil und das Wohl des Deutschen Reiches und Volkes. Nach ihm aber ist allzuoft die Rücksicht auf unsere Nachbarn, wie diese unser Verfahren beurteilen würden, für wichtige Entscheidungen maßgebend gewesen — nicht zu unserem Heile. Ein wenig mehr starkes und rücksichtsloses Selbstbewußtsein in früheren Zeiten hätte wohl unsere Lage in dem jetzigen gewaltigen Ringen in manchen Punkten günstiger gestalten können.

Und selbst jetzt, da das deutsche Volk die schwerste Probe seiner Stärke bestehen muß, wo so viele herrliche Kräfte sich entwickeln und unser Volkstum in wundervoller Reinheit sich offenbart, selbst jetzt schlägt noch ab und zu blinde Bewunderung und sündige Ehrfurcht vor dem Fremden durch: Es hat noch deutsche Frauen, Mädchen und Männer

gegeben, die die feindlichen Gefangenen beschenkt und mit ihnen schön getan haben; ein deutscher Professor hat noch geglaubt, die Beschäftigung ausländischer Assistenzärzte verteidigen zu sollen, und gewisse Presseäußerungen redeten bereits von Wünschen nach einem billigen Frieden, von notwendiger Rücksichtnahme auf unsere Feinde, von Schonung und von allzufreundlichem Entgegenkommen. Aber das sind glücklicherweise doch nur recht vereinzelte Erscheinungen. Es wird besser; der deutsche Michel erwacht und besinnt sich immer mehr auf seinen Wert, und es ist zu wünschen und mit allen Mitteln darauf hinzuarbeiten, daß dieses gesunde Selbstgefühl auch nach dem Kriege bestehen bleibt und sich immer weiter und kräftiger entfaltet.

Nur dann werden wir uns des sehnlichst erhofften Sieges dauernd freuen, seine Früchte wahren und den andern, dem Auslande, die schuldige Achtung vor uns aufzwingen können.

Idylle.

Ein Kindermädchen fuhr das ihr vertraute
Menschlein verschlafen durch den heißen Tag;
Ein Landwehrmann, dem schon das Haar leicht graute,
Tapste mit groben Schritten taktschwer nach.

Die Leute, die das schauen, halten an,
Sie sehn des Graurocks stillem Spielchen zu
Und mancher meint verschmitzt: „Nanu! Nanu!
Das junge Ding und so ein Freiersmann!“

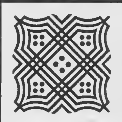
Der Krieger folgt mit schweren Kriegerschritten,
Bis sie im mittagstillen Parke gehn.
Da tritt er vor: „Ach, Fräulein, darf ich bitten!
Ich möchte mir das Kindchen gern besehn.“

Das Mädchen steht erstaunt und blinzt verlegen,
Doch schon neigt sich der Krieger zu dem Wichtchen;
Das lacht ihn an mit blühendem Gesichtchen
Und ballt ihm krähend eine Faust entgegen.

Er hebt mit schweren Händen das Geschöpfchen
Aus seinen Kissen, hält es nah umfangen
Und küßt und küßt das süße Engelsköpfchen,
Indessen netzen Tränen seine Wangen.

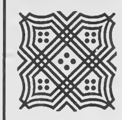
Das Kindchen legt zurück er auf die Decke
Und seufzt: „So'n kleines hab' ich auch zu Haus.“
Dann dankt er, grüßt, wischt sich die Augen aus
Und langsam geht er um die nächste Ecke.

Nikolaus Welten, Luxemburg.



Die Ukraina und der Krieg.

Von Alfred Arnold in Wien.



Wie der gegenwärtige Krieg auf militärischem Gebiete verborgene Pläne enthüllte und ungeahnte neue Tatsachen schuf, so erweckte er plötzlich und mit Ungestüm auch mancherlei politische Bestrebungen, die bisher mehr oder minder nur als Zukunftsträume lebensfremder Parteien und Ideologen gegolten hatten. So hat heute das Schlagwort der „Befreiung Polens vom Moskowiterjoche" bereits die offizielle Prägung erhalten, und allgemein bekannt ist, daß das Polenvolk durch den gegenwärtigen Krieg auch die möglichste Wiederherstellung eines geschlossenen polnischen Verwaltungsgebietes anstrebt. Weniger ist bisher in die breite Öffentlichkeit gedrungen, daß noch ein zweites Volk mit heißer Sehnsucht auf Verwirklichung eines ähnlichen Zieles im gegenwärtigen Kriege hofft: das Volk der Ruthenen oder richtig genannt „Ukrainer". Und doch fällt diesem Volke im Kriege mit Rußland eine so bedeutsame Rolle zu, daß es geboten erscheint, gegenüber den in weitesten Kreisen herrschenden unklaren, oft unrichtigen Vorstellungen vom Ukrainertume eine kurze Darstellung der wichtigsten wissenswerten tatsächlichen Verhältnisse zu geben.

Schuld an den unklaren und unrichtigen Vorstellungen ist nebst der im allgemeinen nur oberflächlichen Kenntnis osteuropäischer Verhältnisse besonders der Umstand, daß das offizielle moskowitische Rußland geflissentlich und systematisch die Existenz eines selbständigen ukrainischen Volkes leugnet und es bloß als einen nur durch Mundart von der übrigen Nation verschiedenen russischen Volksstamm, unter dem Namen „Kleinrussen", gelten lassen will (wie etwa unter den Deutschen die Sachsen, Tiroler, Preußen usw. bloße Volksstämme sind). In Wahrheit sind die Ukrainer ein von den Russen ebenso verschiedenes selbständiges slawisches Volk wie die Tschechen, Polen, Serben, Bulgaren, und wie ähnlicherweise unter den Germanen wieder Deutsche, Engländer, Schweden usw. verschiedene, selbständige Völker sind. Das beweisen alle Merkmale, die nach wissenschaftlichem Grundsatz die Hauptgrundlagen einer selbständigen Nation bilden: gemeinsame anthropologische Kennzeichen, eine besondere Sprache, gemeinsame historisch-politische Überlieferungen (für die Vergangenheit) und Bestrebungen (für die Zukunft), eine selbständige Kultur und ein geschlossenes geographisches Territorium.

Der ukrainische Nationalrat hat sich besonders in letzter Zeit angelegen sein lassen, über diese Tatsachen Licht zu verbreiten, und ein in seinem Verlage nach Kriegsausbruch erschienenes Büchlein, verfaßt vom Privatdozenten an der Lemberger Universität, Dr. Stefan Rudnyckyj, beweist in volkstümlicher Form und einwandfreier Weise, daß sämtliche für eine selbständige Nation geltenden Merkmale beiden Ukrainern durchaus vorhanden sind.

So ergibt ein Vergleich der anthropologischen Kennzeichen (wie Wuchs, Schädelindex, Nasenindex, Gesichtsbreite, Gesichtsindex, Haar- und Augenfarbe usw.) zwischen Ukrainern, Russen und Polen, basiert auf den neuesten Messungen von Iwanowkij und Wolkow, daß die Ukrainer sehr geringe Verwandtschaft mit Russen oder Polen zeigen. Nach Denikers Einteilung gehören auch die Ukrainer zu der sogenannten adriatischen (dinarischen) Rasse, während die Polen der Weichsel-, die Russen der orientalen Rasse beizuzählen sind. Ebenso haben bezüglich der Sprache namhafte philologische Forscher wie Jagic, Miklosich, Potebnja und andere bewiesen, daß die ukrainische Sprache keine bloße Mundart, sondern eine selbständige Sprache darstellt, eine Meinung, die auch die Petersburger Akademie der Wissenschaften in ihrem Gutachten von 1905 aussprach und die nebstdem durch die Entwicklung und den Bestand einer eigenen ukrainischen Literatur zur Genüge erhärtet ist.

Die Selbständigkeit des Ukrainervolkes ergibt sich ferner deutlich aus dessen Geschichte. Das alte Kijewer Reich, das bereits zu Beginn des 9. Jahrhunderts bestand, war eine staatliche Organisation der südslawischen Stämme Osteuropas, der Vorfahren der heutigen Ukrainer. Dieses Reich gelangte durch die Mitwirkung normannischer Söldnerscharen (Waräger) seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zu größter Ausdehnung und Blüte, unterwarf die nördlichen Slawenstämme, die Vorfahren der heutigen Russen, drängte die Nomadenvölker der Steppen zurück und unterhielt rege Handels- und Kulturbeziehungen zu dem byzantinischen Reiche. Doch die dem ukrainischen Volksgeist angepaßte sehr liberale, gewissermaßen adelsrepublikanische Verfassung, die dieser Staat hatte, legte den Keim zu seinem allmählichen Verfalle.

Durch die Senioratseinrichtung der Thronfolge kam es zur Bildung zahlreicher Teilfürstentümer, die fast nur mehr unter nomineller Oberhoheit des Kijewer Großfürsten standen, bis schließlich aus den nördlichen Teilfürstentümern an der Oka und Moskau (in welchen es der dem dort ansässigen russisch-mongolischen Volke angepaßte Volksgeist gestattete, eine absolutistische Regierungsform einzuführen), das russische Reich entstand, das sogleich mit Kijew Händel suchte und es mit Krieg überzog. Kijew wurde durch diesen Krieg so geschwächt, daß sich das Zentrum des politischen Lebens der alten Ukraina im 13. Jahrhundert nach Halitsch am Dnjestr verschob. Außerdem war das Kijewer Reich fortwährenden Einfällen kriegerischer Nomadenhorden vom Osten und Süden ausgesetzt, die es jedoch erfolgreich zurückschlug, bis der Mongolenkaiser Dschingischan mit seinen unübersehbaren Horden in den pontischen Steppen erschien. In einer dreitägigen Schlacht an der Kalka 1224 wurde das Kijewer Heer vernichtet und 1240 die Stadt Kijew dem Erdboden gleich gemacht. Halitsch hielt sich noch beinahe ein Jahrhundert lang, brach aber schließlich unter den fortwährenden Anstürmen der Tataren einerseits und der Polen und Litauer anderseits zusammen. 1340 fiel Halitsch durch Erbschaft an Polen — die erste Staatsbildung des ukrainischen Volkes war damit verloren gegangen.

Der polnisch-litauische Staat, dem nunmehr die Ukraina einverleibt war, war nicht stark genug, um dieses so weit vorgeschobene Land gegen die ununterbrochen fortdauernden, zumeist aus der Krim erfolgenden Tatareneinfälle zu schützen. Das nötigte schließlich die an den Grenzen ansässigen Ukrainer, zur Selbsthilfe zu greifen. Es entstanden bewaffnete Organisationen von Ackerbauern, Jägern und Fischern (Kosaken = freie Krieger genannt), die zu jeder Stunde bereit waren, einfallenden Horden entgegenzutreten. Die polnischen Staatsbehörden mußten diesen Zustand stillschweigend dulden. So bildete sich im 16. Jahrhundert eine zusammenfassende militärstaatliche Organisation dieser Kosaken, die ihren Mittelpunkt in einer stark befestigten Stellung unterhalb der Stromschnellen des Dnjepr (Saporager Ssitsch) hatte und eine auf vollkommener Freiheit und Gleichheit fußende demokratische Republik (mit einem gewählten obersten Beamten, dem Hetman, an der Spitze) war. Nun schritten die polnischen Behörden ein, aber Kosakenaufstände waren die Folge, und im Jahre 1648 erhob sich unter Führung Bogdan Chmelnyzkyjs das gesamte ukrainische Volk, schlug die entgegengesandten Heere der Polen und schüttelte das polnische Joch ab — nach 300 Jahren hatte die ukrainische Nation wieder eine unabhängige staatliche Organisation.

Doch nicht lange sollte diese Unabhängigkeit währen. Der junge Staat wurde sofort von allen Seiten bedrängt, von den Polen, Siebenbürgern, Russen, Schweden und Türken, und um etwas zur Ruhe zu gelangen, sah sich Chmelnyzkyj schließlich genötigt, mit dem glaubensverwandten Rußland, das unterdessen mächtig emporgekommen war, den Vertrag von Perejeslav 1654 abzuschließen. Der Ukraina sollte danach ihre vollkommene Autonomie und ihre militärische Kosakenverfassung, doch unter Lehensherrschaft des Zaren, gewahrt bleiben. Aber Rußland war nicht gesonnen, den Vertrag mit einem Staate, dessen demokratische Verfassung ihm ein Greuel war, lange zu halten. Nach dem frühen Tode Chmelnyzkyjs (1657) begann es unter dessen unfähigen Nachfolgern mit einer systematischen Wühlarbeit im ukrainischen Volke, mit gegenseitigen Verhetzungen und mit Bestechungen, die ihm besonders das Recht der Ländereienverteilung gestattete.

Dieses echt russische Fischen im Trüben war bald von Erfolg begleitet. Es spaltete die ukranische Nation, wühlte sie auf und machte sie blind und widerstandsunfähig gegen die hereinbrechenden neuen Gefahren. So konnte bereits im Frieden Rußlands mit Polen 1667 die Ukraina in zwei Teile gespalten werden, deren einer an Polen abgetreten wurde. Noch einmal flammte das Freiheitsstreben der Ukrainer mächtig auf, zur Zeit des großen nordischen Krieges, unter dem genialen Hetman Masepa, der sich mit dem Schwedenkönig Karl XII. verband. Die Schlacht bei Poltawa 1709 vernichtete die Hoffnung auch auf diesen kühnen Versuch. Masepa mußte mit Karl XII. in die Türkei flüchten, der ukrainische Aufstand wurde von Peter dem Großen aufs grausamste unterdrückt und die verbriefte Autonomie der Ukraina aufgehoben. Mit der Teilung Polens kam auch der größere Teil der anderen, dem Polenreiche einverleibten ukranischen Hälfte an Rußland — seitdem schmachten acht Neuntel (32 Millionen) des ukrainischen Volkes unter dem russischen Joche.

Ein Neuntel (4 Millionen) des ukrainischen Volkes gelangte durch die Teilungen Polens an Österreich-Ungarn. Das wurde den „echt russischen" Leuten im Moskowiterreich, besonders seit der Panslawismus in Blüte kam, ein Dorn im Auge, und das ukranische Gebiet Österreich-Ungarns (Ostgalizien, Nordbukowina und Nordost-Ungarn) ist für sie eine Art Piemont. Diesen Ansprüchen auf die gesamte Ukraina war schon durch die Stellungnahme der russischen Regierungen seit dem Jahre 1680 vorgearbeitet. Bereits in diesem Jahre wurde die gesamte kirchliche Literatur in ukrainischer Sprache verboten, 1720 erschien ein Verbot, ukrainische Bücher überhaupt zu drucken; die ukrainischen Schulen wurden geschlossen, als Unterrichtssprache kam nur mehr die russische in Anwendung, und die ukrainische orthodoxe Kirche wurde dem Moskauer Patriarchen und der heiligen Synode unterstellt und vollständig russifiziert. Der griechisch-unierte Glaube, der viele Anhänger unter den

Ukrainern hatte, war natürlich den furchtbarsten Verfolgungen ausgesetzt und so wurde mit allen Mitteln die Russifizierung des Ukrainertums betrieben.

Trotzdem erzielte diese brutale Politik keinen durchschlagenden Erfolg. Zwar verließen viele intelligente Ukrainer, darunter der Dichter Gogol, aus verschiedenen Rücksichten ihre Nation, so wie früher schon während der polnischen Herrschaft der ukrainische Adel verloren gegangen war. Aber das Gefühl der nationalen Selbständigkeit verblieb und ebenso die von Geschlecht zu Geschlecht verpflanzte historische Tradition. Ja, zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann sogar ein großer Aufschwung der ukrainischen Literatur, den das Zarentum allerdings mit zahlreichen Verbannungen und der schmachvollen Marterung des nach Sibirien verschickten größten ukrainischen Dichters Schewtschenko beantwortete. Schließlich setzte der Moskowitergeist seiner Schande die Krone auf durch den berüchtigten Zarenukas vom Jahre 1876, der schlankweg jegliche Druckschrift in ukrainischer Sprache aufs strengste untersagte.

Das Ukrainertum sah sich nunmehr genötigt, den Mittelpunkt seiner Bestrebungen nach Galizien zu verlegen, wo es sich frei zu entwickeln vermochte. Genossen ja die Ukrainer im konstitutionellen Österreich-Ungarn die gleichen Menschenrechte wie alle anderen Nationen, und das im Laufe der Jahrhunderte so schwergeprüfte unglückliche Volk dankte dies dem Staate im Jahre 1848 durch ein Verhalten und durch Taten, die ihm den ehrenvollen Beinamen „Tiroler des Ostens" eintrugen. Doch die panslawistische und allrussische Agitation, die in den letzten Jahrzehnten immer mehr in Schwung kam, blieb auch nicht ohne Einfluß auf das ukrainische Volk in Österreich-Ungarn, obwohl die Mehrzahl schon infolge des ausgesprochen freiheitlichen und demokratischen Grundzuges des Ukrainervolkes sich ablehnend gegenüber allen Bestrebungen auf Vereinigung mit Rußland verhielt. Daß das Russentum nicht locker ließ, daß es seinen Eifer in den letzten Jahren verdoppelte und nach altgewohnter Weise mit Bestechungen aller Art arbeitete, wovon die bekannte Phrase vom „rollenden Rubel" Zeugnis ablegt, hat insbesondere im Vorjahre der Marmaroser Hochverratsprozeß, in dessen Mittelpunkt der allrussische Agitator Graf Bobrinski stand, bewiesen. So gelang es immerhin, in Galizien, in der Bukowina und den ukrainischen Karpathengebieten Ungarns eine russophile Partei zu züchten, deren Intelligenz auf dem Standpunkte der nationalen Einheitlichkeit zwischen Ukrainern und Russen steht und nach moskowitischem Muster das Bestehen einer selbständigen ukrainischen Nation schlankweg leugnet. Bei den letzten Reichsratswahlen wurden in Galizien zwei solcher Russophilen, die sich Russisch-Nationale nennen, gewählt: der k. k. Landesgerichtsrat Kurylowicz und der Lemberger Advokat Dr. Markow.

Sehr zustatten kam der russophilen Agitation der Interessengegensatz, der in Galizien und den anstoßenden Gebieten zwischen Ukrainern, Polen und Juden herrscht und der es den russischen Agitatoren leicht machte, zahlreiche unwissende Bauern durch das Versprechen der Befreiung vom polnischen und jüdischen Joche zu gewinnen. Doch der weitaus überwiegende Teil des Ukrainervolkes blieb gegenüber den russophilen Verlockungen standhaft, wie schon die Zahl der Abgeordneten nach den letzten allgemeinen Reichsratswahlen: 29 Ukrainer gegen bloß zwei Russischnationale — trotz der wütendsten Agitation — beweist. Es ist auch auf die Dauer unmöglich, weil widernatürlich, das ukrainische und das russische Volk in eines zu vereinen: zu tief ist die Kluft zwischen dem demokratischen, freiheitsliebenden Grundzug des ukrainischen und der passiven, knechtseligen Wesensart des russischen Volkes; auch die Kultur des ukrainischen Volkes, der Charakter der Siedlungen, Bauten, Trachten, Nahrung und Lebensweise, besonders aber die geistige Kultur ist wesentlich verschieden von der russischen und steht unzweifelhaft auf einer viel höheren Stufe. Wie tief eingewurzelt die Verschiedenheit zwischen beiden Völkern ist, beweist die Tatsache, daß ukrainische Bauern mit russischen Mädchen keine Mischehen eingehen und sogar beinahe niemals in einem Dorfe mit ihnen zusammenleben.

Schließlich sei noch des letzten, aber besonders für den gegenwärtigen Krieg wichtigsten Merkmales der ukrainischen Nation Erwähnung getan: des Territoriums. Das ukrainische Volk bewohnt ein einheitliches Gebiet, das von keinem europäischen Staate — Rußland ausgenommen — an Oberflächengröße übertroffen wird. Die Ukraina umfaßt über 850 000 Quadratkilometer, ist also mehr als 1½ mal so groß wie das Deutsche Reich. Das ukrainische Territorium bildet den südlichen Teil des osteuropäischen Flachlandes und lehnt sich im Süden an den Karpathenbogen, das Jailagebirge und den Kaukasus sowie an die Küste des Schwarzen Meeres vom Donaudelta bis zur Kubanmündung. Die Nordgrenze ist durch die großen Waldsümpfe des Polissje beiderseits des mittleren Dnieprlaufes bezeichnet. Es gehören zu diesem Gebiete in Rußland die Gouvernements Wolhynien, Podolien, Kijew, Chersson, Tschernigow, Poltawa, Charkow, Ekaterinoslaw, Taurien und Kuban, ferner in Österreich Ostgalizien bis beiläufig zur Sanlinie, Nordwest-Bukowina und in Ungarn das nordöstliche Karpathengebiet. Dieses weite Platten- und Ebenenland der Ukraina ist durch seinen Schwarzerdeboden und reiche Kohlen-, Eisen-, Petroleum- und Salzschätze eines der wertvollsten Länder des

Erdenrunds. Für Rußland hat das Gebiet der Ukraina, wie Dr. Rudnyckyj in seiner Broschüre zahlenmäßig nachweist, die Bedeutung einer unentbehrlichen Fleisch- und Kornkammer. Von höchster Wichtigkeit ist die Lage der Ukraina am Schwarzen Meere und an der Schwelle Vorder- und Mittelasiens. Nur der Besitz Ukrainas ermöglicht Rußland den Zugang zum Schwarzen Meer, durch dessen Häfen 70 Prozent an Gewicht und 65 Prozent an Wert von der gesamten Ausfuhr Rußlands gehen. Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen" auseinandergesetzt, daß auf dem Besitz dieses Gebietes am Schwarzen Meere das Schwergewicht des politischen Interesses Rußlands ruhe, hinter welchem das Interesse am Weichselgebiete und den baltischen Provinzen weit zurücktrete. Nur Ukrainas Besitz ermöglicht es Rußland, wie Dr. Rudnyckyj richtig ausführt, „nach dem Balkan und den Meerengen zu gravitieren, die Türkei und das Mittelmeer zu bedrohen. Nur Ukrainas Besitz ermöglicht es Rußland, die Kaukasusländer zu beherrschen, Persien zu bedrängen und den nächsten Weg zum Indischen Ozean zu suchen. Nicht zu vergessen ist, daß die Ukraina auf dem kürzesten Landwege von Mitteleuropa nach Ostindien liegt und ein gutes Stück davon beherrscht. Diese Tatsache kann schon in der nächsten Zukunft von größter Bedeutung sein."

Rußland weiß sehr wohl, was der Besitz der Ukraina für es bedeutet. Darum hat es beim Ausbruche des Krieges die Mehrheit seiner Streitkräfte dort versammelt und den Vormarsch dort angetreten, wo eine Bedrohung des für seine Lebens- und Machtinteressen wichtigsten Gebietes am gefährlichsten wäre: von seiner Ukraina aus gegen die ukrainischen Gebiete in Galizien, Bukowina und Ungarn.

Wie polnische Legionen, so kämpfen heute auch freiwillige ukrainische Schützenkorps, angegliedert an das österreichisch-ungarische Heer, für die Befreiung ihres Volkes aus russischer Unterdrückung, für die Interessen der beiden verbündeten Reiche Mitteleuropas. Ihr Ziel, zugleich die Sehnsucht aller Ukrainer, fällt zusammen mit demselben Plane, den schon Bismarck angedeutet hat für den Fall, daß es sich darum handeln sollte, den Übermut Rußlands zu brechen, seiner Bedrohung des Westens zu begegnen und es in die Schranken seiner natürlichen asiatischen Interessen zurückzuweisen. Dr. Rudnyckyj bringt zum Schlusse seiner Broschüre diesen Gedankengang klar zum Ausdruck in den Worten: „Durch Ukrainas Besitz ist Rußland zu dem geworden, was es ist, die übergroße Machtstellung Rußlands kann nur durch Lostrennung Ukrainas vom russischen Staate gebrochen werden."

Japan.

Das mutigste Volk
Auf dem ganzen Erdkreis
Ist Japan.
Sein Heldenmut
Stinkt zum Himmel!

Ein großer, edler, treuer Hund
Wurde eines Tages
Von vier scheußlichen Kläffern
Feige und heimtückisch
Angefallen.
Da kroch eine schlitzäugige
Ratte
Aus ihrem Versteck hervor
Und holte sich
Hinterrücks
Den kleinen, zarten Bissen,
An dem der Hund sich zu freuen hoffte,
Als „Siegestrophäe"
In sein ehrloses Nest.

Das mutigste Volk
Auf dem ganzen Erdkreis
Ist Japan.
Sein Heldenmut
Stinkt zum Himmel!

Hans Bethge.

Auf dem Marsch.

Der Eichwald rauscht uns einen Marschgesang:
Es schmettert drin von Sieg und Wiederkehr,
Nur manchmal summt's von Totenglockenklang.
Und der es fühlt, dem wird die Seele schwer.

Auch mancher hört, wie sich ein Ton draus schwingt,
Ein alter, traurig-lieber Heimatton . . .
Dem wird's, wie wenn ihm seine Mutter singt:
„Breit' aus die Flügel über meinen Sohn!"

Den Wald umloht ein tiefes Abendrot.
Am Wege, den wir gehen, blüht ein Grab:
„Hier starb ein Hauptmann seinen Heldentod,"
Ruft unser Leutnant, „nehmt die Helme ab!"

Und weiter — weiter — in die Nacht hinein
In irgend eine, in die letzte Nacht:
„Herr, wie du willst, so mag es mit mir sein;
Doch über meinen Liebsten halte Wacht!"

Wir machen Rast und legen uns zur Ruh'.
Der Mut ist müd'. Nur meine Sehnsucht nicht.
Sie fliegt noch einem fernen Ziele zu:
Sie fliegt aus dieser dunklen Nacht ins Licht.

Paul Ernst Köhler,
Gefreiter der 112er.



Weihnachtswunsch.

„Liebes Muttchen, hör' doch mal,
Ich muß dir was sagen:
Du wolltest mich doch heute fragen,
Was ich vom Christkind bitte.
Wünsche hab' ich drei an der Zahl!
Einer
Ist ein ganz kleiner;
Der in der Mitte,
Der ist famos!
Aber der dritte,
Der ist riesengroß!
Du wirst dich wundern, aber sehr.
Es ist nicht etwa ein Schießgewehr,
Kein Steckenpferd und keine Kanone,
Auch keine Trompete — nein, nicht die Bohne!
Auch keine Bleisoldaten —
Aber du wirst es nicht raten,
Gelt, ich muß es dir sagen!
Also denk' mal — in meinem alten Wagen,
Ihr habt ihn schon längst auf den Boden getragen
Und eingepackt in graues Papier,
Also in den — da wünsch' ich mir —
Muttchen, was machst du für ein Gesicht?
Muttchen, ich seh' schon, du schenkst mir's nicht —
Ein niedliches, kleines, lebendiges Kind,
Grad' wie die richtigen Kinder sind —
Anders will ich es nicht.
Mit solch einem Runzelgesicht
Und solchen kleinen
Niedlichen Beinen.
Muttchen, das kostet gewiß sehr viel?
Gewiß noch mehr als ein Lottospiel?
Ja, ja, der Vater sagte erst neulich,
Was Kinder kosteten, das wäre greulich!
Aber du kannst doch dem Christkind schreiben,
Wenn etwa welche übrig bleiben,
Oder jemand will lieber was andres geschenkt,
Gelt, Muttchen, daß es dann an mich denkt?
Und gleich alles, dazu, was nötig ist —
Weiß er das alles, der heil'ge Christ?
Hemden und Röckchen
Und Windeln und Söckchen,
Dazu ein Täschlein,
Darin ein Fläschlein,
Und Windelhöschen
Und Puderdöschen.
Muttchen, hat das Christkind so eins?
Schreib' ihm nur, wie ich's bestelle,
Vielleicht legt es eins auf die Schwelle.
Aber w e n n es eins bringt, dann ist es meins,
Denn was wir haben, das ist ja deins.
Nicht Muttchen, ganz bestimmt,
Daß sich's nicht wieder der Vater nimmt,
Und ich habe keins!" —

„Ach nein, der Vater wird dir's schon gönnen,
Du wirst dir's sicher behalten können,
Man muß nicht so unbescheiden sein,
Das Väterchen hat genug an Drei'n.
Aber du mußt auch bedenken,
Bei solchen Geschenken,
Was man damit tut?" —
„Ach Muttchen, ich weiß so gut.
Es liegt im Wagen
Und wird bißchen getragen.
Und gewiegt — nein — gewogen —
Und aus- und angezogen.
Und alle Tage gebadet,
Hübsch lau, daß es ihm nicht schadet
Und es strampelt sich nackt
Und wird eingepackt,
Daß die Füßchen nicht frieren,
Und dann fährt es spazieren." —
„Und wenn es schreit?" —
„Muttchen, da weiß ich Bescheid:
Da bring' ich dem Kindel
Eine saubere Windel." —
„Und wenn's weiter schreit?" —
„Da kommt zu zweit,
Da hungert es eben
Und man muß ihm was geben.
Ein geschlagenes Ei
Oder besser noch zwei,
Oder Flammeri,
Aber Wälschkraut nie.
Das ist mehr für Große ein Gericht,
Das mögen kleine Kinder nicht." —
„Und wenn's immer noch schreit?" —
„Muttchen, da tut es mir leid;
Da schlief es gewiß nicht gut,
Aber da weiß ich, was man tut:
Man schaukelt es bißchen und schläfert es ein,
Und wenn es dann aufwacht, da wird's nicht mehr schrein." —
„Aber wenn es dann doch noch schreit?" —
„Doch noch? Die ganze Zeit?
Da geh' ich zu ihm und seh',
Da tut ihm gewiß was weh'.
Da muß man ihm bißchen die Zeit vertreiben
Und das Bäuchlein mit heißem Öl einreiben,
Und man nimmt's auf den Arm
Und man hält es hübsch warm,
Und in einer Viertelstund'
Ist es wieder gesund!" —
„Wenn's nun aber ausgeschlafen hat
Und es fehlt ihm nichts und es ist auch satt,
Und wenn's da immer noch schreit?" —
„Muttchen, da ist es nur Boshaftigkeit.
Da kommt das Allerallerbeste:
Da hau' ich es durch — aber feste!"

Christa N i e s e l - L e s s e n t h i n.



Der Rosenstock.

Ich hatte in den drei Feldzügen mich brav gehalten, erzählte einst Hauptman A... in einem Zirkel guter Freunde, dennoch blieb ich immer Herr Leutnant und mußte manchen vornehmen Junker, der hinter dem Ofen gesessen, mir vorziehen sehen. Zum Glück verliebte sich mein alter General in ein schönes, junges Mädchen, das er heiraten wollte und dem zu Liebe er allerlei jugendliche Torheiten beging. Unter anderem wurde er auch empfindsam, weil sie es war. Wer ihn des Morgens vor der Front fluchen und toben hörte, der traute seinen Ohren nicht, wenn abends die Zaubernacht den rauhen General in einen girrenden Schäfer verwandelte. Trotz der Ungleichheit der Jahre wurde das Mädchen seine Braut, doch mit dem Vorbehalt, für das Opfer ihrer Jugend ihn zu tyrannisieren, und das tat sie denn auch nach Herzenslust. Alle Schweißtropfen, die er auf der Parade seinem Regiment abpreßte, schienen sich auf seiner Stirn zu sammeln, wenn die Grillen der Braut vor ihm aufmarschi rten, und wehe ihm, wenn er ihre Launen nicht befriedigen konnte. Wir hatten damals unser Quartier in meiner Vaterstadt, einem kleinen unbedeutenden Orte. Der Weihnachtsabend rückte heran. Das Fräulein begehrte von ihrem geschmeidigen Verehrer einen Rosenstock. Anfangs schien der Wunsch ihr wenig am Herzen zu liegen; als sie aber hörte, es sei im ganzen Städtchen kein blühender Rosenstock zu finden, bestand sie mit kindlicher Unart darauf und brachte durch ihr Maulen den General zur Verzweiflung. Er sandte reitende Boten in die nächsten großen Städte, die ihm auch wirklich Rosenstöcke brachten; aber der eine war geknickt, der andere erfroren, und das Fräulein warf sie aus dem Fenster. Das Schneegestöber, welches damals drei Tage lang uns heimsuchte, war nicht so ungestüm wie ihre Laune.

In dieser Not ritt der General am Weihnachtsmorgen zufällig an meiner Wohnung vorbei und — erblickte an meinem Fenster einen blühenden Rosenstock, den ich selbst mit großer Sorgfalt für den nahen Geburtstag meiner Mutter gezogen hatte.

Kein hungriger Habicht kann so schnell auf die erste Lerche herabstürzen, wie er, vom Pferde springend, in mein Zimmer brach und mit gierigen Blicken zu meinem Rosenstock eilte. Ich war nicht wenig erstaunt über den unerwarteten Besuch, noch mehr über die ungewohnte Freundlichkeit, mit der

er mich anredete: „Lieber Herr Leutnant, wollen Sie mir wohl di sen Rosenstock überlassen?“ Ich hatte nicht die mindeste Lust dazu und entschuldigte mich höflich mit dem Verlangen, meiner alten Mutter eine Freude zu machen. Als er fortfuhr, mit ungestümen Bitten in mich zu dringen, nahm ich mir die Freiheit, ihm zu sagen: Er habe es nicht um mich verdient, daß ich nun ein solches Opfer ihm bringen sollte. Ich erinnerte ihn bescheiden an die Kränkungen, die ich erlitten, obgleich er selbst mir oft bezeugt habe, daß ich im Felde mich brav gehalten. Diese Erinnerungen, die er sonst so sehr unwillig aufzunehmen pflegte, fanden diesmal ein geneigtes Gehör; wir fingen an zu handeln, und kurz, er packte meinen Rosenstock auf, gegen das billige Versprechen, mir die nächste freiwerdende Kompagnie zu verleihen. Er hat Wort gehalten. Mein Blut hatte ich vergebens vergossen, aber nicht das Wasser, mit dem ich meinen Rosenstock tränkte.

„Feierstunden“, 16. Dezember 1820.

Die Kandidaten.

Der Hamburger „Telegraph“ gibt folgende Notiz aus Berlin:

Einen rührend komischen Anblick gewährt an jedem Morgen in den ersten Frühstunden ein Spaziergang durch die oberen Linden und die Wilhelmstraße bis zur Leipziger Straße hin. Das ist nämlich die Zeit, wo die Kandidaten aller vakanten und nicht vakanten Ämter, die Kandidaten aus allen möglichen geistlichen, Schul-, Justiz- und Regierungsfächern den mächtigen Ministern und Räthen ihre Aufwartung machen. Schwarz gekleidet, mit weißer Binde um den Hals, schießen sie an dir vorüber, plötzlich stehen sie still, überlegen eine erhaltene Antwort oder ein zu stellendes Gesuch, probieren die eingelernte Rede noch einmal, nähern sich der verhängnisvollen Thür, haben nicht das Herz, kehren noch einmal um, um sich zu erholen, und wagen es erst dann mit einem muthigen Entschluß. Andere wollen eben von der Rechten an die Thür eines Hotels treten, da begegnet ihnen ein anderer von der Linken. Und doch ist nur eine Stelle vakant! Jeder bildet sich ein, so früh zu kommen, daß er den mächtigen Mann, der sie vergibt, allein trifft, aber, entsetzliche Täuschung, schon ist das ganze Vorzimmer gefüllt, und die eigene Lebensfrage, auf deren Lösung eine seit sieben Jahren verlobte Braut und ein nachgerade ungeduldig werdendes Schwiegerelternpaar harrt, verschwimmt in den Lebensfragen von dreißig andern Menschen, in den Hoffnungen von ebensoviel anderweitigen Bräuten! Geöffnet ist hier die geheime Werkstatt unserer Existenz, offen liegen sie da in Gruben und Gängen, die der Fuchs oft schneller durchgräbt als der still arbeitende Bergmann — ein Anblick zugleich komisch und zum Weinen!

„Europa“, 3. Band 1841.

Der Donon.

Der berühmte Dononberg, wo die Druiden ihre Opfer verrichteten, hatte Statuen und Basreliefs vom höchsten Alterthume, welche, um sie vor gänzlicher Zerstörung zu schützen, durch die Vogesische Nacheiferungsgesellschaft (Société d'émulation des Vosges) nunmehr nach dem Museum von Epinal gebracht und in die Wände eines zu diesem Behufe neu aufzuführenden Gebäudes eingemauert werden sollen.

„Europa“, 3. Band 1841.

Feldpost.

Die Feldpost, welche während des deutsch-französischen Krieges eingerichtet worden ist, hat vom 15. Oktober bis 8. Dezember 1 100 000 Pakete aus der deutschen Heimat an die Armee befördert.

„Aus allen Weltteilen“ 1871.

Neujahrsgruß.

Gott zum Gruß im neuen Jahr
Bring' ich, o mein Volk, Dir dar!
Achte nicht gering den Gruß,
's ist drin Segens Überfluß.

Gott voran auf Deinem Pfad,
Gott zuhöchst in Deinem Rat,
Gott zutiefst im Herzen drin,
Gott zuletzt Dir aus dem Sinn!

Gott zum Licht in Dunkelheit,
Gott zum Schild in Kampf und Streit,
Gott zum Trost in Trübsal Dir,
Gott zur Zuflucht für und für!

Komm' dann, was da kommen will,
Tapfer kannst Du halten still;
Brauchst nicht Diplomatenkunst,
Dir zu wahren Ehr' und Gunst.

Stürmt es gleich von Süd und Nord,
Deine Reihe stürmt's nicht fort;
Stürmt es gleich von Ost und West,
Du stehst unbeweglich fest.

Gottesfurcht macht Männer stark,
Sie gab Deinen Vätern Mark;
Trotz und kecke Zuversicht,
Roß' und Wagen tun es nicht.

Gott mit Dir, mein Vaterland,
Mit Dir seine mächt'ge Hand,
Mit Dir nun und allezeit
Seine Gnad' und Freundlichkeit.

„Der Bote“, Volkskalender von 1854.

Gertrud Pfeiffer-Kohrt: Waldweihnacht





Die zweimal begrabene Tante.

Das „Antwerpener Tagblatt" theilt folgendes mit: Eine alte, mehr als achtzigjährige Frau starb unlängst in der Ortschaft Lierre infolge einer langwierigen Krankheit, die sie jahrelang an ihr Krankenbett gefesselt hatte. Sie sollte zwei Tage nach ihrem Tode beerdigt werden, und da ihre Hinterlassenschaft nicht sehr bedeutend war, so beflissen sich die lieben Verwandten, welche sie beerbten, der möglichsten Sparsamkeit. Statt also, wie es gebräuchlich, Todtenfrauen kommen zu lassen, welche die Leiche in den Sarg legen sollten, vertrauten sie diesen Dienst dem Tischler an, welcher den Todtenschrein gemacht hatte. Am Morgen des Begräbnißtages ward der Sarg in das Zimmer der Verstorbenen getragen, und die zwei Lehrburschen, die ihn getragen hatten, entfernten sich bald wieder, ohne beim Fortgehen Jemand etwas zu sagen.

Gegen zehn Uhr kamen die Geistlichkeit und Leichenträger mit der Bahre, um die Leiche abzuholen und sie zunächst in die Kirche zu tragen, wo die üblichen Gebete über den Sarg gesprochen werden sollten. Einer der Träger bemerkte seinem Kameraden, er finde den Sarg so leicht, als enthalte er keinen Körper, worauf dieser antwortete, das sey ganz in der Ordnung, da die Todte mager und durch lange Krankheit abgezehrt gewesen sey. Beide Träger setzten darauf den Sarg in die Bahre, die Geistlichen geleiteten ihn in die Kirche, und dort wird die g bräuchliche Leichenfeier abgehalten. Nachdem sie zu Ende ist, wird der Sarg auf den Kirchhof gebracht und dort dem Ritus gemäß beerdigt.

Indessen sollte das Zimmer, wo die alte Tante gelegen hatte, gereinigt werden, und eine Frau, die man zu diesem Behuf hatte kommen lassen, machte sich daran. Zuerst will sie das Bett in Ordnung bringen, aber kaum hat sie die Vorhänge desselben zurückgezogen, so stößt sie ein schreckliches Geschrei aus, läuft davon und macht, daß sie Hals über Kopf die Treppe hinunter kommt. Das ganze Haus wird wach: „Die Tante ist wieder aufgestanden, die Tante ist wieder aufgestanden!" schreit die Frau, ihre letzte Kraft zusammenraffend, und sinkt dann ohnmächtig auf ihren Stuhl nieder.

Der Muthigste der Hausleute steigt klopfenden Herzens die Treppe hinauf; bald hört man unten ein furchtbares Geschrei; Niemand wagt mehr zu zweifeln, daß die Tante, wie sie leibt und lebte, wieder aus ihrem Grabe aufgestanden sey, und des Lärmens und Schreckens in der ganzen Nachbarschaft ist kein Ende mehr.

Zuletzt wirft man denn doch die Frage auf, ob wohl auch die Leiche wirklich in den Sarg gelegt sey? Erkundigungen werden bei dem Tischler eingezogen, und deren Resultat ist, daß die beiden Lehrlinge desselben erröthend gestehen, sie hätten bei dem Anblick der entstellten Leiche Furcht bekommen und seyen fortgegangen, ohne daß sie ihren Auftrag, die arme Tante in den Sarg zu legen, erfüllt hätten. Dieses freimüthige Geständniß machte die Welt um eine höchst interessante Geistergeschichte ärmer, aber es blieb doch noch die Verlegenheit, die Todte zum zweitenmale beerdigen zu müssen. Die geistliche Behörde des Ortes löste sie auf eine höchst vernünftige Art, indem sie entschied, da der Verstorbenen schon alle kirchlichen Weihen widerfahren seyen, so brauche man nur noch den Sarg in aller Stille auszugraben, die Tante hineinzulegen und diese am Abend noch einmal, ohne weitere Ceremonien, zu begraben.

„Europa", 4. Band 1839.

Der Bußprediger.

In den „Notizen aus Berlin" im „Telegraphen" lesen wir:

Nach einigen sehr staubigen, schwülen Tagen hatte es endlich geregnet. Der schönste Sonntagsmorgen lockte unabsehbare Menschenschaaren unter die Linden. Am Palais des verstorbenen Königs spricht mich ein Mann mit einem Orden im Knopfloche an: „Schönes Wetter."

„Schönes Wetter."

„Das macht Gott mit einem Wort. Unser Menschenwitz hätte das nicht machen können."

„Schwerlich."

„Und der Herr ist allerwege mächtig, und groß ist sein Name, ja groß in Ewigkeit."

„Amen."

Der Fremde begann hierauf mit kräftiger Stimme und vielem Redetalent eine Auseinandersetzung über die angeborene Sündhaftigkeit des Menschen. Da ich ruhig und fast teilnahmslos neben dem mir gänzlich unbekannten Manne herging, frug er mich mit fast zorniger Ungeduld: „Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?"

„Vollkommen!"

„Halten Sie mich für einen Schwärmer?"

„Ich höre den Lärm, sehe aber kein Licht."

Diese Antwort von dem schlichten Spaziergänger war dem Bekehrer unerwartet. Er sah mich groß an und ging.

Zu Haus fand ich in der Rocktasche einen Bußtraktat.

„Europa", 3. Band 1841.

Gedanke.

Der Schwache fürchtet die öffentliche Meinung, der Thor trotzt ihr, der Weise beurtheilt sie.

„Süddeutsche Miscellen", Nr. 9, 30. Januar 1813.

Der Held.

„Potz alle Wetter, Bomben und Granaten!“
so schrie und schwur ein alter Reitersmann,
umringt von neugeworbenen Soldaten,
die ihn, ob seiner Kriegesthaten,
mit offnem Munde staunten an.
„Kaum kann ich's, Brüder, euch beschreiben,
wie wütend ich ins Feuer drang.
Ja, alle mußten rückwärts bleiben,
so sprengt' ich vor — und kaum minutenlang —
war kein Feind mehr zu sehen noch zu hören,
sie flohen, denn mein Schwert fiel schwer.
Potz alle Wetter! Doch ich will nicht schwören,
so was erlebt man jetzt nicht mehr.
Ich hieb ein Dutzend Arm' und Beine —
was sagte ich, ein Dutzend? — Nein —
es mußten wenigstens, und ich war ganz allein,
gewiß noch zwanzigmal mehr seyn.
Die hab' ich mir nichts, dir nichts, Brüder,
wie Distelköpfe hingestreut;
zerstümmelt lagen abgehau'ne Glieder
um mich herum auf Stunden weit.“
„Ich bin erstaunt,“ rief der Rekruten Einer,
ihr seyd ein Held, der ohne Gleichen ist,
den möcht' ich sehn, der sich mit euch noch mißt,
denn euern Muth erreichet keiner!
Doch wundert's mich, daß ihr in solcher Schlacht,
die ihr so ruhmvoll mitgemacht,
nur hiebt nach Armen und nach Beinen;
traft ihr denn von den Köpfen keinen?“
„Hm, Brüderchen, zu dir ganz im Vertrau'n:
die hatten Andere schon abgehau'n.“

Ziehnert.

(„Geschenke für die Jugend“, 1829.)

Die Entstehung einer Insel.

Der Missionär Pater Tarillon erzählt von einer Insel, die sich im Jahre 1707 plötzlich in dem griechischen Archipelagus aus den Meeresfluten erhoben hat.

Am 18ten Mai spürte man auf der Insel Santorin zwei kleine Erdstöße, und am 23ten erhob sich im Golf dieser Insel etwas, das man für die Trümmer eines gescheiterten Schiffes ansah. Die Bewohner fuhren eiligst hin, um noch von seiner Ladung zu retten, was sie könnten, und fanden mit Erstaunen Felsen und feste Erde. Entsetzt kehrten sie ans Land zurück und erzählten, was sie gesehen hatten.

Die Neugierde trieb viele andre auf die neue Insel hinüber. Sie fanden überall einen weißen Stein, der sich wie Brod schneiden ließ und demselben überhaupt so ähnlich war, daß ihm nichts als der Geschmack fehlte. Allein plötzlich fing der Boden an, unter ihnen zu zittern, und sie flüchteten sich eiligst nach Santorin hinüber, wo sie ruhig zusahen, was weiter geschah. Die Insel wuchs von Tag zu Tag mehr an. Am 16. Juli stieg Rauch von ihr auf, und es folgte ein förmlicher vulkanischer Ausbruch. In der Nacht vom 19ten auf den 20ten sott das Meer rings umher. Der Vulkan warf verbrannte Steine aus, und dieses Schauspiel wiederholte sich bis zum 23. Mai 1708 mehreremale. Am 15. Juli dieses Jahres besuchte der Missionär die Insel noch einmal, er konnte sich ihr aber nicht nähern, da das Wasser um dieselbe her zu heiß war. Diese Hitze dauerte noch 1710, und nach dem Bericht eines andern Missionärs konnte man selbst 1714 noch nicht auf der glühenden Erde gehen, unerachtet der Vulkan kein Geräusch mehr hören ließ und kein Feuer mehr auswarf.

„Süddeutsche Miscellen“,
15. Januar 1813.



Vorlesungen I.
Scenen aus unsern Abendunterhaltungen, in zwei Blättern, die einen belustigenden Gegensatz bilden. „Europa“ 1838.

Heiteres aus alten Blättern.

Ein „Universale“.

Was das Ungeziefer der Wanzen einem, der solche im Bette hat, vor Unruhe verursachet, sowohl wegen des üblen Geruchs als besonders wegen ihres Blutsaugens, wird ein jeder wissen, der solche hat. Da mir nun ein Universale, dieselben zu vertreiben, aus der Erfahrung bekannt ist, so in keinen Olitäten oder anderen Schmieralien bestehet, so bin ich bereit, vermöge der Menschenliebe demjenigen, der solche üblen Gäste aus seinem Bette los seyn will und sich schriftlich, aber franco, nebst Beylegung 2 Rthlr. bey mir meldet, das Universale, die Wanzen zu vertreiben, schriftlich zu eröffnen.

Datum Crossen, im Monat November 1766.

B. H. Baron de Heins.

Conseiller privé du Roi de Prusse.

Ovid: Conscia mens recti famae Mendacia ridet.

Vossische Zeitung, Berlin 1766, Nr. 144.

Für Damen.

Ein exzentrischer Freund von uns, welcher, wie er sagt, den betreffenden Gegenstand schon seit längerer Zeit zu seinem speziellen Studium gemacht hatte, ist der Meinung, daß gewisse Worte geeignet sind, dem menschlichen Antlitz, ganz besonders aber dem des schönen Geschlechts, einen bestimmten Ausdruck zu geben. Wenn zum Beispiel eine Dame mit heiterer Miene in eine Gesellschaft zu treten wünscht, so muß sie in dem Augenblick, wo sie im Begriff steht, die Schwelle zu überschreiten, das Wort „Blume“ sagen und den Ausdruck oder die Form, welche der Mund annimmt, beibehalten, bis die gewünschte Wirkung auf die Gesellschaft augenscheinlich erreicht ist. Wünscht sie dagegen eine distinguierte und etwas stolze Haltung, die nichts mit Sanftmut zu schaffen hat, anzunehmen, so muß sie das Wort „Bürste“ sprechen, und das Resultat wird ein untrügliches sein. Will sie, daß ihr Mund klein aussehe, so muß sie „knapp“ sagen; ist der Mund aber schon sehr klein, so daß er eher der Erweiterung bedarf, so muß sie das Wort „wer“ aussprechen. Wünscht sie traurig und schwermütig auszusehen, so muß sie „miau“ sagen, während sie, wenn sie eine resignierte Miene annehmen will, bloß die zwei kleinen Wörtchen „na da!“ vor sich hinzusprechen braucht. — Erprobt haben wir, da wir nicht das Glück haben, dem schönen Geschlecht anzugehören, diese Regeln natürlich nicht, wollen dieselben aber unseren Leserinnen bestens empfohlen haben und raten ihnen, zum Beispiel auch wenn sie sich photographieren lassen, einen Versuch zu machen.

Paynes „Universum,“ 1867.

Der grobe General.

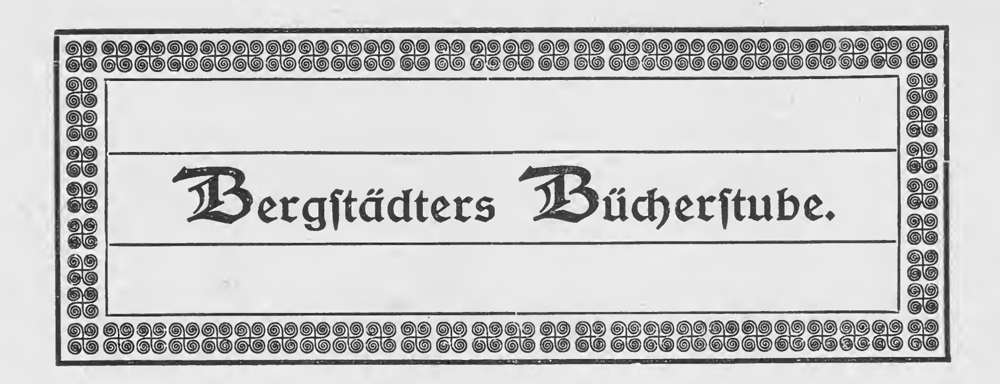
Dem General N., bekannt durch seine derben Ausdrücke, machte der König auf der Parade Vorwürfe wegen der Excesse, welche sich einige junge Offiziere hatten zu Schulden kommen lassen. Der König schloß mit den Worten: „Er ist nicht grob genug!“ Ohne etwas zu erwidern, wandte sich der General an das versammelte Offiziercorps: „Ich frage Sie auf Ehre und Pflicht, kann wohl ein Mensch gröber sein als ich?“ — „Nein, Ew. Excellenz,“ war die einstimmige Antwort.

„Der Bote“, 1854.

Wahlanekdote.

Ein Landmann fragte einen anderen: „Was willst Du aus deinem Sohne machen? Laß ihn studieren, Du hast ja die Mittel dazu.“ — „Nein, daß laß ich wohl bleiben, das kostet zu viel Geld.“ — „Aber,“ versetzte der andere, „Du machst ihn dadurch zu Ämtern und Würden geeignet!“ — „Nein, ganz im Gegentheil, besser, ich behalte mein Geld; denn das neue Gesetz schreibt vor, wieviel Geld man besitzen müsse, um wahlfähig zu sein, nicht aber wieviel Verstand.“ „Der Bote“, 1854.





Von Heimatgefühl und Heimat.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Dies ist die Zeit des großen Geschehens, des gewaltigen Tuns, des regen, unermüdlichen Werkens. Kaum jemals eine Muße, noch der Wille zu einer solchen. Was die Tagesbotschaften bringen, was sie in ungezählten Lettern vom tosenden Fortgang der Weltgeschichte vor uns hinstellen, das durchfliegt der dürstende Blick, das durchlebt das bebende Herz wie in unmittelbarem Erfassen, und überall am fernen Horizont: dort, wo die Schlachten toben, schaut es uns an wie blutrotes Geschäume, das aus klaffenden Wunden quillt, wie nachtschwarzes Wolkengetürme, durchhallt von Stöhnen und Todesschrei, durchquert von sausenden Kugeln und heulenden Granaten, durchblitzt vom Feuer mordspeiender Geschütze.

Wer aber dennoch nach einem Buche, einem Erzählbande greift, der sucht im Genusse zugleich Mitbetätigung: ein gründliches Sichversenken, ein Eintauchen in Tiefen, die Tiefes und Tiefstes in ihm erschließen, den ganzen inneren Menschen in ihm weckend und wach erhaltend, sodaß Augenblicke kommen müssen, da sein Seelenland wie eine durch die Pflugschar aufgerissene Scholle des befruchtenden Samens harrt.

Weit draußen geht eisenklirrenden Schrittes über zerstampften Boden ein Riese, dessen nimmerrastende Faust alsbald das Gelände ringsum besät. Sein Name ist Tod und was er ausstreut — Ewigkeitssaat: junges, blühendes und reifes, fruchtschweres Leben, das fürs Vaterland in die tiefen Furchen der Vergangenheit fiel. Tausende waren Zeugen, wie es dahinsank — Tausende, die vielleicht noch heute, oder morgen schon, in eigener letzter Stunde den Himmel über sich offen sehen. Wie tapfer sie auch diesem Lose entgegen schauen: das Herz wird ihnen dennoch erzittern vor Heimweh beim Gedanken an Heim und Heimat, denn das Heimatgefühl war immer mächtig in der Gesamtheit wie im Einzelnen des deutschen Volkes, so sehr zwar, daß es den nationalen Charakter mitbestimmen half. So mögen denn im Folgenden einige bemerkenswerte Bücher beleuchtet werden, die im Zeichen von Heimatgefühl und Heimat stehen.

Als erstes greife ich Rudolf Herzogs soeben erschienenen neuen Roman auf: „Das große Heimweh" (1.—50. Auflage. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 8⁰ 484 S., 5 M).— Das Buch lag fertig vor, als der Krieg ausbrach. Es wurde geschrieben nach Rückkehr des Verfassers von Amerika, wohin er als vollbewußter Deutscher gegangen, woher er als solcher wiedergekommen war. Es dürfte das Beste sein, das dieser anerkannte Erzähler bisher geleistet hat. Was sich nicht durchweg von seinen Dichtungen behaupten läßt, gilt von dieser: Der bleibende Eindruck ist ein reiner und erhebender, auch ein — so meine ich — künstlerisch wuchtiger. Möglich, daß zünftige Kritik den Finger erhebt gegen allzukräftige Tendenzausprägung — später, kaum heute, da dies Werk wie ein doppelt willkommener Heroldsruf ans deutsche Herz und Gewissen hüben und drüben, diesseits und jenseits des großen Wassers ergeht. Denn echtes Deutschtum hier und dort ist das Thema, das ein Feuriger, ein Dichter zumal, mit klarem Kopf und zielbewußtem, überlegenem Geist für Gegenwart und Zukunft entwickelt und ausdeutet mit einem Tief-, Weit- und Fernblick, der Bewunderung erregen muß.

Ein idealpraktischer Gelehrter, Bonner Universitätsprofessor der Geschichte, hat unverschuldet daheim einen Herzensbankerott erlebt und geht, das Gemüt erfüllt von Glücksheimweh, als Heimatsucher nach Amerika, vom neuen, keimfähigen Land neue Arbeitsfreudigkeit, neue Begeisterungsfähigkeit erhoffend. Drüben begrüßt ihn ein wackerer hochgekommener Jugendfreund und bietet ihm sofort ein

Stück Heimat, indem er ihn zu deutschen Sangesbrüdern und dann an seinen eigenen, von deutscher Gemütlichkeit und Innigkeit umwobenen häuslichen Herd führt. Dort, bei den Männern, ist es dem weltkundigen Historiker sofort durch den Sinn gezogen, „welche Unsumme an Kräften dem Vaterlande verloren ginge, gewönne man das Beste in ihnen nicht zurück zum Festhalten an deutscher Art". Daß er selber berufen ist, die Hand an eben diesen Pflug zu legen, zeigt die Wirkung seiner Einführungsrede, die in allen Hörern das deutsche Blut flammend entzündet. So beschließt er, den (mit ihren Kindern) mehr als fünfzehn Millionen Eingewanderten deutschen Blutes die Heilsbotschaft vom zielsicheren Zusammenschluß zu künden, in ihnen die Heimatsehnsucht, die immer in ihnen lebt, zu hellem Bewußtsein wachzurufen, zum starken, lebenweckenden und -fördernden Bunde mit dem alten Vaterlande, „von Blutes wegen".

Seherisch hat Ernst Wegherr, der Held, bereits in New-York den Tag der großen Auseinandersetzung, „an dem der Deutsche unbezwingbar sein wird", vorausgesagt. Nun geht er, alle jene, deren Liebe zur deutschen Heimat stärker ist als jedes Schicksal, „selbstbewußt zu machen im Hinblick auf ihre Rasse, auf die Kulturhöhe dieser Rasse und ihren Weltberuf". Mit anderen Worten: Ernst Wegherr wird Wanderredner durch die weiten Gauen Amerikas, und wohin er kommt, erschüttert er die Gemüter, entfesselt er durch Wort und Wesen „das große Heimweh" zu tatkräftigem Mitwollen zur Macht, zum Sichmiteinsetzen für eine der erhabensten weltgeschichtlichen Kulturaufgaben, hinter der nicht länger das Volk der verträumten Unwirklichkeit steht, sondern „ein Volk der stahlharten Wirklichkeiten", das sich seiner wirtschaftlichen Höhenlage stark bewußt ist und sich „nicht mehr in Verbeugungen erschöpft", ein Volk, das jetzt schon weiß, daß man einst sich noch darum schlagen wird, ein Deutscher heißen zu dürfen. Denn das alte Deutschland mit seinem Mangel an nationalem Stolz ist längst dahin, und das vorwärtsstürmende Leben läßt es nicht zu, daß wir auf eine Krankheitszeit mehr als einen historischen Rückblick werfen, da vor uns das gesundete Deutschland, das wiedererstandene Reich, im Morgen seiner drängenden Kräfte liegt. Heute haben wir uns zu fragen: Was ists? Was ist geworden? Und Deutschland selber erteilt die Antwort, so machtvoll und hallend, daß es den Volksstämmen ringsum den höchsten Grad völkerschaftlicher Achtung abnötigt: den brennenden Neid.

Die inzwischen eingetretene verräterische Bekundung der Siedehitze dieses Neides seitens Englands vermochte auch ein Wegherr-Herzog nicht zu ahnen, sonst hätte er in seinem Plane germanischer Völkergemeinschaft das „perfide Albion" wenigstens auf absehbare Zeiten ausschließen müssen. Was er sonst aus diesem Programm heraushebt, ist weise, wahr und großartig, nicht nur für Amerika, sondern auch für Deutschland, für die Welt, so dieses: „Das deutsche Blut legt nicht nur die Pflicht auf, als Pioniere der Arbeit in der Welt voranzueilen, es legt die größere Pflicht auf, der geschaffenen Zivilisation den Stempel der Kultur zu geben." Den Deutschen in San Francisco ruft Wegherr zu: „Frei und gleich können wir nur werden, wenn wir uns von den stärksten Werten der Kultur befruchten lassen und in einem Reiche miteinander leben, in dem es auf die Schulterhöhe des Geistes ankommt. Denn der Geist ist der herrschende, und der deutsche Geist soll es sein und kann es für euch allein nur sein... Es geht um mehr als um Gelderwerb und des Lebens Sorglosigkeit. Es geht um die Zukunftsfrage: Herr oder Knecht. Es geht um die Führerschaft! . . . Wir sind Männer geworden hüben und drüben, und darin laßt uns wetteifern, in der Brüderschaft des Blutes, die allein zu Recht besteht, wollen wir vor unsern Müttern bestehen. Im Namen unserer Mütter — an die Front, Deutsche der ganzen Welt!"

Prachtvolle Bilder findet der Dichter für das „seit Bismarck" rasche Emporwachsen deutscher Größe, so das vom Rigolpflug, unter dessen tief einschneidendem Eisen die saftige Mutterkrume zum Vorschein kam und nach oben geworfen wurde „über Nacht", eine neue, unverwüstliche, unerschöpfliche deutsche Erde darstellend. Aus der neuen Erde aber ist nicht nur die wogende Ernte, aus ihr ist ein neues Volk gewachsen, das mit dem Herzen am Boden hängt und wie ein Herr, im Herrenbewußtsein, über die Äcker geht: der „Cincinnatus am Pflug", der weiß, daß Pflugeisen und Schwerteisen beides — Eisen ist.

Amerika aber gleicht einer Wiege, in der ein junger Herkules die Glieder streckt. Ist er erst mal zur Schule gegangen — bei wem besser als bei uns Deutschen? —, „dann haben wir ein neues Menschengeschlecht". Doch auch das alte Vaterland kann vom neuen lernen, so in der Bewertung der Einzelpersönlichkeit, „abgelöst von Herkunft, Würde und Titel". Deutschland aber, wie eine Mutter vorbildlich vorangehend, zeigt den Kindern seiner Abstammung, auf welche Weise sie zu Macht und Ehren gelangen können: durch das „Zusammenfassen ihrer Stammeskräfte im heiligen Glauben an die Säfte, die ihnen einst die Mutter gab als Blut von ihrem Blut."

Das alles denkt, zeigt und entwickelt dieser tapfere, kluge Pionier echt deutscher Kultur, Ernst Wegherr, der nach erfüllter Aufgabe ein eigenes neues Glück in die alte Heimat führt, um dort die „drüben" gesammelten Erfahrungen für „hüben" zu verwerten. Gern hätten wir ihm zuvor das arg romanhafte Joch einer zur Scheidung führenden „modernen" Ehe erspart gesehen. Sonst aber wirkt nichts an ihm und dem Buche als Schablone, vielmehr blüht auf dem in seinen wechselvollen idyllischen und gewaltigen Naturstimmungen prachtvoll geschilderten Wander-

wege des Helden überall starkes, ursprüngliches Leben, nicht zuletzt in der ungemein reichen Personenreihe, die der Autor mühelos-schöpferisch vor uns hinstellt. Und zwar sind es zumeist wirkliche Charaktere, vorwiegend vom Schicksal geschüttelt und gerüttelt, sodaß sie den Stürmen gegenüber stahlhart wurden, ohne die innere Gemütsweichheit und -zartheit zu verlieren. Besonders helles Licht fällt auf die Frauen, ohne daß auch da der Schatten ausgelassen wäre, und selten wohl wurden zwei köstlichere Gestalten geschaut oder ersonnen, als die der deutschen jungfräulichen Heldin und ihrer amerikanischen vermählten Freundin, beide eheberufen im edelsten Sinne. „Familienglück: die Quelle der Kraft!" Das ist eines der hell und zugleich grundtief durchklingenden Leitmotive der Darstellung, zu denen auch das der ebenso echt deutschen unerschütterlichen, aufopfernden Freundschaft gehört. Überhaupt stehen wir hier vor einem Reichtum, wie wir ihn sonst kaum auf den Pfaden des Erzählers zu finden pflegen. Fast auf jeder Seite lächelt, blitzt uns das deutsche Gemüt an, das diesmal sich mit der Phantasie des Dichters zu dem wahrlich fast altmodisch gewordenen Ergebnis vereint: als Hauptträger der zwar episodenbunten, aber zielbewußt zusammengeschlossenen Handlung Prachtmenschen, selbstverständlich mit Fehl und Irren, zu schaffen. So bleibt als Gesamteindruck des Buches, über das ein rechter Deutscher ein zweites schreiben und mehr als eines denken könnte, dieser: Wahrhaftigkeit, Kraft, Liebe, Licht — vier Schwertengel, die wir als Tor- und Tempelwacht unseres von neuem und mehr als je zukunftgesicherten Deutschen Reiches wünschen.

Glühende Heimatliebe, die aber offene Wirklichkeitsaugen hat, flammt, loht, sengt und brennt in dem ersten Roman Hans Watzliks, dessen Erzählkranz „Im Ring des Ossers" ich unlängst an dieser Stelle eingehend besprochen habe. Das neue Buch heißt „Der Alp" und ist erschienen bei L. Staackmann in Leipzig (8⁰ 345 S., 4 ℳ). Ich gestehe, daß mein erster Eindruck der einer bangen Erschütterung war: nicht nur hinsichtlich der Dichtung, sondern auch ihres Dichters, d. i. dessen fernerer Entwicklung. Watzliks offensichtlichen Zug zum Düstern bei der Stoffwahl habe ich schon früher unterstrichen. Hier aber fand ich alles Erwartete nach dieser Richtung weit übertroffen. Das Furchtbare erschien beim ersten Lesen als der nicht nur freiwillig, sondern mit Vorliebe erkorene Hauptgegenstand. Freilich sagte ich mir bald, daß dieser Hang dem Sohne eines „dornzerkrönten" Landes, einer herb-, auch wildschönen Natur eingeboren sein dürfte, ganz abgesehen von der Tatsache, daß tiefernste sowie herb-wilde Kunst dem ausgesprochenen Talent, erst recht dem Genie, zu eignen pflegt. Ein zweites Lesen aber zeigte mir, daß außer dem Dunklen, dem bis an und sogar über die Grenzmarke des Naturalismus streifenden Schaurigen und Grausigen viel wohltuendes Helles, sonnig Lichtes, idyllisch Anheimelndes innerhalb all der packenden Unmittelbarkeit und symbolischen Tiefe des eigenartigen Werkes steht, für das ich ein eigenes Kennwort des Autors aus der Darstellung als das sich mit deren Wesen deckendste herausgehoben habe: „urhaft". Die Wucht der Ursprünglichkeit liegt fast lastend auf dem bisweilen oft atemberaubend konkreten Ganzen, das dennoch immer wieder der Duft und Schleier goldechter Poesie umwebt.

Die Handlung spielt gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts in einem blutarmen deutschböhmischen Hochdorfe am Wolfsruck: Thomasöd, „verloren und eingesprengt in den ungeheuern Waldbesitz des Fürsten", dem die Bewohner, mühselige Holzhauer, Schindelschneider und Kleinbauern, „auf Gnade und Ungnade ausgeliefert" sind. Die Gegend des „geierhoch gelegenen Nestes" ist weltabgeschieden, und die darin hausen, lesen keine Zeitungen und mißtrauen jedem Gebildeten, der ihnen zufällig über den Weg läuft, von vornherein. Bibel- und illustrierter Legendenbuchinhalt sind das einzige, das sie von Schrifttum und Dichtung kennen. Mit am tiefsten ragt in die Vorstellung dieser Gebirgler das Bild der Sündflut herein, die ihre Phantasie als drohenden Weltuntergang mit lodernden Farben ausmalt. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht von einem nahenden Kometen und damit auch vom bevorstehenden Weltuntergang. Während der Zeit angstvoller Erwartung nimmt der dörfliche Aberglaube, der aus dem Grunde heidnischer Anschauung und irriger Auffassung christlicher Lehre geil aufschoß, immer grellere Formen an, wie auch Untugenden und Laster aus heimlichen oder offenen Schlupfwinkeln sich frech ans Tageslicht drängen. Als endlich der „Schreckstern" erschienen ist, bricht eine wilde, „endlose" Regennacht an, in der die Erde alle Dunkelheit auszuspeien scheint, die sie in ihren Höhlen und Schächten im Innern der Dinge gestaut hält. Fröstelnd horchen die Menschen auf das Kommende, und die Elendesten unter ihnen wünschen sich nicht den Tod, sondern das Leben. Die Sündigsten aber fallen dem Verderben und Verbrechen anheim, und Tod und Meuchelmord fordern ihre Opfer. Als dann der Regen verstummt, die Nacht sich gehellt hat und oben „ewig und schön und klar" die Sterne erglänzen, da hebt sich der Alp von den Menschen des Hochdorfes. Sie jubeln und singen, weinen und lachen und fallen einander um den Hals. Die Hände strecken sie auf zu dem milden Schein, der, ein Bürge des versöhnten Gottes, vom Himmel niedergrüßt. Sie umschlingen die Bäume und küssen die grauen Felsen. Alle kehren sie glücklich zurück: zu harter, „gnadeloser" Arbeit. Doch das Leben ist ihnen geblieben, das göttliche Gut. In

feierlicher Freude überschreiten sie ihre Schwellen wieder, entzünden die Lichter und lassen die Fenster festlich leuchten. Die Erde ist ihnen aufs neue geschenkt.

Die Lektüre des Buches ist schwere Arbeit für den, der sich nichts entgehen lassen will: weder vom Dunklen noch vom Hellen. Der Dichter hat es seinem Leser wahrlich nicht leicht gemacht. Eine Unmenge von Personen tritt auf, und mit einer geringen Ausnahme schmiedet Unbildung und Fron, auch sonstiges drückendes Schicksal, sie alle danieder. Aber bei der zweiten Lesung, da die vielversch ungene Handlung sich schon müheloser entwirrt, löst sich uns zugleich die Fähigkeit zum, die Freude am Genießen. Wazliks großartige Begabung der Naturschilderung, oft bekundet in den denkbar knappsten dichterischen Ausschnitten, Bildern und Stimmungswiderspiegelungen, entzückt um so tiefer, je häufiger und selbstvergessener man ihr folgt. Hochinteressant zeigt sich auch dem genauen Studium die Personenzeichnung, in der wir die interessantesten und wunderlichsten Gestalten dicht beieinander sehen. Jene unter ihnen, die der „Erd"atmosphäre am nächsten stehen, erscheinen als die wirklichsten, aber auch die anderen überzeugen alle.

Da ist der furchtbare Marx Wulsch, der menschliche Bilmes (Teufel); sein Opfer, die Tochter des Bauers Achaz Rab; dieser selbst, der sich aus einem überfrommen Beter in einen Hasser und Wühler, endlich in einen Totschläger verwandelt; sein Sohn ein fanatisch eifernder Mönch, den der Vater wider alle Vernunft und alles Recht in den geistlichen Beruf gezwungen hat; der rührend unschuldige Häuselmann Sixtel, der liebend an die Ewigkeit der Tierseele glaubt und in seiner Einsamkeit am Weihnachtabend dem Hausgetier die selige Christmär verkündet; der nach seinem ausgewanderten Sohne sehnsüchtige Brillenbauer Ambros Hois, der vor leidenschaftlichem Lesen den wachsenden Ruin seines Besitzes nicht achtet; der Erzählmann Jakob Nothas, der von Dorf zu Dorf zieht und mit seiner Fabulierkunst den Einödern die lange Weile kürzt, in seinem urfrischen Gedächtnis mit sich tragend, was immer „im dunklen Böhmerwald aus dunklem Sagenbrunnen rieselt, was man dort an Legenden spann und verschmitzten Schwänken"; der Leidenchristimann Ägid, ein Sonderling, der, eine Kiste mit „kläglichen Bildlein von unseres guten Heilands Marter" vor die Brust gebunden, wandernd bettelt und sich von frommen Weibern mit Wünschen beladen läßt, die er am Grabe Christi zu Jerusalem niederlegen soll, wohin er niemals gelangt; der mitleidige Schuster Jordan, der in heiligem Zorn gegen anderer Geiz kämpft und sein mageres Ererbtes sowie Erworbenes an noch Ärmere verschenkt, denn „wir sind Menschen, und Menschen müssen barmherzig sein"; der nach seinem höchstgelegenen Gütchen benannte „Himmelreicher", der mit seinem vielgeliebten Fernrohr das Firmament durchforscht, zuerst in Thomasöd den „Kometen" erspäht, um dann nach der Schreckensnacht auch als erster das Aufglänzen seiner Freunde, der „liebheiligen, guten Sterne", zu begrüßen; sein Nachbar, der Schattenhäuser, einst ein stürmischer Froher, jetzt ein stiller Verschlossener, dessen Stirn die Schatten, die auf seinem Besitz hausen, erobert zu haben scheinen; die Schattenhäuserin, sein schweigsames Weib, die aus den wirren Abschiedsworten einer Sterbenden und den Phantasmen einer eingebildeten Vision die Prophezeiung vom großen kommenden Unheil zusammenklaubt; der neunzigjährige Elexner, der noch den Krieg gegen Napoleon I. mitgemacht hat und jetzt, in Erwartung des Weltendes, allein sein und bei dem Herrgott über seinem Bett sterben will; der heimtückische, zweifelsüchtige Schneider Thomas, den schließlich die Angst am wahnsinnigsten umkrallt, sodaß er bei Tage sich vor den Quellen scheut und nachts von des letzten Gerichtes furchtbar züngelnder Wage träumt; der Totengräber Michel, dem bei der ersten Gottesleugnung, die er hört, die Welt ins Wanken gerät, wiewohl er noch trocken und hart zu schlußfolgern vermag: „Wenn es kein Jenseits gibt, dann ist mein lieber Gräbergarten nit mehr als ein Misthaufen"; der Holzhacker Ehrenfried, der den Arm um den Stamm eines von ihm geliebten „schier heiligen" Baumes wie um einen Bruder schlingt, ehe er in Trauer ihn fällen muß; der Arbeitsriese Gregor, ein Tagesfroner, sippen- und heimatlos, „wenn er unter seinen großen Sohlen nicht Traumland gehabt hätte, darin er fester gegründet stand als die über drei Jahrhunderte in Thomasöd abgesessenen Bauerngeschlechter in ihrem Ackerboden"; der Archenmann Tischler Klee, der den Seesieg bei Lissa hat mitgewonnen helfen und sich nun, nach Noä Beispiel, ein Haus gegen die große Wassersnot baut, das er als Neubeweibter bezieht; der atheistische „Neffe Konrad", des Dorfgeistlichen verleugneter Sohn, der, ein verhätschelt-verlumpter Begabter, elend als Säufer im Straßengraben umkommt, u. v. a. m. Als eine Hauptfigur ragt der Pfarrer selbst auf: Wenzel Rebhahn, ein Gefallener, der sich dennoch als einen „mit jeder Faser dem Allerhöchsten treuen Diener" erachtet, der Gott „Opfer gebracht, ihn gepriesen und angebetet, mit allen Kräften die Herzen zu ihm zu kehren gesucht und seinen Namen verherrlicht hatte". Die Gemeinde aber haßt den Mann, weil er ihren Aberglauben nicht teilen will, vor allem jedoch ob seines Jähzornes und zumal seines Geizes, den er selbst als Todsünde empfindet, die er aus schwächlicher Liebe zum Sohne auf sich lud. Die rächende Strafe trifft ihn denn auch oft, und endgültig, aufs schwerste.

Die Hand, die diesen Priester zeichnete, war unbedingt keine haßerfüllte, sondern vielmehr eine nach Sachlichkeit strebende. Ihr Ziel verfehlte sie dennoch, denn um die

Wage der Gerechtigkeit annähernd ins Gleichgewicht zu bringen (wie dies bei der übrigen Charakteristik ersichtlich geschah), hätte sie einem Wenzel Nebhahn und Pater Norbert Nab wenigstens eine vorbildliche Persönlichkeit entgegenstellen müssen, wie sie der katholische Klerus zweifelsohne in nicht geringer Anzahl besitzt. Auch sonst wird man Mangel an Unparteilichkeit feststellen können. Doch darf nicht übersehen werden, daß der Dichter einerseits dort zumeist, wo eine Wendung verletzen könnte, aus den Anschauungskreisen der in Betracht kommenden Volksklasse heraus spricht, und daß er anderseits Wunden bloßlegen will, um sie der Heilung zuzuführen. Hinzukommen mag überdies, daß er selbst sich noch zur Gipfelhöhe einer festgeschlossenen Weltanschauung durchzukämpfen hat. Man schaue daraufhin die anziehende Gestalt des Malers Bannholzer an, der auf die Wand der Thomasödener Kirche das Wunder vom heiligen Thomas hochkünstlerisch malt. Hinter seiner hart ringenden Persönlichkeit vermute ich die des Autors, der bereits weiter gekommen ist als jener, da er schon die schweren inneren Kämpfe um Kunst und Weltanschauung in Abgeschiedenheit und Einsamkeit, der „Herberge der Kraft", wiederzugeben vermochte. Aber noch nicht restlos; der unmittelbar sich Einfühlende bemerkt das bald. Und so dürfen wir hoffen, daß Hans Watzlik seine zu Großem berufene Kunst noch entscheidender auf die Sonnenseite des Lebens bringen wird, wo er selbst ja schon steht, empfänglichen Auges und Herzens die Wunder und Herrlichkeiten des Lichtes erkennend, die vom Berufenen durchaus und immer ins Innerste, bis in den letzten schöpferischen Tiefgrund, zum selbständigen Wiedererschaffen, aufgenommen sein wollen. Ganz gewiß bleibt dem eigentlichsten Wesen dieses Dichters der Heimatliebe der Naturalismus fremd, wie er es einem Shakespeare blieb, der selbst seinen entmenschtesten Charakteren noch einen Strahl der Menschlichkeit einzumischen wußte — worin übrigens Hans Watzlik ihm erfreulicherweise nachfolgt. Im Zeichen des ausgesprochenen Idealrealismus wird dieser denn auch hinfort sein Bestes leisten.

Während im „Alp" ein katholischer Geistlicher seinen Idealberuf traurig verkennt, schwingt sich ein evangelischer in Bernhard Hoefts Neuestem: „Der Dorfheilige" (Dresden, Heinrich Minden, 8⁰ 317 S., 4 ℳ), zu der durch den Titel angedeuteten Höhe auf. Der Roman spielt vorwiegend in der Mark, und eine schöne Liebe zu Heim und Heimat, zumal zur inneren, gottgegebenselbsterrungenen, durchsonnt die Darstellung, die sich nicht durchweg künstlerisch, stets aber als erquicklich, von Herz zu Herzen gehend, liest. Der Held sieht sich bereits als künftigen Hochschullehrer, — da läßt ihn ein längerer Aufenthalt auf dem Lande den Beruf eines Dorfgeistlichen als den für ihn zutiefst vorziehbaren erkennen. Die Liebe zu einer jungen Adeligen führt ihn da vor allem den Weg, der ihn schon vor Antritt der gewünschten Pfarrei zu deren Befreier, Förderer und Führer reift. Die Gestalten aus Pastoren-, Lehrer-, Gutsbesitzer-, Bauern- und sonstigen ländlichen Kreisen sind gut geschaut und gezeichnet. Nur die des Helden deutet gar zu nachdrücklich auf das „Er, der Herrlichste von allen"; doch die gediegene Anspruchslosigkeit des Ganzen läßt auch das nachsehen.

Erheblich bedeutender gibt sich ein kernig geschriebenes Heimatbuch aus dem Bayerlande mit der Zeitbühne um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts: „Mathias Bichier" von Lena Christ (München, Albert Langen, 8⁰ 332 S. 4 ℳ). — Held ist ein armer, auch von der Natur stiefmütterlich behandelter Findling, dessen sich wackere Dörfler erbarmen, dem aber bald eine seltsame Schicksalsfahrung den eingeborenen romantischen Trieb aufpeitscht. Der Zwölfjährige verschenkt sein Herz für immer an ein braves fünfzehnjähriges Mädchen, verschließt sich aber bald völlig gegen seine ganze Umgebung und gerät infolgedessen auf bunte Abenteuerpfade, die ihn jedoch unschuldig lassen, bis er einer Gauklerbande in die Netze gerät. Als er sich losreißt, schließt er sich Handwerksburschen — mit einem Erzgauner unter ihnen — an, bis er, dessen Kunstsinn durch einen ihm längere Zeit väterlich befreundeten „Bildlmacher" geweckt wurde, bei einem städtischen Bildhauer in die Lehre tritt, um sich bald zum Künstler emporzuringen. An der Altersschwelle findet er noch eine Art Heimat bei seiner ersten und einzigen Liebe, verliert sie aber bald wieder durch den Tod der „herzliebsten Frau", worauf er „Trost im Schaffen sucht und ein einsames Leben lebt — das mir der gut Vater zu einem gnädigen End führen wolle: Amen". Mit diesen Worten schließt der prächtige Ich-, Entwickelungs- und Abenteuerroman, der auf ein urwüchsiges Talent deutet. Heimatliche Gebräuche, Sitten, Sprache und Persönlichkeiten sind vortrefflich, oft wie mit elementarer Einfühlungskraft, erfaßt und wiedergegeben; nur stehen die Schilderungsszenen und -Episoden bisweilen in ungleichem räumlichen Verhältnis zum Gesamtinhalt, ein Fehler, den der Volksliebhaber leicht verzeiht.

Liebe zu, Sehnsucht nach Heim und Heimat im eigentlichen und gehobenen Sinne durchpulst den jüngsten Roman des Österreichers Emil Ertl: „Der Neuhäuselhof". (Erstes bis fünftes Tausend. Leipzig, L. Staackmann, 8⁰ 413 S., 4 ℳ. —) Ertl ist geborener Wiener, und so vermag er, der bewährte Künstler, einen Altwiener Hof in seinem Vollcharakter als Baulichkeit und Wohnort für einen typischen Schlag Menschen so recht anschaulich zu schildern, wie das im ersten Kapitel und das ganze Buch hindurch geschieht, mit einer behaglichen Breite, die ein goldener Humor, und zwar der urechte: der mit dem lachenden und dem weinenden Auge, trägt. Die zahlreichen Bewohner, vorwiegend „kleine Leute",

und deren Schicksale bilden Vorwurf und Stoff der außerordentlich frischen Darstellung, die ihre zahlreichen Charaktere, sogar die bereits „gewordenen“, zumeist vor unseren Augen noch weiter entwickelt. Das Ganze, besonders der Held und sein Lebensgang, muten als so unmittelbar der Wirklichkeit abgelauscht an, daß man unwillkürlich auf Selbsterfahrenes seitens des Verfassers schließen möchte. Die mit dem Gepräge echter Gesundheit — ohne den aufdringlichen Zug üppiger Robustheit — gekennzeichnete Dichtung dürfte viele Freunde finden, denn Heimatgefühl und Heimat stehen eben jetzt im Mittelpunkte der Interessenkreise unseres Gesamtvolkes.

* * *

Neue Bücher.

Jan Hus und seine Zeit. Ein Geschichtsbild zur Erinnerung an den 500jährigen Todestag des böhmischen Reformators, 6. Juli 1915. Von Otto von Schaching. Regensburg, Verlag von Friedrich Pustet. 8⁰ 272 S., 3 M.

Dieses Buch erschien unmittelbar vor dem Kriegsausbruch. Die Einleitung betont noch stark — was vielleicht etwas später, angesichts der inzwischen betätigten Aussöhnung zwischen Deutschen und Tschechen, weniger sinnfällig geschehen wäre — das „undeutsche Denken und Handeln eines großen Teiles des deutschen Volkes“ hinsichtlich der Beurteilung eines Jan Hus, der die Gegensätze zwischen den Tschechen und Deutschen „bis aufs äußerste verschärfte“ und in ersteren den „Haß und Kampf gegen das Deutschtum entflammte“, derselbe Mann, der „das Zeitalter der modernen Revolution einleitete“ und sich rühmen konnte, „der Vater der deutschfeindlichen Bewegung des fünfzehnten Jahrhunderts“ zu sein. Otto von Schaching (Dr. Otto Denk), als überzeugter Katholik bekannt, hat seinem vortrefflich zusammengeschlossenen, klar, spannend und fesselnd geschriebenen Buche den großen Vorzug historischer und auch psychologischer Sachlichkeit zu geben gewußt. Er hat keine Forschermühe gescheut, hat eine jede vollkräftig ausgewertet, um den berühmten Böhmen als Menschen, Gelehrten, Patrioten und Reformator im Wahrheitslichte zu zeigen. Auch der Nichtkatholik wird dies erkennen und anerkennen können. Allen jenen daher, die ein hochwichtiges Stück Religions-, Kultur- und Weltgeschichte übersichtlich, objektiv und packend dargestellt zu sehen lieben, sei dieser äußerlich bescheidene, inhaltlich schwergewichtige Band in die Bücherei gewünscht.

E. M. Hamann.

Italienische Volksmärchen. Übersetzt von Paul Heyse. Mit 38 Zeichnungen von Max Wechsler. München, J. Lehmanns Verlag. Gr. 8⁰, 134 S., geb. 4 M.

Am Todestage des Dichters gewann dieses Buch seine Druckvollendung. Es zeigt Paul Heyse angesichts des nahen Grabes wiederum auf seinen einstigen jugendlichen Wegen des spätromantischen Märchenübermittlers. In der vorliegenden Sammlung schweigt der gelehrte Literat ganz, nur der naive Erzähler kommt zu Worte, zugleich freilich der verstehende Künstler, der die Ursprünglichkeit des Vorgefundenen bewußt schont. Das Buch ist den Urenkeln des Dichters gewidmet, der im Vorwort seine Treue gegen das Original hervorhebt: er habe lieber diese ausgegrabenen (25) Fundstücke mit allen anhängenden Spuren ihrer Herkunft den jungen Lesern überliefern als ihnen die Freude an der kunstlos schweifenden Phantasie des Volkes verkümmern wollen. Über diese Auffassung ließe sich streiten; jedenfalls wird unter den Pädagogen nicht jeder der getroffenen Auswahl, Einreihung wie der betonten Nichtredaktion zustimmen können. Auch dürfte das Buch, so wie es vorliegt, den italienischen Kindern mehr als den deutschen zusagen, wiewohl auch für diese der Reiz der Unmittelbarkeit wirksam werden muß.

E. M. Hamann.

Nordische Wanderfahrt. Reisebilder von Johannes Mayrhofer. Mit 55 Illustrationen. 8⁰, 249 S. In Originaleinband 3,60 M. — **Zauber des Südens.** Reisebilder von Johannes Mayrhofer. Mit 27 Illustrationen. In Originaleinband 2,40 M. Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg.

Die beiden gewinnend ausgestatteten Bücher führen uns auf politisch neutrales Gebiet. Erstens nach Dänemark, Schweden und Norwegen: nach Roskilde, Kopenhagen, an den Esromsee und ins Esrom-Kloster, in die Schlösser Fredensborg und Frederiksborg, an den Sund, ins Reich der Seen und zum Andreaskolleg bei Charlottenlund, dann kreuz und quer durch Skandinavien: nach Kristiania, Bergen, Stockholm, Upsala, auf die neue Gebirgshochbahn und die norwegischen Wanderrouten mit Stolkjaerre und Karriol, durch Norwegens Fjorde und das Lappenland. Zweitens nach Italien, Griechenland und der Türkei: nach Genua, Neapel, von Meer zu Meer an den Fuß des Ätna, nach Athen in den Schatten des Parthenon, nach Konstantinopel in den „Bann der Aja Sophia“ und die nähere Umgebung, kreuz und quer durch Stambul, nach Ejub und den

Süßen Wassern, nach den Prinzen-Inseln und endlich heimwärts vom Orient. — Wenn der jetzige Völkerkrieg ausgebrandet hat und die Reiselust von neuem erwacht, dann wird der Deutsche sich dankbar erinnern, welche Nationen ihm Treue erzeigten. Ihre Länder wird er mit Vorliebe aufsuchen, und möchte er sich zuvor nach einem liebenswürdigen, vorbereitenden Führer umsehen, so sei ihm hiermit auch Johannes Mayrhofer freundlichst empfohlen. Dieser „frisch, fromm, fröhlich, frei" schauende und berichtende Schilderer macht es seinem Leser nicht schwer, ohne ihn jedoch auf der bloßen Oberfläche festzuhalten. Im Gegenteil zieht er alles heran, was innerhalb des Beobachtungsgebietes in den Kreis nicht nur der Zivilisation, sondern auch der echten Kultur hereinragt. So genießt man unter Belehrung und lernt unter Genuß mit einem Ergebnis, das man nicht zuletzt unserer vorgeschritteneren Jugend zuleiten möchte. Die beiden Bücher seien deshalb fürs deutsche Haus herzlich empfohlen.

E. M. Hamann.

Aus Dorf und Stadt. Kindergeschichten von Maria Batzer. Mit Bildern von Ernst Kutzer. Nürnberg, Verlag E. Nister. Gr. 8⁰ Preis geb. 1,80 *M*.

Im Dezemberheft 1913 der „Bergstadt" habe ich den Erzählband „Am Torwarthäuschen" der Jugenddichterin Maria Batzer für unsere Kleinen besonders warm empfehlen können. Gleiches Lob verdient die obengenannte, schön ausgestattete Sammlung, die ich auf dem Weihnachtstische unserer Kinder auch dort sehen möchte, wo das Christkind aus Anbetracht der schweren Zeitverhältnisse weit sparsamer sich betätigen sollte als sonst. Die Beschenkten werden für dies Empfangene nicht genug danken können, denn hier öffnet sich ihnen ein Born sonniger Güte und tiefinnigen Verstehens und Miterlebens innerhalb ihrer ganzen Phantasie- und Gemütswelt, der für sie auf lange, auf weit hinaus für ihr späteres Einzel- oder Familienleben seinen köstlichen Glanz bewahren wird.

E. M. Hamann.

Der Mutter Blut. Bergwerksroman von Robert Kurpiun. 5. bis 7. Auflage. Phönixverlag, Kattowitz, Breslau, Berlin, Leipzig. 478 S. Preis broschiert 3,50 *M*, in Leinen geb. 4,50 *M*.

Der Polenroman von Robert Kurpiun ist ein Werk von seltener poesieverklärter Realistik. Die Menschen Oberschlesiens mit ihren guten und schlimmen Eigenschaften, alle Handlungen und Episoden, hauptsächlich der gefährliche Kampf ums Brot im Innern der Erde, ein Grubenunglück im Kohlenrevier, daneben das ständige offene und heimliche Ringen der Nationen sind mit hervorragender Treue und Lebenswahrheit geschildert. Dabei ist die Sprache schlicht und einfach, der Aufbau der Handlung ist klar und übersichtlich und entwickelt sich ohne Sprung aus der Anlage der Charaktere. Schon rein in literarischer Hinsicht verdient deshalb der Roman, zudem er ein Erstlingswerk ist, warme Empfehlung, noch mehr aber wegen seiner patriotisch-ethischen Tendenz. Das Buch ist ein ernster Mahnruf eines sein Vaterland heiß liebenden Mannes, der jeden Deutschen und jeden Freund deutscher Kulturarbeit angeht. -gl-

Theo und Gestalten. Erzählungen von W. Wiesebach. Verlag der Paulinus-Druckerei, G. m. b. H., Trier. 191 und 118 S. Preis des ersten Bändchens geh. 1,80 *M*, geb. 2,25 *M*; des zweiten 1,20 *M* bezw. 1,60 *M*.

Die beiden Bändchen sind in erster Linie für die katholische studierende Jugend berechnet und in der Absicht geschrieben, ihr aneifernde Vorbilder aufzustellen. Die größere Erzählung des einen Bändchens „Theo" ist verklärt durch ein schönes Beispiel idealer Mutter- und Kindesliebe. Das Schicksal der drei jungen Menschen, die trotz vieler Irrfahrten und Gefährdungen ihr schönes Lebensziel erreichen, ist flott und fesselnd geschildert. Das andere Bändchen enthält anmutige Geschichten aus dem Studentenleben, von denen die beste wohl die aus einem brasilianischen Kolleg ist, die die Überwindung von Haß und Feindschaft zum Thema hat. Da diesen Gestalten wahre oder wahrscheinliche Begebenheiten zugrunde liegen und zudem dem Verfasser schöne Sprache und lebendige Schilderung eigen sind, ist die Lektüre von „Theo" und den „Gestalten" ein vorzügliches Mittel zur Unterhaltung und Erziehung.

J. Z.

Des Vaterlandes Hochgesang. Eine Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder. Herausgegeben von Karl Quenzel. Leipzig, Hesse u. Becker. 240 S. Kart. 1,50 *M*, geb. 2 *M*, in Geschenkbd. 3 *M*.

Der Herausgeber hat aus der schier unübersehbaren Menge deutscher und österreichischer Kriegs- und Vaterlandslieder eine sorgfältige Auslese getroffen, sich aber nicht damit begnügt, die ausgewählten Gedichte aneinanderzureihen, sondern sie gefällig und übersichtlich gruppiert. Alles, was uns und unsere tapferen Krieger in dieser großen Zeit bewegt, findet in der Sammlung einen Widerhall. Das Buch wird daher sicherlich dazu beitragen, die edle vaterländische Begeisterung, die unser Volk erfüllt, wachzuhalten und die freudige Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des gewaltigen Krieges zu erhöhen. Da das Werkchen auch vortrefflich ausgestattet und dabei wohlfeil ist, so darf es als zeitgemäßes Haus- und Geschenkbuch warm empfohlen werden.

Weihnachtsgaben für die Jugend.

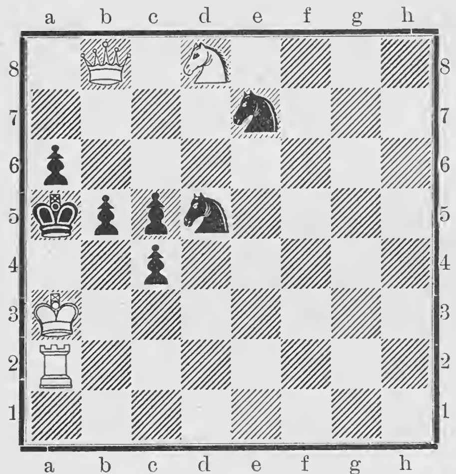
J. P. Bachems Verlag in Köln steht in der Reihe der Verbreiter guter Volks- und Jugendschriften mit an erster Stelle. Das beweisen wiederum die acht Bände, mit denen der rührige Verlag den Weihnachtsmarkt beschickt hat. An erster Stelle sei in dem bedeutungsvollen Jahre 1914 der Band „In Feindesland" genannt. Er enthält Kriegserinnerungen von 1870/71 von Hermann von Hartmann-Krey, Oberstleutnant z. D. Ein echt deutscher Mann, ein Offizier, dem nächst Gott nichts so hoch steht wie sein Vaterland, erzählt hier von seinen Kämpfen auf Frankreichs Boden ohne jede dichterische Übertreibung, schlicht und einfach — wie er es damals mit erleben durfte. Und doch fesselt diese Darstellung der Ereignisse vom Anfang bis zu Ende. Oft glaubt man den spannenden Bericht einer heutigen Zeitung zu lesen. Namen, die in diesen heißen Tagen wieder in den Vordergrund unseres ganzen Interesses treten, finden wir in diesen Aufzeichnungen, und wir sehen mit Zuversicht den kommenden Tagen entgegen, hoffend, daß auch unsere Tapferen da draußen im Feindesland ihre hehre Aufgabe so glänzend lösen werden wie einst ihre Väter. Drei Beilagen und fünf Skizzen sind dem vornehm gebundenen Bande beigefügt (152 S., Pr. geh. 2,50 *M*, geb. 3 *M*). — Von Kampf und Ringen berichtet auch der Band „Um eine Königskrone" von Ad. Jos. Cüppers, geschichtliche Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. König Otto I. und sein jüngerer Bruder Heinrich stehen sich hier feindlich gegenüber. Heinrich, ein Stürmer und Dränger, will den Bruder stürzen. Seine eigene Unfähigkeit nicht erkennend, versucht er immer wieder dem Bruder die Krone zu entreißen. Licht und Schatten sind in dieser Erzählung gleichmäßig verteilt — menschliche Schwächen und menschliche Größe finden wir in beiden Brüdern. Das macht die Erzählung zu einem echten Volksbuch. Ergreifend ist die Schilderung der Versöhnung der beiden Brüder im Dom zu Frankfurt. Der hübsche Umschlag und vier Bilder von F. Müller machen den Band zu einem Schmuck des Gabentisches (156 S., Pr. geh. 2,50 *M*, geb. 3 *M*). — In Not und Kriegsgefahr führt uns auch die spannend geschriebene Geschichte „Theo Westerholt" von H. Dransfeld. Zu Albrecht Dürers großer, glänzender, aber ahnungsschwerer Zeit lebt der Titelheld. Ein junger Maler, folgt er seinem heißen Drange nach Freiheit, um am Schluß enttäuscht von allen irdischen Erfolgen in ein Kloster zu gehen, aus dem ihn Kaiser Karl V. als Feldprediger zu sich ruft. Vier Bilder von W. Roegge sind dem Bande beigefügt (151 S., Pr. geh. 2,50 *M*, geb. 3 *M*). — Weit zurück bis kurz vor Christi Geburt führt uns J. von Gartens Erzählung „Der Dolch des Sejanus", geschmückt mit vier Bildern von G. A. Stroebel. Drusus' Kämpfe wider die Germanen und des Feldherrn Tod finden dichterische Wiedergabe. Rom ersteht vor uns mit seinem prunkvollen kaiserlichen Hofe, seinen Intriguen und Ränken. Lebendige Schilderungen des Lebens und Treibens der Römer halten die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Schlusse fest (140 S., Pr. geh. 2,50 *M*, geb. 3 *M*). — Mehr für Backfische eignen sich die Erzählungen „Das Glück der kleinen Amy", frei bearbeitet nach Charles Dickens' „Klein Dorrit" von Gerhard Hennes, mit vier Bildern von Fritz Bergen, und „Rosamond" von Nina Rhoades, übersetzt von E. von Putz, mit vier Bildern von W. Roegge (jeder Band geh. 2 *M*, geb. 2,50 *M*). — Vier im Format kleinere Bändchen reihen sich den ebengenannten würdig an. Laurenz Kiesgen ruft uns als Herausgeber von zwei Sammelbänden einen hochverdienten Volksschriftsteller, der als junger, glaubenseifriger Priester im Jahre 1849 seinen ersten Volkskalender schrieb, ins Gedächtnis zurück. Der „Gesellenvater" Adolf Kolping ist der Verfasser der Geschichten, die unter dem Titel „Das Lindenkreuz und andere Erzählungen", mit vier Bildern von H. W. Brockmann, und „Ein Spielchen", ebenfalls von Brockmann mit vier Bildern ausgestattet zusammengefaßt sind. Sehr unterhaltsam ist das Lesen dieser beiden Bände, und L. Kiesgen hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß er die im damaligen Stil sehr breit geschriebenen Erzählungen kürzte, dabei aber die Eigenart und die volkstümliche, gemütvolle und dabei humoristische Note voll zu bewahren verstand. Jedes der Bändchen (128 und 116 S.) kostet geh. 1 *M*, geb. 1,20 *M*. — Weiter folgen neun „Alte Historien" aus dem Volksbüchlein und dem Büchlein für die Jugend von Ludwig Aurbacher, ausgewählt und bearbeitet von Joh. Peter Mauel (136 S., Pr. geh. 1 *M*, geb. 1,50 *M*). Vier sehr fein durchgeführte Illustrationen schmücken das Buch. Wundersam fein erzählte Legenden füllen seine Seiten. Viele unserer alten lieben Märchen haben hier ihren Ursprung; „Marienkind", „Gevatter Tod" u. a. sind wohl aus diesen herrlichen Legenden hervorgegangen. Den Schluß der Bachemschen Ausgaben macht sein Volksbüchlein „Lebensweisheit", das denselben Verfasser und Bearbeiter hat wie das vorhergenannte. Einfalt und höchste Weisheit kommen in diesen kurzen Anekdoten so recht zum Ausdruck in köstlich schlichtem, naivem Stil. Daran muß Jung und Alt herzlich Freude haben. Den feinen Humor des Buches hat die Illustratorin Marie Grengg in der Umschlagzeichnung und den vier beigegebenen Bildern voll erfaßt. Sie bleibt darin den köstlichen kleinen Anekdoten nichts schuldig (134 S., Pr. geh. 1 *M*, geb. 1,20 *M*).



(Originalbeiträge.)

Aufgabe Nr. 49

von Franz Scheiter, Troppau.

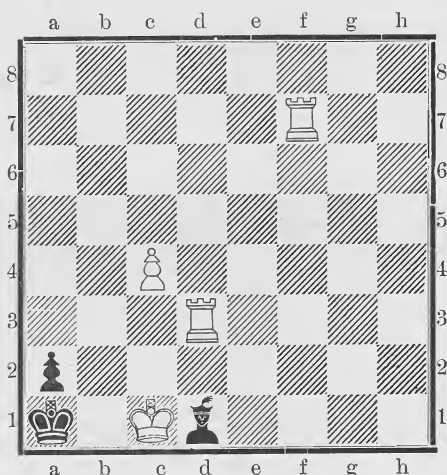


Matt in zwei Zügen.

Weiß: Ka3, Db8, Ta2, Sd8.
Schwarz: Ka5, Sd5 und e7, Ba6, b5, c4 und c5.
4+7 = 11 Stück.

Aufgabe Nr. 50

von Pastor Bernh. Hülsen, Pechüle.



Matt in 4 Zügen.

Weiß: Kc1, Td3, und f7, Bc4.
Schwarz: Ka1, Ld1, Ba2.
4+3 = 7 Stück.

Endspielstudie Nr. 13.

Von H. Rinck, Barcelona.

Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Kd2, Dg1, La4.
Schwarz: Kf4, Dc8, Ba7.
3+3 = 6 Stück.

Lösung der Aufgabe Nr. 47
von v. Gottschall.
Matt in zwei Zügen.

Weiß: Ka3, Df7, Sb5 und d7, Ba6, e2 und g3.
Schwarz: Kd5, Se6, Bb6, c5 und g4.
7+5 = 12 Stück.

1. Df7—e8, Kd5—c6; 2. Sd7—f6# 1...... Kd5—c4; 2. Sd7×b6#; 1...... Kd5—e4; 2. De8×e6#; 1...... c5—c4; 2. De8—a8#; 1...... Se6 beliebig; 2. Sd7×b6# .

Lösung der Aufgabe Nr. 48.
von Scheiter.
Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kg7, De3, Sa3 und g8, Bc6 und g2.
Schwarz: Kd5, Be6.
6+2 = 8 Stück.

1. Kg7—g6, Kd5—e4; 2. Sg8—f6+, Ke4—f4; 3. g2—g3#; 1......Kd5—d6; 2. Sa3—b5+, Kd6—d5; 3. Sg8—f6#; 1...... e6—e5; 2. Dc3—c4+, Kd5—d6; 3. Sa3—b5.#.

Lösung der Endspielstudie Nr. 12.
von Herland.
Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Ka1, Sh2, Bb3, d2 und g6.
Schwarz: Kd1, Lg2, Bb4 und h5.
5+4 = 9 Stück.

1. Sh2—f1, Lg2—h3! 1...... Lg2×f1? verliert sofort durch (2. g6—g7) 2. d2—d4, Lh3—e6; 3. d4—d5, Le6—g8; (3...... Le6×d5?; 4. Sf1—e3+ und gewinnt); 5. d5—d6, Lg8—e6; 6. g6—g7, beliebig; 7. d6—d7, Le6×d7; 8. g7—g8D und gewinnt.

Partie Nr. 27.

Gespielt im Mannheimer Meisterturnier des Deutschen Schachbundes am 31. Juli 1914.

Weiß: W. John, Breslau.

Schwarz: O. Duras, Prag. Caro—Kann.

1. e2—e4	c7—c6
2. d2—d4	d7—d5
3. e4×d5	

Die einfachste Fortsetzung, die allen Verwickelungen ausweicht.

3.	c6×d5
4. Lf1—d3	Sb8—c6
5. Sg1—f3	Lc8—g4
6. c2—c3	e7—e6
7. 0—0	Lf8—d6
8. h2—h3	Lg4—h5
9. Tf1—e1	Sg8—e7
10. Sb1—d2	Dd8—c7
11. Sd2—f1	Lh5—g6
12. Lc1—g5	0—0
13. Sf3—h4	

Besser war 13. Lg5×e7 nebst 14. Sf3—e5. Nach dem Textzug kommt Schwarz zum Vorstoß des e-Bauern.

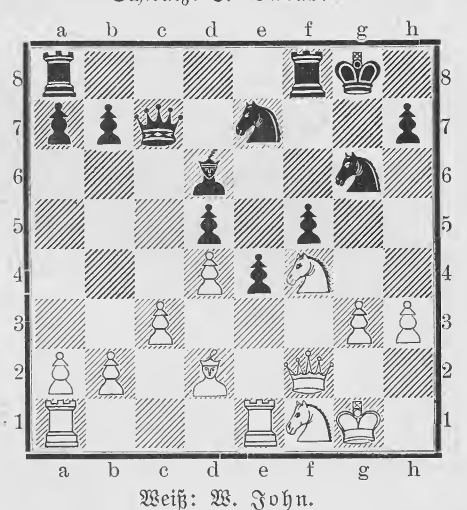
13.	Lg6×d3
14. Dd1×d3	f7—f6
15. Lg5—d2	e6—e5
16. g2—g3	

Um den gefährdeten Springer nach g2 zurückziehen zu können. Ein Notbehelf und kein guter. Der Angriff des Schwarzen wird nun übermächtig.

16.	e5—e4
17. Dd3—e2	f6—f5
18. f2—f4	g7—g5
19. Sh4—g2	Se7—g6
20. De2—f2	g5×f4
21. Sg2×f4	Sc6—e7

Das Qualitätsopfer ist natürlich beabsichtigt, es verstärkt den Angriff auf g3. Der Springerzug droht Abtausch auf f3. nebst Se7—g6.

Stellung nach dem 21. Zuge von Schwarz: O. Duras.



Weiß: W. John.

22. Sf4—e6	Dc7—d7
23. Se6×f8	Ta8×f8
24. Ld2—h6	Tf8—f7
25. Df2—g2	f5—f4
26. Lh6×f4	Sg6×f4
27. g3×f4+	Tf7—g7
28. Sf1—g3	Ld6×f4
29. Sg3—h5	Tg7×g2+
30. Kg1×g2	Lf4—g5
31. Te1—g1	Dd7—e8
32. Sh5—g3	Se7—g6
33. Sg3—f5	De8—e6
34. Ta1—f1	Sg6—f4+
35. Kg2—h2	De6×f5
36. Tg1—g4	Kg8—f7
37. Kh2—g3	h7—h5

Weiß gibt auf.

Bearbeitet von Julius Steinitz.

Rätsel und Aufgaben.

Silbenrätsel.

Aus den Silben

chi — e — e — e — eg — fant — ga — ge — gen — ger — ho — il — im — kel — ki — kis — le — ler — ly — na — na — na — nei — reth — sa — se — si — sin — ße — tep — um — za

sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Kaiserwort ergeben.

1. Ägyptische Gottheit. 2. Republik. 3. Teil eines Hauses. 4. Säugetier. 5. Stadt in Deutschland. 6. Stadt in Japan. 7. Ackergerät. 8. Deutscher Badeort. 9. Überirdisches Gefilde. 10. Weiblicher Vorname. 11. Stadt in Palästina. 12. Fluß in Böhmen. A. W.

Scharade

von

Heinz Minden.

Ein 1 2 3 ist sicher klug,
Und pflegst Du ihn zu fragen,
Wird er wahrscheinlich oft genug
Alsbald Bescheid Dir sagen.
Die Silbe 3 verdopple schnell,
Gleich kommt mit müdem Schritt
Ein gar verlotterter Gesell,
Der leider Schiffbruch litt.

Rösselsprung.

hei-	frei	ben	li-	ter	die	Welt	Vä-
gilt	glück-	lands	gen	gehn	chen	Va-	To-
der	li-	zu	Le-	frei	für	tern	che
den	nichts	und	ja	Bo-	das	ten	des
heit	o-	den	land	wei-	glück-	li-	ner
wo	ter-	Frei-	lich	frei	Kör	die	Theo-
seh'n	fällt	das	te	wie-	gilt	woll'n	end-
Va-	die	der	was	wir	un-	dor	uns

Rätsel.

Es ist ein Buch, an Inhalt arm,
Unendlich reich an Müh' und Plage.
Zu lesen es — daß Gott erbarm! —
Erfordert mehr als hundert Tage.
Und wer's einmal zu Ende las,
Gar bald das dumme Buch vergaß.
Mit anderm Kopf ein Buch, und gleich
Kommt keines ihm. An erster Stelle
Steht jenes doch, denn arm und reich
Trägt's vorher über seine Schwelle.
Und wer darin nicht lesen mag,
Liest 's zweite nicht in Jahr und Tag.

Hans Berthold.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 5	Triumph der Schiffsbaukunst der Gegenwart.
2 6 7 4 5 1 4	Urstoff.
3 8 5 7 1 4 5 4	Türvorhang.
4 1 2 4 5	Gefäß.
5 4 1 7 4 5 4 1	Truppenteil.
6 7 7 5 6 3 3 4	scherzhafte Nachbild.
7 5 8 2 3 4 7 4	Musikinstrument.
8 3 4 5 4 7 7 4	Singspiel.
5 6 3 3 8 5 7	Bericht.

Willst du beschaulich und in Ruh'
Des Rätsels Lösung finden,
Mußt alle ersten Zahlen du
Zu einem Ganzen binden.

E. K.

Palindrom.

Dem Kaufmann ist das Wort von Wert —
Lies die fünf Laute umgekehrt,
So nennen sie dir ein Gerät,
Das in dem ersten Worte steht.

L.



Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 2.

Rätsel:
Warenzeichen.

Scherzrätsel:
Entente.

Rösselsprung:
Es gibt wohl manchen Fall, wo zuviel Offenheit
So lächerlich erscheint, daß niemand sie verzeiht;
Mitunter ist es gut, wie's uns auch widerstrebt,
Daß wir verbergen, was uns tief im Busen lebt.

Rätsel:
Blutkörper.

Rätsel:
Das Wort.

Bilderrätsel:
„Mit dem Urteile nicht eile;
Höre zuvor beide Teile!“

Buchstabenrätsel:

I	Ü	T	L	A	N	D
S	T	Ö	R	U	N	G
G	R	A	N	A	T	E
S	C	H	L	E	H	E
P	H	I	L	I	P	P
H	A	M	S	T	E	R
M	Ü	N	C	H	E	N

Italien, Mailand.

Die alte Müllern.

Rentner Jeschke ist ein aufgeklärter Mann, ein sehr aufgeklärter Mann. Aber wenn er auf die Jagd geht, läßt er die Aufklärung doch lieber zu Hause und verlangt, daß man ihm den alten Jägerwunsch mit auf den Weg gebe, er möge sich das Genick brechen. Es ist also klar, daß er auf einem Jagdausflug nichts so sehr scheut, wie die Begegnung mit einem alten Weibe.

Damals hatte Jeschke eben die Schinkenberger Gemeindejagd gepachtet. Als er zum ersten Male aus dem dortigen Gasthof früh morgens hinaustrat, um mit der Flinte auf den Jagdgrund zu wandern — um Himmelswillen, da wankte ihm auf der Dorfstraße ein altes Weib entgegen. Das schien eine Katastrophe. Aber — o Entzücken! — dieses alte Weib hatte einen Buckel, einen äußerst beträchtlichen Buckel. Und man muß wissen: ein gewöhnliches altes Weib bringt dem Jäger freilich Pech, aber Glück bringt es ihm, wenn das alte Weib einen Buckel hat, und das Glück wird vollends zum Schwein, wenn man diesen Buckel mit der rechten Hand ein wenig streichelt.

Schön! Der Buckel war also da, nur das Streicheln fehlte noch. Und das war schließlich keine so selbstverständliche Sache. Man kann ohne weiteres einen Hund, eine Katze, ein Kind streicheln, aber den Buckel eines alten Weibes derart zu liebkosen, dazu bedarf es doch immerhin der Welt und dem alten Weibe gegenüber irgendeiner Begründung.

Nun, Jeschke fand diese Begründung. „Tag, Frauchen,“ sagte er, „sind Sie nicht die alte Müllern?“ Und dabei klopfte er ihr freundlich auf den gewölbten Rücken.

Die Alte schüttelte den Kopf. „Nee, Herr, ich bin ja die Witwe Kräth.“

„So, so, Frauchen, da sind Sie also die Witwe Kräth. Na, dann nichts für ungut!“ Und Herr Jeschke ging hin und schoß siebzehn Rebhühner.

Die Woche darauf war er wieder draußen in Schinkenberg. Wer war das erste menschliche Wesen, das ihm begegnete? Das alte Weib mit dem Buckel. Das Streicheln des Buckels hatte ihm das erste Mal so glänzende Erfolge gezeitigt — der Buckel mußte auch diesmal gestreichelt werden. Und Rentner Jeschke streichelte den Buckel und sprach: „Guten Tag auch, Frauchen! Sie sind doch die Frau, die nicht die alte Müllern ist, nicht wahr?“

„Nee, Herr, ich bin die Witwe Kräth.“

„So, so, Frauchen, da sind Sie also nicht die alte Müllern. Na, dann nichts für ungut!“ Und Jeschke ging hin und schoß neunzehn Rebhühner. Und im Dohnenstrich hing ein halbes Schock Krammetsvögel.

Wieder eine Woche später war Herr Jeschke mit einer ganzen Gesellschaft von Jagdfreunden draußen in Schinkenberg. Und als die Herren um sechs Uhr morgens aus dem Dorfwirtshaus, wo man übernachtet hatte, hinaustreten, — wer steht da vor der Türe? Ein altes Weib, aber kein mit einem Buckel gesegnetes, sondern ein ganz gewöhnliches, niederträchtiges Jagdpech bringendes altes Weib. Und das wendet sich an den Jagdpächter: „Guten Tag auch, Herr, da bin ich!“

„Donnerwetter, was wollen Sie denn?“

„Na, Herr, ich bin doch die alte Müllern! Die Kräth hat mir gesagt, daß der Herr was von mir will.“

Das Ergebnis dieser Jagd war niederschmetternd, nicht einmal das verknallte Pulver wert. Peter Robinson.



Neujahr 1915

Sankt Michael steht vor der Türe des neuen Jahres, Sankt Michael, der Sieger über Hochmut, Lüge, Neid und allen teuflisch feindlichen Sinn. Und da Sankt Michael seit uralten Tagen als Schutzpatron des Deutschen gilt, soll uns sein Siegertum ein günstiges Vorzeichen sein für das kommende Jahr. Den deutschen Michel bedrängt das Heer einer ganzen Hölle von satanischem Haß; alle Dämonenmächte der Lüge und Verleumdung sind gegen ihn losgelassen; alles Hexengelichter grausamer Hinterlist umschleicht ihn; meuchelmörderische Unholde umlauern seine Wege; die Gespenster des Todes huschen durch seine Nächte. Wahrlich, kämen die britischen Weltbrandstifter auf den Blocksberg, sie könnten die Präsidentenstellen erhalten und alles Teufelsvolk neue Künste lehren, wie man der Menschen Söhne mordet, ihre Ehre schändet, ihr Glück zugrunde richtet — — für Geld! Aber noch steht Michel aufrecht auf dem Plan, und schon bluten aus tausend Wunden die feindlichen Riesenscharen um ihn her.

Seht, ist das nicht ein herrliches Schauspiel, wie das hochmütige Albion, das sich den unangreifbaren Herrn der Welt nannte, seine eigene und seiner mächtigen Verbündeten Ohnmacht einsieht, den deutschen Michel zu schlagen, daß es um Beistand winselt vor allen Türen, unseren italienischen Bundesgenossen zu verführen trachtet, vor den Fenstern der Kleinstaaten um Hilfe schreit und mit dem Feuerhorn angstvoll tutend selbst bis vor die Hütten der Wilden rennt?

So stark ist England, daß es der Hilfe von ganzen Kontinenten bedarf, um samt seinen vielen Spießgesellen vom deutschen Michel nicht zu Brei zerschlagen zu werden.

Und selbst wenn England siegte, so bliebe sein Sieg ewige Schmach, weil er erbettelt, erkauft, ergaunert wäre, und selbst, wenn Deutschland fiele, würde sein einsames Heldentum, das gegen eine Welt von Feinden stritt, durch alle Jahrtausende leuchten.

Aber Deutschland wird nicht fallen; Gott wird mit ihm sein und mit seinen zwei Bundesgenossen, die auch schwer um ihr Dasein ringen und diesen Riesenkampf wagten, weil ihnen der Tod lieber ist als ehrloses Leben in sklavischer Abhängigkeit von Völkern, die moralisch so tief unter ihnen stehen.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht" — Wem immer im deutschen Volk dies Dichterwort bisher nur wie eine in der Schule gehörte Phrase klang, dem wird unsere eiserne Zeit gezeigt haben, daß der Inhalt dieses Wortes das Einzige ist, was uns aufrecht erhalten kann und wird. Alles Reale — das lehrten uns grausam die letzten Monde — kann zerschmettert werden; was nicht ermordet, verbrannt, verschüttet, begraben werden kann, ist deutsches Gottvertrauen, deutsche Heimatliebe, deutsche Geistestüchtigkeit, mit einem Wort deutscher Idealismus. Und erscheint es auch heute so, als ob Heuchelei, Verschlagenheit, Galgenvogelschlauheit und Reichtum an rotem Gold wichtiger und mächtiger seien als dieser Idealismus — diese Jahre 1914 und 1915 sind nicht die letzten in der Geschichte. Ein Tag wird kommen, wo sich das häßliche gelbe Affengelichter im Osten, dem wir nur Gutes und Liebes taten und das uns jetzt auch feige überfiel, aufmacht, um nicht nur Asien mit Indien, sondern auch Europa zu erobern, und dann wird England um Hilfe bettelnd an der deutschen Türe stehen. Wir werden es vielleicht noch erleben. Die Schuld, die England durch Hereinziehen Japans in die europäischen Auseinandersetzungen auf sich lud, ist von allen seinen Todsünden die schwerste. Sollte England im gegenwärtigen Kampfe nicht fallen, so wird ihm die japanische Seuche, mit der es Europa infiziert hat, sicher ans Leben gehen.

Wir aber, das deutsche Volk, werden niemals wieder zugeben, daß einer der Schlitzaugen unsere Universitäten, technischen Hochschulen oder großen Betriebe besuche; wir würden gegen jede Regierung Front machen, die das je wieder zugäbe. Auf, deutscher Michel! Wirf die gelben Teufel hinaus aus dem überreichen Paradies deutscher Gelehrsamkeit für immer und ewig! Es ist der schlimmste Boykott, der diese Bande treffen kann! O, jedes deutsche Mädchen sollte am Hals einen silbernen Anhänger tragen, auf dem das Wort „Tsingtau" geschrieben steht. Das eine Wort umfaßt das ganze Programm unserer Rache. An jeder deutschen Schulstubenwand, in jeder deutschen Wirtsstube sollte auf einem Schild das Wort „Tsingtau!" stehen, das uns nicht nur an das eben aus tiefster Barbarei erwachte Inselvolk im fernen Osten, sondern auch an das andere Inselvolk ständig erinnern würde, das dieselben Aasgeierinstinkte beseelen wie jenes.

Ich habe mich gefreut über einen Schulmann, der mir sagte:

„Ich bin 54 Jahre alt, fürs Feld untauglich, aber ich habe in meinen Betrieben zweitausend deutsche Jünglinge unter mir, denen ich bis an mein Lebensende den Haß gegen England ins Herz prägen werde!"

Darauf sollten sich die Briten gefaßt machen, eine Versöhnung mit einem unterlegenen, zerstückelten Deutschland gäbe es niemals! Und ermordeten sie in diesem Kriege von den 65 Millionen Deutschen zwei oder drei Millionen, weit über 60 Millionen intelligentester Todfeinde blieben ihnen für immer!

Ewigen Haß, ewigen Haß —
Wasser ist naß, Blut ist naß,
England schuf die Not!
Will es uns ans Leben geh'n,
Soll ihm Übeles gescheh'n —
Tod! Tod! Tod!

Engelang log, Engelang trog,
Das der Welt das Mark entsog,
Neidet uns das Brot;
England tat den Gaunerpfiff,
England nahm uns Land und Schiff —
Tod! Tod! Tod!

Ewige Schand', ewige Schand'!
Judas am german'schen Land,
Deine Hand ist rot!
Mordest um dein schmutzig Geld,
Schick dir Gott vom Himmelszelt
Tod! Tod! Tod!

— — — — — — — — — — — — — —

O, es gibt ein Wort: Liebet Eure Feinde! Es ist das schwerste Verlangen, das je in der Welt gestellt wurde. Aber, der es stellte, war Christus der Herr! Und weil ich in all meinen Tagen die Heilandsliebe nicht verlor, so gilt mir auch dieses schwere

Wort, und ich gab mir Mühe, im Leben in niemandem einen „Feind" zu erkennen und zu hassen, und es gelang. Und ich predigte immer den Frieden. Es gibt aber noch ein anderes Wort, das unter Blitz und Donner gegeben ward an jenem Berg Sinai, an dem in der Wüste eben unsere türkischen Bundesgenossen vorüberzogen gegen den britischen Eindringling — das Wort: „Du sollst nicht töten!"

Und dieses Wort, es ist außer Kraft gesetzt dem Feinde gegenüber, der uns angreift, außer Kraft gesetzt mit Gottes Zustimmung. So werde ich auch die Engländer nicht lieben, sondern hassen, weil es sich um geistige Notwehr handelt, weil das holde Kind des deutschen Idealismus und der deutschen Freiheit in den rotglühenden Armen des britischen Goldgötzen Baal nicht geopfert werden darf.

Die scheinheilige Pietistenfrömmigkeit der Engländer ist von allem Widerwärtigen in diesem Krieg das Ekelerregendste. Sie „beten" für den Deutschen Kaiser, weil er Ritter vom Hosenbandorden ist, sie halten Andachten für die Sicherheit ihrer Schiffe und denken dabei wahrscheinlich an die Versicherungsprämie, sie schwenken beim Treueid das neue Testament in der Hand, und der ganze Unterton ihrer Herzensschwingungen ist: Business is business! Ja, wenn sie könnten, sie gäben dem Herrgott gern eine gutbezahlte Aufsichtsratsstelle in all ihren geschäftlichen Konzernen und sie begingen die Blasphemie, zu behaupten, Christus kämpfe mit ihnen gegen die Teufel. So soll Christus mit den Japanern sein, die das Kreuz mit Füßen treten, mit dem serbischen Mörderpack und mit den Franzosen, die ihren sterbenden Kriegern nicht einmal den letzten Trost geistlichen Beistands vergönnen!

Unser Reichskanzler hat am Beginn des Krieges die Lüge der Engländer, daß sie für die Freiheit der Völker kämpften, dadurch gebrandmarkt, daß er auf die Nationen hinwies, die durch England ihre Freiheit verloren haben. Wie eine Kreuzspinne spannt das britische Reich seine Fäden um den Erdball. Die Briten antworteten damals hochmütig, alle ihre „sogenannten unterjochten Völker fühlten sich in britischem Schutz sehr wohl".

Unterdeß haben sich die Ägypter, die Leute von Cypern, die Indier und vor allem die Buren gegen England erhoben, dieselben Buren, die angeblich so für England „begeistert" worden waren, daß sie den größten Diamanten der Erde dem „edlen" Eduard VII. schenkten. Welch eine Komödie! Wir Deutschen würden den Engländern nie einen anderen Stein schenken als einen Granitblock, der ihnen mitten ins große Maul flöge!

Ihr lieben Bergstädter! Es tut mir um Euch und mich selbst leid, daß ich Euch einen so grimmen Silvestervers sagen mußte. Aber geht hinaus in die Schützengräben, wo unsere Leute hungern und frieren! Fragt sie, ob ihnen sanftes Flötengetön recht wäre!

Und doch wollen wir am Frieden nicht verzagen. Nur müssen wir der Bitte: „Gib uns den Frieden!" immer hinzusetzen: „Aber in Ehren, sonst den Tod!" Nur kein feiges, armseliges Weitervegitieren! Glaubt Ihr, daß ich hier in Schlesien ein Russe werden möchte? Oder kenne ich Euch Kölner, Aachener, Koblenzer nicht zu gut, daß Ihr vor Herzeleid sterben würdet, wenn der Feind den Rhein nähme? Weiß ich nicht selbst von Euch, Ihr meine geliebten Lothringer Freunde, daß Euch himmelangst würde, wenn die Franzosen kämen und Euch als erste „Freiheitsgabe" das religiöse Erziehungsrecht Eurer Kinder nähmen? Und Ihr Westfalen, Ihr starknackiges Geschlecht, könnt Ihr Euch bücken? Ihr haut ja mit beiden Fäusten um Euch! Ihr freien Herren freier Höfe, Ihr könnt keine Knechte werden! Und gar Ihr Bayern! Losgelöst von einem starken deutschen Reichsverband, ein Spiel der „Großmächte?" O, die Kerle haben vor Euren „Watschen" ja soviel Respekt wie vor preußischen Granaten. Da gilt nur das Wort Eures Kronprinzen: „Drauf!"

Auch an Euch denke ich, Ihrer Württemberger, Badener und Hessen. Ich kenne Euer Volk und Eure wunderliebe Heimat. Stark wie Eure Berge seid Ihr, quellklar wie Eure Flüsse, und immergrün wie Eure Tannen ist Eure Treue.

Zuletzt und doch nicht an letzter Stelle Ihr Österreicher! Meine Mutter ist eine Österreicherin. Wien ist mir längst zu einer zweiten Heimat geworden. Ihr habt durch Jahrhunderte in Eurer Entwickelung und Geschichte über alle Vielspaltigkeit der Sprachen hinaus den Beweis erbracht, daß gemeinsame Liebe zum Vaterland und zum Herrscherhaus Wunder tut und einmütige Heldenscharen schafft zur Stunde der Not. Gott schütze Österreich-Ungarn!

Von der deutschen Schweiz her bekam ich liebe Briefe. Dieses Land soll und muß



frei und stark bleiben in seiner Unabhängigkeit, und unsere dortigen Vettern haben deutsche Art nicht vergessen.

Ein Gleiches wünsche ich herzlich den Deutschen in Amerika und in aller Welt!

— — — — — — — — — — — — — — —

Einmal wird die Stunde des Friedens schlagen. Dann wird der Wächter wieder friedlich blasen über die sanft schlummernden Städte und hinaus ins Licht der Sterne. Die Sterne wollen wir betrachten, die Zeugen ewiger Größe. Jede Sonne, die am nächtlichen Horizont flammt, ist vieltausendmal so groß wie unsere Erde.

Und wir streiten um winzige Provinzen, um kleine Häfen, um Handelsprofite. Schicken Menschenseelen auf die Reise, betten junge Väter kleiner Kinder in den Moder!

Werden nicht die Seelen länder- und goldhungriger Menschen einmal, wenn sie durch das dunkle Tal des Todes gegangen sind, auf fremden Sternen durch leere Königreiche irren, an toten Goldgruben dürsten und hungern müssen?

Strahle auf, heller Friedensstern über Deutschland und Österreich-Ungarn! Fliege kleiner Friedensengel und winde um deinen Friedenskranz ein schwarz-weiß-rotes und ein schwarz-gelbes Band!

Paul Keller.

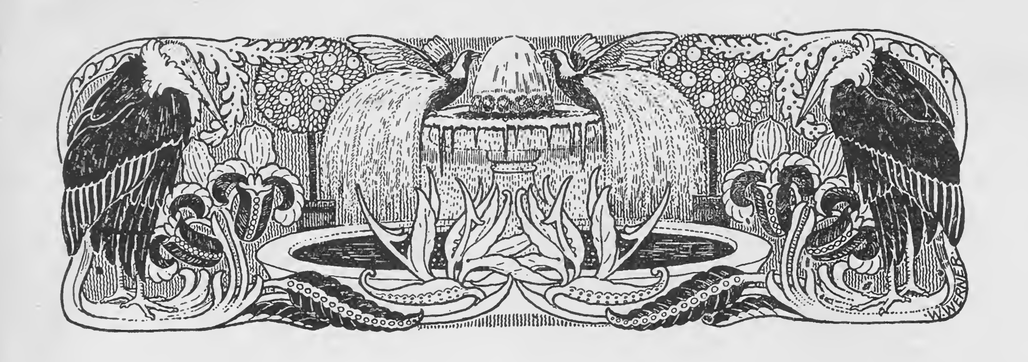


Paul Fischer: Lebensfrühling

Aus dem Kunstverlag Alex Vincent-Kopenhagen.







Schloß Staro-Slano.

Von Rifat Gozdović Pascha.



Durch Funkspruch hat das Festungskommando in Drieno in Erfahrung gebracht, daß die Montenegriner in bisher noch nicht festgestellter Stärke die Grenze der Hercegovina überschritten haben. Wie die Meldung weiter besagt, sind sie im Begriff, nach Skoplje vorzurücken, sich dieses im Karste völlig vereinsamten Eisenbahnknotenpunktes zu bemächtigen, die Bahnlinie zu zerstören und, auf solche Weise den Zuzug von Truppen aus dem Süden unterbindend, sich den Rücken für ihren Angriff auf die Festung selbst zu sichern.

Um den Feind mit wenigstens gleichen Kräften überfallen und vor Erfüllung seiner Aufgabe vernichten zu können, ist es geboten, seine Stärke tunlichst rasch zu erkunden, umsomehr er bereits gesammelt hinter Staro-Slano steht, daher nur mehr wenige Kilometer — allerdings auf schwer gangbarem Gelände — bis Skoplje zurückzulegen hat.

Schlank und von der Sonne des österreichischen Algier schwarz gebrannt, steht mit hochgeschobener Schutzbrille der Fliegeroffizier mit dem Beobachter bereit, die Kopfabschneider spähend zu überfliegen. Neben den beiden stumm der Vogel mit gebreiteten Schwingen, eine Haube über dem Motorkopf wie ein Falke vor der Beiz. Ein Blaugrauer von der Fliegerabteilung pumpt die Luftschläuche auf.

Der Abflug ist für 5 Uhr nachmittag angesetzt; es fehlen nur noch ein paar Minuten bis dahin, und die Exzellenz, die sich von den Fliegern vor ihrer mehr als wahrscheinlichen Todesfahrt persönlich verabschieden will, kann jeden Augenblick eintreffen. — Oberleutnant v. Lutt, der Pilot, wirft die Zigarette weg.

„Binnen zwei Tagen ist dies mein fünfter Flug. Vielleicht mein letzter überhaupt, denn von den drei Kameraden, die über die Grenze geschickt wurden, ist keiner mehr zurückgekehrt. Die Hammeldiebe haben gute Kugelspritzen, französische vermutlich, und schießen nicht schlecht. Und wenn man auch heil zu Boden kommt, so ist dies immer noch viel ekliger, als wenn einem die Geschosse schon in der Luft die Haut sieben. Denn inmitten dieses Gesindels zu landen und sich von Nase und Ohren verabschieden zu müssen, ist dasselbe Ding!“

Der andere saugt an seiner Shagpfeife und nickt:

„Gottlob verbleibt einem für diesen Fall als letzter Ausweg immer noch der Giftring!"

„Ja! — Aber kommen wir auch diesmal als Ganze zurück, so war's für uns ein Glücksflug. Exzellenz hat mir eröffnet, daß er uns beide, falls wir unsere Aufgabe lösen, zur Allerhöchsten Auszeichnung eingeben wird. Und wenn der was in die Hand nimmt, dann fällt's auch immer gut aus!"

Hauptmann Grunzweig nickt wieder.

„Gut, — ich denke, das Kreuzel ist uns sicher. Aber ebenso sicher ist es, daß ich's nicht mehr in mein schönes Wien heraufbringe. Denk' an mich und diese Stunde, Fritz!"....

Er unterbricht sich und steckt die Pfeife ein. Hinter dem ersten Hangar kommt der General hervor, seinen Stäbler an der Seite.

„Servus, Servus, meine Herrn, — also schon bereit!" Er reicht jedem der beiden Offiziere eine Hand und drückt sie kräftig. „Wir haben noch zwei Minuten auf fünf. In einer Viertelstunde schon spucken Sie den Junaks[1]) auf die Köpfe. Viel hängt von dem ab, was Sie zurückbringen werden, — aber ich weiß diese Aufgabe in den besten Händen. Kommen Sie mir heil zurück.. Sie, lieber Lutt, sind mein Letzter! Sie wissen, was ich Ihnen heut gesagt habe... und nun Gott befohlen und: Hoch der Kaiser!"

Die Flieger grüßen und klettern in die Maschine. Die Motorhaube fliegt zu Boden, der Pilot hantiert an den Flügeln und überprüft ein letztes Mal die Züge der Fußsteuerung und die Verspannung der Drähte. Die Schraube wird angeworfen, und mit unregelmäßigen Entladungen knattert leerlaufend der Motor. Vor der Maschine steht eine blitzende Scheibe und umgibt ihren Kopf wie einen Heiligenschein. Der Apparat zittert leise, und die von der Schraube durchfegte Luft zerfiedert den Haynauschnurrbart der Exzellenz.

Und plötzlich heult der Motor auf, und los stiebt der Vogel über den gerölligen Plan.

Aus dem Auspuffrohr flattert ein schlankes Rauchband an der Schulter des Piloten vorbei, gleich dem Wimpel eines den Hafen verlassenden Schiffes. Die Exzellenz winkt mit der Hand dem Fahrzeug nach. Da wird der Ton des Motors zum Baß: er verläßt den Boden. Der schrumpft gaukelnd zusammen, und wie zurückgerissen verschwinden die weißen Wände des Hangars.

Die Maschine schraubt sich in steilen Stöpselzieherwindungen zum glasklaren Firmament, und bald liegt die Festung als Spielzeug tief unter ihr. Ein Hebeldruck des Piloten, — sie schlägt einen Haken und stürmt westwärts dem Feinde zu. Der Karst wird zur Landkarte. Links unten im tiefeingeschnittenen Felsbett der smaragdgrüne Spiegel des stillen Flusses, über dessen Wassern ein Schwarm schneeweißer Möven spielt. Sie zerstieben beim Nahen des Riesenvogels in alle Winde. Nach vorn verliert sich die Straße als lichtes, scharfgebogenes Band im Immergrün des Steineichenwaldes, der rechts überhöht wird von grauen, himmelstürmenden Schrofen. Auf einer sitzt finster ein kleines Fort gleich einer Trutzburg in dieser Öde, die da ruht wie ein Meer, das mitten in der Bewegung seiner Wogen plötzlich zu Stein geworden ist. Im fernen Hintergrunde rahmt der ungeheuere Teppichstreifen der Suma[2]), dem sich als Verbrämung das zerschlündete Sandbett des „Pfaffen-

[1]) Edelleute. Ein Name, den sich die Montenegriner selbst beilegen und der von den Österreichern spottweise gebraucht wird.

[2]) Gestrüppwald.

feldes" anschmiegt, den Silberspiegel der Adria. Und über dem Ganzen das Blau eines herrlichen Südhimmels, dessen Licht die zartesten Umrisse scharf erkennen läßt und unter dem der Steinaar unbekümmert um Krieg und Leid seine ruhigen Kreise zieht. — — Ein grauer, würfelförmiger Bau, dessen Mittelteil die Waldwipfel überragt, wird auf einer kleinen Blöße sichtbar. Lutt zeigt mit der Hand hinunter, Grunzweig wirft einen Blick auf die Karte: Schloß Staro-Slano!

Nun muß der Feind in Sicht kommen. Ist er noch da, so kann er nur in jenem kleinen Tiestal stehen, das von einem dreihundertmetrigen Höhenzug gezäunt ist. Also herunter und in seiner unmittelbaren Nähe wieder hoch, um erst im letzten Augenblick von ihm gesichtet zu werden. Die Maschine geht im Sturzflug nieder und dann in die Wagrechte über, bis der Führer knapp vor dem schützenden Walle das Höhensteuer reißt. Mit Gedankenschnelle gehorcht das Fahrzeug und schießt, den Höhenzug übersetzend, in die Lüfte.

Da sind sie! Tscheta[1]) lagert neben Tscheta, jede gut hundertfünfzig Köpfe stark. Grell leuchten die weißen Wojwodenröcke und roten Leibschale zwischen dem Feldgrau der Übrigen hervor. Der Beobachter zählt neunzig Abteilungen, — das ergäbe zwei Brigaden. Bei jeder Tscheta der Weibertroß, der den Männern die Nahrung nach- und die Munition in die Feuerlinie zuzutragen hat. Auch Tragtiere und sechs Geschütze, von welchen die zwei kleinen Abwehrkanonen sein dürften, sind vorhanden. Nur solchen karstgewohnten Kämpfern, die jeden Saum- und Ziegenpfad, jede Zinke und Höhle in diesem ehemaligen Gebietsteil ihres Heimatlandes kennen und hier willige Führung und Unterschlupf finden, konnte es gelingen, sich unangefochten zusammenzufinden und bis zur Stärke zweier Brigaden zu sammeln. Sie scheinen sich in der Abgeschiedenheit dieser tiefen Waldwildnis auch völlig sicher zu fühlen, denn nirgends sind Feldwachen zu erblicken, und Rauch kreist lustig über Lagerfeuern. Ruhig streicht der Vogel über ihnen, indem Grunzweig seine Beobachtungen verzeichnet.

Da, mit einem Male, wendet sich's in dem bunten Haufen, und es wird eine lichte Fläche daraus. Dreizehntausend Gesichter sind dem Himmel zugekehrt. Und im Nu zerbricht die Fläche wieder, ein hastiges Gewimmel, und schon tickt es herauf. Kleine, schneeweiße, in der Abendsonne leuchtende Wattebällchen steigen raketengleich hoch, und schon umsprüht ein Eisenhagel das Flugzeug. Rasch zieht der Pilot am Höhensteuer, um dem gefährlichen Stechwespenschwarm zu entkommen — — — „pack" durchschlägt ein Geschoß die linke Tragfläche, und „tink" schneidet ein zweites einen Schlitz in den Vergaser. Grunzweig reißt dem Kameraden die Lederkappe vom Kopf und gießt mit fiebernder Hand Öl darauf, dann preßt er sie auf den Schlitz, und in rasendem Flug eilt der Apparat seinen Weg zurück, eine wahnsinnige Schießerei hinter sich lassend. Nur fort jetzt, und wären's nur wenige Kilometer, die der Vogel hoffentlich überwinden wird. Dann in Gottes Namen irgendwo im Wald nieder und, was die Beine leisten können, mit der Nachricht ins Gewahrsam der Festung zurück!

. . . . Da ist schon der Höhenzug wieder! — Hinüber! Und dort, Gottlob, der schützende Wald! Da klingt's wie eine Geigensaite, die Maschine schwankt, aber noch einmal gelingt es dem Führer, sie wie ein Pferd vor dem Sturz emporzureißen. Zwei Kilometer geht es weiter, und dort taucht der Würfel

[1]) Kompagnie.

von Staro-Slano wieder auf — Lutt hebelt am Tiefensteuer. Der Vogel sinkt auf zehn Meter zur Rasenfläche nieder, da klingt's zum zweiten Mal, und in jähem Sturz prallt das Fahrzeug am Boden auf....

Im Glanz der scheidenden Sonne liegt das alte Türkenschloß auf der stillen, vom Flusse durchschnittenen Waldblöße. Auf dem First des Mittelbaues blitzt als Wahrzeichen der Prophetenfahne die durchbrochene Lanzenspitze. In den maurischen Bogenfenstern hängen noch die Musherebiehs[1]). Flankiert von zwei wuchtigen, zinnen- und schartenbewehrten Rundtürmen, umschließt es einen hochummauerten Park, dem nur der durch das Piniengezweige lugende Vollmond fehlt, um dem Beschauer das Bild eines Märchengartens aus Tausend und einer Nacht zu vermitteln. Drin die schwellende Fülle des Südens. Die breiten schirmförmigen Kronen der Pinien, zwischen denen die düsteren Schäfte mächtiger Zypressen spitz emporschießen, beherrschen das Dickicht des wuchernden Lorbeers, der Myrte, des Hollunders und der Olive. Alles verfitzt, umschlungen und gegenseitig verbunden und verknüpft von und mit zelt-, baldachin- und soffittenartig wirkenden Verwebungen der Lianen, des Epheus und tausendfältig blühender Schling- und Hundsrosen. Eine Stätte tiefsten Friedens, der schönste Schlupfwinkel für Vipern und Skorpione.

Im Innern des Mittelbaues eine mächtige dreistöckige Halle. Nachdem sich das Auge einigermaßen an das hier herrschende Halbdunkel gewöhnt hat, treten Verfall und Schutt, aber auch die Reste altorientalischer Pracht hervor. Abbröckelnde, spinnwebenübersponnene Skulpturen streben bis zur holzgeschnitzten, einst vergoldet gewesenen Decke. Im Mittelpunkte des marmorgetäfelten Estrichs ein tiefer Schacht, der ehemalige Brunnen. Alle Fenster völlig erblindet, nur neben dem offenen Kamin eine Spitzbogenluke, die Luft und Licht Einlaß gewährt.

Am Plan draußen liegen die Trümmer des Flugzeuges, hier drin die beiden abgestürzten Flieger. Lutt hat sich heil aus dem Gewirre des Gestänges und der verbogenen Metallteile befreit. Einen etwas böseren Kopfsturz hat Grunzweig getan. Aber auch er ist bereits wieder völlig bei Sinnen, doch fühlen beide eine starke Benommenheit, und ihre Glieder schmerzen, als wären sie unter eine Straßenwalze geraten. Sie beschließen daher, während kurzer Rast etwas zu schlafen, um wieder gestärkt ihre Meldung dann mit möglichster Eile dem Festungskommandanten überbringen zu können. Es ist Neumond heute, und so hoffen sie, ohne verfolgt worden zu sein, um zwölf Uhr vor der Exzellenz zu stehen.

„Hier sind wir ziemlich sicher," sagt v. Lutt, „denn der gefürchtete Spuk von Staro-Slano wird die Herren Montenegriner wohl abhalten, seine Bannmeile zu überschreiten!"

Grunzweig sieht den Freund fragend an.

„Ein tatsächlicher Spuk! Das Schloß gehört heute einem mir bekannten spaniolischen Juden, der es längst losgeschlagen hätte, wenn der Spuk nicht wäre. Die Muslims betreten das Gebäude überhaupt nicht und die Christen nur bei hellichtem Tage und nie, ohne drei Kreuze zu schlagen. — Bist du schläfrig? Nicht? Dann will ich dir in Kürze die Geschichte erzählen, durch die der alte Bau in solchen Verruf gekommen ist."

„Sehr verbunden!"

„Also höre: Vor mehr als hundertfünfzig Jahren führte hier die Straße von Dalmatien vorbei, auf welcher

[1]) Arabische Holzgitter.

schellenläutende Karawanen das Seesalz in die Hercegovina brachten. An der Stelle des heutigen Schlosses stand damals eine uralte Herberge, in der die Frächter rasteten. Daher der Name Staro-Slano, zu deutsch: Altes Salz. Und in dieser abgeschiedenen Gegend erbaute sich der Pascha von Drieno, nachdem der Salzhandel eingegangen und die Herberge abgerissen worden war, das Schloß, um hier mit seiner jungen Lieblingssklavin Aminah die Mußestunden zu vertändeln. Im übrigen verbrachte sie ihre Zeit, von der Außenwelt völlig abgeschlossen, in Gesellschaft der Sklavin Fatimah und eines schielenden Knechtes, wenn ihr Gebieter in Drieno sein Paschalik drangsalierte oder sich mit den montenegrinischen Hammeldieben herumschlug.

So vergingen Jahre. Allmählig beschlich Langweile das Herz Aminahs, und nur selten betrat ihr Fuß die übrigen Gemächer des Schlosses und die Pfade des Zaubergartens. Da ritt eines schönen Tages auf reichgeschirrtem Rosse ein junger Ragusäer Nobile daher, just als Aminah aus einem Fenster des Mittelbaus gähnend ins Land lugte. Und ihn ersah ihr Auge, und als sie seine schöne Gestalt erkannte, ließ sie flugs eine rote Rose vor seine Füße fallen. Er erwiderte diese Aufforderung mit einem mörderischen Blick, und um beide war es geschehen.

Fatimah, die treue, wurde nun ins Vertrauen gezogen und beschützte die Liebenden, namentlich aber vor den Schielaugen des Knechtes, der seinem Herrn in hündischer Ergebenheit anhing.

Doch mit der Zeit wurde man sorgloser, und der Knecht begann Lunte zu riechen.

In einer wonnevollen Frühlingsnacht war es, Bülbül sang seine süßen Weisen in den Pinienzweigen, als der junge Edelmann bei Aminah weilte, während der Pascha gerade daran war, sich einige Nachbarn aus den Schwarzen Bergen heimzuholen, um sie am Halse aufzuhängen. Heute wurde er in Drieno zurückerwartet, und in dieser Nacht sah der Knecht den Jataliener leibhaftig durchs kleine Pförtchen schlüpfen. Stracks warf er sich auf sein Roß und jagte auf klumpigen Hufen gen Drieno. Der Pascha aber ergrimmte fürchterlich, schwur Tod und Verderben bei seinem und dem Barte des Propheten und preschte, den feixenden Verräter hinter sich, nach Staro-Slano.

Und als er dort die Liebenden in zärtlicher Umarmung traf, zog er den steinbesetzten Krummsäbel und hieb dem Nobile in den Nacken, daß sein Lockenhaupt auf den Stambuler-Teppich rollte. Aminah aber ließ er in einen Kartoffelsack stecken und, mangels eines Bosporus, in den nahen Fluß werfen.

Seitdem verfiel Schloß Staro-Slano allmählich zur Ruine, und niemals mehr kehrte der Pascha dahin zurück. Nächtlicherweile aber geht Aminah um, und bevor sie erscheint, gellt stets der Todesschrei des geköpften Herzgespiels durch das hallende Gemäuer. Das ist die Geschichte des Spuks von Staro-Slano. Hübsch, nicht?"

„Zum Gruseln schön, wenn ich nicht mittlerweile dabei todschläfrig geworden wäre," sagt Grunzweig trocken. „Also gut' Nacht auf längstens zwei Stunden. Dann müssen wir am Wege sein!"

Sie mögen eine kurze Stunde geschlafen haben, als Grunzweig erwacht in dem Glauben, einen langgedehnten Schrei gehört zu haben. Er horcht gespannt und wartet auf Wiederholung, doch nichts ist laut als das Quaken der Frösche und der Schrillruf der Zikade. Er reibt ein Zündholz an und sieht auf die Uhr. Es ist ein Viertel nach neun. Er legt den Kopf zurück und duselt allmählich wieder ein. Da — es reißt

ihn empor — abermals dieser Schrei, diesmal augenscheinlich vom Flusse her. Ein grauenhafter Ton, ähnlich dem Todesruf eines abstürzenden Pferdes. Gellend dringt er durch die Luke und endet in einem Seufzer.

Grunzweig weckt den anderen:

„Hast du gehört?"

„Was denn, zum Donnerwetter!"

„Na — den Schrei!"

„Nichts hab' ich gehört, — du dürftest wohl geträumt haben! Wären die Kerle hinter uns her, so würden sie sich sicher nicht mit Geschrei anmelden... also schlafen wir weiter!"

Grunzweig ist eben im Begriff, einen Lichtstumpf anzuzünden, da zerreißt derselbe Laut zum dritten Male die Luft, — diesmal knapp unter der Luke. Nun geht auch Lutt in die Höhe, und sie spähen in die Dunkelheit. Draußen tiefe Stille. Ein Pferd von Wölfen zerrissen? Unmöglich; hier gibt's keine Wölfe und um diese Jahreszeit schon gar nicht. Sie wenden sich zurück. Da senkt es sich, langsam unter dem Steinbaldachin des Kamines hervorkommend, zu Boden. Es bleibt einen Augenblick in Halbmeterhöhe über ihm stehen, streckt sich dann aufwärts und nimmt die Gestalt eines weißverschleierten Türkenweibes an, durch dessen Yashmak[1]) zwei tiefschwarze Augen funkeln.

Nachdem sie das erste Grauen abgeschüttelt haben, reißt Lutt den Browning heraus und feuert zwei Schüsse auf die Gestalt, denen Grunzweig zwei weitere folgen läßt. Man hört die Geschosse an der Steinwand aufklatschen. Da erhebt das Phantom die Hand, gleitet auf Grunzweig zu und zeichnet mit dem Finger auf die Stirne des erstarrt Dastehenden das Zeichen des doppelbalkigen Kreuzes der Orthodoxen. Dann berührt sie ihm die Ober- und Unterarme, die Ober- und Unterschenkel. Bevor sich Grunzweig gefaßt hat, sinkt das Gespenst in sich zusammen und verschwindet im Kamin. Das Ganze hat keine zwei Minuten gewährt.

[1]) Gesichtsschleier der Türkinnen.

Die beiden blicken sich wortlos an.

„Was war das?" bricht Lutt die bange Stille. „Ein Trugbild? Bei uns beiden zugleich?"....

„Ein Trugbild! Es deckt sich aber mit deiner Erzählung.... oder ein wacher Traum? — Immerhin, Fritz, hat er für mich eine bestimmte Bedeutung. Denk an diese Stunde!" sagt nachdenklich der Hauptmann. „Nun aber ist's mit dem Schlaf ohnehin vorbei, und so ist's wohl am besten, wir machen uns auf den Weg!"

Der Oberleutnant nickt, und sie treten ins Freie. Die Nacht ist dunkel, durch die Waldbäume schimmert nur schwach im Sternenlicht die weiße Straße. Ein kurzer Lauf bis dahin, und im ausgreifenden Schritt geht's Drieno zu.

— — — — — — — — — — — — —

Am linksseitigen Ufer des grünen Karstflusses, der in seinem Weiterlauf das Schloß Staro-Slano rechts läßt, erhebt sich ein vielfenstriges Gebäude, eingehuschelt in eine von Laubholz dichtbestandene Schlucht. Einen Kilometer abseits führt die Straße durch den Eichwald vorbei, auf dem heute im Morgengrauen die Festungsbesatzung zwei Kolonnen gegen Skoplje vorgeschoben hat, um den gestern bei Staro-Slano gesichteten Montenegrinern den Weg dorthin abzuschneiden.

Das Gebäude — ein orthodoxes Kloster — ist von einem Turm überragt, der ein weithin sichtbares Zifferblatt trägt. Und in diesem Kloster leben vier silberbärtige Mönche der Beschaulichkeit und dem Genuß ihrer doppeltgebrannten Rakija[1]).

[1]) Zwetschkenschnaps.

Bietet so das linke Ufer in Bild stillfriedlicher Abgeschiedenheit, so ist das jenseitige, durch die Brücke von Dražin verbundene, das der typischen Karsthölle. Zum Himmel getürmt, zerklüftet und zerschrundet, völlig wasserlos und jedes Grashalms bar, erhebt sich dort ein langgestrecktes Felsmassiv; mit seinen Klippen und Kanzeln das rechte Heim der illyrischen Graugemse und des Steinadlers. Es ist ein Teil jenes Gebietes, das gestern von den Fliegern überflogen wurde. Glühende Glaspfeile prellt die Sonne gegen das Gestein. Totenstille und kein Lebewesen ringsum; nur auf einem niederen Riff neben dem Pfad hockt ein riesiger Grashahn — der Leguan der Hercegovina — auf dessen smaragdnen Schuppenschildern das Licht widerspielt und dessen dottergelbe Kehle, die den vom Meer heraufziehenden Sirocco ahnt, wie im Durste pulst.

Plötzlich hebt die Echse den schmalen Kopf und äugt, und gleich einem grünen Blitz fährt sie hernieder und verschwindet im Spalt. Mit weichem wiegenden Schritt biegt ein Rudel wilder Gestalten um die Ecke. Trocken und sehnig und braungebrannt wie das Leder ihrer Opanken[1]), stecken sie in der ziegenhärenen Haljina[2]), die die zottige Brust freiläßt. Ihre Gürtel sind gespickt mit Handscharen[3]) und Steinschloßpistolen, das Mausergewehr hängt ihnen über der Schulter, die aus Schnüren geflochtene Torba[4]), die Zwiebel, Maisbrot und Patronen birgt, am Rücken. Einer trägt auch eine Tamburizza[5]). Mit ihren Chinesenschnurrbärten, Hakennasen, Geieraugen und struppigen Brauen gleichen sich diese Gesichter wie ein Ei dem anderen, und jedem ist der Stempel unzähmbarer Mordlust aufgedrückt. Ihnen voran der Kapetan[1]), sie um Haupteslänge überragend. An einer Schnur, die durch die geschlitzten Ohren gezogen ist, baumelt ihm der blasse, blutige Kopf eines gemetzelten Österreichers an der Hüfte.

Bei einer natürlichen Steinbank hält er und läßt sich nieder, die anderen lagern sich um ihn. Ein herrlicher Rundblick breitet sich zu ihren Füßen.

Von links grüßt schemenhaft die jensenartig aufsteigende Spitze des Leotar, schwarze Schlagschatten liegen zwischen lichten Wänden und dem Silberteppich der Steinsalbei. Von einem schmalen Wolkenstreifen durchschnitten, schwebt sein Gipfel in den Lüften. In Stufen baut sich der Gebirgsstock zu den batteriebewehrten Hügeln ab, an deren Fuß die Festung liegt. Hinter ihr hervor windet sich der Fluß durch Busch und Ried und Felsenbett heran, dem „Pfaffenfelde" zu, um dort in einem der Karstschlünde zu verschwinden und im Frühling als Geyser himmelan zu springen. Zwischen den Bergen von Skoplje blinkt das Meer herauf, und just als Mittelpunkt all dieser Herrlichkeit liegt das Kloster da, weiß und freundlich, als könnt' es nicht bis fünf zählen. Hell glitzern seine Fenster in der Sonne, leiser Rauch steigt von ihm auf, und sanft spielen die Wipfel seiner Zypressen und Pappeln im schwüldustenden Südwind.

Des Kapetans kaltes Haifischauge späht gierig hinunter. Er harrt der Zeichen, die ihm der Zeiger geben und die ihm weisen sollen, wann er die verfluchten schwabischen[2]) Söldner gurgeln kann. Plötzlich schärft er den Blick. Dann winkt er seiner Rotte und zieht ein schmieriges Papier aus dem Gürtel

[1]) Bundschuhe der Südslaven.
[2]) Bauerngewand.
[3]) Yatagans.
[4]) Rucksack.
[5]) Saiteninstrument, das zum Gesang geschlagen wird. Dieses wird im Abendland fälschlich „Gusla" genannt.

[1]) Häuptling.
[2]) Svaba (Schwaba), Schimpfname für alle Fremden. Abgeleitet von „Schwabe" oder „schwäbisch".

und einen Stift, den er an den Lippen netzt. Aller Augen haften an den blanken Zeigern da unten.

Die drehen sich, und der größere hält bei neun, löst sich ab und geht nochmals auf neun zurück. Geht auf drei, löst sich und wieder geht er zurück. Geht auf sechs, tippt zweimal an und rückt dann auf elf.

Gespannt zeichnet der Häuptling die Ziffern auf, die zweimal berührten doppelt.

So erhält er folgende neununddreißig Zeichen:

IX IX — III III — X — VI VI — XI — III III: IX IX — V V — I — VII VII — IX : VI VI — V : III III — XI — III III — XII — III III : II — XII — IX — V : VI — V — VI — VII VII : II — V V — IX — VII — I — IV — I : IV IV — I — XII XII — IX — XII XII — V :.

Die Kerle, die sich das Ding nicht deuten können, recken die Köpfe über die Schultern des Schreibenden. Der erklärt es ihnen: Zwölf Ziffern hat das Uhrblatt, vierundzwanzig Zeichen das cyrillische Alphabet, wenn die seltener gebrauchten unberücksichtigt bleiben. Die einmal angezeigten Ziffern ergeben die Buchstaben von A bis L, die zweimal angetippten die von M bis Z.

Und er liest:

Vojsko vrati se okolo šest. Dva Brigada. Pazite. (Die Soldaten kehren gegen sechs Uhr zurück. Zwei Brigaden. Lauert!)

Zähnefletschend grinst sich das Gesindel an. Der Kapetan macht sich das zweibalkige Serbenkreuz auf die Stirne. Dann biegt er den linken Unterarm auf und schlägt mit der rechten Faust auf den gespannten Oberarmmuskel, tippt mit dem Finger auf die Augen und fährt quer über die Gurgel. Die aufjohlende Meute versteht: Keine Gnade — Meuchelei und Marter unter dem Zeichen des Serbenkreuzes! Und sie stellen den Soldatenkopf vor sich auf den Boden, speien ihm ins Gesicht und gröhlen zur Tamburizza Schimpflieder auf Österreich. — — Zwischen Skoplje und Staro-Slano haben mittlerweile die österreichischen Gebirgsgeschütze mit den Köpfen, Gliedmaßen und Flinten der montenegrinischen Gäste Federball gespielt, und die Maschinengewehre haben ihnen das Fell geklopft. Währenddem hat Oberleutnant v. Lutt Gelegenheit gefunden, ihnen das Gute von oben zukommen zu lassen. Hauptmann Grunzweig ist diesmal nicht mit ihm gewesen, sondern hat sich die Kompagnie eines erkrankten Kameraden erbeten und sie erhalten. Zwei Drittel der Montenegriner liegen tot oder verwundet am Plan, der Rest befindet sich in voller Flucht zur Grenze, wo seiner schon mit fertigem Gewehr die Strafuni[1]) harren.

Es ist vier Uhr nachmittags, das Getöse der Schlacht ist verstummt und hat das Schreien und Seufzen der Verwundeten und Sterbenden hinterlassen. Jetzt vergattern sich die Österreicher zum Heimmarsch. Unter den für die Marschsicherung bestimmten Truppen befindet sich auch die stark gelichtete Kompagnie Grunzweigs, die als linke Seitenhut befohlen ist, somit ihren Weg hinter dem Kloster vorbei und über die Brücke von Dražin zu nehmen hat.

Während die Truppen ihre Verbände ordnen, ist das bereits am Vormittag vom Meer herüberdrohende Wetter vollends heraufgezogen und das immer mehr verblassende Fahllicht der von rauchbraunen Wolkenstreifen verschleierten Sonnenscheibe benimmt der gespenstigen Eintönigkeit der umliegenden Karstlandschaft die letzten Schlag-

---

[1]) Verderbt aus „Streifkorps“. Bezeichnung der Eingeborenen für die Grenzjäger.

schatten. Heut wird's ein böser Marsch für jene, die sich ihren Weg abseits der Kolonne suchen müssen. —

Mählich senkt sich ballender Nebel in dichten Schwaden. Die von Grunzweig selbst geführte Flankendeckung seiner Kompagnie schreitet wie in einer dämmerigen Höhle, deren Wände im gleichen Schritte mitzugehen scheinen. In der Totenstille sind das Brechen und Klingen der scharfen, vom schreitenden Fuße zertretenen oder abseits geschnellten Steinchen und der eintönige, in kleinen Pausen sich wiederholende Ruf des Regenpfeifers die einzige Laute. Grunzweigs Flankendeckung hat im brodelnden Nebel den Weg verloren, und jeder trägt die Empfindung des völligen Losgelöstseins von der bewohnten Erde in sich. Da endet der Pfad von einer niederen, vom toten Sonnenlicht nur noch matt beschienenen Geröllmauer. Dem durch eine Lücke im Nebel am Boden hinkriechenden Lichtstreifen entsteigt schwarz und schlank der Schaft einer Zypresse, ein paar traurige Hügel überragend, über welchen neben schiefgesunkenen Steinkreuzen von dürren Pfählen Leinwandfetzen als letzte Liebesopfer schwermütig herabhängen. Ein trostloser Erdenfleck, aber doch dem Auge ein Treffpunkt in dieser Wüste.

Hier hält der Hauptmann, um seine vom Kampf und dem harten Weg erschöpften Leute einen Augenblick ausschnaufen zu lassen und sich bezüglich des Ortes und der Richtung zurechtzufinden. Zwei Mann schickt er aus, die Kompagnie im nunmehr waldfreien Gelände zu suchen und mit ihr die Verbindung herzustellen.

Und die Leute verschwinden im Nebel......

In der zwischen dem Friedhöfchen und der Dražin-Brücke versteckt gelegenen Karstfalte lagern die Kerle von heute vormittag. Einer schlapft träge umher und kramt aus den am Boden liegenden Torbas Andenken an die Kuča[1]) aus, deren verglimmende Glut von unweit wie ein trüber roter Fleck durch den Nebel leuchtet. Klebrige Samuna[2]), Hammelspeck, Hühner und Äpfel. Des Fraßes gewärtig, liegen die übrigen faul am Wanst und lassen stumm die mit Heldengeist gefüllten Čuturas[3]) von Mund zu Mund gehen. Von Skoplje dröhnen die Geschützschläge herüber, und sie grinsen und trinken auf die sichere Vernichtung der verhaßten Švabas. —

Nach und nach verstummt der Lärm der Kanonen, und es sinkt ein Kopf nach dem anderen auf das harte Gestein. Nur der Kapetan hockt wachend an der Böschung der Doline und lauscht gespannt in den Nebel. Sein scharfer Sinn hat den Ton vernommen, den genagelte Soldatenstiefel hervorrufen, wenn sie im Karste schreiten. Er duckt sich wie ein Raubtier und die Sterne seiner blutunterlaufenen Fischaugen weiten sich. Endlich werden in dem grauen Dunste die verschwommenen Umrisse der Gestalten zweiter kaiserlicher Soldaten sichtbar. Sie bewegen sich vorsichtig mit fertigem Gewehr. Der Kapetan kriecht völlig in den Schutz der Böschung zurück und läßt die Ahnungslosen unbehelligt vorbei. Dann ein lautloser Panthersprung hinter ihnen her, und blitzschnell fährt sein Messer durch die Achillessehnen der hellaufschreienden Opfer.

Da sind auch schon die anderen auf den Beinen und heran. Im Nu an den Händen gefesselt, werden die Soldaten zum Lager geschleppt. Dort wirft man sie auf den Boden, und die Kerle hocken sich um sie im Kreise, beschimpfen und speien sie an und verfluchen ihre Mütter.

[1]) Landesübliches Bauernhaus
[2]) Kukuruzbrot.
[3]) Kürbisflaschen.

Währenddem ist einer der Unholde zur glosenden Hütte gelaufen und hat Glut gebracht. Die wird auf die Erde gebreitet. Und dann stechen sie den Ärmsten die Augen aus, schneiden ihnen ein blutiges Kreuz in die Stirnen und legen sie mit den Gesichtern in die glimmende Glut. Es ist die Kampfweise jener Bestien, die sich selbst die Edelfalken der Schwarzen Berge nennen. — —

An der Friedhofsmauer harrt Hauptmann Grunzweig mit seiner kleinen Schar der Rückkehr der ausgesandten Soldaten, die schon zurück sein sollen, wenn es der Flankendeckung gelungen war, mit ihrer Kompagnie auf gleicher Höhe zu bleiben.

Da berührt der Unteroffizier seinen Arm:

„Haben Herr Hauptmann gehört!"

„Nein, — aber jetzt!"

Ein langgedehnter, ersterbender Klagelaut dringt von unweit herüber. Der Hauptmann lockert die Browning:

„Da ist vorne was los — es sind die Unseren — mir nach, Leute!"

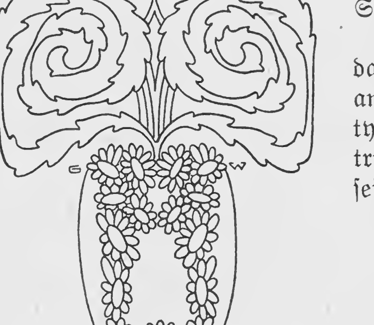
Und in hastigem Lauf enteilen sie in der Richtung des Schreies. Hinter der Böschung kauern fünfzehn Komitatschi und ebensoviele Gewehrmündungen starren in den Nebel, aus dem das Herantraben eines Trupps hörbar wird.

Nun taucht er auf, und eine ruhig gezielte Salve fegt in ihn hinein. Das Blut von neun Mann rötet den Stein, Hauptmann Grunzweig stürmt mit dem Reste von vier Mann, der das Bajonett aufgepflanzt hat, gegen die Doline. Eine zweite Salve prasselt ihnen entgegen und fällt die letzten Vier. Trotz seiner Schulterwunde feuert Grunzweig die acht Schüsse seiner Pistole auf den heranrasenden Feind und schlägt im Gemenge mit der leeren Waffe einem die Schläfe entzwei. Da ist er auch schon überwältigt. Vergeblich sucht er seinen Giftring zum Munde zu führen — sie erkennen die Absicht und einer säbelt ihm mit dem Handschar die Finger von der Hand. Dann schneiden sie ihm ein blutiges Kreuz in die Stirn und heben ihn empor und schieben ihm je ein Gewehr unter die Ober- und Unterarme und unter die Ober- und Unterschenkel. Und acht Kolben schmettern auf die Knochen nieder, daß sie knirschend zerknicken.

Da blitzt es im Nebel auf, und eine krachende Lage fährt in die ihr Opfer johlend Umtanzenden. Es ist Grunzweigs Kompagnie, die hier mit ihrem Hauptmann Verbindung gefunden hat. Und während fünfzehn zuckende Leiber den Boden schlagen, rauscht's durch die Lüfte herab und senkt sich sachte hernieder. v. Lutt ist's, der den Schüssen gefolgt ist.

„Leb' wohl, Fritz," flüstert der Sterbende, „und denk.... und denk.... an Staro-Slano!"
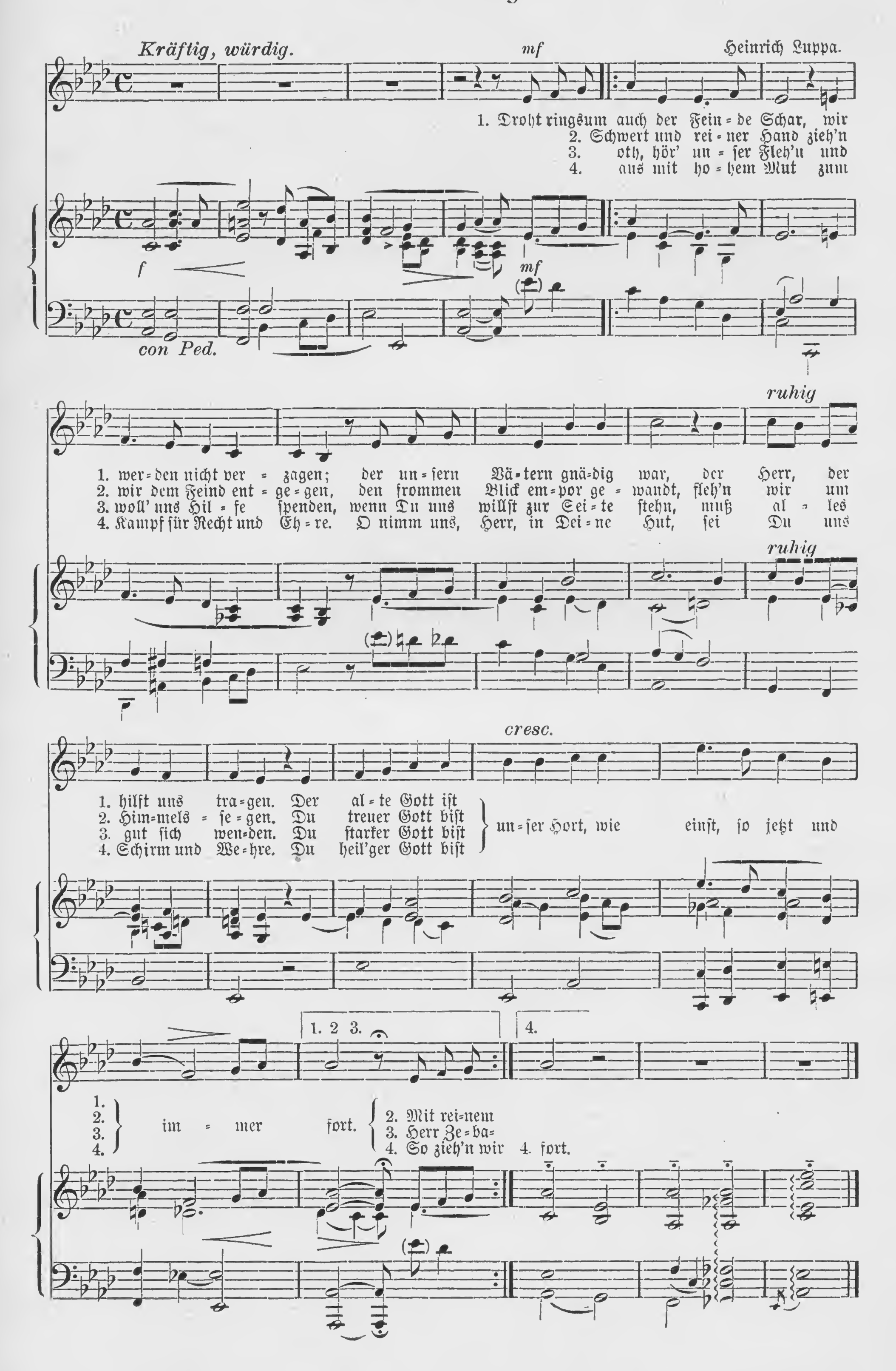
Während am Soldatenfriedhof in Drieno am Grabe des Märtyrers geschaufelt wird, trifft dort von Wien sein Kreuzel ein......
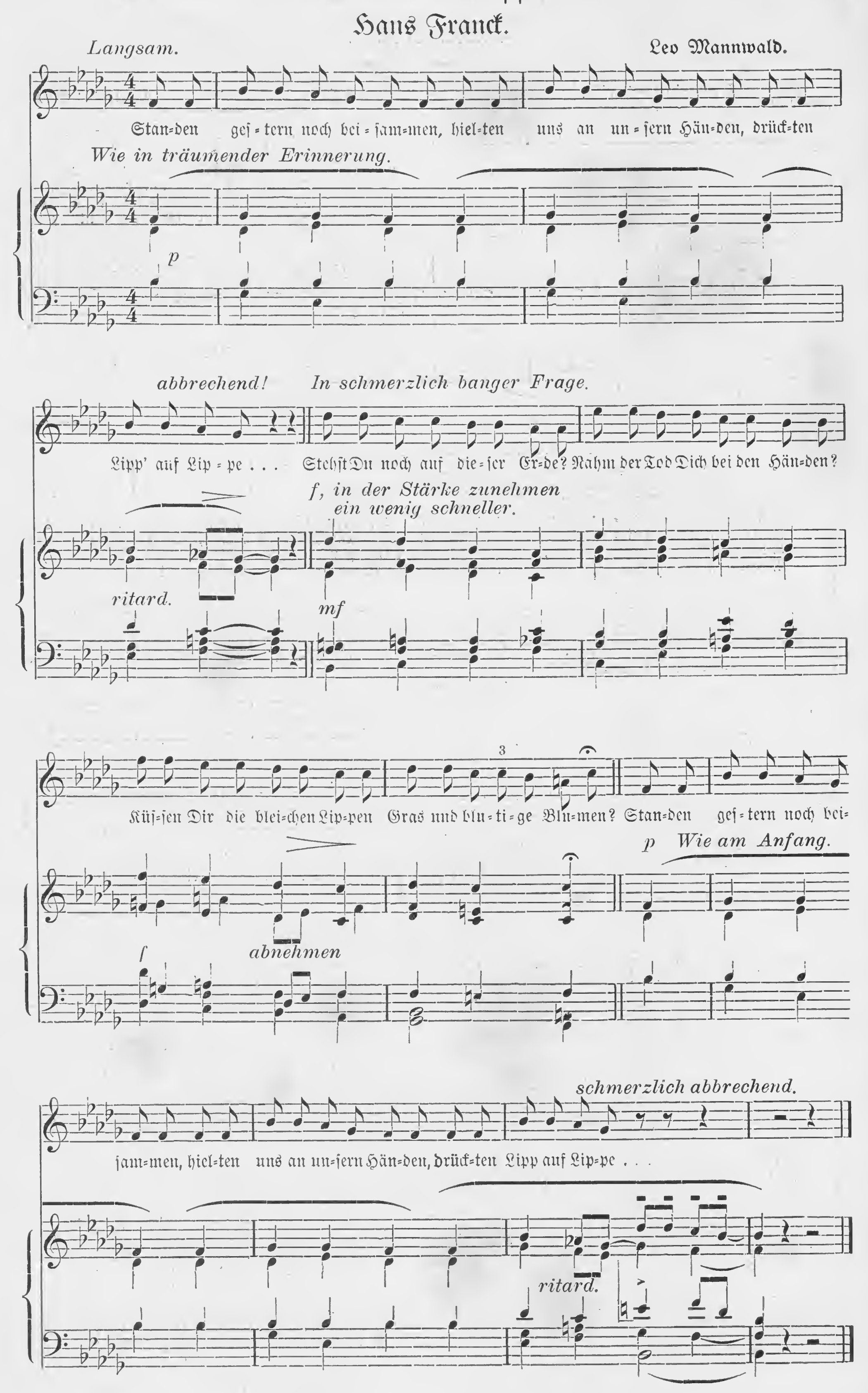


* * *

Des deutschen Kriegers Gebet.

Anton König.



Die Verlassene.

Hans Franck. Leo Mannwald.





Schloß Fontainebleau.

Paris.

Plauderei von Otto Röse.

Herz=Jesu=Kirche und Eiffelturm.



Auf dem Ostgipfel des Hügels, der das Seinetal und Paris im Norden steil überragt, steht das verwitterte Kirchlein des heiligen Petrus vom Marterberg. Ein Jahrtausend hat daran herumgeflickt; vom Ursprünglichen sind nur ein paar Säulen und Mauerwerk der Apsis geblieben. Dort ließ der deutsche Kaiser Otto II. ein Tedeum singen zur Feier seines Siegeszuges ins Land des Frankenkönigs Lothar, dessen Hauptstadt er jedoch nicht eroberte. Die lag noch weit ab vom Montmartre, unten auf einer Insel und an den Ufern des Flusses, ein winziger Hümpel Gebäude im Vergleich mit der Hauptstadt der jetzigen Republik. Das Kirchlein diente ihr als mühsam zu erreichender Wallfahrtsort.

Achthundert und fünfundzwanzig Jahre später (1814) hatten Preußen und Russen den Berg erstürmt und mit schweren Geschützen gespickt. Auf seinem Westgipfel, am Fuße der Windmühlen, standen, bevor der Waffenstillstand mit dem napoleonischen Heere geschlossen wurde, Blücher und Schwarzenberg, überblickten das weite Tal und das Meer der Dächer und besprachen den Vorschlag, den der Marschall Vorwärts ernstlich machte: die Stadt in Trümmer zu schießen, um die Welt von einem Herde des Unfriedens, einer Höhle des Lasters zu befreien. Das geschah aber nicht, und die Welt wäre wahrscheinlich auch nicht besser geworden, wenn es geschehen wäre. Sechzig Jahre darauf aber haben die Pariser selbst zur Sühne ihrer Sünden das Sacré=Coeur errichtet, einen Riesenbau von Quadern, der nun wiederum auf dem Ostgipfel das Petruskirch=

lein beschattet. Das kam so: als es den Franzosen im siebziger Kriege schlecht ging, begriffen sie, daß dies eine Strafe des Himmels war, und gelobten dem heiligen Herzen Jesu eine Kirche auf dem höchsten Punkte der Hauptstadt, wenn Frankreich der Vernichtung entginge. Ihr Gebet fand Erhörung; nur war es technisch nicht so leicht, das Gelübde zu erfüllen. Der Boden des Montmartre hatte immer etwas Schlüpfriges; ich meine das rein geologisch wegen der schrägen Tonschichten, auf denen der Muschelkalk des Hügels rutscht. Die Fundamente mußten bis auf den Grund der Talsohle hinuntergetrieben werden und kosteten an sich schon fast soviel, wie man auf das ganze Bauwerk gerechnet hatte. Dann bildeten sie allerdings einen mächtigen Pfeiler, durch den der ganze Hügel Halt bekam, ein schönes Sinnbild der Befestigung eines an sich unsoliden Bodens durch die Kirche.

Es dauerte fast ein Jahrzehnt, bis die Grundmauern aus der Erde herauswuchsen. Unterdessen aber hatte sich der Sinn der Franzosen abermals gewandelt. Es ging ihnen wieder gut, und der Materialismus, den sie in der Bedrängnis des Krieges abgeschworen hatten, bekam von neuem die Oberhand. Erst rückten die gemäßigten, dann die fortgeschrittenen, dann die radikalen Republikaner in die Regierung ein; die Schulen wurden verweltlicht, die Klöster geschlossen, die Trennung der Kirche vom Staate vorbereitet. Das neue Paris wollte nun auch sein Wahrzeichen haben und errichtete zur Weltausstellung 1889 ein Bauwerk, das noch höher werden sollte als das Sacré-Coeur. Nicht auf dem höchsten, sondern auf dem tiefsten Punkte der Hauptstadt entstand der Eiffelturm, der seine Spitze 300 Meter hoch gen Himmel reckt.

So stehen beide Wahrzeichen der Stadt einander gegenüber, rechts und links von der Seine, getrennt durch die weite Mulde des Tales. Während das Quadernbauwerk auf dem Berge den religiösen Geist des Mittelalters wuchtig verkörpert (Stil des 11. Jahrhunderts), bekennt sich die luftige Eisenkonstruktion der Niederung zur utilitarischen Technik der Neuzeit. Wunderlicherweise aber ist der Eiffelturm, der konstruktiv zu irgend einer nützlichen Verwendung wie als Kran oder Bohrwerk geeignet scheint, zu gar keinem sachlichen Zweck errichtet worden. Er sollte nur zeigen, wie hoch sich mit Eisen bauen läßt, und hat in seiner Zwecklosigkeit eigentlich etwas Spaßhaftes, als hätte der Ingenieur nur eine jener Fastnachtsscheren, die sich auf- und niederklappen lassen, im Riesigen nachgebildet und emporgeschnellt, um die Wolken im Flug zu zwicken. Erst lange nach seiner Erbauung erwies sich der Turm als brauchbar für die inzwischen entstandene drahtlose Telegraphie. Nun leistet er allerdings schätzbare Dienste; und wären die Franzosen nicht in der Konstruktion von Dynamomaschinen weit hinter uns Deutschen zurückgeblieben, so könnten sie unsere Hauptstation in Nauen, deren Stimme gen Westen bis nach Amerika und gen Süden bis nach Kamerun reicht, empfindlich stören oder ganz überschreien. An Höhe des Gestänges haben wir ihrem Riesenspargel nichts entgegenzustellen; ein Glück noch, daß wir an Kraft des elektrischen Stromes ihnen überlegen bleiben. Gerade jetzt im Kriege kommt viel darauf an, daß wir nicht nur zu Land und zur See, sondern auch in der Luft obsiegen, und zwar in diesem neuen Kampfbereiche nicht nur die Flieger, sondern auch die Funkensprüche der Feinde überwinden.

Jetzt ist die Not der Pariser wieder groß. Die erste Panik gab's im August, als deutsche Truppen schon am Befesti-



Der Eiffelturm auf dem Marsfeld. Im Hintergrunde die Militärschule.

gungsgürtel der Stadt erschienen und man ihren Einzug durch den Triumphbogen, jenes klotzige, vom Bürgerkönig Ludwig Philipp zu Ehren der napoleonischen Siegeszüge errichtete Denkmal, das drüben auf der Höhe der Champs-Elysées ragt, schon im Geiste ausmalte. Die älteren Pariser wissen ja Bescheid, wie dergleichen geschieht, denn sie erinnern sich noch lebhaft, wie die Deutschen am 1. März 1871 dort einmarschiert sind mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel. Ganz im Geheimen geben sie auch zu, daß sie damals aufgeatmet haben, weil die Hungermonate der Belagerung zu Ende waren, Brot und Fleisch und Gemüse mit dem Feinde zugleich in die Stadt kamen. Wäre nur alles erst wieder überstanden — das war, als die Deutschen im August vor den Toren erschienen, der Wunsch gar vieler Pariser, die ihn nur nicht laut zum Ausdruck bringen durften. Öffentlich wurde mit Kampflust geprahlt, die Verteidigung bis aufs Messer angekündigt. Die Gefahr verzog sich ja auch zunächst, das Ungewitter der Schlachten rückte nach Norden an die lange Front von Lothringen über die Aisnelinie bis nach Flandern. Aber die Regierung hatte schon Fersengeld gegeben und ihren Sitz in Bordeaux aufgeschlagen. Mit ihr war etwa ein Drittel der Bevölkerung aus Paris geflüchtet. Die meisten kehrten zwar Ende September zurück, doch das Pariser Leben blieb erloschen. Die Theater geschlossen, die Cafés und Restaurants um 8 Uhr abends geräumt, die Straßen kümmerlich erleuchtet, das Völkchen vom Froste geplackt, da die Kohlen mangeln. Kein Wunder, daß die Pariser in solcher Bedrängnis ihre Blicke wieder nach oben wenden, aber nicht zum Eiffelturm, von dem doch keine Hilfe kommt. Ein Zug innerer Einkehr und neuerwachter Frömmigkeit geht jetzt durch die hartgeprüfte Nation und setzt die kirchenfeindliche Regierung der Republik in Verlegenheit, da sie ihm nicht folgen kann, ohne sich selbst zu verleugnen. Es hat sich wieder viel verwandelt. Auch der Montmartre, der trotz der Kirche, die ihn krönt, bisher noch einen eigenartig weltlichen Charakter behalten hatte, ist kaum wiederzuerkennen.



Der Triumphbogen auf dem Sternplatze.

Dort war nämlich das Künstlerkabarett der Neuzeit entstanden und zur Spezialität des Viertels geworden. Vom „Schwarzen Kater“, den Rudolph Salis vor einigen dreißig Jahren aufgetan

hatte, war es ausgegangen, damals noch als eine Belustigung für einen kleinen Kreis witziger Pariser, in deren Mitte der „brav' général" Boulanger sich als künftiger Kaiser feiern ließ und überhaupt der tollste Ulk getrieben wurde. Dann fanden sich die Fremden ein, die etwas „echt Pariserisches" genießen wollten. Zu ihrem Ergötzen entstanden ein paar hundert Kabaretts und andere Nachtlokale an den Flanken des Marterberges, doch kaum verirrte sich noch ein Pariser an eine dieser angeblichen Stätten des „vrai Parisianisme", die nur noch dadurch blühten, daß sie die Fremden rupften, dieses Geschäft allerdings, dank der unerschöpflichen Torheit ihrer Gäste, schwunghaft betrieben. Im Kriege sind nun die Ausländer weggeblieben, die Nachtwandler ins Bett geschickt, die Kabaretts verödet und pleite. Doch neues Leben blüht aus den Ruinen. An der Place Pigalle ist das eleganteste Nachtrestaurant in ein Lazarett verwandelt. Manche der freiwilligen Schwestern, die dort Kranke pflegen, sehen aus, als hätten sie an derselben Stelle schon zu vergnügteren Zeiten gewaltet. Kleinere Lokale ähnlicher Art sind zu Werkstätten für verschiedene Fabrikate des Kriegsbedarfs geworden. Im größten von allen, in der Magic City, wo noch vor wenigen Monaten der Tango seine Orgien feierte, hat sich eine Schuhfabrik für Militär aufgetan. Auf dem Tanzboden, auf dem die zierlichsten Füßchen hüpften und schleiften, werden täglich 3000 Paar Soldatenstiefel genagelt.

Die Boulevards.

Stellt man sich das Pariser Leben vor, so denkt man zunächst an die Boulevards, auf denen es am eigenartigsten flutet. Nun gibt es zwar ein Schock Boulevards in Paris: innere, äußere und auch solche, die quer durch den Kern der Stadt gehen und ihre Bezeich-



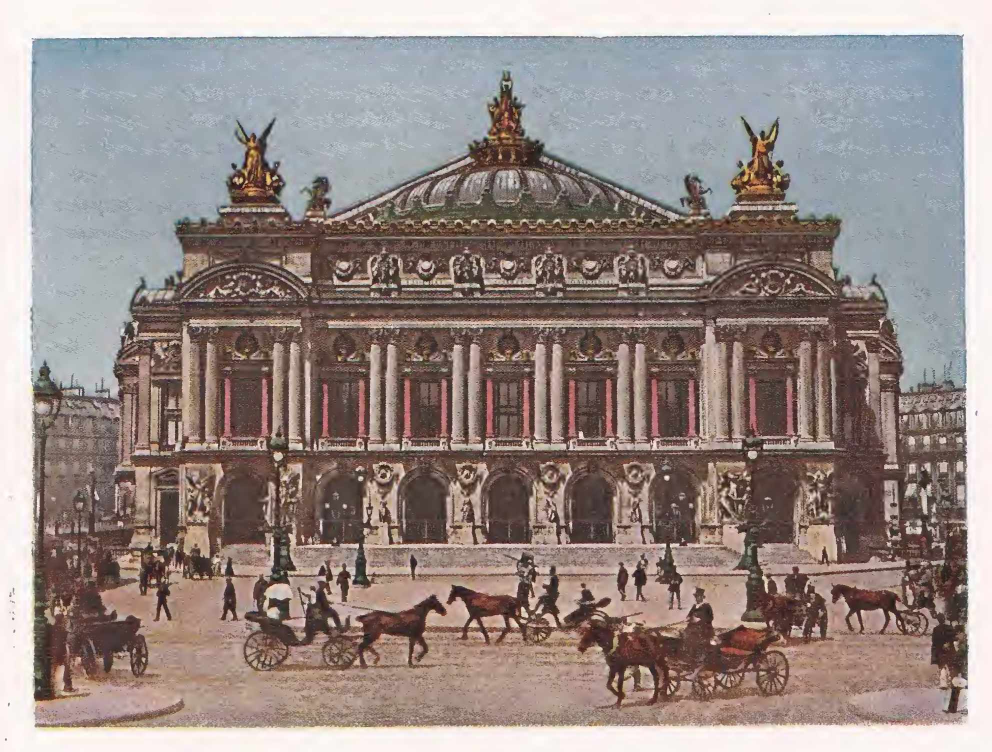
Das Pantheon.

nung zu Unrecht tragen, denn diese kommt von dem deutschen Worte Bollwerk und paßt eigentlich nur auf Straßen, die an der Stelle früherer Befestigungen laufen. Sagt man aber kurzweg: les Boulevards, so meint man den Straßenzug, der die Altstadt auf dem rechten Ufer der Seine halbmondförmig umgibt und zur Zeit Ludwigs XIV. angelegt worden ist. Von der im Stil eines griechischen Säulentempels erbauten Magdalenenkirche im Westen führen sie ostwärts zum Platze, wo einst die Bastille war und seit 80 Jahren die „Julisäule" steht zum Andenken an die zerstörte Zwingburg des alten Königtums und zugleich an die Julirevolution, welche den wieder hergestellten Thron der Bourbonen gestürzt hat. Auf der Säule oben steht der Genius der Freiheit mit der Fackel der Aufklärung und den zerbrochenen Ketten der Sklaverei.

Spaziert man über die Boulevards, so kann man sich auch einen Vers auf dieses Sinnbild machen, denn das Pariser Leben mit den stummen Zeugen seiner Vergangenheit und sprechenden der Gegenwart, gibt Stoff genug dazu. Die Fackel der Aufklärung leuchtet dem größten Teil des Volkes in den Zeitungen, die in Millionen von Exemplaren auf den Straßen verkauft werden. Sie bilden die Hauptlektüre in Frankreich in viel höherem Maße als in Deutschland. Bücher werden wenig gekauft und gelesen, nicht halb so viel wie bei uns. Sehen wir uns nun die Blätter an: gerade diejenigen, welche es zu täglichen Millionenauflagen bringen, stehen im Solde der Großbanken, die das Milliardengeschäft der russischen Anleihen gemacht und durch ihren Einfluß auf die Regierung der Republik das Land in das Bündnis mit dem Zaren und in den Krieg getrieben haben. Dieselben Blätter haben sich auch von Rußland bezahlen lassen, das freilich nun nicht mehr zahlen kann, und zugleich Zuschüsse von England genommen, alles dies zu Zwecken, die Land und Volk ins jetzige Elend brachten. Und wem hat's genützt? Nur einer kleinen Zahl gewissenloser Schieber und Drahtzieher, die sich die Taschen füllten. Welche Summen im Pariser Zeitungswesen durch Bestechung und Erpressung zusammengerafft werden, ersah man beim Prozeß der Frau Caillaux, die bekanntlich den Direktor des „Figaro" erschossen hatte, weil er in ehrenrühriger Weise gegen sie und ihren Gatten vorgegangen war. Bei den Verhandlungen kam es heraus, daß der den Revolverkugeln der erzürnten Dame erlegene Gaston Calmette (nicht etwa als Besitzer, sondern nur als redaktioneller Leiter des Blattes und Verwalter der Figaro-Aktiengesellschaft) in acht Jahren seiner Tätigkeit ein Vermögen von 13 Millionen gemacht hatte. Und wohlbemerkt: der „Figaro", der einstmals das Lieblingsblatt der Boulevardiers war, spielt schon seit Jahrzehnten nicht mehr die erste Rolle. Bei den Zeitungen, die ihn überflügelt haben — „Matin", „Journal", „Petit Journal", „Petit Parisien" und „Temps" — fließen noch üppigere Gelder. Und das ist die Lektüre, aus der die Mehrzahl der Franzosen ihre Kenntnisse schöpft, das ist der Journalismus, der die Leuchte der Aufklärung voranträgt. Das französische Volk folgt da einer schlimmen Fackel:

„Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein."

Auch in den zerbrochenen Ketten der Sklaverei, die der Genius der Freiheit auf der Julisäule schwingt, liegt eine Selbsttäuschung, der sich die Franzosen nicht zu ihrem Vorteil hingeben. Sie halten sich für das freieste Volk Europas und ahnen nicht, daß sie auf allen Gebieten, wo Freiheit sich sachlich und nützlich zum Gemeinwohl betätigen könnte, gerade das unfreieste sind.



Die große Oper.

Während bei uns die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung die gemeinnützigen Kräfte des Volkes entfesselt und eine Wunderblüte der Städte, der Kreise, der gesamten Selbstverwaltungskörper gezeitigt hat, ist bei den Franzosen alles unter dem Druck einer zentralisierten Bureaukratie geblieben und bleibt in der Entwickelung stecken. Von der Rückständigkeit französischer Kommunalverwaltung macht man sich in Deutschland keinen Begriff. Es darf da kein Brunnen, keine Brücke, keine Bedürfnisanstalt ohne schriftliche Genehmigung des Ministeriums gebaut werden, sodaß der Bürger auf gesetzlichem Wege eigentlich nichts ohne Rückfrage bei der Zentralinstanz verrichten kann. In Paris tritt der Mangel noch nicht so kraß hervor wie in der Provinz, die ganz im Argen liegt; aber selbst die Hauptstadt als Schoßkind der Regierung ist hygienisch und verkehrstechnisch hinter deutschen Städten zurückgeblieben, weil die Freiheit gemeinnütziger Betätigung fehlt, ja selbst der Trieb zu ihr dem Volke mangelt.

Der Franzose begnügt sich mit der Freiheit des Räsonnierens und Demonstrierens, die er allerdings reichlich benutzt, um sich auf der Höhe der Kultur zu fühlen. Die Boulevards dienen als beliebtester Schauplatz für solche Übungen bürgerlichen Selbstbewußtseins, die gewöhnlich abends nach dem „Diner“ stattfinden. Die anständige Bürgerschaft beteiligt sich an Massenkundgebungen hauptsächlich als Zuschauerin und macht somit eigentlich erst die Masse aus. Noch an den Abenden, die dem Ausbruch

des Krieges vorangingen, sah ich sie zu Tausenden und Abertausenden nach den Boulevards hinpilgern, wo Demonstrationen für und gegen den Krieg angekündigt waren. Jeder hatte erst ruhig zu Hause gespeist und machte nun seinen Verdauungsspaziergang, nahm auf der Terrasse eines Cafés Platz und genoß das Schauspiel bei einem Täßchen Mokka, einem Glase Limonade oder auch einem Schoppen Bier. Wer nicht pünktlich zur Stelle war, kriegte keinen Platz mehr. Bald schob sich ein Gedränge von hunderttausend Gaffern auf Bürgersteigen und Fahrdamm mühsam hin und her, sodaß der Wagenverkehr schon stockte. Jetzt ein Brausen wie Meeresbrandung: die Demonstranten kommen. Es sind nur ein paar hundert, aber sie schreien wie besessen: „Vive l'armée!“ Und die Menge ringsum vertausendfältigt den Lärm. Holla! Was kommt da aus der Seitenstraße? Das ist der Zug der Gegendemonstranten. Auch nur wenige Schock kläglicher Gestalten. Die brüllen: „A bas l'armée! Vive la paix!“ Und nun platzen die beiden Trupps aufeinander. Stöcke sausen, Mützen fliegen. Das Publikum ist außer sich vor Vergnügen. Es drängt sich um die Prügelei und ergreift Partei, aber nur mit dem Maulwerk. Auch das bekommt ihm schlecht; denn nun attackiert die Polizei, um den Fahrdamm für die Wagen frei zu machen. Nicht gerade zart. Pariser Schutzleute, die im Straßenverkehr des Alltags höfliche Beamte sind, werden fuchsteufelswild bei dergleichen Volksfestlichkeiten, die zu Verkehrsstörungen führen. Wen sie gefangen abführen, den verprügeln sie noch im Arrestlokale grausam; man nennt das auf französisch: passer à tabac, woher wohl unser deutscher Ausdruck vertobacken kommt. Und dem Bürger, der nur zum Gaffen ausgegangen ist, trifft das ebenso wie den Demonstranten. Das hat er nun vom Gebrauch seiner Freiheit.

Tags darauf steht in allen Zeitungen der Welt zu lesen, daß ganz Paris in Aufregung sei; eine Volksmenge von hunderttausenden sei über die Boulevards marschiert und nur mit Mühe gebändigt worden. Und die Welt blickt wieder mit Schauder auf den alten Herd epochemachender Revolutionen. Sonderbar! Es war doch nur eine Handvoll Schreier, die den Spektakel angestiftet hat. Ganz recht, aber Paris ist ein Resonanzboden, der jeden Laut ins Große steigert. Es ist wie eine alte Stradivariusgeige, die beim leisesten Bogenstriche angibt, ein Instrument besonderer Art, das von geschichtlichen Ereignissen seit einem Jahrtausend derart ausgespielt ist, daß sein Ton schon beim geringsten crescendo um den ganzen Erdball herum dringt. Oder wählen wir einen Vergleich aus der Technik der Neuzeit: ein Mikrophon. Läuft eine Fliege darüber hin, so klingt es, als trampele ein Elefant.

Die Kleinstadt in Paris.

Im westlichen Teile der Boulevards und in den Straßen, die von dort ausstrahlen, befinden sich die reichsten Kaufläden und die feinsten Restaurants. Die rue de la Paix, die den Platz am Opernhause mit dem Vendomeplatze verbindet, wo die der römischen Trajanssäule nachgebildete Vendomesäule die Siege Bonapartes verherrlicht, dient als Hauptquartier weltberühmter Damenschneider und Juweliere. Neuerdings werden elegante Läden auch in der Avenue der Elysäischen Felder aufgetan, deren Häuserreihen bisher nur als vornehme Wohnungen dienten. Diese Prachtstraße, die vom Concordienplatze zum Triumphbogen führt und der Schauplatz der glänzendsten Wagenauffahrten bildet, wenn draußen im Boulogner Gehölz Wettrennen oder militärische Revüen stattfinden, wird nun auch ins Geschäftsleben hinein-



Der Konkordienplatz. Im Hintergrunde der Montmartre mit der Herz-Jesu-Kirche.

gezogen, das durch die Kaufkraft reicher Ausländer aus aller Herren Ländern blüht. Immerhin bewahrt der westliche Stadtteil noch sein vornehm monumentales Gepräge. Der Concordiaplatz selbst, der seine architektonische Anlage dem aus Köln gebürtigen Baumeister Hittorff verdankt, ist und bleibt einer der herrlichsten Plätze der Welt. In seiner Mitte steht der Obelisk von Luksor, den Ludwig Philipp im Jahre 1836 aus Ägypten holen ließ. Nach allen Seiten öffnen sich bedeutsame Ausblicke: gen Süden, jenseits des Flusses, erhebt sich über griechischen Säulen der Giebel der Deputiertenkammer, dem die Magdalenenkirche am Abschluß der rue Royale gen Norden in ähnlicher Bauweise gegenübersteht. Gen Westen der Triumphbogen, gen Osten die weite Perspektive des Tuileriengartens mit dem Louvrepalaste als Abschluß. Das ist ein Bild großzügiger Eleganz und heiterer Lebensfreude, das freilich zu den geschichtlichen Erinnerungen dieser Stätte wenig stimmt. Hier arbeitete in den Schreckensjahren der großen Revolution die Guillotine und köpfte 2800 Menschen; hier starben Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf dem Blutgerüst. Hier wurde Frankreichs Niederlage und der Sieg der Verbündeten im Jahre 1814 gefeiert durch ein Tedeum, das in Gegenwart der Monarchen Preußens, Österreichs und Rußlands gesungen wurde. Hier lagerten auch im März 1871 die siegreichen deutschen Truppen. Keine nationale Katastrophe aber hat der Seinestadt den Glanz lächelnden Reichtums zu rauben vermocht, der besonders ihre westlichen Viertel ziert.

Hier übt Paris als Weltstadt seine Anziehungskraft auf alles, was Vergnügen, Kunst, Lebenslust und leichtbeschwingten Witz liebt. Man darf sich auch darüber keiner Täuschung hingeben: Paris mag als politischer Mittelpunkt noch so viel an internationaler Bedeutung verlieren, als Kunst- und Vergnügungsstadt wird es noch lange unersetzlich bleiben und von der kaufkräftigen Kundschaft überseeischer wie auch europäischer Länder beehrt werden. Sein Wappenspruch: „Fluctuat nec mergitur“ (es schwankt, doch geht nicht unter) wird sich in dieser Hinsicht wohl bewähren.

Was dieser wundervollen Stadt aber dauernden Rückhalt gibt, ist nicht das Vergnügungsleben selbst, mit dem sie die Fremden anlockt, sondern die Arbeitskraft, Geschmacksbildung und rastlose Rührigkeit einer Bevölkerung, von welcher der zugereiste Gast kaum einen Begriff bekommt und die dennoch die eigentliche Stärke von Paris ausmacht. Sie bildet erst den Untergrund, auf dem dasjenige erblüht, was der Fremde hier schätzt und sucht. Das arbeitende, trotz vieler mitwirkender ausländischer Kräfte, wesentlich nationale Paris bereitet den Boden für das genießende internationale. Das erstere bildet in der Großstadt ein Agglomerat von Kleinstädten, deren jede ihren eigenen Charakter, zumeist auch ihr eigenes Gewerbe hat, doch deren gemeinsamer Zug in emsigem Fleiß, altüberlieferter Geschmacksbildung, kunstgewerblichen Neigungen und sparsamer Lebenshaltung ihrer Einwohner liegt. Um sich als Weltstädter zu fühlen, macht der Pariser Kleinstädter hin und wieder einen Ausflug in die Kosmopolis, besucht die großen Theater, die eleganten Cafés und Vergnügungslokale und sieht sich einmal das Neueste an, wiederholt aber solche Studien und Lustreisen selten, weil sie ihm zu teuer sind. Im Strudel dessen, was man Pariser Leben nennt, schwimmt dauernd und behaglich nur, wer über hohe Schecks verfügt. Und das ist die Sache der wenigsten Franzosen, denn in Frankreich wird nicht mehr viel Geld verdient, viel weniger als jetzt in



Der Louvrepalast.

Deutschland. Der französische Wohlstand beruht nicht auf flottem Erwerb, sondern auf Sparsamkeit. Flösse nicht aus fremden Taschen das Gold in die Pariser Kosmopolis, so würde auch diese bald verdorren.

Von den etwa drei Millionen Einwohnern der Stadt führen weitaus die meisten ein Leben kleinbürgerlicher Ehrbarkeit. Jawohl, der Ehrbarkeit, trotz aller gegenteiligen Darstellungen der französischen Roman- und Theaterliteratur. Oft habe ich mich gefragt, weshalb die französischen Schriftsteller die Sitten ihres Landes meistens so arg verleumden. Mit Vorliebe nehmen sie ihre Modelle aus der Pariser Kosmopolis und deren trüben Ausflüssen, und wenn sie andere Schichten ihres Volkes schildern, ist doch ihre Phantasie fast immer beschmutzt durch die Gewohnheit, nach jenem Babel hinüberzuschielen. Erklären kann ich mir das nur dadurch, daß das französische Bürgerleben als Stoff für Theater und Roman wirklich keine Reize bietet. Es ist das Philiströseste, was man sich denken kann, so spießig, daß man in Deutschland keine Ahnung davon hat. Die Familie lebt still für sich, hält zusammen wie ein Bündel Kletten, läßt außer den nächsten Verwandten niemanden, besonders keinen Fremdling hinein, und bildet daher ein Gebiet, dessen Erforschung keinem noch so wissensdurstigen Reisenden gelingt. Alles ist fleißig an der Arbeit, allerdings nicht mit der atemlosen Hast, wie in Berlin, wo jetzt wohl von allen europäischen Hauptstädten der schärfste Wettstreit der Kräfte herrscht. In Paris bringen die allgemein geregelten Tischzeiten schon die Pausen, in denen jedermann aufatmen kann, wogegen in unserer Reichshauptstadt zu den allerverschiedensten Zeiten gegessen wird, je nachdem die Geschäfte eines jeden laufen. In Pariser Restaurants bekommt man auch nur zu bestimmten Stunden zu essen: Mittags von 12 bis 2 und abends von 6½ bis 9 Uhr, in Berlin hingegen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Deshalb nannte ein witziger Pariser unsere Reichshauptstadt „la ville où l'on bouffe toujours", die Stadt, wo alleweil gefuttert wird. Man versucht ja nun auch bei uns eine Regelung einzuführen, die eine allgemeine Pause der Arbeit gestatten soll, eine „englische Tischzeit", oder wie man es sonst nennen will, da englisch nicht mehr Trumpf ist. Aber das ist leichter gesagt als getan. In Paris und London beruht der Rhythmus des Lebens auf einem alten Herkommen, das in Berlin verloren gegangen ist; und in jenen Städten selbst



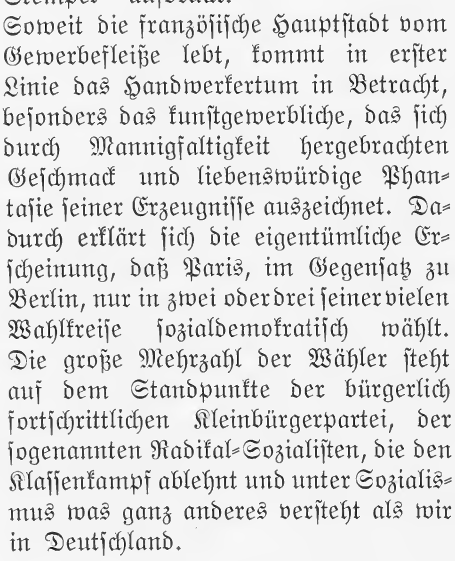
Die Madeleinekirche.

hat der überlieferte Brauch schon schweren Stand, sich gegen die Anforderungen eines Erwerbsgetriebes zu wehren, das sich dort ebenso wie bei uns fortwährend beschleunigt.

Immerhin bewahrt die Pariser Tageseinteilung noch ein gewisses Behagen. Paris hat auch kein großindustrielles Getriebe, wenigstens keins, das seinem Volksleben den Stempel aufdrückt.



Die Liebfrauenkirche auf der Notre-Dame-Insel.



Soweit die französische Hauptstadt vom Gewerbefleiße lebt, kommt in erster Linie das Handwerkertum in Betracht, besonders das kunstgewerbliche, das sich durch Mannigfaltigkeit hergebrachten Geschmack und liebenswürdige Phantasie seiner Erzeugnisse auszeichnet. Dadurch erklärt sich die eigentümliche Erscheinung, daß Paris, im Gegensatz zu Berlin, nur in zwei oder drei seiner vielen Wahlkreise sozialdemokratisch wählt. Die große Mehrzahl der Wähler steht auf dem Standpunkte der bürgerlich fortschrittlichen Kleinbürgerpartei, der sogenannten Radikal-Sozialisten, die den Klassenkampf ablehnt und unter Sozialismus was ganz anderes versteht als wir in Deutschland.

Alt-Paris.

Vor einem halben Jahrhundert verzeichnete der Geschichtsphilosoph Taine in seinem „Reisenotizbuch" die Bemerkung: Frankreich sei ehemals ein Park mit stattlichen Bäumen und stolzen Zierpflanzen gewesen inmitten fruchtbarer Beete und Felder; im Laufe der Zeit aber sei fast alles, was hoch ragte, gefällt worden und ein gleichförmiger Nutzgarten mit niedrigem Gemüse geblieben. Daran denke ich manchmal, wenn ich durch altpariser Straßen schlendere. Auf den Stätten früherer Größe selbst hat der Mittelstand sein Nutzgärtlein angelegt. Vom bürgerlichen Getriebe teilweise freigeblieben ist nur die Wiege der Altstadt, die Notre-Dame-Insel, mit ihrer altehrwürdigen Liebfrauenkirche, dem Justizpalaste (der ehemals Königsschloß war) und einer Gruppe anderer amtlicher Gebäude, an die sich nur seitwärts einige Gassen mit bescheidenen Privathäusern angeklext haben. Schon die benachbarte Ile Saint-Louis, einst der Schauplatz hochvornehmen Lebens, ist ganz verkleinbürgerlicht. Am wunderlichsten aber wirkt der Anblick des Quartier du Marais, das auf dem rechten Ufer, der Insel des heiligen Ludwig gegenüber, im 17. Jahrhundert der Wohnsitz des französischen Hochadels war. Dort stehen noch die alten Paläste in engen Straßen; dort liegt auch die ehemalige Place Royale, jetzt Vogesenplatz genannt, eine der architektonisch edelsten Anlagen, die eins der ersten Beispiele amtlich vorgeschriebener Bauordnung

ist. Ludwig XIII. hat sie so befohlen, wie sie von vornehmen Privatleuten einheitlich ausgebaut wurde. Die Häuser dieses Platzes werden noch von wohlhabenden Mietern bewohnt. Aber die Paläste in den Seitenstraßen sind zu Lagerräumen und Werkstätten geworden, deren Getriebe sich seltsam in den alten Prachträumen ausnimmt. In den Höfen, wo einst die Staatskarossen einfuhren, liegen Kisten aufgestapelt; stolze Treppenhäuser mit kunstvoll geschmiedeten Geländern und üppigen Bildhauerwerken führen zu Prunksälen hinauf, in denen Schweinsborsten und Drogen en gros lagern.

Wie Schwalbennester an die Adelspaläste angeklebt sind engbrüstige Häuschen, in denen das armseligste Völkchen nistet. Hier sind wir im russischen Ghetto. Die „lieben Juden" des Zaren, die vor Väterchens Progroms ausgerissen sind, haben in Marais Zuflucht gefunden und verzehren sich da in unsäglichem Elend. Denn der arme Bocher wächst unter den sparsamen Franzosen nicht zum wohlhabenden Handelsmann und weltbeherrschenden Bankier empor wie in Deutschland; was Frankreich an reichen Juden hat, ist als Millionär schon eingewandert und hat in den weniger soliden Staatsgeschäften der Franzosen erst Gelegenheit gefunden, so recht im Großen zu wirken. Ganz Israel des Marais sieht man am Vorabend des Schabbes, wenn das Wetter schön ist, auf den Bänken unter den Linden des Vogesenplatzes hocken, die Weiber in Zwirnsperücken oder mit Haupthaar, das noch seltsamerer Art ist: Weichselzöpfe findet man dort in Prachtexemplaren, wie Europa sie sonst nirgends mehr aufweist.

Im alten Adelsviertel, von dessen Pracht jetzt nur noch die Steine zeugen, wurde es gegen Ende des 17. Jahrhunderts Mode, den engen Gassen zu entfliehen und auf dem anderen Ufer der Seine, flußabwärts Sommerpaläste zu bauen. Westlich der mittelalterlichen Kirche Saint-Germain des Près lag ein weites Gartengelände, das zu solcher Ansiedelung lockte. So entstand das Faubourg Saint-Germain, die Neustadt des Adels, die seitdem nun wieder Altstadt geworden ist und zum Teil auch schon ihr aristokratisches Gepräge verloren hat; denn der Zug nach Westen führte einen beträchtlichen Clan der Oberschicht, namentlich denjenigen, der rechtzeitig seinen Mobiliarbesitz erweitert hatte, wieder auf das rechte Flußufer in das alte Viertel der Champs-Elysées, wo er bei der Finanzaristokratie und den exotischen Millionären gute Nachbarschaft fand. Mit Immobiliarbesitz, d. h. mit Landgütern ohne Großkapital, läßt sich in der Neuzeit kein Staat mehr machen; dazu ist ein großer Haushalt in Paris mit allen seinen geselligen Verpflichtungen zu kostspielig. Die meisten Adelsfamilien leben daher drei Vierteljahre auf dem Lande und kommen nur für ein paar Monate in die Hauptstadt; viele finden selbst das schon zu teuer und vermieten ihre köstlichen Häuser im Faubourg Saint-Germain lieber an reiche Fremde. Zwischen den vornehmen Bauwerken hat sich auch da eine stillbürgerliche Bevölkerung angesiedelt und das Gartengelände, das jene ehemals umgab, ausgefüllt. Doch hinter den Adelspalästen liegen heute noch herrliche Parks im Schatten jahrhunderte alter Linden und Rüstern.

Zur Zeit als die Herrschaften vom Marais sich der westlichen Vorstadt zuwandten, war der östliche Teil des linken Flußufers längst bebaut. Dort stand eins der allerältesten Viertel der Stadt, das vor acht Jahrhunderten schon ein hochberühmter Sitz der Wissenschaften war, heute noch das Universitätsviertel ist und den Namen des Quartier latin trägt. Das lateinische



Anton v. Werner: Im Etappenquartier vor Paris.

Kunstanstalt Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O.



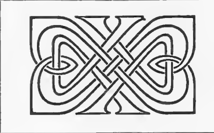
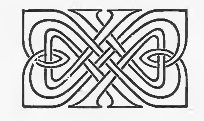
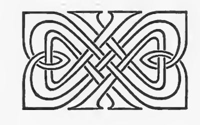
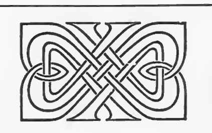
Porte St.-Denis.

Viertel! Dort lehrte Abailard um die Wende des zwölften Jahrhunderts, dort steht die Sorbonne, die Wiege der Pariser Hochschulfakultäten, die uralte Kirche des heiligen Stephan vom Berge, das Pantheon — alles dies auf den Grundfesten von Römerbauten, die an einzelnen Stellen noch zu Tage treten und beim Cluny, dem jetzt als Museum dienenden ehemaligen Schlosse der burgundischen Benediktineräbte von Cluny, in Gestalt von Badeanlagen noch ziemlich gut erhalten sind. An dieser Stätte, die vielleicht schon vom Kaiser Constantinus Chlorus am Ende des dritten Jahrhunderts prächtig ausgebaut war, ließ Julian sich von seinen Soldaten zum Augustus ausrufen, derselbe, der in der Geschichte des Christentums dann den Namen des Abtrünnigen verdient hat. Er selbst zog bald, um Rom zu erobern, gen Süden. Als auf italienischen Gefilden aber das Weltreich zusammenbrach, fand die lateinische Gesittung ihre Zuflucht in Paris, wo sie selbst am Hofe der fränkischen Könige noch zu neuer Blüte gedieh.

Das lateinische Viertel gemahnt uns an das Alter der Pariser Kultur und führt uns auf den vorhin ausgesprochenen Gedanken zurück, daß in dieser Stadt doch eine stärkere Kraft des Beharrens steckt, als man gemeinhin annimmt. Aus der Morschheit, deren Zeichen hie und da hervortreten, läßt sich noch auf keinen nahen Zusammenbruch schließen. Alles Altgewachsene hat brüchige Stellen und doch Bestand, gerade weil es im Kerne wettererprobt ist. Freilich hat es nicht mehr die Elastizität des Wuchses im vollen Saft, aber ihm sind auch andere Aufgaben zuge-

teilt. Berlin, mit dem der Vergleich besonders nahe liegt, war noch ein wendisches Fischerdorf, als Paris schon seit einem Jahrtausend als Weltstadt und Mittelpunkt der Latinität dastand. Solche Altersunterschiede lassen sich nicht in wenigen Jahrzehnten ausgleichen, soll man vernünftigerweise auch nicht gewaltsam einzuholen streben. Eine jede Stadt entwickele sich nach den Zielen, die ihr angestammt und durch den Gang der Geschichte zugewiesen sind, eine jede nach ihrer Art. Die Kultur vieler Jahrhunderte mußte wachsen, vergehen und im Vermodern wieder Humusschichten bilden, um das jetzige Paris hervorzubringen, dessen Wurzeln in einem ganz besonderen Erdreich, in einem gesättigten Kompost ihre Nahrung finden und deshalb auch eigenartige Blüten treiben. Dieser Boden läßt sich nicht zerstören, diese Flora sich auch nicht ausrotten, denn sie würde aus jeder Faser wieder sprießen. Ewig ist zwar nichts auf Erden, aber Paris hat nach menschlichem Ermessen noch geraume Zeit vor sich, um die Welt mit seinem bunten Flor zu erfreuen, der ja auch uns Deutschen manches Gute gebracht hat und noch weiterhin bringen kann, wenn wir das für uns Taugliche wählen und die Giftpflanzen vermeiden.



An die Nacht.

Dunkler werden wieder Näh und Ferne,
Immer heller schimmern deine Sterne,
Und ich wandle wie auf Traumeswellen
Wieder hin zu deines Lichtes Quellen,
Hebe meine Lampe, die verglommen
Fast von dieses Tages Last und Sünden,
Um an deinem Licht sie zu entzünden.

Grete Schenk.

Sprüche.

Ein Ziel — ein Wille:
Ein Leben bau'n
und drüberhin stille
ins Ewige schau'n!

* * *

Was du anderen nachsiehst,
Wirst du dir selbst nicht verzeih'n, —
Wo sich andere beugen,
Bricht und zersplittert dein Sein.

Otto Suchland.





Dschunkenfahrt auf dem mittleren Yangtse.

Von Fritz Secker,
Mitglied der Stötznerschen Szetschwan-Expedition.*)

Mit vier Aufnahmen.



Die deutsche Szetschwan-Expedition, die sich die Erforschung des gewaltigen chinesisch-tibetischen Grenzgebirgstocks, des Quellgebiets der chinesischen und indischen Riesenströme, zur Aufgabe gemacht hat, ist Anfang dieses Jahres auf dem Jangtsekiang als Anmarschstraße von Hankau aus an Bord einer Dschunke flußaufwärts gereist. Die über tausend Kilometer lange Strecke, deren Bewältigung mehrere Wochen in Anspruch nahm, hat den Teilnehmern an der Expedition einen Einblick in das Leben und Treiben an Bord einer Dschunke, sowie in die allgemeinen Schiffahrtsverhältnisse auf dem Yangtse gegeben, wie er dem flüchtigen „Weltentraber" kaum vergönnt ist.

Die als Expeditionsboot benutzte Dschunke, die in dem oberen Yangtsehafen Tschungking beheimatet ist, wurde in Hankau zum Preise von sechshundert Mark gemietet. Das Boot ist der größte Typ der auf dem Yangtse verkehrenden einheimischen Fahrzeuge und dient eigentlich nur zur Beförderung von Waren; es mißt in der Länge etwa vierzig und in der Breite fünf Meter. Der Heckaufbau, in dem sich das Ruderhaus befindet, überragt das Schiff mehrere Meter und gibt ihm eine plumpe, unbeholfene Gestalt. Die Ruderstange ist so gebaut, daß sie sich ziemlich oben an der Decke des Heckaufbaus bewegt und die Benutzung des Raums als Wohnraum nicht behindert. Anschließend an das Ruderhaus kommt ein fünf Meter langer und zwei Meter hoher Raum, der zurzeit Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum der sechs Expeditionsmitglieder ist, zu anderen Zeiten zur Aufstapelung der Fracht dient. Eine Tür vermittelt den Ausgang nach Mittschiff und dem vorderen Deck. Hinter dem Hauptmast ist die zwei Geviertmeter große Mannschaftsküche, kenntlich

---

*) Die Stoetznersche Szetschwan-Expedition 1913/1916 — Leiter: Walter Stoetzner, der sich durch wiederholte Reisen nach Asien, seinen Ritt quer durch Zentralasien und zahlreiche Veröffentlichungen einen Namen gemacht hat — hat am 13. November 1913 mit dem Dampfer „Bülow" des Norddeutschen Lloyd ihre Ausreise nach Shanghai angetreten. Der Expedition gehören an: Dr. Weigold, der durch die Einrichtung der Vogelwarte in Helgoland bekannt ist, als Ornithologe, E. Funke, der hiermit seine achte innerasiatische Reise antritt, als Enthomologe, Dr. Israel, Assistent am geodätischen Institut der Technischen Hochschule in Dresden, als Geograph; in Shanghai ist dann der Redakteur des „Ostasiatischen Lloyd", Fritz Secker, durch seine eingehende Kenntnis von Chinas Sprache, Land und Leute bekannt, als Dolmetscher hinzugetreten, und zuletzt Dr. Limpricht von der Akademie in Hankau. Die Expedition geht in die chinesische Provinz Szetschwan und in bisher unerforschte Teile des Grenzgebietes von China und Tibet, um das Land geographisch, zoologisch und ethnographisch zu erforschen. Die Expedition ist sich der Gefahr ihres Unternehmens wohl bewußt, hofft aber infolge der Erfahrungen ihrer Mitglieder auf glücklichen Erfolg und reiche Ausbeute. Seit Ausbruch des Krieges sind von ihr keine Nachrichten mehr eingegangen.



Das hintere Drittel der Expeditionsdschunke.
Der tonnenförmige Raum, vor dem die sechs Herren sich gruppiert haben, ist der gemeinsame Wohn-, Eß- und Schlafraum. Der dahinter befindliche höhere Aufbau ist der Aufenthaltsort für die Mannschaft und zugleich die Küche. Der hinterste, wieder rundüberdachte Teil ist der Raum des Schiffseigentümers. Von links nach rechts: Stötzner, Funke, Secker (unten), Dr. Weigold, Dr. Limpricht, Dr. Israel (unten). Aufgenommen oberhalb der Hanmündung bei Hankau, kurz vor der Abfahrt.

an einem riesigen Kessel zum Reiskochen, eingebaut. Der vordere Teil bis zum Bug, der von einem kleineren Mast gekrönt ist, dient zur Aufbewahrung des Tauwerks und von zwei schweren Eisenankern. Unter Deck liegen die Laderäume und Schlafstätten für die Mannschaft.

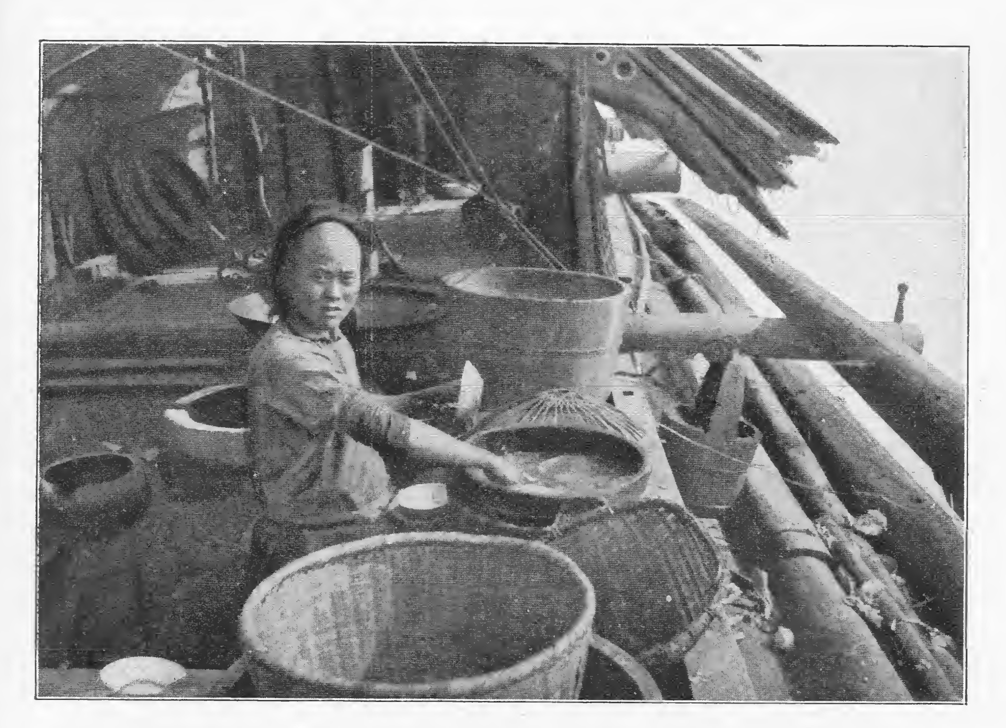
Die Besatzung der Dschunke besteht aus dem Lauban (Schiffseigentümer), dem Laudah (Steuermann), einem Bootsmann und zwanzig Matrosen. Der Lauban, der seine Familie mit sich führt, sowie der Laudah bewohnen das Ruderhaus, während die übrige Mannschaft im vorderen Teil des Schiffes untergebracht ist. Nur in seltenen Fällen, wenn es z. B. bitterkalt ist, macht die wetterharte Mannschaft von ihren Schlafstätten unter Deck Gebrauch. In der Regel verbringt sie die Nächte, nur in dünne Zudecken gehüllt, an Deck, das während der Nacht mit Bambusmatten gegen die Unbill der Witterung geschützt wird. Die Mannschaft hat keine geregelte Tagesbeschäftigung, weil diese ganz von den Witterungsverhältnissen abhängig ist. Wenn günstiger Wind die Segel schwellt, dann liegt die Besatzung plaudernd, rauchend und Karten spielend an Deck und freut sich des arbeitsfreien Tages. Bei ungünstigem Wind ist aber die Arbeit der Leute um so anstrengender. Um das

Boot fortzubewegen, muß es vom Ufer aus vorwärts getreidelt werden. An der obersten Mastspitze wird ein oft mehrere hundert Meter langes Bambusseil befestigt, das der am Ufer befindlichen Treidelmannschaft um den Körper geschlungen wird; wie Ochsen im Joch legen sich nun die zwanzig Mann auf den Treidelpfaden vorwärts und ziehen, mit einer kleinen Unterbrechung zur Einnahme des Mittagsreises, von morgens bis abends. Nach der Tagestour, die durchschnittlich vierzig Kilometer beträgt, wird der Abendreis genommen, worauf sich die Leute bald in ihre Schlafdecken wickeln, in der stillen Hoffnung, daß der kommende Morgen windig sein wird. Wind ist aber nicht immer der Freund der Muße liebenden Bootsmannschaft. Noch eben hat sie sich gefreut, daß das Boot, vom Wind getrieben, so schnell voransegelt, da kommt eine der vielen Krümmungen des Flusses; die Treidelmannschaft macht sich mißmutig klar zum Ausbooten und muß gegen Wind und starke Strömung das Boot vorwärts ziehen. Der Wind ist aber schließlich doch das Element für Segelschiffe; ist er abgeflaut, dann sucht man er ihn (genau so wie abergläubische westländische Seefahrer) zu „locken". Das geschieht durch gellende Rufe und durch Kratzen am Hauptmast. Ist der richtige Wind gekommen, so saust das plumpe Fahrzeug, trotz widriger Strömung, mit großer Geschwindigkeit dahin, und es ist imstande, sechzig bis achtzig Kilometer den Tag zu machen. Chinesische Schiffe fahren nie in der Nacht, sondern gehen nach Sonnenuntergang vor Anker.



Ein Treidelkuli am kleinen Vordermast. Im Hintergrunde photographiert Dr. Weigold mit Spiegelreflex-Kamera. (Aufgenommen auf dem mittleren Yangtse zwischen Hankau und Itschang.)

Man sollte annehmen, daß eine Dschunkenfahrt für den große Geschwindigkeiten gewöhnten Europäer auf die Dauer langweilig würde. Bei einem Fünkchen Liebe zur Natur und offenen Augen für die interessante Umwelt



Der Koch für die Treidelkulis in seiner oben offenen Küche beim Aufwaschen der Eßnäpfe. Links von ihm der große und der kleine Ofen



Chinesisches Flußkanonenboot, wie sie alle 30 Kilometer auf dem Yangtse stationiert sind. Neugebautes Holzboot mit alter Vorderladerkanone.

sollte aber Langeweile nicht aufkommen. Das langsame Vorwärtsbewegen des Boots ermöglicht fast täglich einen mehrstündigen Ausflug an Land. Die Gegend im mittleren Yangtsetal ist zwar nicht mit der landschaftlichen Schönheit eines deutschen Stromes zu vergleichen, sie offenbart aber dem, der sich hineinversenkt, manche Reize. Von der Dschunke gesehen, wirkt die Landschaft zunächst abstoßend, daß heißt man sieht vorläufig nichts von einer Landschaft, sondern nur steile, im fortwährenden Ablösungsprozeß befindliche Lehmufer. Auch wenn man den Uferdamm erklommen hat, bedarf man der Orientierung, denn hinter kahlen Feldern schiebt sich ein neuer Damm in die Höhe, ein Schutz gegen die überströmenden Wasser des Yangtse nach der tibetischen Schneeschmelze. Vom zweiten Damm darf man aber gewiß sein, in ein schlichtes und in seiner Art liebliches Landschaftsbild zu blicken. Vor uns tiefbraunes, in kleine Parzellen geteiltes Ackerland, weißgetünchte Dörfer mit einem grünen Baumkranz; schwere Wasserbüffel, von buntgekleideten Knaben oder Mädchen geleitet, ziehen des Weges; das Bauernvolk ist bei der Arbeit, und über allem thront ein tiefblauer Himmel mit lachender Sonne. Und senkt sich die Abenddämmerung übers Land und zeichnet die Konturen der Landschaft scharf am dunklen Himmel ab, erstirbt allmählich alles Geräusch in der Umwelt, bis auf die Klagerufe der Nachtvögel, das Geschnatter eingefallener Enten und Gänse und das Gekläff der Dorfhunde, dann ist eine heimatliche Abendlandschaft fertig. Den Wanderer zieht's aufs Boot zurück, das ihn am nächsten Morgen weiter bringen soll — langsam weiter, ganz langsam, bis ihn eines Tages die Bergriesen von Szetschwan und Tibet grüßen.

Gedichte von Li-Tai-Po.

Übersetzt von Otto Hauser. („Aus fremden Gärten", Band 1. Weimar, Alexander Duncker.)

Während der Wein kommt.

Freunde, seht ihr nicht,
Daß des gelben Flusses Wogen,
 himmelher ergossen,
Fließen und nicht wiederkehren,
 wenn sie ins Meer geflossen?

Freunde, seht ihr nicht,
Daß der Halle heller Spiegel
 trübe vom weißen Haar,
Das, am Morgen wie schwarze Fäden,
 Schnee am Abend war?

Wer das Leben recht erkennt,
 wird kein Glück verpassen,
Und solange der Mond ihm glänzt,
 nicht den Goldkrug lassen.

Gaben, die der Himmel gab,
 muß man recht verwenden,
Jedes Goldstück kommt zurück,
 das wir so verschwenden.

Bratet Lämmer, schlachtet Ochsen,
 fröhlich gilt's zu sein!
Wir indessen trinken zusammen
 dreihundert Becher*) Wein.

*) Die in China verwendeten Becher sind erheblich kleiner als die unseren; der Wein ist nicht Trauben-, sondern Reiswein.

Der Mond der Kinderzeit.

Als Kind einst wußt' ich nichts vom Monde, nein,
Er war ein Schild aus weißem Edelstein,

Der Spiegel von des Perlenturmes Wand,
Der hinflog an der lichten Wolke Rand.

Der „sel'ge Mann" ließ beide Füße hängen,
Die Zimmetbäume standen dort in Mengen.

Der weiße Hase braut Ambrosia;
Ich fragte oft: „Wer aber trinkt es da?"

Und kam der Drache dann, der ihn verschlingt,
Daß tief und tiefre Nacht herniedersinkt,

Wie harrt' ich des, der die neun Vögel*) schoß,
Bis wieder Freude war im Götterschloß!

Doch wenn sein Leuchten mehr und mehr verblaßte,
Und ich ihn schwinden sah und es nicht faßte,

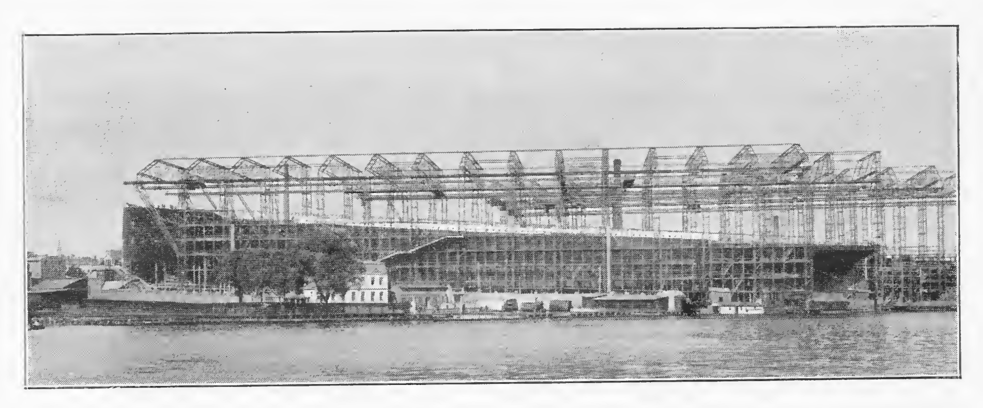
Wie kaum um etwas dann ergriff mich Schmerz,
Und bittres Leid schnitt mir ins tiefste Herz.

*) Die neun falschen Sonnen, die zum Entsetzen der Unsterblichen am Himmel erschienen waren und die dann der Schütze Hou-I herunterschoß.

Albert Edelfelt: Auf dem Meere







Helling I der Vulkanwerke mit einem im Bau begriffenen Doppelschraubendampfer.

Von der größten Werft Deutschlands.

Von Albert Schmidt in Hamburg.

Mit acht Bildern.



Seegeltung heißt die Losung im friedlichen wie im kriegerischen Wettbewerb des Volkes um Herrschaft und Macht wie um die Güter dieser Erde. Hilfsmittel und Werkzeuge dieser Macht sind die Schiffe! Die Staaten aller Zeiten haben Schiffahrt und Schiffbau betrieben, und es ist eine weltgeschichtliche Wahrheit geworden, daß die politische und wirtschaftliche Zukunft eines Volkes in seiner Geltung zur See liegt.

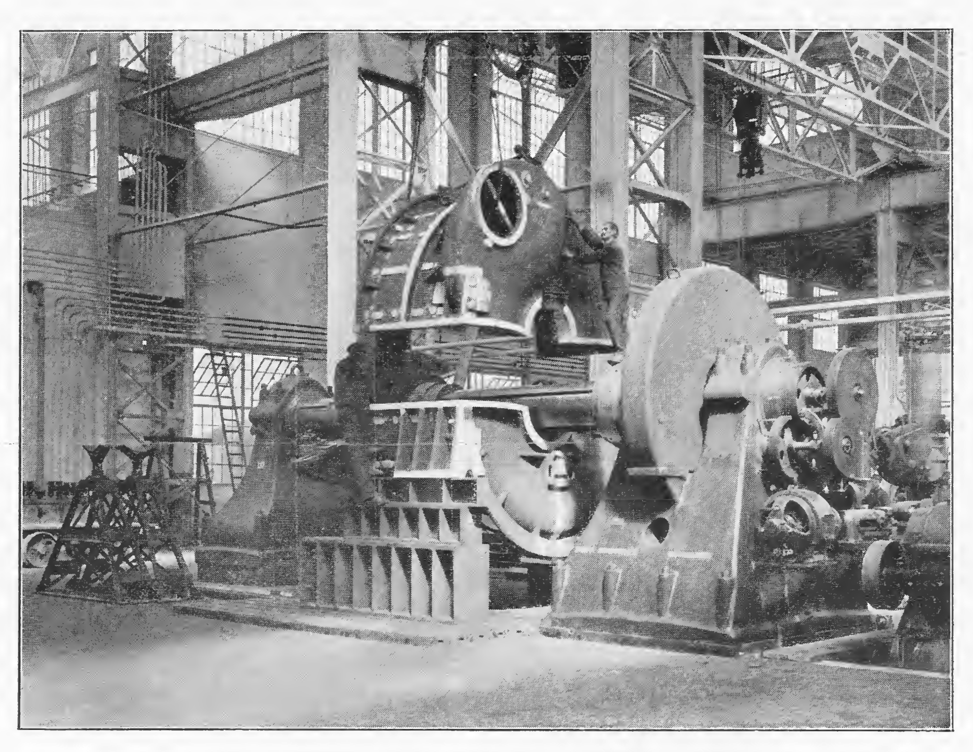
Handel und Industrie können sich nur dann entwickeln, wenn ihnen der Weltmarkt erschlossen wird. Die Schiffahrt schlug die Brücken über die Meere, über die sich der wachsende wirtschaftliche Verkehr der Völker vollzieht. Und mit diesem Verkehr wuchsen die Ansprüche an den Schiffbau, namentlich im Zeitalter des Dampfes und der Technik. Neue Aufgaben waren es, die dem Schiffbau gestellt wurden. Nicht nur die Zahl der Schiffe, ihr Bau und ihr Tonnengehalt, sondern ihre Schnelligkeit, die Kraft der Maschinen, die Technik der Ausrüstung sind ausschlaggebende Faktoren in der Schiffahrt geworden: Aufgaben, die unsere Schiffbau-Industrie zur Anspannung aller Kräfte und zur höchsten Blüte geführt haben.

Wenige Jahrzehnte sind es her, seit Deutschland im Schiffbau in den Wettbewerb der Nationen eingetreten ist und nicht nur für eigene, sondern auch für fremde Rechnung erfolgreich zu arbeiten anfing. Mit dem Eisenschiffbau und dem Bau von Dampfschiffen hatte man in bescheidenem Maßstabe in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen. Die an verschiedenen Plätzen der Ost- und Nordsee begründeten Werften waren viele Jahre hindurch darauf angewiesen, ihre Hilfseinrichtungen wie auch die Baumaterialien und Ausrüstungen für die Schiffe selbst aus England zu beziehen. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trat hierin eine allmähliche Änderung ein, als nämlich die deutsche Eisen- und Stahlindustrie dazu überging, in wachsendem Maße sich auf die Herstellung der von den Werften benötigten Halbfabrikate und Fabrikate einzurichten. Unsere deutschen Werften — mit der Deckung ihrer Bedürfnisse nicht mehr allein auf das Ausland an-

gewiesen — entwickelten sich bald zu Schiffsbauplätzen und Maschinenfabriken größten Stils.

Die Hauptwerften Deutschlands liegen in Hamburg, unserer größten Handelsstadt. Gerade die Hamburger Werften, die in letzter Zeit durch die Stapelläufe der größten Schiffe der Welt: „Imperator“ und „Vaterland“ ganz besonders von sich reden gemacht haben, sind, weil vorbildlich für das Ausland, für die Schiffahrt unentbehrlich geworden. Schiffahrt und Handel haben hier jederzeit Gelegenheit gehabt, voneinander zu lernen. Überdies bietet Hamburg den Werften für ihre Zwecke ganz besonders geeignetes Gelände, unmittelbar am Wasser, sodaß die Schiffe, ohne viel Zeit zu verlieren, die Hilfe der Werften in Anspruch nehmen können. Das Geschäft der Werften besteht ja auch nicht ausschließlich aus Neubauten, sondern auch aus Ausbesserungsarbeiten. Schiffe z. B., die mit Havarieschäden in den Hafen einlaufen, werden möglichst schnell gelöscht und nach vorausgegangener Besichtigung sofort gedockt, um sie nach wenigen Tagen bereits wieder in Fahrt stellen zu können. Gerade die weitgehenden Ansprüche, die die Reedereien an die Werften stellen müssen, sind für diese ein Ansporn, ihren Betrieb so leistungsfähig wie nur irgend möglich zu machen.

Neben unseren alten hamburgischen Werften, wie Blohm und Voß und der im vorigen Jahre ganz bedeutend vergrößerten Reiherstieg-Schiffswerft, besitzen wir seit 1909 auch das heute den Namen „Vulkanwerke“ führende Zweigwerk der Vulkanwerft in Stettin, und da diese Werft, was die technische Ent-



Eins der großen Bohrwerke in der Turbinenwerkstatt.

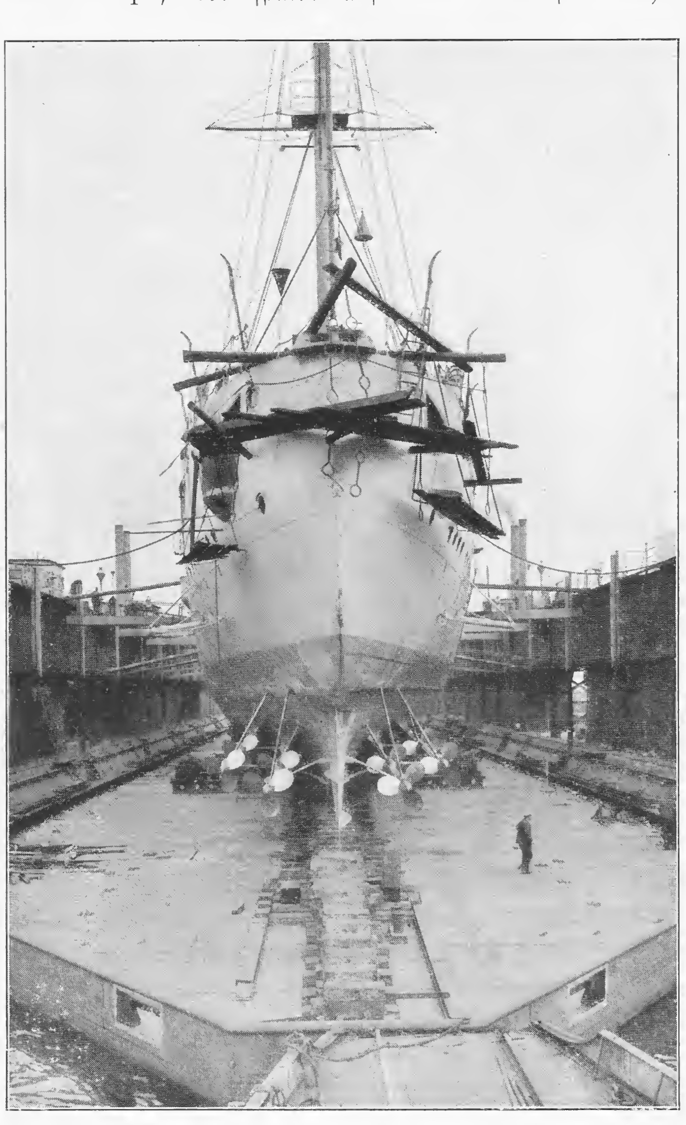


Einheben eines Turbinenrotors in das Schiff.
Der auf dem Bilde sichtbare große Werftkran, der größte Kran der Welt, hat den Rotor von seiner Unterlage abgehoben und ist im Begriff, ihn in den Bauch des Riesenschiffes zu versenken, für dessen oberes Promenadendeck, auf das noch zwei weitere Decke aufgebaut werden, gerade Deckbalken gelegt werden.

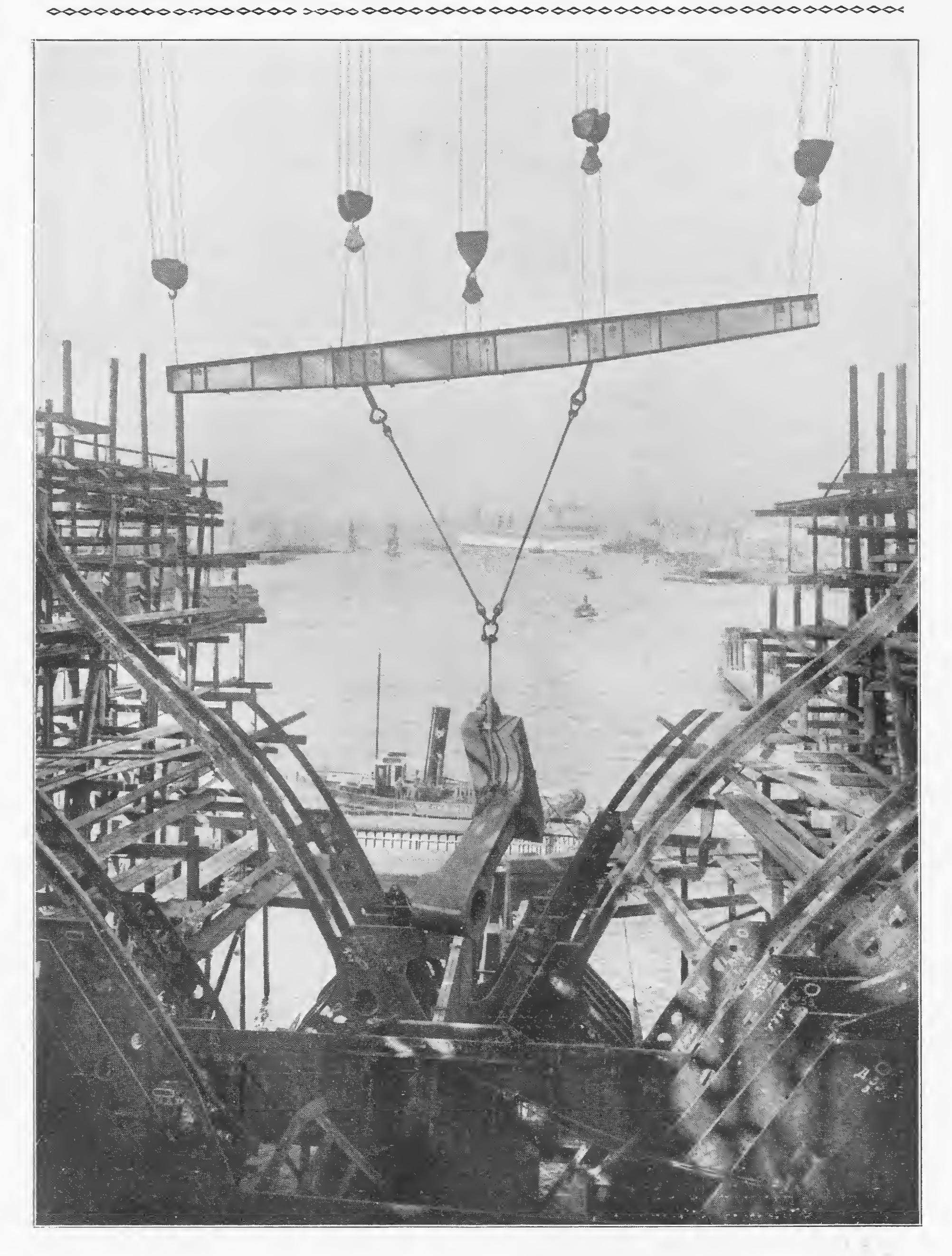
wickelung anbetrifft, zu den größten, neuesten und vollkommensten ihrer Art zählt, wollen wir uns mit dieser ein wenig beschäftigen. Die Vulkanwerke befinden sich auf der von der Süder-Elbe gebildeten Halbinsel Roß. Das Werftgrundstück wird im Westen von dem Kohlenschiffshafen, im Osten vom Roßhafen, im Norden vom Ellerholzhafen und im Süden von der Straße Roßdamm begrenzt. Man muß nun, um zu den Vulkanwerken zu gelangen, einen der grünen Fährdampfer benutzen, die uns vom St.-Pauli-Fischmarkt nach kurzer, aber interessanter Fahrt an den gewaltigen Hafenanlagen der Hamburg-Amerika-Linie vorbei nach dem Vulkanhof bringt. Hier steigt man aus und begibt sich auf dem Roßdamm zum Haupteingang der Werft. Schon beim Verlassen des Fährdampfers fällt der riesige Umfang der Vulkanwerke auf. Eiserne Hellinggerüste wachsen kerzengerade aus dem Innern des Betriebes heraus und geben uns schon von fern durch ihre gewaltige Form zu verstehen, daß sie die Hauptteile einer Werft bilden. Auch die Schwimmdocke beanspruchen sofort unsere Aufmerksamkeit, und wenn auch der Fremde sich zumeist über deren Wert einen falschen Begriff macht, so besagen doch auch sie, daß sich in ihnen ein großer Teil der mit einer Werft verbundenen Arbeiten abspielt. Überall, wohin man zu schauen vermag, erblickt man geschäftiges Treiben, Arbeit, rastlose, unaufhaltsam vorwärts drängende Arbeit — sowohl in den kaufmännischen Kontoren wie in den Bureaus der Ingenieure und Tech-

niker, als auch in den Schiffsrümpfen, in den Werkstätten und Hellingen, in den Docken und Kais. Es ist einem, als würde alles, was sich um uns herum abspielt, von einer unsichtbaren Macht getrieben. Das Grundstück, auf dem sich die kostspieligen und zugleich technisch vollendeten Werkstätten der Vulkanwerft erstrecken, hat einen Flächenraum von 232 000 qm, der später auf etwa 500 000 qm anwachsen kann. Die Wasserfront beträgt 1150 m. In den Jahren 1857 bis 1906 sind von der Zweigwerft in Stettin allein schon 146 Millionen Mark an Arbeitslöhnen ausgezahlt und fertige Erzeugnisse im Werte von 533 Millionen Mark zur Ablieferung gebracht worden.

Das Innere der Werft betritt man am besten durch den Haupteingang. Unmittelbar an diesem liegen die Verwaltungsgebäude, die außer den technischen und kaufmännischen Arbeiten auch den Verkehr mit dem Personal, das zeitweilig eine Höhe von etwa 8000 Personen erreicht, dienen. Dann stoßen wir auf die Schiffbauanlagen, denen sich die Maschinenbauanlagen und der Dockbetrieb anschließen. Allen diesen Abteilungen hat man aus zweckmäßigen Gründen am Wasser ihren Platz gegeben und zwar räumlich von einander getrennt, um für jede Werkstätte eine ausreichende Wasserfront zu haben. Die Schiffbauabteilung umfaßt nun in erster Linie die Hellinge mit den eisernen Gerüsten, von denen die Vulkanwerke vier besitzen. Dort können Schiffe von 207 bis



Anordnung der Schraubenwellen bei S. M. S. „Lübeck“.



Einsetzen des 28 Tonnen schweren seitlichen Steuerbordwellenbockes.

305 m Länge und einer Breite von 30 bis 41 m gebaut werden. Helling 4 ist für Linienschiffe und Panzer bestimmt.

Die Hellinggerüste sind offen und für jedermann sichtbar. Sie tragen elektrische Laufkräne in großer Zahl und haben, um das von Stapel Laufen der Schiffe zu gestatten, vor sich eine genügende Wassertiefe, die bei Hochwasser sogar 12,5 m beträgt. Außer den Hellingen gehören zur Schiffbauabteilung noch die Schiffbauhallen, die auf den Vulkanwerken etwa 10 000 qm bedecken und sich in unmittelbarer Nähe der Hellinge befinden, ferner der Schnürboden von 100 m Länge und 23 m Breite für die Vorarbeiten der Spantenformbildung, der Spantenplan von 10 000 qm Grundfläche, der ausschließlich für das Biegen des Schiffbaustahls in Spanten erforderlich ist, der Schiffbaumaterialienplatz und endlich Transportmittel für Schiffbaumaterialien. So verbrauchten die Vulkanwerke beispielsweise in einem Jahre 4 303 700 Kilogramm Roheisen, 15 333 000 Kilogramm Eisen- und Stahlplatten, 152 100 Kilogramm Zink und 453 100 Kilogramm Luppen.

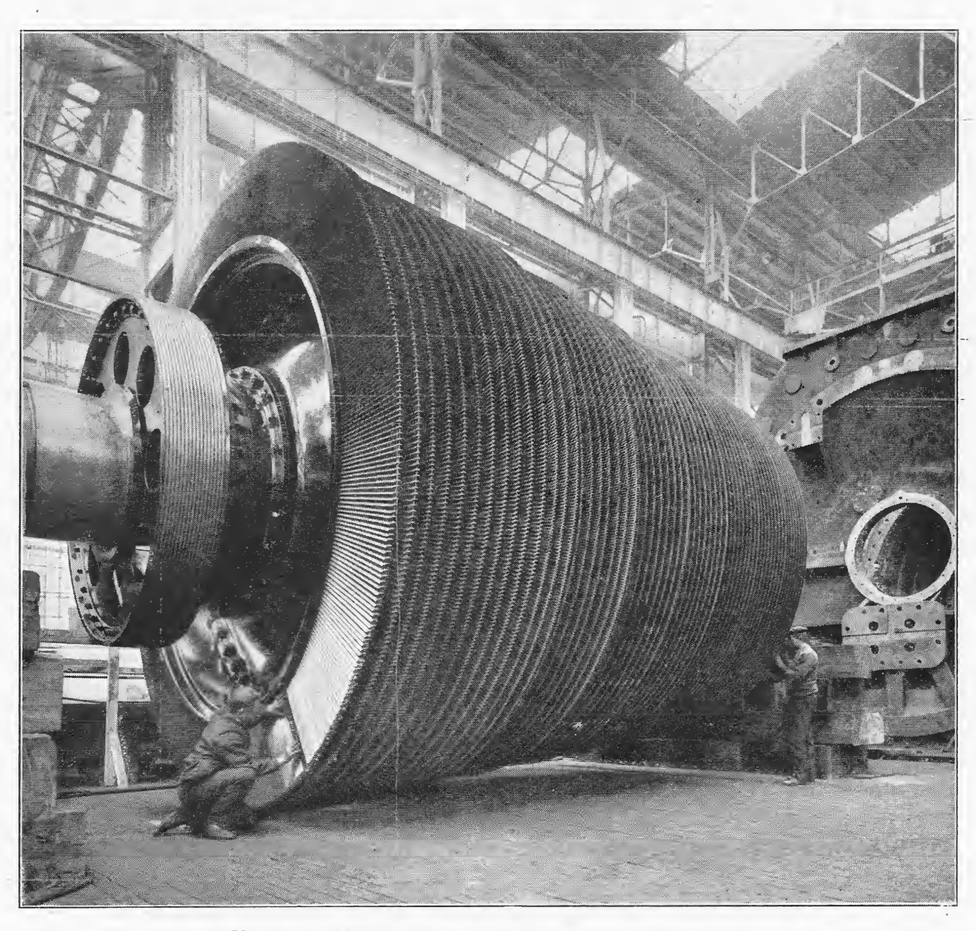
Daß an die Transportmittel auf einer Werft sehr große Ansprüche gestellt werden, mag die mir gerade vorliegende Materialanfuhr für den Lloyddampfer „George Washington" beweisen. Dieser Dampfer erforderte 14 500 t Walzstahl, 450 t Guß- und Schmiedeeisen und 750 t Nieten. Noch größerer Materialanfuhr bedurfte der „Imperator", der 34½ Millionen Kilogramm gewalzten Stahl, 2 Millionen Kilogramm Gußstahl, 2 Millionen Kilogramm Gußeisen, 1 Million Kilogramm Kupfer und 6½ Millionen Kilogramm Holz verschlang.

Noch mehr zu befördern ist, wenn neben einem Ozeanriesen auch noch ein Kriegsschiff sich in den Hellingen im Bau befindet. Für den Kriegsschiffbau ist der Schiffbauabteilung noch eine Panzerwerkstatt angegliedert worden, in der eigens die vom Hüttenwerk zur Ablieferung kommenden Panzerplatten für den Gebrauch hergerichtet werden. Außerdem dient die Panzerwerkstatt noch den Schiffssteven, die hier einer letzten Bearbeitung unterzogen werden.

Das wäre nun ungefähr ein Grundriß der verschiedenen Abteilungen, die zu den Schiffbauanlagen gehören. Ihnen schließen sich aber noch die Nebenanlagen, wie Modelltischlereien, Magazingebäude, die Winkel- und die Balkenschmiede und die Taklerei und Zimmerei an. In der Modelltischlerei werden u. a. die Modelle für die Maschinen hergestellt.

Von den Schiffbauanlagen gelangt man zu den auf dem östlichen Teile des Werftgrundstückes gelegenen Maschinenbauanlagen, die dem Maschinenbau für Kolbenschiffsmaschinen und dem Schiffsturbinenbau dienen und insgesamt eine Fläche von 12 000 qm einnehmen. Bemerkenswert sind u. a. in der Turbinenwerkstatt die großen Bohrwerke und die großen Drehbänke, diese besonders, wenn auf ihnen Turbinentrommeln bearbeitet werden. Auch die Hammerschmiede mit ihrem Dampfhammer, die Schiffsschlosserei und Klempnerei, die Kessel- und Kupferschmiede mit ihren stets wechselnden Bildern bieten sehr viel des Sehenswerten, wenn auch diese Abteilungen einen allgemeinen Überblick über die zu leistenden Arbeiten nicht recht zulassen. Für die Werft an sich nicht unbedeutend ist die Tischlerei. Sie hat, wenn Schiffsriesen von der Größe des „Imperator" zur Ablieferung kommen sollen, gewaltige Arbeiten zu verrichten. So verarbeitete sie allein für den bereits vorhin erwähnten „George Washington" 1000 cbm Teakholz, 2100 cbm Oregon-Pitschpine und 1200 cbm Fichtenholz.

Wenden wir uns nunmehr den Hilfsmitteln zu, die die Ausrüstung nach dem Stapellauf eines Schiffes erfordert. Bekanntlich verläßt ein Schiff beim Stapellauf die festen Hellinge und gelangt zu Wasser, um dann in dem der Werft gehörigen Werfthafen vertaut zu werden. Alle Arbeiten, die jetzt noch das Schiff verursacht, erfordern, daß das Material an Bord des Schiffes oder in seine unmittelbare Nähe gebracht wird. Um das bewerkstelligen zu können, hat man außer den gewöhnlichen Werfttransportmitteln noch am Werfthafen besonders große Krane angebracht. Zwei von diesen sind sogenannte fahrbare Turmdrehkrane von 10 und 45 t Hebekraft. Für anderes ist ein Schwimmkran von 100 t Hebekraft vorhanden. Ferner besitzen die Vulkanwerke am Werfthafen den größten Kran der Welt, einen Turmdrehkran von 200 t Hebekraft, der allein schon eine Sehenswürdigkeit für sich ist. Daß in allen Werkstätten die elektrische Antriebskraft vorherrscht, daß ferner das autogene Schmied- und Schweißverfahren angewandt wird, braucht wohl, da es eigentlich selbstverständlich ist, nur der Vollständigkeit halber erwähnt zu werden.



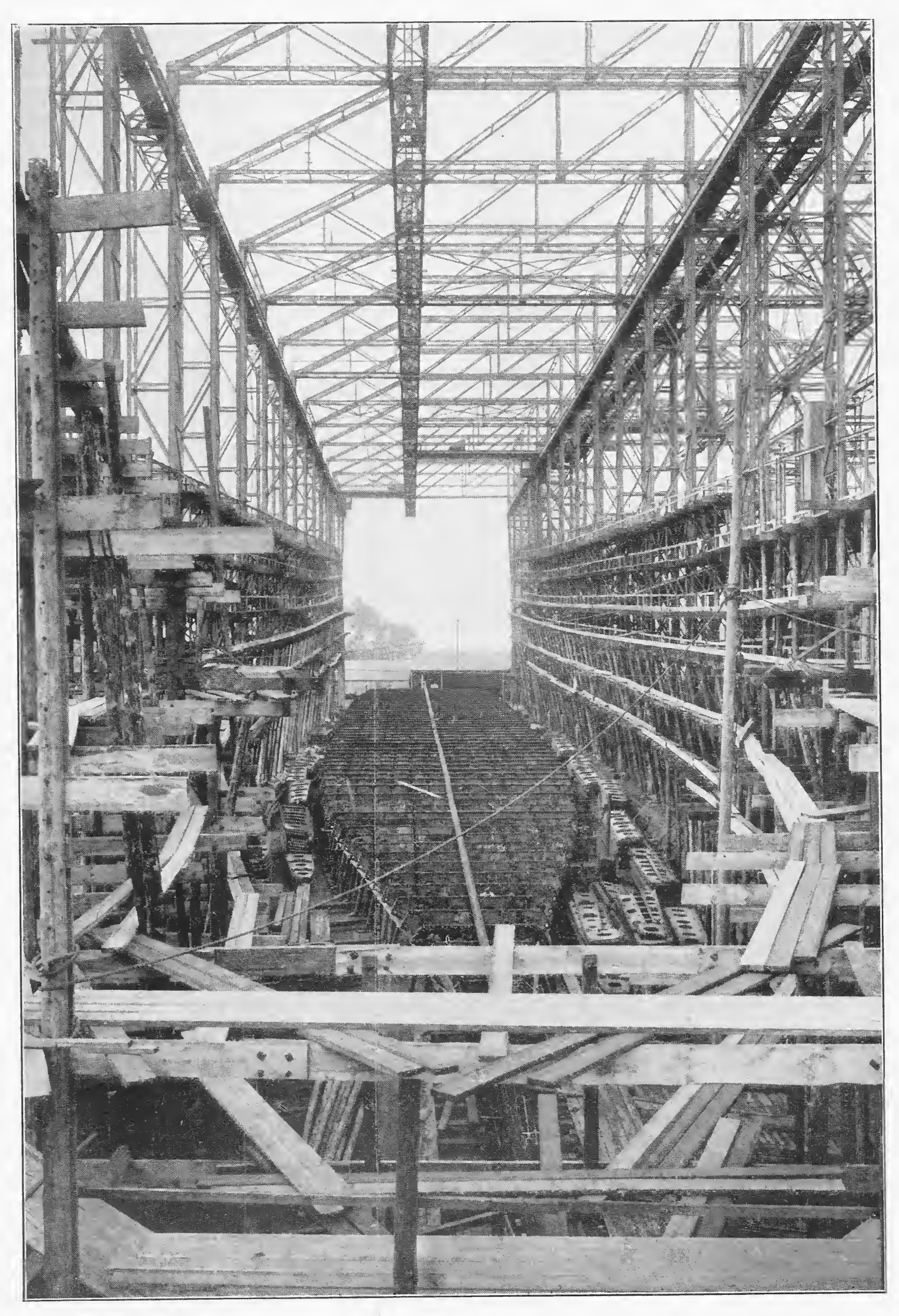
Niederdruckmotor für einen großen Ozeandampfer.

Die letzte der drei Hauptabteilungen der Vulkanwerke ist der Dockbetrieb, der hauptsächlich für Ausbesserungen und für den Bodenanstrich von Schiffen in Frage kommt. Den Vulkanwerken stehen in Hamburg drei Schwimmdocke von 122, 155 und 220 m Länge zur Verfügung, welche 6000 t, 11 000 und 25 000 t Hebekraft besitzen, so daß die größten Kriegsschiffe hier zu docken vermögen. In letzter Zeit sind die Vulkanwerke indes um noch ein größeres Dock bereichert worden, das wohl als das größte Dock der Welt bezeichnet werden kann. Jetzt können die Vulkanwerke, wenn sie ihre Dockanlagen verbinden, 60 000 t zusammen docken. Sehr wichtig ist, daß der Dockbetrieb nicht von dem Werftbetrieb auf dem Lande abhängig ist. Jedes Dock hat seine eigenen Maschinen und seine eigene Kraftanlage und ist in der Lage, innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit selbständig Ausbesserungsarbeiten auszuführen.

An dem Bau des „Imperator", der eine Glanzleistung der Vulkanwerke ist, waren durchschnittlich etwa 1800 Arbeiter tätig. Mittschiffs türmen sich elf Decks übereinander; 40 Meter hoch liegt die Kommandobrücke, 60 Meter die Oberkante der drei Schornsteine und 76 Meter der Flaggenknopf der beiden Masten über dem Kiel. Das Riesenmäßige der Maße und Gewichte wiederholt sich naturgemäß in Einzelheiten des Schiffes. 2½ Kilogramm wiegt jeder der Nietbolzen, von denen 3 Millionen Stück die Bauteile des Schiffes miteinander verbinden, 100 Zentner jede der starken Stahlplatten des Doppelbodens, 600 Zentner jeder der vier die Antriebswellen aufnehmenden Wellenböcke, 2800 Zentner das Stahlgußstück des Hinterstevens. Die Fläche des Steuerruders mißt 40 Quadratmeter.

Die Sicherheitseinrichtungen übertreffen alles, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist, und der gebotene Komfort ist beispiellos. Im vollbesetzten Zustande faßt der Riese 700 Passagiere in der ersten, 600 in der zweiten, 1050 in der dritten und 1700 in der vierten Klasse, insgesamt also 4050 Passagiere, Dazu kommt eine Besatzung von 1200 Köpfen.

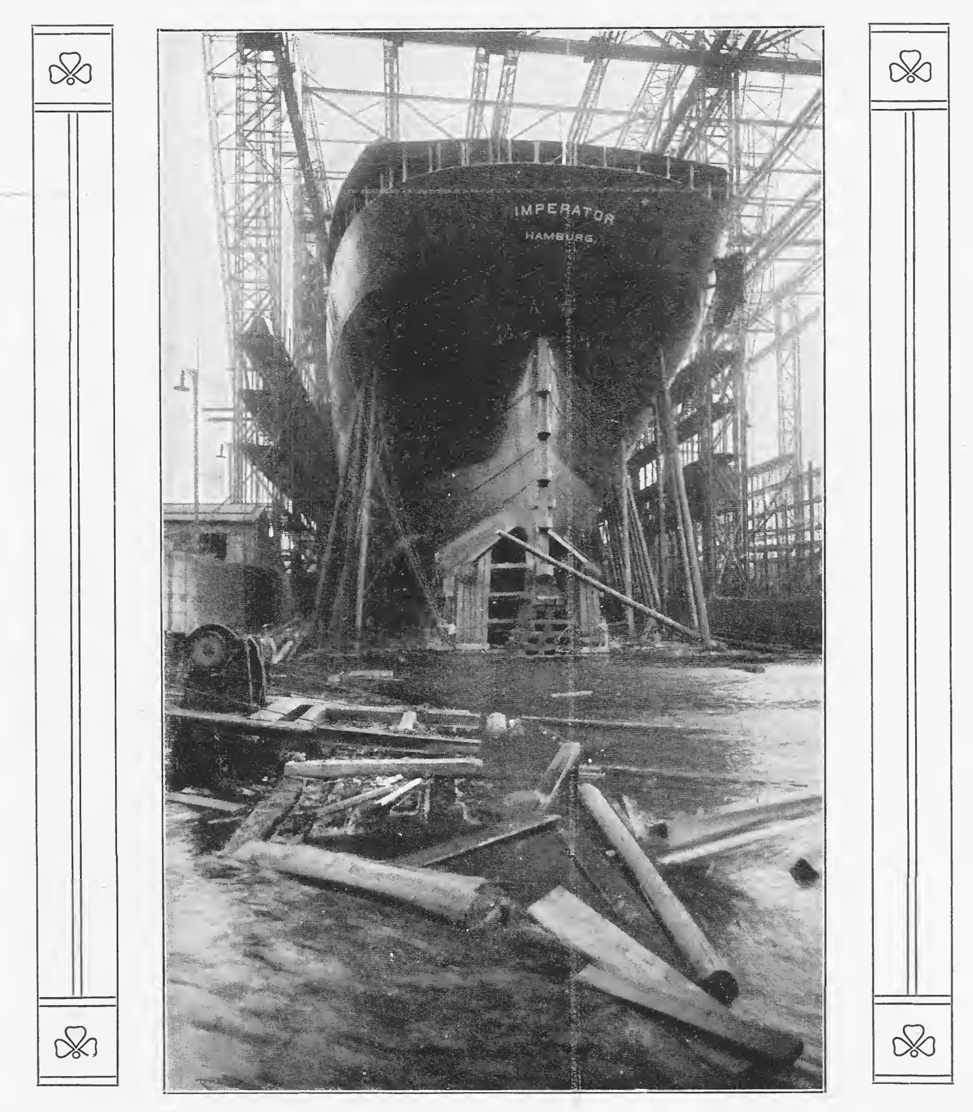
Was alles auf einer Reise nach Amerika verzehrt wird, geht aus der folgenden Aufstellung des mitgeführten Proviants hervor, für dessen Zubereitung acht Küchen zur Verfügung stehen. Frischer Proviant (nur Ausreise): 45 000 Pfund frisches Fleisch, 8500 Pfund Wild und Geflügel, 8000 Pfund frische Fische, Hummern, Krebse, Austern, 15000 Pfund Brot, 1000 Pfund Hefe, 48 000 Stück Eier, 25 000 Pfund frisches Gemüse, 12 000 Pfund Früchte, 150 Kisten Zitronen und Apfelsinen, 1500 Schachteln Eiscreme usw. Ferner Dauerproviant (zur Aus- und Heimreise): 100 000 Pfund Kartoffeln, 4000 Pfund Zwiebeln, 350 Fässer Mehl (je 180 Pfund), 1500 Liter Essigsprit, 60 Fässer Salz (je 150 Pfund), 500 Pfund Senf, 150 Pfund Pfeffer, 1500 Gläser und 300 Pfund verschiedene Gemüse, 24 000 Pfund gesalzenes Fleisch und Fleisch in Dosen, 8300 Pfund Schinken, Wurst, Zungen, Speck, 25 Tonnen Heringe (je 650 Stück), 2000 Dosen und 100 Faß Fischkonserven, 750 Pfund desgleichen geräucherte, 5500 Pfund Käse, 6500 Liter sterilisierte Milch und Sahne, 5200 Dosen kondensierte Milch, 5000 Pfund Butter, 5500 Pfund Margarine, 6000 Dosen Gemüse-Konserven, 800 Dosen Pilze, 2400 Pfund Gurken, Rotebeete, Pickles, 1200 Pfund getrocknetes Gemüse, 5000 Pfund Sauerkohl und gesalzene Schneidebohnen, 600 Pfund Nüsse und Mandeln, 6500 Pfund getrocknete Früchte, 4000 Dosen Kompotte, 2000 Pfund Marmeladen und Zwetschenmus, 250 Flaschen Fruchtsäfte, 10 000 Pfund Zucker, Sirup und Honig, 5100 Pfund Kaffee, 350 Pfund



Aufstellen des Doppelbodens im Helling für einen Doppelschrauben-Schnelldampfer.

Tee, 400 Pfund Schokolade und Kakao, 4000 Pfund Reis, Sago, Gries, Nudeln, Makkaroni, Grütze, Oatmehl usw. für Kajüte, 18000 Pfund Reis und Hülsenfrüchte für Mannschaft und Zwischendeck, 1500 Pfund Keeks, Zwieback, Waffeln usw.

Hierzu kommen noch an Getränken: 15 300 Flaschen Wein, 2200 Flaschen Likör, Kognak usw., 28000 Liter Bier, 15 000 Flaschen Mineralwasser und 3000 Liter Mannschaftswein und Spirituosen.



Das Heck des Dampfers „Imperator" der Hamburg-Amerika-Linie mit Hintersteven (5 Ösen für das Steuerruder) und den Schraubenwellen, drei Tage vor dem Stapellauf.

Motiv aus den Lofoten

Künstlerische Photographie von Professor O. Mente







Ferien vom Ich.

Roman von Paul Keller.

(3. Fortsetzung.)



Am nächsten Tage sollte ich Joachim zum Heimweg abholen und hatte versprochen, vorher die Mutter zu unterrichten.

Wir saßen beim Frühstück zusammen; ich versuchte ein paar Anläufe, brachte aber die Botschaft nicht heraus. Die Mutter verwunderte sich sehr. Dann machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Als ich zurückkam, stand die Mutter am Fenster und schaute wie so oft dem Sprudeln des Johannisbrunnens zu. Die ersten Schneeflocken flogen durch die Luft und hüllten den Platz in traulichen weißen Schimmer; aber die Sehnsucht dieser Frau ging wieder in die Weite, und sie sah nichts von der silbernen Pracht um sich her.

Auch ich war jahrelang in der Fremde. Doch ich war überzeugt, die Mutter hatte kaum einmal an mich gedacht, wenn sie an Joachim siebenmal dachte. Ich ging an ihrer Tür vorbei nach meinem Zimmer. Da saß ich, bis es hohe Zeit war, nach Neustadt aufzubrechen, um zur verabredeten Stunde dort zu sein. Endlich sagte ich mir, daß ich ein Geselle von kindischer Eifersucht sei, und ging in das Zimmer der Mutter.

„Ich habe dir etwas mitzuteilen, Mutter; erschrick nicht,“ sagte ich, und die nervöse Frau erschrack natürlich aufs schwerste.

„Es handelt sich um Joachim!“

„Um Gotteswillen — ist ihm etwas passiert — ist er in Not — willst du zu ihm fahren?“

Ich mußte lächeln. Zu ihm fahren! — Daß ich damit mein Lebenswerk aufgegeben hätte, daran dachte die Mutter nicht.

„Es ist nichts Schlimmes, Mutter; es ist etwas Gutes, was ich dir von Joachim zu sagen habe, etwas sehr Gutes!“

„Sage es mir, Fritz, sage es mir — will er — will er nach Hause kommen?“

„Ja, er kommt schon heute.“

Da stieß sie einen Schrei aus, dann weinte sie laut, schlug in die Händchen, rannte durchs Zimmer und sprach laute Dankesworte zu Gott, der ihr das größte Glück beschieden habe, das es für sie gebe. Als sie nur etwas ruhiger wurde, fragte sie:

„Und er ist ganz von selbst gekommen, oder hast du ihm noch einmal geschrieben, daß er kommen soll?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Ganz von selbst gekommen,“ sagte sie selig; „der treue Sohn!“

In trockenem Tone entgegnete ich: „Mutter, es wird lange dauern, ehe ich mit Joachim eintreffe, den ich in Neustadt abhole. Erst in der Dämmerung kommen wir. Inzwischen rege dich nicht allzusehr auf und vergiß nicht, deinen Baldriantee zu trinken.“

Das nahm sie ungnädig auf.

„Baldriantee — wie kannst du jetzt von so etwas reden? Ich werde natürlich mit nach Neustadt fahren.“

„Nein, Mutter; Joachim wird nur unter der Bedingung hier leben, daß er von den Leuten nicht erkannt wird. Deshalb wird er als Arzt in meine Kuranstalt eintreten.“

„Und nicht bei mir wohnen?“ fragte sie ängstlich.

„Nein, er wird im Ferienheim wohnen.“

„O — o — du nimmst ihn mir?“

„Ich nehme ihn dir nicht —“ entgegnete ich unwillig; „mache mit Joachim selbst ab, wie ihr es halten wollt; ich werde mich da nicht einmischen.“

Ich ging verdrossen meines Weges. Aber draußen im Winterwalde wurde mein Herz wieder warm; ich war glücklich. — Immer, wenn ich mich glücklich fühle, habe ich Lust, etwas Gutes zu tun. Heute fiel mir nichts anderes ein, als daß ich bald eine Anzahl von Futterplätzen und Nistkästen für die Vögel in meinem Ferienheim anbringen würde, auch auf die Gefahr hin, als Gäste lauter Sperlinge zu mir zu ziehen. Wenn so ein Spatz in einen Starkasten zieht, macht er Ferien vom Ich, gibt sein Vagabundenleben auf und beginnt ein geordnetes Dasein.

Die Mutter! — Nun würde sie wohl das Haus von unterst zu oberst kehren und alle Leckerbissen bereiten, die sie auftreiben konnte. Wahrscheinlich würde sie meine beiden geräumigen Zimmer für Joachim einrichten und mich nach der Giebelstube umquartieren.

Ich war schon wieder eifersüchtig und voll häßlichen Mißtrauens, und es fiel mir ein, daß es besser wäre, sich auf Mutter und Bruder zu besinnen, wenn man was Gutes tun will, als auf die Spatzen. — —

Es lag dichter Nebel auf der Chaussee, als ich mit Joachim heimging. Nicht einmal die Kuppe des Weihnachtsberges war zu erkennen. Die Heimat hatte ihr Haupt verhüllt wie eine schmollende Frau. Und Joachim ging stumm und betreten neben mir her, fast wie ein Sünder. Und er war auch ein solcher; denn er hatte sein Herz verhärtet, und alle Herzensverhärtung ist Sünde.

„Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus fremdem Land.
Sein Haar ist bestaubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?“

Es war ganz, wie es Vogl in seinem alten hübschen Gedichte schildert: die Leute kannten Joachim nicht mehr. Er war schon in seinen letzten Studentenjahren selten zu Hause gewesen, als verheirateter Mann fast gar nicht, und dann kamen die Auslandsjahre, da sein Kopfhaar dünn und sein Bart dicht wurde und die Zeit die große Retouche an seinem Gesicht vollzog — er war ein anderer geworden.

In sieben Jahren soll sich der Körper des Menschen ganz erneuern. So wanderte jetzt kein Atom dessen mehr nach der Heimat zurück, was vor sieben Jahren auszog. Hätte Joachim keine Seele gehabt, so wäre wirklich ein ganz fremder, ein ganz anderer Mensch nach Hause gekommen.

Dem Bäcker Schiebulke begegneten wir. Er war Joachims Angelkamerad gewesen. Jetzt fühlte er sich geehrt, daß ich ihn auf der Straße anhielt, und eilte gewiß alsbald ins nächste Gasthaus mit der Kunde, daß ein Dr. Harton aus New-York angekommen sei als zweiter Arzt für das Ferienheim, und es müßten doch schon massenhaft

Kurgäste angemeldet sein, wenn man schon einen zweiten Arzt brauche.

Auch der alte Sanitätsrat lief uns in den Weg. Er war ja gar nicht gut auf mich zu sprechen, aber er ging doch nicht an uns vorbei und begrüßte den „Herrn Kollegen von drüben", den ich ihm vorstellte. Dieser „Herr Kollege von drüben" hatte früher als gehaßter Apfeldieb des Sanitätsrats Garten unsicher gemacht, und als er einst nur mit den Beinen über die Gartenmauer herabhing, hatte ihn der Sanitätsrat trotzdem erkannt und in der Schule zur Anzeige gebracht; denn er schwor, daß ihm ein Knopf genüge, geschweige denn zwei ganze Beine, um diesen infamen Schlingel Joachim zu erkennen. Jetzt erkannte er ihn nicht mehr und sah ihm doch aufmerksam ins Gesicht.

Auch die Frau Provisor, von der erzählt wurde, sie hätte, als sich Joachim verlobte, mit negativem Erfolg zwei Schachteln schwedische Streichhölzer abgelutscht, um ihr gebrochenes Herz zum Schweigen zu bringen, sah den ehemals Heißbegehrten jetzt nur neugierig an und ging vorüber.

So näherten wir uns dem Johannisplatz. Joachims Schritte wurden kleiner und langsamer, sein Stock stampfte hart auf das Pflaster. Irgendwo stand wohl jetzt der Mond; denn der Nebel über dem Johannisplatz war durchsichtig und silberhell.

„Der alte Brunnen!" sagte Joachim leise; „es ist merkwürdig, daß meine Gedanken meist um den alten Brunnen gingen, wenn ich an die Heimat dachte."

Nun näherten wir uns dem Vaterhause und standen am Brunnenrand; da blickte wirklich wie in alten Kindertagen die Mutter auf uns herab.

Joachim stützte sich auf das Gemäuer, und kalte Tropfen aus der Schale Baptistes besprengten seine Hand wie mit einem Weihwasser, ehe er in das Heiligtum seines Vaterhauses eintrat.

Ich stieg mit ihm die Treppe hinauf und öffnete nach leisem Klopfen die Tür zur Mutter.

Ich sah noch, wie beide mit leisem Aufschluchzen die Arme ausbreiteten, schloß die Tür und blieb draußen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als wir später zusammensaßen, sah ich das Glück der Mutter und des Bruders.

„Ein klein wenig weißer geworden, aber sonst wie immer," sagte der Sohn. Aber die Mutter sah ihn manchmal scheu von der Seite an und meinte:

„Du bist sehr verändert. Ich muß mich erst daran gewöhnen." — —

Ich war wirklich in die Giebelstube umquartiert, und Joachim wohnt in meinen Zimmern. Aber ich fand das jetzt ganz in Ordnung, und es war mir gar nicht recht, daß Joachim schon am nächsten Tage wieder nach Neustadt ziehen wollte, um kein Aufsehen zu erregen. —

Ich konnte an diesem Abend nicht einschlafen und kleidete mich schließlich noch einmal an, um durch einen kurzen Spaziergang in der Winterluft die aufgeregten Nerven zu beruhigen.

Da sah ich bei meiner Rückkehr abermals die Mutter am Fenster stehen. Sie war so versonnen, daß sie mich nicht bemerkte. Ihre Blicke waren auf den Johannisbrunnen gerichtet.

An jenem Brunnenrand hatten ihre Augen seit Jahren gehangen, und auch des Bruders Heimweh und Sehnsucht hatte an jenem Plätscherwässerlein gelandet. Die Gedanken der Liebe waren sich in dem kleinen Heimatshafen begegnet.

Was war die Mutter nun so versonnen, warum lehnte ihr Haupt so trübe an der Scheibe?

Es war ein Fremder nach Hause gekommen, und nun suchte die alte Sehnsucht den alten Sohn.

Nach Weihnachten.

Stefenson ist an dem von ihm angegebenen Tage nach Hause gekommen. Auf meine Frage nach der kleinen Luise entgegnete er grob, ich solle mich nicht in seine Privatangelegenheiten mischen; hätte ich mich früher nicht um das Kind gekümmert, wo es das Mädel nötig gehabt hätte, so sei meine Anteilnahme jetzt völlig überflüssig. Das Gleiche könne er auch nur mit Bezug auf meinen Bruder sagen; er hätte sich jetzt schon Vorwürfe über dessen Berufung gemacht. Da könnten bloß Schwierigkeiten entstehen.

„Mister Stefenson," sagte ich, „Sie benehmen sich wie ein Drache, der die verwunschene Jungfrau behütet."

„Drache hin, Drache her; ich geb' sie nicht heraus," knurrte er.

„Das sollen Sie ja gar nicht; wir überlassen Ihnen ja das Kind."

„Wirklich?"

„Wirklich!"

„Na, dann ist es gut!"

— — — — — — — — — — — —

Stefenson hat die Waltersburger zu einem Festabend im großen Theatersaal des neuen Rathauses berufen (der Name Rathaus ist beibehalten worden, obwohl wir keinen eigenen Bürgermeister haben werden). Dieser Theatersaal ist Hals über Kopf fertiggestellt worden. Er könnte schöner sein. Aber er ist geräumig, und die Akustik ist gut. Auch ist eine hübsche Liebhaberbühne da. Sonst sieht es im Rathaus noch sehr wild aus, und es gehörte viel Tannenreisig dazu, um die unfertigen Wände, Kalkkübel und Schutthaufen zu maskieren, die in der Nähe des Treppenhauses einen unschönen Anblick bieten.

Der Lehrer Herder hat ein Melodram geschaffen. Der Mann dichtet, komponiert und malt. Er gehört zu den Leuten, die der alte Römer mit den Worten kennzeichnete: „ex omnibus aliquid, ex toto nihil." Über braven Dilettantismus geht es bei Herder nirgend hinaus; aber er schafft für den Hausbedarf brauchbare, gefällige Sächelchen.

Die Einladung ist wieder an alle Volkskreise ergangen nach dem Noahrezept: „Von jeder Art zwei Pärchen". Dazu sind alle Kinder geladen, die zum großen Teil bei dem Melodram mitspielen. Die Tatsache, daß die Kleinen auf Stefensons Kosten die Gewänder geliefert erhielten, die zu ihren Rollen gehören, hat dem Spender vollends die Sympathie der Stadt verschafft.

Der Festsaal war denn auch beängstigend voll — zugleich für Joachim die große Probe, ob er erkannt werden würde oder nicht.

Er wurde nicht erkannt. Die Leute betrachteten ihn mit der Neugier, die dem überseeischen Arzt galt, von dessen Ankunft sie alsbald mit der gläubigen deutschen Ausländerverehrung gesagt hatten, nun müsse es wirklich eine gute gute Kuranstalt werden, da sogar ein amerikanischer Arzt mittue. Von der Zeit an schienen den Waltersburgern die Neustädter geschlagen, denn Neustadt hatte nur deutsche Ärzte.

Ich besuchte diese harmlose Weihnachtsfeier mit erregtem Herzen. Einige Tage vor dem Festabend war mir Herder begegnet und hatte mir mitgeteilt, daß nun in seinem Melodram sogar die eigene Nichte von Herrn Stefenson eine Hauptrolle übernehmen und ein kleines Liedchen singen würde. Ich verbarg mühsam meinen Schrecken. Herder erzählte weiter.

„Ich habe mit der Kleinen — die Leute sagen, es sei die Tochter eines amerikanischen Petroleumkönigs — eine Probe gemacht. Sie hat eine allerliebste Stimme, aber sie erscheint etwas schüchtern."

Ich verabschiedete mich und ging sofort zu Mister Stefenson.

„Es ist unerhört —"

Er wußte augenblicklich, was ich meinte.

„Gar nichts ist unerhört," unterbrach er mich rauh; „Mary Stefenson, die Nichte von Mister Stefenson, kann auftreten und singen, wo sie will. Sie muß auftreten, sie muß ihre Schüchternheit überwinden. He, Sie scheinen mir ein schöner Psychologe zu sein, wenn Sie solche Momente außer acht lassen wollen."

Was hatte es für Zweck, sich mit diesem Manne zu zanken? Nun mußte eben durchgehalten werden. — —

Die Mutter saß mit Joachim, mir und Stefenson in einer Seitenloge, direkt an der Bühne. Ich sah und hörte kaum etwas von dem Melodram, von dem Gewimmel von Zwergen, Kobolden, Nußknackern, Pfefferkuchenmännlein, Tiergestalten, Besenbinderbuben und all den Mannschaften, die nun einmal zum üblichen Weihnachtsstück gehören; ich wartete mit Herzklopfen auf den Weihnachtsengel, als dessen Darstellerin Miß Mary Stefenson aus Chicago auf dem riesigen roten Theaterzettel angegeben war. Der Engel kam nicht. Nun war nur noch das letzte „Bild" übrig, nun mußte Mary auftreten und damit die Entscheidung kommen.

Der Vorhang hob sich. Eine Bethlehemsgrotte. Die heilige Mutter mit ihrem Kind, Joseph, die Hirten, die heiligen drei Könige; rings in Anbetung versunken knieten Zwerge, Besenbinder, Pfefferkuchenmännlein. Es war alles in halber Nacht, nur von einem mattroten Schein erhellt.

Da plötzlich erschien ein Licht über der Grotte, ein wunderschönes Engelein trat in den hellen Schein und sang mit zittrigem Silberstimmchen:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her
Und bring' Euch allen frohe Mär:
Geboren ist in Davids Stadt
Er, der des Lebens Fülle hat."

Stefenson schluchzte leise: da oben sang sein Liebling. Auch mir gingen die Augen über: da oben sang das einzige Kind, das mir verwandt war.

Die Mutter saß wie starr. Einmal tastete ihre Hand nach der meinen und drückte sie in kurzem, heftigem Erschrecken. Dann war sie wieder regungslos. Die ganze Gemeinde saß in tiefer Andacht.

Am gleichmütigsten war Joachim. Als der Vorhang gefallen war, sagte er:

„Mister Stefenson, Ihre Nichte ist ein entzückendes Kind!"

— — — — — — — — — — — —

Die Mutter wollte sofort nach Hause. Ich begleitete sie. Wir gingen stumm in dem Menschenstrom. Erst als wir daheim angelangt waren und die Lampe angezündet hatten, sah mich die Mutter voller Angst in banger Frage an:

„Fritz — das Kind — dieses Kind —"

Ich sah ihr ernst in die Augen und schwieg.

„Fritz — sage mir — ist es — ist es — ?"

„Ja. Es ist Luise."

Da sank sie auf das Sofa und verbarg den Kopf. Ich trat zu ihr. Nicht ohne leise Bitterkeit sagte ich:

„Mutter, du brauchst dich nicht zu ängstigen, das Kind wird dir nie Ungelegenheiten machen; es ist in Mister Stefensons Pflege sehr gut aufgehoben."

So wollte ich gehen. Aber ich brachte es doch nicht fertig. Ich blieb am Tisch sitzen. Nach langer Zeit, in der nichts zu hören war als das leise Singen der Lampe und der Schlag unserer Standuhr, stützte die Mutter den Kopf auf den Tisch und sagte müde:

„Das Kind ist Joachim ähnlicher, als er sich jetzt selbst ist!"

Nach einem Weilchen meinte sie:

„Es wird wohl keine Möglichkeit geben, daß ich das Kind zu mir nehme?"

„Nein, Mutter, es gibt keine solche Möglichkeit."

Damit ging ich nach meinem Zimmer.

Nach Neujahr.

Joachim wohnt jetzt in der Lindenherberge, wo schon einige Zimmer fertiggestellt sind und auch der Küchenbetrieb schon im Gang ist. Im Rathaus gegenüber haust Stefenson. Er hat jetzt seine Arbeitstätigkeit noch vermehrt und, wie er mir sagte, keine Zeit mehr, um Luises willen täglich nach Neustadt zu fahren und sich um das Kind zu kümmern. So wolle er das Mädel lieber zu sich nehmen. Das sei ihm zwar sehr störend, aber was wolle er machen? Er hätte auch gefunden, daß die Pflegeeltern in Neustadt die Sache mit Luise nicht recht verständen. Ich grunzte. Sonst sagte ich nichts. —

Die weitere Ausgestaltung unserer Riesenanstalt schritt mit größter Schnelligkeit vor sich. Da sagte Mister Stefenson eines Tages zu mir:

„Und nun, mein Lieber, ist es die allerhöchste Zeit, daß wir an die Bauernrequirierung gehen. Zehn Höfe sind fast fertig, das Vieh ist rasch zu beschaffen, ebenso die Haus- und Ackergeräte, aber das Bauervolk, das uns einpaßt, das will gesucht sein. Ich hatte anfangs an Agenten gedacht, aber das ist nichts; die gehen bloß auf ihre Provision aus und schicken uns Schinder und Plunder auf den Hals. Haben Sie also die Freundlichkeit, sich in einen Vieh- oder Getreidehändler oder, wenn Ihnen das besser liegt, in einen Gütermäkler zu verwandeln und mich morgen auf die Bauernsuche zu begleiten."

Nun, diese Aufgabe paßte mir, zumal ich Stefenson bereit fand, unser Glück zunächst in Schlesien zu probieren. Ich bestimmte die Ausrüstung. Schaftstiefel, englische Lederhosen, eine Joppe aus grauem Tuch mit Hirschhornknöpfen und grüner Tascheneinfassung, ein Vorhemd ohne Schlips, ein seidenes Tüchlein um den Hals, eine Lodenmütze, das war meine Ausrüstung. Solcher Kleidung bringen die Bauern Zutrauen entgegen, da vermuten sie keine verkniffenen Städter, keine „Juden oder Winkeladvokaten", die sie übers Ohr hauen wollen. Natürlich mußten wir, um Erfolg zu haben, auch äußerlich Reichtum und Wohlhabenheit erkennen lassen. Ich gedachte dies zu bewirken durch einen Pelz, der zwar inwendig Schafwolle hatte, außen aber einen Biberkragen aufwies, sowie durch eine dicke silberne Uhrkette, ein riesiges Portemonnaie und einer Brieftasche, die geschwollen aus der äußeren Rocktasche meiner Joppe herausragen sollte. Stefenson rüstete sich ähnlich aus. Unsere Exkursion wollten wir auf einem offenen Wäglein, das ein flinkes Pferd ziehen sollte, ausführen.

Bis S. schickten wir unsere Garderobe im voraus. Bis dorthin wollten wir mit der Bahn fahren, in S. auch erst das Wäglein und das Pferd mieten.

Es wäre alles gut gewesen, wenn nicht Stefenson am nächsten Morgen, als die Reise losgehen sollte, die kleine Luise mitgebracht hätte.

Ich schlug argen Skandal. Was er sich einbilde, ein so kleines Kind auf so lange Reise mitzuschleppen? Ob er denn nicht bedächte, daß uns das Mädel sehr stören würde? Es war alles umsonst; Luise fuhr mit.

„Pappa hat mehr zu sagen als der Onkel," sagte die Kleine mit einem Anflug von schnippischem Ton.

„Sie macht sich heraus; sie fängt an Courage zu kriegen," sagte der „Pappa" anerkennend.

— — — — — — — — — — — —

Fügung — !

Auf einer größeren Station stiegen wir während des Zugaufenthaltes aus, um dem Kinde Orangen zu kaufen. Noch als wir am Stand des Obsthändlers waren, näherte sich uns eiligen Schrittes eine Frau. Sie starrte erst mich an, dann das Kind, faßte es blitz-

schnell an der Hand, riß es an sich und küßte es wie rasend.

Das Mädel schrie erschrocken auf, Stefenson sagte betroffen: „Aber Madame, was tun Sie?" und ich wand der Frau das Kind gewaltsam aus den Armen. Neugierige Leute eilten herbei; es gab gewaltiges Aufsehen.

„Zurück in den Wagen!" rief ich Stefenson zu, der mir verwirrt folgte. Bald saßen wir im Abteil, und die Tür flog zu.

Draußen schrie eine gellende Stimme:

„Es ist mein Kind — es ist mein Kind — laßt mich zu meinem Kinde! Luise! Luise!"

Die Leute hielten die Frau, die sich verzweifelt wehrte, an den Armen fest, der aufsichtführende Beamte eilte an unser Abteil und begehrte eine Auskunft.

Ich stieg aus, stellte mich vor und sprach einige aufklärende Sätze. Zuletzt sagte ich:

„Herr Vorsteher, fragen Sie die Frau, ob sie gesetzlichen Anspruch auf dieses Kind hat!"

Er entfernte sich, ging zu der Frau, wies alle Leute beiseite und sprach leise auf sie ein. Sie stand tiefgesenkten Hauptes, mit schlaff herabhängenden Armen heftig schluchzend vor ihm. Nun tat er wohl die Frage: „Haben Sie einen gesetzlichen Anspruch auf jenes Mädchen?"

Da schüttelte sie den Kopf. Ein Blick aus zwei großen dunklen Augen voll tiefsten Wehes traf noch unser Wagenfenster, dann verließ die Frau den Bahnhof.

„Wer war die böse Frau?" fragte Luise verängstigt.

„Eine Verrückte," sagte Stefenson rauh.

„Wird sie nie wieder zu mir kommen?"

„Nein, nie wieder!"

Wie lange doch der Aufenthalt noch währte! Die Leute spazierten draußen und gafften neugierig nach unserem Fenster. Ich zog den Vorhang vor. Endlich setzte sich der Zug langsam wieder in Bewegung. Aber kaum hatte er den Bahnhof verlassen und fuhr noch nicht mit voller Geschwindigkeit, da gab es einen gewaltigen Ruck und Stoß, und der Zug stand.

Ich riß das Fenster auf. Von der Lokomotive sprang der Heizer ab, Schaffner eilten den Bahnsteig entlang — — ein Schaffner kam zurück und gab uns Auskunft.

Da rannte über das Feld jene Frau — — —

Das Weib hatte sich dicht hinter dem Bahnhof auf die Schienen geworfen, und der Lokomotivführer hatte den Zug noch rechtzeitig zum Stehen gebracht.

Jetzt war Luise auf die Sitzbank geklettert und schaute durchs Fenster.

„Da rennt sie — da rennt die böse Frau!"

„Laß das verrückte Weib!" knirschte Stefenson.

Und wir fuhren weiter. Grauer Nebel zog über die Fluren, frierende Vögel saßen auf den Telegraphendrähten, alles, was draußen war, fror, die Bäume und die Berge, die Tiere und die Menschen.

Die Eine irrte nun allein mit dem aufgeschreckten Weh verschmähter Mutterliebe im Herzen durch diese kalte Flur; das Kind hatte sich vor ihr entsetzt, und selbst der Tod hatte sie verschmäht.

Stefenson saß finster in seiner Ecke.

Das Kind begann wieder zu sprechen.

„Alle verrückten Menschen sind sehr böse."

Da brummte sie Stefenson an:

„Das kann man nicht sagen, du Gänschen! Manche Menschen können nicht mal richtig dafür, daß sie verrückt sind."

„Wieso nicht?"

„Das verstehst du nicht. Das versteht selbst unter den großen Menschen von Tausenden kaum einer richtig."

„Du hast aber gesagt, sie ist verrückt, und du hast es böse gesagt," verharrte das Kind.

„Dann habe ich eben eine Dummheit gesagt. Das kann auch mir mal passieren. Denn ich kenne die Frau nicht, und kann daher auch nicht wissen, ob sie verrückt oder böse ist.“

„Böse ist sie,“ wiederholte Luise; „denn sie hat mich sehr gequetscht und mich auch in die Wange gebissen. Sie soll nicht wiederkommen.“

Grau rann der Regen über das Wagenfenster.

All unsere frohe Laune war dahin. Schwache, gedrückte Menschen saßen wir da im Zuge, der uns schnell davonführte und eine große Strecke zwischen uns und die Sünderin legte, die uns gestört hatte in unserer Behaglichkeit und die wir daher nicht rasch und rauh genug abschütteln konnten.

Der göttliche Freund Mariens von Magdala fiel mir ein. Wie hätte er wohl gehandelt in meinem Fall? Hätte er die Arme auch beiseite gestoßen, sich einen Beamten kommen lassen und sich hinter „gesetzliches Recht“ verschanzt? Wäre er dann weitergefahren, fast hinweg über den zuckenden Leib und hätte er der Fliehenden nachgeschaut vom sicheren Fenster aus, mit hochmütigem Abscheu in der Seele? Oder wäre ihr der Meister nachgegangen, hätte sie an der Hand genommen und ihr, wenn sie guten Willens war, ein Zweiglein vom verlorenen Mutterkranz wiederversprochen, ihr ein klein wenig goldene Kindesliebe für die Zukunft verheißen?

Ferien vom Ich!

Ich werde mich vor allen Dingen erlösen müssen von allem kalten Hochmut des Herzens und allem auch noch so „gesetzmäßigen“ Zurückstoßen der Schwachen und Schuldigen. — — —

In S. mieteten wir einen Wagen und ein Pferd und machten ein paar ergebnislose Besuche auf den umliegenden Dörfern. Wie die Werber für eine Freiwilligenlegion kamen wir uns vor. Auf der Landstraße trafen wir aber eines Tages ein Bäuerlein, das in einem großen bunten Taschentuch allerhand Waren eingepackt trug, die es wohl auf dem Markte erstanden hatte.

Ich schaute den Bauern prüfend an. Er hatte ein ehrliches, offenes, nicht unkluges Gesicht. Und der Mann ging zu Fuß und trug sein kleines Paket. Das war einer für uns. An die reichen schlesischen Bauern konnten wir uns nicht wenden, die hätten ans ausgelacht mit unserem Pachtangebot. Kleine Landwirte mußten es sein, die auf ihrer engen Scholle ein kümmerliches Leben führten und froh waren, in eine gute Pachtung zu kommen.

Stefenson hielt das Pferd an.

„Wollen Sie mitfahren?“ fragte er.

„Nee!“ antwortete der Bauer.

„Warum denn nicht?“

Das Bäuerlein wies auf unseren lahmen Mietsgaul.

„Der Schimmel erzieht mich nich; ich wieg 'n Zentner.“

„Sie haben wohl schönere Pferde?“

„Nee, ich hab' bloß drei Zugkühe. Aber su schnell wie der Schimmel traben se ooch.“

„Hören Sie mal, Gevatter,“ sagte ich, „Sie foppen uns. Das Pferd hat viel Geld gekostet.“

Er meckerte.

„Na, da müßt Ihr schöne tumme Kerle sein.“

Lachend ging er neben unserem Wagen her, und wir fragten ihn ein wenig über die Gegend aus. Bald kam ein Straßengasthaus, und ich lud den Bauern ein, mit uns einzukehren und ein Glas mit uns zu trinken.

„Nu,“ sagte er, „das kann ich schon. Aber ich sag's Ihn' gleich ehrlich: zu holen is bei mir nischt. Würfeln tu ich nich, und billig zu verkoofen hab' ich ooch nischt! Keene Kuh, kee Schwein, kee Getreide und ooch keene alten Schränke und zinnernen Teller.“

„Warum vermuten Sie denn, daß wir Ihnen was abschachern wollen?“

„Ja, da müßt' man doch Euch Stadtjuden nicht kenn'. Umsunst gebt Ihr doch eenem fremden Bauer keen Schnops zum besten.“

„Da haben Sie ganz recht,“ sagte Stefenson; „wir wollen etwas von Ihnen. Wir wollen alles von Ihnen: Ihre Wirtschaft, Ihre Kühe, Schweine und Hühner und sogar Sie selber und Ihre Frau und Ihre Kinder.“

Der Bauer brach in helles Gelächter aus.

„Hatt' ich mir's doch gleich gedacht, daß Sie der Menschenfresser sind. Su seh'n Se aus!“

„Also, den nehmen wir bestimmt!“ sagte Stefenson zu mir, wie wenn eine Ware zum Verkauf stände.

„Mich nehmen Sie?“ amüsierte sich der Bauer. „Sie sind ja der ulkigste Kerle von der Welt.“

Stefenson zog die Stimme kraus. Drinnen setzte er sich dem Bäuerlein an dem rohen Tisch der Schankstube gegenüber, nahm ein Notizbuch heraus und sagte:

„Wie heißen Sie?“

„Ich? — Mit'm Familiennam' su wie mei Vater und mit'm Vornamen Napoleon.“

„Mensch, wie Sie heißen! Ich muß das wissen. Es handelt sich um eine Angelegenheit, die für Sie wichtiger ist als für uns. Sie werden schon alles erfahren. Also wie heißen Sie?“

„Wie heißen Sie denn?“ fragte der Bauer zurück. Stefenson wurde ungeduldig.

„Wenn Sie es denn wissen müssen; ich bin Mister Stefenson aus Amerika und ein sehr reicher Mann.“

„Da könn' Se lachen! Deswegen haben Se wahrscheinlich ooch so'n scheenes Pferd.“

„Dummer Kerl!“ sagte Stefenson verdrossen und stand auf.

Der Bauer lachte.

„Nu hat a sich erst richtig vorgestellt und nu steht a auf.“

Es war Zeit, daß ich mich ins Mittel legte. Der Mann mußte wissen, um was es sich handelte, sonst war mit ihm nicht zu reden. Freilich war es nicht leicht, so einer naiven Haut die Idee von den Ferien vom Ich klar zu machen. Ich versuchte das auf folgende Weise:

„He, Gevatter, haben Sie schon irgend mal einen Städter kennen gelernt, der richtig arbeitet?“

„Nee. Die Städter sein olles faule Luder. Se könn' Heringe oder Leinwand oder Pillen verkoofen oder in a Stuben sitzen und kritzeln, aber arbeiten könn' se nich. Se schlafen ja olle bis um sieben.“

„Da haben Sie recht. Und glauben Sie, daß so ein Leben, wie es die Städter führen, gesund ist?“

„Miserabelig ungesund is es! Se seh'n ju olle aus wie Quargschnitten, und Kräfte haben se nich die Spur. Se verfaul'n reeneweg.“

„Bravo! Was Arbeit ist und was Gesundheit ist, weiß nur der Bauer. Nun wissen Sie aber, es gibt Badeorte, Kuranstalten.“

„Jawohl. Da gehn de allerfaulsten Ludersch hin; die Kranken pflegen sich lieber zu Hause.“

„Schön. Sie sind ein heller Kopf. Sie begreifen mich vollständig. Wenn man nun aber einen Kurort machte, wo keine feinen Villen und Hotels sind, nein, wo lauter Bauernhöfe wären und wo die Städter, die eine Kur machen wollen, mal auf dem Hofe oder auf dem Felde feste zugreifen und arbeiten müßten, das würde doch den Schlingeln sehr gesund sein — nicht wahr?“

„Gesund schon! Aber das faule Kroppzeug wird sich schön hüten und arbeiten. Wenn se aufs Dorf komm'n, saufen se einem bloß die gutte Milch weg und fressen die scheensten Birn' von a Bäumen. Sonst tun se nischt!“

„Doch, doch, Herr Nachbar! Es wird schon Leute geben, die das Leben in der Stadt mal satt haben und durch die Arbeit auf dem Felde gesünder werden wollen. Das ist eine gute Idee, die hat ein Doktor ausgeknobelt."

„Die Doktors verstehn alle nischt, die Schäfer sind klüger."

„Das mag wohl sein; aber der Doktor, der das ausgeknobelt hat, der versteht schon seine Sache. Sehn Sie, kurz heraus: es soll eine Kuranstalt gemacht werden, die hat vierzig Bauernhöfe und auf allen Höfen sollen die Kurgäste arbeiten. Und der Mann, der jene Anstalt gründet, ist eben jener Herr dort."

„Der? — Vierzig Bauernhöfe? — Sie sind wohl nicht recht bei sich?"

„Doch — doch — ich werd' Sie doch nicht belügen."

„Wie heißt er? Mister? Mister — Ausmister!"

Er lachte über seinen Witz.

„Mister bedeutet „Herr". Weil er eben ein Amerikaner ist."

Da erhob sich der Bauer. Er rief Stefenson an, der an einem anderen Tisch der kleinen Luise eine Schinkenstulle zerteilte.

„Sie, Herr Mister, komm'n Se mal her! Zeigen Se mal Ihr Portemonnaie!"

Ich zwinkerte Stefenson zu, den Wunsch zu erfüllen. Stefenson warf schweigend seine dicke Brieftasche auf den Tisch.

„Bedienen Sie sich!" sagte er phlegmatisch.

Der Bauer rührte sich nicht.

„Na, nu kucken Sie mal nach, was drin ist!" ermunterte ich ihn.

„Ich werd' mich schön hüten; nachher sagen Sie, es fehlt was!"

Mißtrauisch, wie ein alter Fuchs vor der Falle, so saß der Bauer vor der Brieftasche. Da schlug ich die Tasche auf und entnahm ihr blaue und braune Schätze. Der Bauer schaute wie in ein Wunderland von Reichtum. Aber er rückte beiseite.

„Wenn Sie su reiche Herr'n sind, warum setzen Se sich da zu mir armen Schlucker? Zum Ausstoppen bin ich mir viel zu schade."

Ich gab die Brieftasche an Stefenson zurück und redete dem neuen Freund gut zu. Ich erklärte ihm genau, was wir mit ihm vorhätten, wie er als Pächter auf einen unserer Höfe ziehen solle, wie wir ihm die günstigsten Bedingungen einräumen und ihm seine eigene Wirtschaft zu gutem Preise abkaufen würden, falls er sie nicht anderweit günstig los würde. Wie ein König solle er auf seinem Gute hausen. Die Kurgäste sollten unter seiner Leitung arbeiten und sich an seiner guten Laune erfreuen. Ich kriegte heraus, daß der Bauer Emil Barthel hieß, noch nicht ganz fünfzig Jahre alt war, ein gesundes Eheweib, namens Susanne, sowie zwei kräftige Söhne und zwei Töchter besaß, daß von den vier Kindern aber drei auswärts in Dienst standen, da er sie auf seiner kleinen Wirtschaft nicht beschäftigen und ernähren konnte.

„Na, sehen Sie, Barthel, es wäre doch schön, wenn Sie alle Ihre Kinder bei sich haben und ganz für sich arbeiten könnten. Da wäre doch auch was zurückzulegen."

Er saß wie starr.

„Stoppen Se mich wirklich nich aus?"

„Ich denke nicht daran."

„Wie kommen Se denn grade auf mich?"

„Na, wir haben Sie eben getroffen, und Sie gefallen uns."

„Dabei bin ich doch dem Herrn Mister grob gekommen."

„Das schadet nichts. Den Kurgästen werden Sie auch manchmal grob kommen müssen. Das gehört zur Kur."

„Sind Se auch so eener, der dort Bauer wird?"

„Nein, ich bin der Doktor, der alles ausgetüftelt hat.“

„'n Doktor sind Se? So sehn Se aber nich aus!“

„Hm! Nun, so ein Doktor wie die andern bin ich auch nicht. Mehr so'n halber Schäfer.“

„O, das wär' nich schlecht! Aber ich glaub's nich; ich kann's nich glauben!“

Ich zog einen Umschlag mit Photographien aus der Tasche.

„Jetzt werd' ich Ihnen mal Bilder von unseren Höfen zeigen. Da — das ist ein Wohnhaus.“

„Das? — das is ja 'n Schloß!“

„Ja, wir haben schöne Wohnhäuser. Sie sollen ja mit Ihrer Familie nicht allein in dem Hause wohnen; es sollen ja auch noch zwanzig Kurgäste drin Platz haben.“

„Dunnerwetter!“

„Und das ist die große Wohnstube, und so sieht der Kuhstall aus, und so die Scheuer.“

Er atmete schwer.

„Wie groß ist denn die Wirtschaft?“

„Hundert Morgen.“

Da verdüsterte sich seine Stirn.

„Warum halten Se mich denn zum Affen? So 'ne große Sache kann ich doch nich pachten; da gehört doch Geld dazu.“

„Gar kein Geld! Nur, daß Sie fleißig sind und alles gut in Ordnung halten. Wir werden ebenso auf unsere Rechnung kommen wie Sie; denn was die Wirtschaft nicht bringt, bringen die Kurgäste.“

„Nu ja, die werden ja überall behumpst.“

Der Mann betrachtete mich wie einen Zauberer, der Märchendinge vor ihm ausbreitete. Zuletzt erklärte er sich bereit, mit uns nach seinem Dorf zu fahren und mit seiner Susanne Rücksprache zu nehmen.

Unterwegs sprach ich noch viel auf Emil Barthel ein. Er antwortete fast nicht mehr. Vor seiner kleinen Wirtschaft hielten wir. Das Wohnhaus hatte nur ein Erdgeschoß mit hohem Dach, Stall und Scheuer waren klein, aber es war ein Blumengärtlein vor dem Haus und alles sauber und freundlich. Ein behäbiges Weib in blauer Schürze trat vor die Tür, als Barthel vom Wagen kletterte:

„Nee, Emil,“ sagte sie, „da haste nu sugar Fuhrgelegenheit gehabt und kummst su spät! Dabei sull a de Medizin fürs kranke Mädel hol'n.“

„Mutter,“ meinte Emil, „wenn du mit sulchen Kerlen fährst, bleibste kleben. Sieh dir bluß den Schimmel an; der hat zwee eingeleimte Hulzbeene. Aber 's sind amerikanische Millionäre, die haben vierzig Pauergüter und lauter Schlösser.“

Susanne lachte gutmütig.

„A hat een' sitzen,“ meinte sie. „Na, kumm ock rein!“

„Frau Barthel,“ rief ich ihr zu, „Ihr Mann wird Ihnen viel zu erzählen haben. Glauben Sie nur, es ist kein Spaß, es ist Ernst. Wir fahren jetzt ins Gasthaus, und in etwa zwei Stunden werden wir mal zu Ihnen kommen. Wir müssen mal mit Ihnen ein ernstes Wort reden, und es wird Sie nicht reuen.“

Die Frau schüttelte verwundert den Kopf; ihr Gatte Emil aber tippte erst ihr, dann sich an den Kopf, nahm sie dann am Arm und zog sie ins Haus. Im Abfahren hörte ich die Frau noch sagen:

„Aber, Emil, so im Dusel bist du ja deiner Lebtage noch nicht gewest!“

— — — — — — — — — — —

Im Dorfgasthaus wurde uns ein schlichtes, aber schmackhaftes Mittagmahl bereitet, und nach einiger Zeit brachen wir auf zu einem Besuch bei Emil Barthel.

„Nee, komm'n Se wirklich?“ fragte er; „ich hatte gedacht, es wär' alles bloß Ulk.“

Die Stube war niedrig, aber sauber, und über den Tisch war ein großes buntes Tuch gebreitet. Emil Barthel bewirtete uns. Obwohl das Ehepaar immer wieder beteuerte, daß es auf unseren Besuch nicht gerechnet habe, stand ein Teller voll delikaten Schinkenbrotes bereit, und es wurde die Frage an uns gerichtet, ob wir lieber ein Glas Milch oder einen alten Breslauer Korn zu trinken wünschten. Stefenson wünschte Milch und ich den Korn, weshalb er mich wieder sehr mißbilligend ansah. Die Strafe ob dieser Philisterei kam auf dem Fuße. Barthel bot uns in einer Papierdüte Zigarren an, von denen ich vermutete, daß sie aus dem Dorfkramladen zu fünf Pfennig das Stück gekauft seien. Mit Schadenfreude sah ich zu, wie Stefenson, der von früh bis in die Nacht eine Havanna nach der andern schmauchte, sich mit Heldenmut an dieses Rauchzeug heranmachte.

„Nun, mein lieber Barthel, möchte ich zunächst etwas feststellen: es handelt sich in unserer Angelegenheit weder um einen Spaß, zu dem wir uns wahrhaftig nicht so viel Zeit nehmen würden, noch um einen Betrug. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort, und wenn Sie nun weiter an unseren ernsten Absichten zweifeln würden, wäre das eine Beleidigung."

„Also ist es tatsächlich wahr?" sagte Barthel fast erschrocken und trommelte auf den Tisch. Sein Gesicht wurde ernst, und er holte aus zu einer Rede:

„Sehen Sie, meine Herr'n, wenn Se nu wirklich so was Komisches vorhaben — man kann ja nie wissen, was den Stadtleuten einfällt — nu, so muß ich Ihn'n ehrlich sagen: das Ding gefällt mir nich. Denn warum? Die Stadtleute werden nich kommen. Die sind viel zu faul. Wenn se ins Bad machen woll'n — woll'n se sich amüsieren. Da woll'n se doch nich Kühe melken und ackern. Meine Herr'n, Se haben keene Ahnung, was das für schwere Arbeit is. Vor solcher Arbeit haben sich die Stadtleute immer gedrückt. Aber gesetzt den Fall, se kämen doch — da wär's noch viel schlechter. Denn warum? Die Stadtleute verstehen nischt. Denken Se, daß die mir auf dem Hofe was helfen könnten? Die gragelten mir doch bloß im Wege rum. Die quatschten und quasselten doch bloß."

„Die fielen einem ja in die Puttermilch!" lachte Frau Susanne.

„Die täten ja alles bloß mit Glacéhandschuh'n machen woll'n," ergänzte der Mann.

„Donner!" schrie da Stefenson jähzornig und hieb die Faust auf den Tisch, daß aus seiner Fünfpfennigdampfrolle ein Feuerwerk stiebte, „nu ist's aber gegenug. Wer nicht will, will nicht! Haben Sie das Risiko zu tragen? Müssen Sie sich unsere Köpfe zerbrechen, ob unsere Gründung eine Pleite ist oder nicht? Haben Sie nicht bloß zu gewinnen? Das allerbeste ist —"

„Das allerbeste is, Se geh'n wieder!" sagte Barthel seelenruhig. Und nun wären wirklich all unsere diplomatischen Beziehungen zu dem Hause Barthel abgebrochen worden, wenn es nicht im selben Augenblick an die Tür geklopt hätte und zwei Damen über die Schwelle getreten wären.

Eine kleine zartgliederige Braune und eine große Blondine, beide mit feinen Gesichtlein, so gut man das in dem Dämmerlicht der niederen Bauernstube feststellen konnte. Die Kleinere sagte, daß sie von der Erkrankung des Barthelschen Kindes gehört habe und mal nachfragen wolle; sie sehe aber, daß gerade Besuch da sei und wolle nicht stören.

Ach, erwiderte die Frau, von Störung sei keine Rede, denn das seien zwei ganz fremde Herren, mit denen sie weiter nichts Ernsthaftes zu besprechen hätten und die auch gleich gingen. Trotzdem fühlte sich die gute Mutter Barthel be-

müßigt, uns die kleine Sprecherin vorzustellen.

„Das ist nämlich unsere Lehrerin, Fräulein Annelies von Grill.“

Anneliese von Grill! Ein prüfender Blick in die großen braunen Augen und ich hatte die Identität mit dem kleinen Majorstöchterlein festgestellt, das manchmal in Waltersburg zu Besuch gewesen war und das ich — da ich acht Jahre älter war — immer etwas onkelhaft begönnert hatte. Nun stand ich ihr lachend gegenüber und fragte sie, ob sie nicht mehr wisse, wer ich sei. Da erkannte sie auch mich, und es gab ein fröhliches Wiedersehen und große Verwunderung über die Umstände, unter denen es geschah. Ihre Lebensgeschichte war kurz: der Vater früh gestorben, die Mutter auf eine kleine Pension angewiesen und knapp imstande, aus ihr eine Lehrerin zu machen, die nun vertretungsweise in diesem Dorfe angestellt war.

Auf einmal fragte die sehr wohllautende Altstimme der Blondine:

„Das ist doch nicht etwa der Doktor von dem Waltersburger Sanatorium Ferien vom Ich?“

„Allerdings, meine Gnädigste, dieser Doktor bin ich.“

Das Mädchen brach in ein geradezu glückselig klingendes Gelächter aus.

„Also, das sag' ich Ihnen, wenn mir die Wahl gelassen worden wäre, wen ich sehen wolle, Sie oder den Kaiser von Hinterindien in all seiner Pracht und Herrlichkeit — ich hätte mich für Sie entschieden.“

„Ich freue mich, meine Gnädigste, daß ich Ihnen so interessant bin,“ sagte ich.

„O, interessant ist gar kein Ausdruck. Wir stehen ja Kopf über Sie! Jetzt fehlte bloß noch, daß jener hohe Herr dort der Mister Stefenson aus Amerika wäre.“

„Er ist es,“ mischte sich Emil Barthel ein, „es ist der Herr Mister aus Amerika.“

Stefenson verneigte sich phlegmatisch.

„Also, Herrschaften, dann müssen Sie schon erlauben, daß wir uns etwas zusammensetzen und diese kostbare Begegnung genießen.“

Dieses Mädchen hatte einen sehr burschikosen Ton an sich, und ich bat Anneliese von Grill, uns zunächst mal mit ihr bekannt zu machen. Die Blonde stellte sich aber selbst vor.

„Ich bin eine nach meiner eigenen Meinung außerordentlich begabte Opernsängerin ohne Engagement, gegenwärtig zu Besuch bei meiner Freundin Anneliese, um in der paradiesischen Einsamkeit dieses winterlichen Dorfes Ferien vom Ich zu machen. Mit Künstlernamen bin ich Irmingard Schwarzeneck genannt, bürgerlich höre ich auf den Namen Eva Bunkert und bin die Tochter des Baumeisters August Bunkert in Neustadt.“

Wir sahen der Tochter unseres grimmigsten Konkurrenten aus der feindlichen Nachbarstadt verdutzt in das strahlende Gesicht, und das Mädchen brach wieder in fröhliches Lachen aus.

„Es scheint, daß wir Sie sehr belustigen, mein gnädiges Fräulein.“

„Außerordentlich! Ist es nicht immer lustig, wenn Waltersburg und Neustadt aufeinanderplatzen? Aber es gibt ja gar keine schönere Aufgabe auf der Welt, als Menschen zu belustigen. Ich wäre für mein Leben gern Operettensängerin geworden; aber mein Vater gab es nicht zu. Sehen Sie, und zu der feierlichen großen Oper reicht's bei mir nicht aus.“

Wir nahmen alle Platz und saßen alle um den runden Bauerntisch. Emil Barthel sagte:

„Siehste, Mutter, du hast gesagt, es sind Schwindler, und ich hab' gesagt, höchstwahrscheinlich, aber man kann ja nicht wissen, und da hab' ich wieder mal recht gehabt.“

„Und nun, Herrschaften,“ rief Fräulein Bunkert, „es mag so indiskret sein, wie es will; ich muß wissen, was Sie

hier bei Vater und Mutter Barthel wollen; ich sterbe sonst vor Neugier."

Und Stefenson — ach, Stefenson betrachtete das Mädchen, das mir zu laut war und daher nur mäßig gefiel, mit unverhohlenem Wohlgefallen. Er sagte mir hinterher, sie sei „sein Typ". Groß, schlank, blond, übermütig. Da gehe er halt auch mal aus sich raus.

Er ging sehr aus sich heraus. Diese Eva Bunkert war eine Eva in des Wortes wahrster Bedeutung mit allen Künsten, Listen und Teufeleien des Weibervolks ausgestattet. Ich merkte, sie „kaufte sich" diesen biederen Stefenson. Sie machte die tollsten Anstürme. Damals, als er die Neustädter mit den Zeitungsartikeln hineingelegt habe, habe sie auf die Gefahr hin, in ihrer Vaterstadt gelyncht zu werden, gesagt: dieser Mann sei zum Küssen. (Bei diesen Worten schlug Stefenson schamhaft die Augen nieder und zog seinen dünnen Mund gewaltig in die Breite.) Daß er, Stefenson, in einer so öden Spießergegend, wie Waltersburg und Neustadt, einen so grandiosen Ulk wie dieses Ferienheim inszeniere, sei vielleicht der beste Witz der Weltgeschichte. Sie denke sich unser Heim als eine immerwährende Maskerade, als einen Bauernball ohne Ende, als einen Fasching ad infinitum..

Und diese schweren Beleidigungen unserer großen erhabenen Idee ließ Stefenson über sich ergehen, zuckte kaum manchmal die Schultern und lächelte. . lächelte . . .

„Meine Gnädige," warf ich dazwischen, „Sie dürften über unser Ferienheim denn doch nicht genug informiert sein. Wir meinen es sehr ernst."

„Ja, gerade, daß Sie es ernst meinen, ist ja das Gute," erwiderte sie. „Ein Witz, der nicht ernst gemeint ist, ist gar kein Witz."

„Das ist eine sehr kluge Sentenz," stimmte der verräterische Stefenson bei. Ich war empört. So ein Mann, der pfiffiger war als der Pfiffigste, blieb an der Leimrute eines blonden Zopfes rettungslos kleben. Als der Herrgott das Weib erschuf, hat sich der Teufel sicher gefreut.

Aber das Weib neben mir, die kleine braune Anneliese, gefiel mir doch sehr gut. Sie war so freundlich, es lag soviel Güte auf ihrem rosigen Gesichtlein, und es blinkerte auch in ihren großen Augen das schöne Lichtlein harmlosen Schalks. Während Stefenson und Eva Bunkert eine lärmende, von vielem Gelächter unterbrochene Unterhaltung führten, sprach ich leise mit Anneliese von ihrem und meinem Leben, und es kam ein stilles Behagen über mich in der schlichten Bauernstube.

„Sie meinen es wohl gut mit diesem Ehepaar Barthel?" fragte ich.

„Es sind sehr ehrliche und auch ganz lustige Leute."

„Glauben Sie, daß es recht wäre, wenn wir sie für uns gewännen?"

„Ich werde ihnen gut zureden, daß sie Ihr Angebot annehmen. Es wird gewiß beide Teile nicht reuen."

„Ich danke Ihnen!"

„Also, hören Sie, Herr Mister Barthel," lachte unterdes Eva Bunkert; „wenn Sie das Angebot von Mister Stefenson abweisen wollten, wären Sie ein Riesenochse. So ein Glück schneit Ihnen nie wieder ins Haus."

Emil Barthel zuckte verlegen die Schultern.

„Ich möcht' ja; aber die Mutter sagt . . ."

„Gar nischt sagt sie," fuhr Frau Barthel dazwischen, „aber er — er hat die Herren, ehe die Fräuleins kamen, direkt rausschmeißen wollen."

Emil Barthel schwur, daß das nie in seiner Absicht gelegen habe, und es gab einen unerquicklichen ehelichen Disput.

Mitten in den Auseinandersetzungen erschien ein altes Weiblein.

„Jees, Jees,“ jammerte es, „die Emma hat su viel Hitze und klagt immer mehr über a Hals.“

Emma war die zwölfjährige Tochter Barthels. Ich erfuhr, daß das Kind über Halsschmerzen geklagt habe und daß der Schäfer, ein heilkundiger Mann, Hoffmannstropfen, Heringslauge und ein Speckpflaster verordnet hatte. Die Hoffmannstropfen hatte Barthel heute aus der Stadt geholt.

„Ich bitte Sie, sehen Sie mal nach dem Kinde,“ bat mich Anneliese, „es sind bereits drei Diphtheriefälle im Dorfe vorgekommen, und einen Arzt haben wir hier ja nicht.“

So ging ich mit ihr und den Barthelleuten nach einem Oberstüblein, wo das Kind in hohem Fieber lag.

Diphtherie! Keine Zeit mehr zu verlieren. Ich gab ein paar vorläufige Verhaltungsmaßregeln und schrieb einige Worte an einen Kollegen im nächsten Ort, da ich die Behandlung ja nicht selbst übernehmen konnte. Ein Radler fuhr mit der Botschaft los. Das Mädel ist dann auch gerettet worden und Barthel hat nachträglich drei Mark Strafe zahlen müssen, weil er dem Schäfer, der die Heringslauge und das Speckpflaster verordnete, einige Ohrfeigen als Honorar ausgezahlt hat.

Als wir damals nach der Barthelschen Wohnstube zurückkehrten, fanden wir Stefenson und die schöne Eva in angeregtester Unterhaltung. Für das erkrankte Kind hatte sie einige bedauernde Worte, dann lachte sie wieder. Eva hatte verabredet, daß sie mit Anneliese gleich nach der Eröffnung unserer Kuranstalt im Mai als Feriengast bei uns einziehen wollte. Annelieses vertretungsweise Schulmeisterei, sagte sie, gehe bloß bis ersten April, und daß sie selbst kein Engagement an einer Oper kriege, sei vorläufig sicher, also könnten sie beide kommen.

„Und Ihr Vater?“ fragte ich.

„Ach, mein Vater darf natürlich davon nichts wissen, der ist ja wütend auf Sie. Dem schicke ich durch Mittelspersonen Briefe von irgendwoher, daß er meint, ich sei wer weiß wo. Und bei Ihnen werde ich die Grünzeugfrau Emilie Knautschke sein.“

Sie amüsierte sich königlich und ich fand, daß sie ausgezeichnet nach dem ledern modernen Bad ihres Vaters, aber gar nicht in meine ideal-ernste Kuranstalt passe.

Ich beschloß, dieses Mädchen, das in die ernste Männerfreundschaft zwischen Stefenson und mir einen so lauten Lachton mischte und unsere große Idee zur Hanstwurstiade herabstimmte, unschädlich zu machen.

Wie ich das tun sollte, wußte ich nicht.

Aber ich hatte Glück. Die Tür öffnete sich, und ein dünnes Stimmchen zirpte herein.

„Pappa, wie lange bleibst du denn? Ich muß immerfort allein in dem dummen Gasthaus sitzen.“

Luise war es, die wir im Wirtshaus zurückgelassen hatten.

Stefenson sprang auf und eilte nach der Tür.

„Kindchen, auf dich hatt' ich ja ganz vergessen. Aber geh' hier hinaus! In diesem Haus ist Diphtherie.“

Er schob Luise besorgt auf die Straße. Eva Bunkerts Gesicht wurde lang.

„Ach, Herr Stefenson ist verheiratet?“

Ich war so boshaft, zweimal mit dem Kopf zu nicken.

Da räusperte sich Eva Bunkert und sagte, es sei wohl jetzt Zeit, nach Hause zu gehen.

Ich hielt sie nicht auf. Es kam zum allgemeinen Aufbruch.

Draußen auf der Straße schmiegte sich die kleine Luise dicht und zärtlich an Stefenson an und zürnte und schmollte mit ihrem „lieben Pappa“, der sie im Stich gelassen hatte.

Und Stefenson, ob er auch nach Eva Bunkert hinschielte, trat nicht zu ihr und sagte vor der Ohren des Kindes:

„Ich bin nicht ihr Vater!“

Nein, er hielt stand dem Vaternamen gegenüber, den er sich selbst geschaffen hatte. Er verleugnete das Kind nicht.

Da liebte ich ihn wieder.

Als wir allein waren, sagte Stefenson:

„Das hätte nun alles so gut in unser Programm gepaßt, und nun ist nichts zum Abschluß gekommen.“

Ich erwiderte:

„Diese Eva Bunkert ist eine ganz gute Erscheinung; aber ich fürchte, sie würde unserer Sache schaden.“

„Schaden?“ fuhr er auf. „Nützen, nützen! Glauben Sie mit Sentimentalität, alten Rückständigkeiten und mit Duckmäusertum noch was auszurichten? Glauben Sie, daß ein schönes Gesicht, eine gute Figur, ein beweglicher Geist des Deibels ist? O, ich sage Ihnen, wenn wir die moderne Welt und ihre Schädlichkeiten besiegen wollen, müssen wir verflucht modern sein. Mit noch so ehrwürdigen Armbrustpfeilen geht keiner mehr an gegen die Schnellfeuergeschütze der neuen Zeit.“



Wir blieben noch einen Tag in diesem Dorfe und trafen die Mädchen wieder. Beide waren gleichmäßig freundlich. Und es wurde verabredet, daß sie mit dem Ehepaar Barthel einen Besuch zur Besichtigung unseres Ferienheims machen sollten.

(Fortsetzung folgt).

Winterfrost.

Willy Arndt.

In den schwarzen Wäldern
Haust der helle, grobe Winterfrost:
Friert jeden Flecken Fäule aus —
Rüttelt und reißt
Das Morsche von Strauch und Stämmen
Und dreht den Schmarotzern den Hals ab.

Klarer klirrender Frost,
Komm' zu den Bäumen,
Die mein Leben trieb!
Sollst meinen wilden Garten säubern
Und bis zum letzten Rindenfetzen fegen —
Mit schärfsten Messern darfst du schneiden.

Komm',
Daß starke, volle Früchte reifen
Uebers Jahr . . . .

Rudolf Poeschmann: Bei Amtmanns



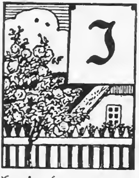




Seibt: Abschied.

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.



Ich fühle mich in Belagerungszustand versetzt. Wenn ich mein Heim verlasse, so geschieht das jedesmal in der Form eines Ausfalles, bei dem es gilt, die feindlichen Einkreisungslinien ungefährdet zu durchbrechen. Östlich meiner Burg lauert der Apotheker. Ich muß da vorsichtig wie ein hinterm Busch liegender Aufklärungsposten ausäugen, um den günstigen Augenblick für ein rasches Hervorbrechen zu wählen. Wenn es dem Alten heut gelänge, mich zu stellen und mir den Marsch abzuschneiden, ginge mir's schlecht. Ich müßte mir dann mein Durchkommen heiß und mit schwerem Zeitverlust erstreiten. Er würde vor mich hinspringen, tapfer mit den Händen fuchteln, angriffslustig hüpfen und mich in wilder Zornesglut mit seinen Ansichten über die Engländer berennen, dabei wohl auch Genugtuung fordern für die nichtswürdige Behandlung unserer deutschen Brüder und Schwestern in den englischen Konzentrationslagern. Bei einem erneuten Ansturm auf meine Minderheit würde sein Feldgeschrei „Emden!" lauten, und ich bekäme dabei seinen Grimm und Gram über den Untergang dieser „Löwin der Meere", gleichzeitig aber auch seinen Stolz und seine hinreißende Begeisterung über ihre ruhmreichen Taten zu kosten. Das Gedächtnis dieses rüstigen Greises ist unvergleichlich und für mich beschämend. Alle die feindlichen Schiffe weiß er zu nennen, und die von der „Emden" versenkt oder gekapert worden sind, und wenn ich ihm in die Schußlinie gerate, prasseln alle diese Namen auf mich ein wie ein höllischer Hagel von Schrapnellkugeln: „Benmohr", „Buresk", „Chilkana", „City of Winchester", „Clan Grant", „Clan Matheson", „Diplomat", „Exford", „Indus",

„Karbina“, „Kawasata Maru“, „Killin“, „King Lud“, „Lowat“, „Ponrabbel“, „Pontopores“, „Riberia“, „St. Egbert“, „Trabboch“, „Troilus“, „Tymeric“ und so fort nach dem ABC, und flinker als ich in meinen letzten Schuljahren die Nebenflüsse der Oder, der Elbe, des Rheines und der Donau hersagen konnte. Das schwirrt und klirrt und schmettert, und wie ich mich auch verhalte, schlimm ergeht es mir auf jeden Fall. Jedes Einstimmen in seinen kollernden Eifer bewirkt, daß er meine Tonart zu überbieten sucht, sich immer mehr erhitzt, mich auf den Schwingen seiner Entrüstung oder seines Jubels ins Endlose fortzureißen sucht, dann aber jäh, wenn er bei mir auf einen Widerstand zu stoßen glaubt, eine feindliche Haltung einnimmt und bezweifeln möchte, daß in mir die rechte Vaterlandsliebe lodere. Selten gelingt es ihm, mich solchermaßen hinzureißen, weil sich gegen lautes und polterndes Heldentum mein Empfinden sträubt, und weil er zu oft Gefühle zum Ausdruck bringt, die Allgemeingut sind, und die in stiller Seele viel stärker und reiner und heiliger ihre fördernde Kraft entfalten. Insgeheim haßt er mich deswegen, und da er mich Jahre hindurch für einen schätzenswerten Mann gehalten hat, will er mich zu einem würdigen Reichsbürger erziehen.



Deutscher Soldat auf Wachtposten im Schnee. Zum Schutz gegen die Kälte sind die Wachtposten bereits in große Pelze gehüllt und mit Ohrenschützern versehen.

Der Krieg hat diesen besonnenen Schweiger ganz verwandelt. Er redet und redet, weil er glaubt, daß man dem Vaterlande nötigenfalls auch mit der Zunge dienen könne, und er sucht mich bei jeder Gelegenheit abzufassen und erzieherisch zu bearbeiten. Gestern fragte mich unser Dienstmädchen schüchtern, was denn das „perfide Albion“ für ein Ding sei. Der Herr Apotheker spreche jeden Tag davon.

Zu den Belagerungstruppen, gegen die ich zu ringen habe, zählen auch ein paar Heultanten. Sie gefährden meine Sicherheit, so bald ich, um dem Nachbar im Osten zu entwischen, nach Nordwest hin durch das Kienrußgässel ausbreche. Sobald ich angefallen bin, soll ich bekennen, ob die Russen auch ganz gewiß nicht die Bergstadt erobern werden. Die Antwort kann ich mir ersparen, da sie ihnen von früher her bekannt ist, und ohne Zögern überschütten mich die unter der Maske der Freundschaft auftretenden Feindinnen mit einer vernichtenden Flut von Neuigkeiten: daß die Butterfrau für die Butter schon wieder fünf Pfennige mehr verlange, daß einer ihrer Neffen verwundet sei, ihr Ofen schon wieder einmal rauche, die Türken den heiligen Krieg erklärt hätten, Oberlehrer Hartbrich ihnen zwei Karten für den nächsten vaterländischen Abend zum Be-

sten des Roten Kreuzes geschickt habe, daß sie dem Wehrmann Knauerhahn zwei Paar Strümpfe stricken wollten, ihm aber wegen der Sparsamkeit, deren sie sich befleißigen müßten, eine Kiste nicht schicken könnten, und daß sie an den Krieg gar nicht mehr denken möchten, weil ihnen das die Nerven zu sehr angriffe. Schrecklich, ganz schrecklich sei dieser Krieg, und sie hätten soeben erst wieder ihr Gesetzel geflennt . . . Ich schlage mich herzhaft durch, um nicht gemartert zu werden durch ein neues Gesetzel, das soeben losgehen soll. Über andere Hemmnisse, die ich zu überwinden habe, will ich schweigen. Ich käme sonst in die Gefahr, von einer Tapferkeit zu reden, die dem Vaterlande nichts nützen kann.

Aber vom Wehrmann Knauerhahn muß ich noch ein Wort sagen. Der Mann war, bevor er in den Krieg zog, seines Zeichens Tagelöhner und im gesellschaftlichen Leben der Bergstadt eine Null. Heut ist er eine gefeierte Größe. Die ganze Stadt nennt seinen Namen, und der „Bergstädtische Anzeiger" hat sein Bild veröffentlicht. Zu diesem Ruf und Ruhm ist er gelangt durch einen Brief, den der Rittmeister v. Iffen an unsern Magistrat geschrieben hat. Sechs deutsche Patrouillenreiter waren zu nahe an die russische Stellung gelangt, und als sie beschossen wurden, schnitten ihnen die Kosaken, die aus einem Walde hervorbrachen, den Rückzug ab. Sie wollten sich durchhauen; da brach ein Pferd nach dem andern zusammen, und die fünf Reiter, von denen drei schon verwundet waren, warfen sich nun zu Boden und begrüßten die ansprengenden Kosaken mit ihren Karabinern. Da wollte der Zufall, daß hinter einem Busch ein deutscher Fußsoldat steckte. Durch seinen



Abkochen.

Hauptmann war er mit Kameraden ausgesandt worden, zu suchen, ob etwa irgendwo in der Gegend eine feindliche telegraphische Leitung versteckt liege. Der kleine Trupp hatte sich bei diesem Nachforschen aufgelöst, und einer dieser Krieger wurde Augenzeuge des Überfalls auf die deutsche Patrouille. Schnell und ungesehen gewann er Deckung, und als die Kosaken in seiner Nähe daherjagten, eröffnete er mutig ein Schnellfeuer in ihrem Rücken. Jede Kugel traf, und als der Anführer purzelte, ließ der Schwarm von seinem Angriff ab und raste seitlich von dannen. Er mochte des Glaubens gewesen sein, ein ganzer Schützengraben feuere auf ihn los. Einige Kerle, die in der Angst aus dem Sattel gerutscht waren, hoben die Hände hoch. Der Wehrmann rannte nun den Kameraden von der Kavallerie, die ebenfalls fleißig geknallt hatten, zu Hilfe, und unterwegs fing er ein lediges Kosakenpferd auf und kletterte auf dessen Rücken. Aus seiner Pferdejungenzeit her waren ihm die Anfänge der Reitkunst bekannt, und er wußte sie jetzt gut zu verwerten. Damit es den zurückgebliebenen Kosaken nicht etwa einfallen sollte, auszurücken, bedeutete er ihnen, flugs ohne Waffen herbeizukommen. Vier gehorchten, und der eine brachte sein Rößlein mit; ein paar andere, die sich verziehen wollten, mußten dafür mit dem Tode büßen. Gar zu sicher fanden die Kugeln des Wehrmanns ihre Ziele. So war es unseren sechs Reitern möglich geworden, sich zu retten. Zwei Verwundete wurden von ihren Kameraden Huckepack getragen, und der Wehrmann deckte den Rückzug.

Das war unser Knauerhahn, der Tagelöhner, und die Bergstadt zählt ihn jetzt, wie gesagt, zu ihren besten Söhnen.



Schlesischer Landsturm im Schützengraben.



Ein eigenartiger Sanitätswagen, der von unseren Truppen erobert wurde. Dieser kleinen Gefährte, mit einem Kosakenpferdchen bespannt, bedienen sich die Russen zum Transport von Verwundeten.

er in Rußland ein großes Feldwarenhaus errichten können.

Überhaupt erleben wir während des Krieges vielfach eine Umwertung der Persönlichkeitswerte. Große werden klein, Kleine plötzlich groß. Fast ist es so, als würden die Menschen in einem unsichtbaren Siebe durcheinander geschüttelt, und als sondern sich dabei alles Vollwertige von der Minderware. Hat doch letzten Sonnabend der Gesangverein „Goldharfe" bei seinem Konzert ein Lied gesungen, dessen Dichter ein Sohn der Witwe

Der Magistrat will ihm ein Weihnachtspaket senden, und die Fleischer haben ihm Würste, die Gastwirte Rum und Liköre, die Ausstattungshäuser allerlei schöne Wollsachen geschickt, und ein Milchhändler hat sein Heil mit kondensierter Milch und Schweizerkäse versucht. In dem Schreiben des Rittmeisters hieß es: „Er hat die sechs Kameraden, deren einer ich selber war, vor dem Schicksal der Gefangennahme bewahrt und ihnen wohl gar das Leben gerettet, und ein weiterer Beweis seiner Tapferkeit bestand darin, daß er vier gefangene Kosaken nebst zwei Pferden zurück ins Lager brachte. Wir haben das Eiserne Kreuz für ihn beantragt."

Die zündende Kraft dieser Mitteilungen hat bewirkt, daß es zum guten Ton gehört, den Knauerhahn durch Pakete zu beglücken. Die Weiblichkeit der Stadt ist eifrig beschäftigt, ihn zu bestricken, und die Feldpost wird seinetwegen neue Hilfskräfte herbeiziehen müssen. Wenn ihn alle diese Liebesgaben erreichen, wird

Sauer, der dicken Aufwartefrau, ist! Ein Lied, das von einem sterbenden Krieger erzählt, der noch mit brechenden Augen den Krähen zuschaut, die durch das Abendgrau ihrem heimatlichen Walde zufliegen. In einem Berliner Blatte hat es gestanden, zugleich mit den Noten, die von einem berühmten Tondichter herstammen sollen. Die hiesigen Zeitungen sagen, es sei im Felde nach einer Schlacht entstanden, und es strotze von poetischem Gehalt. Ich teile das nur mit, weil ich weiß, daß unser privilegierter Stadtpoet und Prologdichter jetzt vor Ärger strotzen wird. Als ihm der junge Sauer vorigen Herbst mit Versen zur Begrüßung der Gauturnerschaft ins Gehege kam, war er nahe daran, dem Kommersabend fern zu bleiben, weil er es mit seiner literarischen Würde für unvereinbar hielt, in einer Gesellschaft zu weilen, die einen faden Dichterling zu Worte kommen lasse. Nun ist ihm der grausame Schmerz beschieden, zu hören und zu lesen, daß dieser

junge Dichterling ein Talent sei, über das sich die Bergstadt freuen dürfe. Wie ich ihn kenne, darf die „Goldharfe" seines dichterfürstlichen Zornes sicher sein.

Und dann unsere Jungen, die als Freiwillige zu den Soldaten gingen! Gestern waren sie noch Kinder, unreife Schüler an der Grenze von Du und Sie, und heut sind Helden, deren Namen von Rechts wegen ins goldene Buch der Stadt gehören. Wenn sie aus dem Felde heimkehren, werden wir Alten tief die Hüte vor ihnen ziehen und uns in ihrer Gesellschaft gering vorkommen. Zweimal schon hat die oberste Heeresleitung in ihren Bekanntmachungen nachdrücklich betont, daß sich die Jugendregimenter herrlich geschlagen haben. Eine ganze Reihe von Bergstädtern befindet sich darunter, und das ist auch ein Grund zum Stolzsein. Der kleine Jäger, der Älteste vom Architekten, war kürzlich mit einigen Kameraden sechs Stunden lang auf Urlaub bei seinen Eltern. Leider ist er mir nicht zu Gesicht gekommen; aber ich habe vom Vater erfahren, wie es diesem jugendlichen Krieger ergangen ist. Als er im August von Stadt zu Stadt fuhr und in allen Kasernen vergeblich um Einstellung in die Armee bat, und als er wie ein Verzweifelnder heimkam, tröstete ich ihn mit dem Rate, daß er sich gedulden möge, bis er noch ein halbes Jahr älter und ein wenig größer und stärker geworden sei. Doch er beruhigte sich nicht, und es gab für ihn kein Halten. Wie er es schließlich fertig gebracht hat, bei den Pionieren anzukommen, einer Waffengattung, für die sich nach meinen unmaßgeblichen Begriffen nur kräftige, handfeste Gestalten eignen, ist mir rätselhaft geblieben. Noch rätselhafter, wie es möglich war, Jungen, die von der Schulbank kamen, binnen wenigen Wochen für den schwersten Kriegsberuf auszubilden. Dennoch hat jeder von ihnen seinen Mann gestellt, und was die Urlauber während der sechs Stunden schlicht und treu und ohne Ruhmredigkeit erzählten, grenzt ans Wunderbare.

„Kinder, heut wollen wir zeigen, was wir können!" rief ihnen ihr Hauptmann eines Morgens zu, nachdem er soeben einen wichtigen Befehl erhalten hatte.

Sie marschierten so eilig als möglich auf durchweichten Wegen und oft über Äcker und an Feldrainen entlang durch russisches Land einem Flusse zu. Manche gerieten dabei in die Gefahr, im Moraste stecken zu bleiben, besonders dann, wenn sie mooriges Wiesenland zu überschreiten hatten. Der Schmutz ballte sich an den Füßen zu schweren Klumpen und erschwerte den Wanderern das Fortkommen. Keiner jedoch blieb zurück, und nach zwei Stunden war das Ziel erreicht. Unterwegs schon hatte der Hauptmann berichtet, was es zu tun gab. Bis zum Beginn der Abenddunkelheit sollte dort über den Fluß eine feste Brücke geschlagen werden. Er wiederholte das jetzt und fügte hinzu:

„Zwar ist es nicht möglich, binnen acht Stunden ein solches Werk zu vollbringen; aber wir Pioniere schaffen auch Unmögliches. Hört, Jungens! Über diese Brücke müssen heut abend viele tausend Kameraden marschieren, vielleicht zehntausend, vielleicht zwanzigtausend — was weiß ich! Drüben tobt eine Schlacht, und von uns hängt es ab, ob wir siegen. Da kommt es gar nicht darauf an, ob wir bei dieser Arbeit zugrunde gehen; es kommt nur darauf an, daß die Russen von der Seite gepackt werden, und drum muß die Brücke bis sechs Uhr abends fix und fertig sein. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

Rasch gab er seine Weisungen, und schon rannten die Baumfäller nach der nahen Waldung. Die Sägen knirschten, die Beilhiebe flogen. Ihren Hauptmann verehrten sie alle glühend; allen war er ein natürlicher Freund und Rat-

geber. Seine Worte saßen ihnen im Blute, wirkten darin befeuernd und verliehen ihnen eine Kraft, die sie bis dahin noch nie an sich erfahren hatten. Die Zurufe von seinen Lippen und alle seine Winke wurden blitzschnell befolgt, und er selber griff mit zu und arbeitete, daß ihm die Hände bluteten. Riesige Fichtenstämme wurden mit einer Leichtigkeit an das Flußufer befördert, als sei Zaubergewalt im Spiele. Die nasse Wiese verwandelte sich in einen großen Zimmererplatz, und als kaum der Mittag vorüber war, hatten unsere kleinen Pioniere schon einen Laufsteg fertig. Das war aber auch die höchste Zeit; denn bereits kamen Fußtruppen und Reiter heran, die hinüber wollten. Ihre Pflicht war es, auf den jenseitigen Geländen nach dem Feinde zu spähen und dessen Bewegungen zu beobachten.

Hinüber mit ihnen!... Und weiter am Werke! . . . Weder die grimmige Kälte noch der scharfe Zugwind, der durch das Flußtal fegte, konnte verhindern, daß den rüstigen Arbeitern der Schweiß über die Gesichter rann. Floß auf Floß entstand, und Pfosten, die tief in das Erdreich des Ufers getrieben wurden, dienten als Träger von Brückenketten und Brückenseilen. Der Fluß war breit und reißend, und es kostete heiße Mühe, die Flöße zu befestigen und stark und sicher mit einander zu verbinden. Jeder Mann erwies sich dabei als ein vollendeter Pionier, als ein erfinderischer Meister, als ein Künstler.

„Was war das?" . . .

Ein Schuß vom Walde her. Noch einer, und schon ein dritter. Ein Pionier brach zusammen. Die Kugel war ihm in die Brust gedrungen.

„Donnerwetter, das fehlte noch gerade! Zehn Mann das Gewehr zur



General der Kavallerie v. Bissing,
Generalgouverneur von Belgien.

Hand und ausschwärmen! Die ungebetenen Gäste müssen uns vom Leibe gehalten werden!"

Weither vom Walde kam das Knallen. Zehn Mann stürmten vorwärts, zwei davon starben den Heldentod. Die andern aber pürschten sich weiter vorwärts, warfen sich nieder und hielten schußbereit Ausschau nach dem unsichtbaren Feinde. Drüben aus dem Gebüsch lugten fürwitzig ein paar Russen. Sie bekamen deutsches Blei zu schmecken. Wahrscheinlich steckte dort eine feindliche Streifpatrouille. Sie zog sich weiter zurück und feuerte auf die acht Schützen. Ohne zu treffen. Den Brückenbau störten sie nicht mehr. Aber der Hauptmann ließ längs des ganzen Waldrandes und im Walde Wachtposten aufstellen, um sich gegen einen plötzlichen Überfall zu schützen. Dadurch gingen wertvolle Helferhände verloren. Schadet nichts! Auch ohne sie muß die Brücke fertig werden!

Der Abend kam, und die Brücke war fertig. Eher fertig, als es der Befehl vorschrieb. Aber auch die Truppen, für die sie gebaut worden war, fanden sich vorzeitig ein, und sogar Artillerie kam. Wie die mit ihren Geschützen und ihren Munitionswagen das Durchkommen gefunden hatten, war den Pionieren unerklärlich. Da gab es nur eine einzige Lösung: auch Kanoniere wissen Unmöglichkeiten zu besiegen.

Bis tief in die Nacht währte der Übergang, und die gänzlich erschlafften Pioniere hätten bis zuletzt warten müssen, wenn ihr Hauptmann nicht bei einem Obersten für sie eingetreten wäre. Vorwärts ging's nun über panschige Felder und noch schlimmeren Wegen einem fernen Dorfe zu. Dort sollten sie rasten. „Der Ort wird überfüllt mit Truppen sein," sagte der Hauptmann. „Aber sehe nur jeder zu, wo er einen Schlupfwinkel zum Ausruhen finde! Redlich habt ihr den Schlaf verdient!"

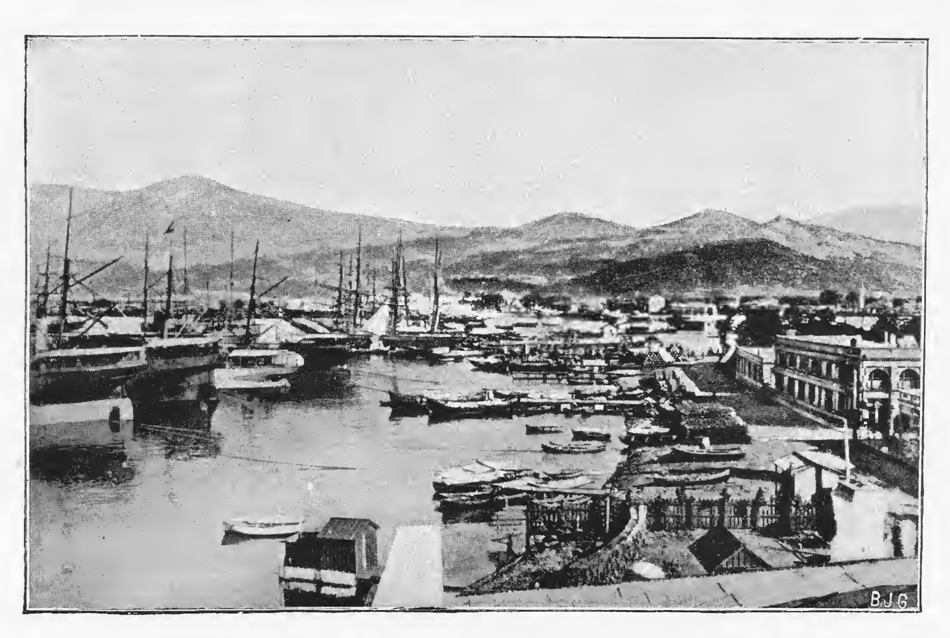
Sie befolgten das Geheiß; doch als sie kaum in Ställen und Scheunen erschöpft auf einen Untergrund schlafender Soldaten hingesunken waren, erscholl die Alarmtrompete. Das gab einen tollen Aufruhr, und Wachende und Schläfer fuhren empor, rafften Mäntel, Tornister und Wehr zusammen und stürzten nach der Dorfstraße. Dort hielt ein General mit seinem Stabe, winkte beschwichtigend mit der Hand und rief den sich ordnenden Scharen zu, daß sie bald wieder zur Ruhe gehen könnten. Die Vorhut sei hart mit herumschweifenden russischen Truppenteilen zusammengeraten und habe soeben ein paar Wagen mit verwundeten Kameraden und Feinde hergesandt.

„Soldaten, ich weiß, daß Ihr hundemüde seid. Ihr müßt Euch jetzt stärken, da wir morgen vielleicht einen heißen Tag haben. Zuvor aber ist es Eure Kameradenpflicht, daß Ihr die Verwundeten in den besten Quartieren unterbringt und den Ärzten behilflich seid. Nur deshalb hab' ich Euch rufen lassen. Gute Nacht!"

Er entließ seine Scharen und ritt an ihnen entlang. Sie lösten sich schon auf, da rief er plötzlich: „Die Pioniere haben den weiten Marsch nicht mitgemacht; die marschieren da hinüber nach der nächsten Ortschaft. Das Nest wird uns sonst zu klein!"

Alle hörten es, und alle hatten so ein Gefühl, als müßten sie etwas Gallebitteres hinunterschlucken. Aber sie versammelten sich schnell um ihren Hauptmann, und der sagte begütigend: „Exzellenz weiß noch nicht, was Ihr heut vollbracht habt, und der deutsche Soldat kennt in einem solchen Falle nur Gehorsam. Kommt!"

Da gingen sie, und da schleppten sie ihre Müdigkeit durch eine stockfinstere, regnerische Nacht. Endlos weit war der Ort, dem sie zustrebten, und sie mußten gut acht geben, daß keiner



Blick auf Batum am Schwarzen Meer.

in dem grundlosen Teige des Weges stecken blieb oder durch Ausgleiten den Anschluß verlor. Nach drei Stunden aber war das Dorf erreicht, und kaum hatten sie die Weisung vernommen, daß sich jeder einen Schlupfwinkel suchen möge, da sanken die meisten vor den Häusern und an Zäunen nieder. Sie hatten das Ihrige getan... weiter ging's nicht... Aber am dämmernden Morgen fühlten sie sich schon wieder frisch, und sie folgten, neuer Aufträge gewärtig, den Truppen nach der Gefechtslinie...

So sind unsere Jungen! Das Herz hebt sich, so oft man an sie denkt. Donner und Doria!

Vor Jahren hat ein hochherziger Bürger, der ehemalige Fabrikant Hindemith, der Bergstadt ein großes Stück Land für Zieranlagen geschenkt, und unsere Gartenkünstler haben dort einen schmucken Volkspark angelegt. Jetzt kam dieser Hindemith zum Bürgermeister und beantragte, daß der Hindemithpark zu Ehren des jüngsten Generalfeldmarschalls in einen Hindenburgpark umgewandelt werde. Die Arbeit werde nicht groß sein, da ja die ersten fünf Buchstaben stehen bleiben könnten. Er sei stolz darauf, daß er mit dem großen Russenfänger diese Buchstaben gemein habe, und er sage sich, daß jetzt bald jeder Ort, von der Weltstadt Berlin herab zu Patschkau, Winzig und Krähwinkel, seine Hindenburgstraße oder seinen Hindenburgplatz haben werde, daß jedoch die Bergstadt, ihrem Bestreben nach Eigenheiten gemäß, einen Park dieses Namens haben müsse.

Das nennt man edlen Bürgersinn. Ja, ja, unsere Bergstädter! Viele verschrobene Köpfe gibt es innerhalb des morschen Berggemäuers; aber die Herzen sind echt und fest und treu, und sie halten darauf, daß ein bergstädtischer Bürgerbrief einer Ehrenurkunde gleichkommt.

Übrigens haben wir des Hindenburg und seiner Unterführer wegen im „Löwen" wieder schwer fürs Rote Kreuz

blechen müssen. Das war doch einzig, wie es die Herren verstanden haben, kluge strategische Maßnahmen der russischen Generalstäbe zu ihrem Vorteil auszunützen! Einen Taler hat jedem von uns jene beispiellose Glanzleistung der bei Lodz eingekreisten deutschen Truppen gekostet. Einem sogar das Dreieinhalbfache nach unserem Bundesgesetz. Die von fürchterlichen Massen ringsum bedräuten Bataillone und Batterien galten schon als gefangen. Sie aber traten, nachdem sie ihre Pflicht getan, den Heimweg an, hielten sich die Bedränger kämpfend vom Leibe, durchbrachen den Kesselring mit deutschem Ungestüm und jagten einer ganzen Armee einen so heillosen Schrecken ein, daß ganze russische Regimenter die Waffen wegwarfen und sich ergaben. Zwölftausend Gefangene wurden von den „Gefangenen" mitgebracht und ein Viertelhundert russischer Kanonen, aber sie selber hatten kein einziges Geschütz verloren. Zweifellos waren auch Bergstädter dabei. Wir warten auf Botschaften.

Nicht minder viel Geld haben wir der vermaledeiten Engländer wegen zahlen müssen. Sie verlieren ein Kriegsschiff nach dem andern, ohne daß sie sich mit ihrer hochgepriesenen Seemacht aus den Verstecken hervorwagen. Die Überdreadnougths erzittern vor unseren Unterseebooten wie Elefanten vor Mäusen und führen damit vor der Welt den Beweis, daß auch die allerstärkste Flotte zur Ohnmacht verdammt ist gegenüber den unsichtbaren Gefahren, von denen sie bedroht ist. Nur weiter so! Wir zahlen gern.

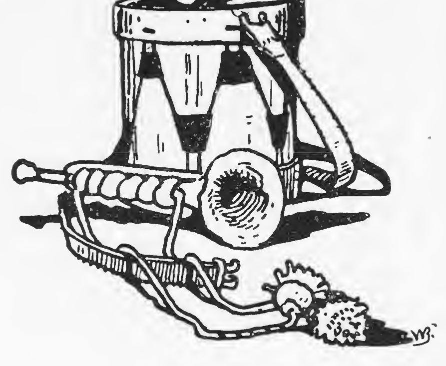
Mir wurden neulich zehn Märker abgefordert, weil unser Vereinsstratege behauptete, die Eroberung des Ortes Chauvoncourt bei Verdun sei ein Sieg erster Güte. Nun erst sei es möglich geworden, dieser Festung an den Kragen zu gehen. Er soll recht behalten. Nur gut, daß beim Fall von Belgrad ein anderer an der Reihe ist!

Belgrad gefallen... soeben traf die Freudenbotschaft ein. O, der Jubel, der durch alle österreichisch-ungarischen Lande erschallen wird! Der Ton eines Liedes klingt mir durch die Seele. Von einem Reiter kündet er, den die Todeskugel traf. Zum letzten Male blickt er in die Weiten, und ein Entzücken erfaßt ihn:

„Es ist nicht schad',
Seh' ich nur Fahnen wehen
Auf Belgerad."

Die alte Reitersehnsucht drüben bei unseren tapferen Verbündeten. Heil allen, die noch den großen Tag erlebt haben, an dem die schwarzgelbe Flagge zum ersten Male flatterte am Turm Nebojscha und über den Burgen der Friedensstörer und Fürstenmörder!









Erster Versuch.
Künstlerische Photographie von Professor O. Mente in Berlin-Wilmersdorf.



An der Maas.

Von
Wilhelm Pieper in Düsseldorf.



Die Richtung hatten wir zwar. Die liebe Novembersonne, die die Mittagshöhe bereits überschritten, wies uns den Weg. Trotzdem waren wir auf der falschen Fährte. In Friedenszeiten mag das romantisch-amüsant sein, aber höchst fatal in Kriegszeiten. Der Automotor schnurrte, gleich Schlammraketen schoß rechts und links der wässerige Schmutz weit über die Straße hinweg. Wie Pallisadenwände flogen die Chausseepappeln vorüber, aber aus den seitlichen Argonnentälern herauf rollten Gewehrsalven, krachte dumpf Kanonendonner und ballten sich in weiten Abständen dräuende Rauchmassen niederbrennender Siedelungen, schwarz und gelb wie finstere Klagegeister. Keine Menschenseele weit und breit. In das fleißige Rädergetriebe rastlos emsigen werktätigen Schaffens griff die kalte Totenhand, und kirchhofstill ward's im blühenden Land. Aus den Fenster- und Türrechtecken völlig ausgebrannter Gehöfte blaut neugierig der klare Spätherbsthimmel, von den licht- und leblosen erloschenen Fenstern herab raschelt verdorrtes Blumengestrüpp, und der rauhe Wind jagt die letzten braun- und krausgefrorenen Erinnerungen sommerlicher Herrlichkeit über Hecken und Wege.

Durch Pferde- und Rinderkadaver hindurch zwängt sich der Wagen die Dorfstraße hinauf. Ein Pesthauch zieht mit uns, und seltsam mischt sich in den Goldglanz der Sonne der grauenhafte Verwesungsgeruch. Es liegt da erschlagen, erwürgt, was vor wenigen Stunden noch im Lichte des Tages im friedlichen Tagewerk dahinschritt, und Feuer und Eisen rissen nieder, was kunstfreudige, regsame Hände in jahrelanger mühevoller Arbeit aufgebaut hatten. Den fliehenden Heeren stürmten die Sieger nach, und keine Zeit fand man, die Toten der mitleidigen Erde zurückzugeben. Die Fäuste geballt, die verglasten, leblosen Augen weit aufgerissen im wahnsinnigen Entsetzen, starren die, die der glühende Eisenhagel zerriß, in das erbarmungslos herniederlächelnde Himmelsblau, und mit halbgeschlossenen Augen, dunkle, fast schwarze Schatten auf den Lidern, liegen die armen Schelme, die langsam verbluteten. Noch stehen breit und behäbig die großen Öfen zwischen dem geborstenen und eingestürzten Mauerwerk. Verbogenes Eisengestänge hängt an den Wänden da und dort, und selbst eine halbverbrannte buntbemalte Kinderwiege lugt da irgendwo unter Trümmern hervor. Gar oft, wenn der Herbststurm an den grünen Fensterläden der niedlichen Häuschen rüttelt, mag wohl traumhaft melodisch das Wasser im zerschlagenen Kupferkessel dort auf dem großen Herde gesummt, mag die gute alte Uhr ihr einfaches Lied getickt, mögen kleine, behende Mäuslein mit blanken schwarzen Perläuglein unter dem nun zerrissenen ehrwürdigen Wandschrank hervor neugierig in das Lampenlicht geblinzelt haben. Und wenn der liebe Mond durch die herzförmigen Gucklöcher der knarrenden Fensterläden in die stille Stube schaute, da streifte sein Silberlicht wohl manchmal eine junge glückliche Mutter, die mit leisem, summendem Singsang ihren Sprößling im

schaukelnden, mit Koboldem und Elfchen bemalten Bettchen in süßen Schlummer wiegte. Im Krachen der berstenden Granaten erstickte das trauliche Ticken der Uhr, kein melodisches Summen klingt mehr vom knisternden Herd herüber, und wer weiß, wo die Mutter blieb mit ihrem Kindchen. Rauchgeschwärzt und ineinander geschossen steht das Gotteshaus auf dem Kirchplatz. Das singende Glockenlied, das mit dem behenden Wind über die Dächer und weiter über Felder und Wiesen ins sonntägliche Land hinauszog, verstummte jäh. Klirrend zersprangen die erzenen Turmwächter auf den heißen Steinfliesen, und ihr dumpf dröhnender Sturz ward das Sterbegeläut der tapferen Krieger, die im erbitterten Straßenkampf, zwischen Pferdeleibern und Wagentrümmern todwund niedersanken. Im Türrahmen eines ausgebrannten, eingestürzten Hauses hockt auf einer Kiste ein steinaltes Mütterlein. Hinter ihr sank in Schutt, was ihrer Jugend Hort und Schutz war und ihrem Lebensabend eine Zuflucht sein sollte. Die Schar der Kinder und Enkel, was wurde aus ihr? Und mitleidig streichelt mildes, goldiges Herbstsonnenlicht den weißen Scheitel, und bitterlich weint das steinalte Mütterchen.

Der surrende Motor trägt uns weiter. Bald stärker, bald schwächer dröhnt das Krachen der Geschütze herüber. Durch Dörfer fahren wir, die erhalten blieben, aber gänzlich verlassen sind. Die Türen sind eingeschlagen, weit stehen die Fenster auf, und flatternde Gardinen wehen zur Straße hinaus. Ein ganz merkwürdiges Empfinden überschleicht den einsamen Wanderer, der diese Städtchen und Dörfer durcheilt, die keiner Menschenseele anzugehören scheinen, deren Bewohnerschaft freiwillig auf jedes Eigentumsrecht verzichtete. Kommoden und Schränke sind geöffnet, die Betten zerwühlt, Geschirr und Bücher und allerlei Wäsche liegt auf Tischen und Fußböden umher, und Heiligenbilder und Kruzifixe schauen ernst von den Wänden hernieder. Und die ein- und ausgingen durch die Türen und Tore, hinterließen als letztes Zeichen einstiger Besitzansprüche ihre Photographien an den Wänden: backen-, spitz- und schnurrbärtige Männer, Weiber mit hochgetürmten Frisuren in sonntäglichem Schmuck und Spitzenblusen und große und kleine Kinderchen. Unwillkürlich überkommt einen Respekt vor den forschenden Augen, die dem Eindringling aus dem Rahmen herab in die entferntesten Stubenwinkel folgen, und der Schritt zögert, und man schaut und horcht in die Stille hinaus wie ein ertappter Dieb. Die hier vorübergehend rastenden Soldaten machten es sich nach Möglichkeit bequem. Bettzeug und Matratzen sind vor den Häusern aufgeschichtet. Stühle und festlich gedeckte Tische stehen auf der Straße, und selbst ein großes Piano finden wir vor vor einem Hause, und es mag ganz seltsam in das gottverlassene Dorf hinausgeklungen haben, die rauschende Musik, die ein tonkundiger deutscher Krieger den gelblichen Tasten entlockte, und der offenbar beim dringenden Alarm vergaß, die französischen Noten, die im Notenhalter stehen, ins Haus zurückzutragen. Und der Blick bleibt minutenlang auf dem vereinsamten Instrument haften, und die Phantasie schlägt Brücken zu sehr wahrscheinlichen Begebenheiten, deren Mittelpunkt eben dieses Piano gewesen sein muß. Und weit im Kreise sieht man die Grauen stehen und liegen. Hell lohen die Biwakfeuer, und einer sitzt vor dem Instrument, und den Tasten entsteigen Lieder, wunderbare deutsche Lieder. Und man hört sie hinaufklingen zum dunklen Nachthimmel, und die Augen der braven Kerle schimmern hell und leuchten, und dann mag es wohl still geworden sein, mäuschenstill. Und fern zur Heimat

zogen all' die Gedanken, und es muß köstlich gewesen sein.

Am Wege liegen vier verendete Gäule. Der Geruch ist unerträglich, aber wir sind gezwungen, anzuhalten. Zwischen den Kadavern ragt ein Wegweiser auf, von dessen ehedem vier Flügeln drei heruntergeschossen wurden. Der restliche Flügel weist nach dem nördlich gelegenen Sedan. Da uns die Karte abhanden kam, nützt diese Aufklärung wenig. Menschenleere und häufige Wegekreuzungen sind für Autofahrer von Übel. Die Unsicherkeit der Straßen und die Schießerei in der Ferne färben die Lage absolut nicht rosiger. Die Chaussee führt durch einen Wald. In den seitlichen Gräben das übliche Bild: tote Pferde, Tornister, umgestürzte Wagen und Automobile. Der Weg beschreibt eine scharfe Kurve und ..... kreischend zieht die Bremse an, durch das Gebüsch schimmern rote Hosen. Sekundenschnell sind fünf Gewehre und Revolver entsichert. Wohl hundert Franzmänner schreiten gemütlich fürbaß. Gemächlich kommen sie uns entgegen. Merkwürdige Leute. Da fällt uns ihre Waffenlosigkeit auf. Und dicht dahinter klappert in einem Dutzend Paar gelbbrauner Kommißstiefeln des Rätsels Lösung. Sächsische Jäger sind es, und sie führen einen Gefangenentransport. Über die Gegend sind sie genau so wenig orientiert wie wir, und schnell verabschieden wir uns.

Stark bergig wird die Landschaft, durch Hohlwege sausen wir pfeilgeschwind hinab und finden uns plötzlich tief unten im Maastal wieder. Aus einer gänzlich niedergebrannten Stadt am jenseitigen Ufer schwält bläulicher Rauch in dichten Fahnen. Am diesseitigen Ufer zeigen sich die Ortschaften stark zerschossen. Aus gewaltigen Löchern in Decken und Giebelwänden hängen Betten, Tische und Schränke. Verschiedentlich rissen die Granaten lediglich die Straßenfront fort, und einen sonderbaren Anblick gewähren die offenliegenden möblierten Zimmer. Flüchtlinge kommen uns entgegen. Wenige Habseligkeiten, in Bündeln verschnürt, führen sie mit sich, und einige Schafe und Ziegen trotten hinterdrein. Die armen Menschen grüßen unterwürfig und halten die Hände empor zum Zeichen ihrer Friedfertigkeit. Wieder säumen den Weg völlig in Schutt zerschossene und verbrannte Siedelungen. In einem Gärtchen gräbt ein Kind nach Rüben, und ein weißbärtiger gebückter Greis kaut an schmutzigroten Wurzeln. Eine Flasche Wein und ein Stückchen Brot reichen wir hinüber, und die Dankbarkeit des Alten zwingt uns, den Blick fortzuwenden. Langsam steigt aus einem Hohlweg herauf ein Trupp Menschen. Finster sind die Gesichter, zusammengekniffen die Lippen, und auf Bahren tragen sie tote Franzosen. Die Gesichter der Gefallenen decken weiße blutige Linnen, und von den Bahren hernieder sickert dunkles Blut. Unheimlich wird's allgemach. Das Krachen der Geschütze nähert sich. Zwei Ortschaften am diesseitigen Ufer blieben vorläufig von Feuer und Granaten verschont. Feierndes Männervolk steht in dichten Haufen an der Straße. In ihren Mienen ist herzlich wenig von Wohlwollen zu lesen. Flüche und Verwünschungen werden laut. Mit ausgebreiteten Armen stellt sich ein Mann in den Weg. Er beherbergt sieben tote deutsche Soldaten in seinem Hause und bittet um Erlaubnis, diese begraben zu dürfen. Wiederum macht sich fern am Ende der schnurgeraden Straße ein Menschenrudel breit. Landesüblich dunkelgekleidet ist es nicht, und wie graue Schatten heben sich die Gestalten vom Chausseeschotter ab. Gottlob, deutsche Soldaten sind es, Ulanen. — „Halt! Weiter dürfen Sie nicht, Sie kommen sonst in die Feuerlinie." Schon naht schleppsäbelrasselnd der Rittmeister der

Schwadron, die als vorgeschobenster Posten in einem Gehöft links an der Straße einquartiert ist. „Darf man fragen, welches Ziel Sie haben?“ — „Wir wollen nach Dinant!“ — „Dann können Sie aber hier unter keinen Umständen durch!“ — „Welchen kürzesten Weg wählen wir dann?“ Der Rittmeister vertieft sich in seine Karte und sagt: „Nicht durch die Ardennen. Jene Gegend ist noch nicht von Franktireurs gesäubert. Zweckmäßig biegen Sie dort links am Bahnübergang ab und fahren dann über Merlemont, Florenne, Rosée. Nach Dinant kommen Sie aber heute auf keinen Fall mehr. Ich rate Ihnen, bei einem Truppenteil der nächsten Ortschaften zu biwakieren.“ Wir bedanken uns und fahren den bezeichneten Weg. Es ist ein Seitental der Maas. Ein ausgedehntes, stilliegendes Fabrikunternehmen füllt den Talausgang. In Serpentinen schlängelt sich unser gutes Auto um ein Bergmassiv. Wir passieren zwei größere Ortschaften. Das die Straßen säumende, düster dreinschauende Arbeitervolk zwingt den Motor zur höchsten Kraftentfaltung. Dicht hinter den Dörfern verengt sich das Tal zu einem breiten Hohlweg. Ein schwarzgrüner Wald reicht links hernieder. Da, eine Wegebiegung! Scharf zieht die Bremse an! Die Gummireifen schleifen knirschend durch den Staub. Ein wohl fünf Meter hohes starkes, undurchsichtiges Verhau sperrt den Weg. „Jetzt ist's aus!“ ruft unser Artillerieoffizier. Mit akrobatischer Behendigkeit springen wir, die Waffen schußbereit, über die Karosserie. Hinter dem Verhau regt sich nichts. Die Sekunden straffen sich zu nerventötenden Minuten. Eine scheußliche Galgenfrist, die uns Gevatter Tod schenkt. Ein blitzartiges Gedenken der Lieben daheim.

Die Augen starr auf die laubverkleidete, undurchsichtige Wand gerichtet, erwarten wir das mörderische Blei. Man ersehnt es förmlich, um die qualvolle Spannung abzukürzen. Nichts regt sich indes. Die drohende Wand schweigt und der düstere Wald, und die Stille wächst, aber die Spannung ebbt zurück und Hoffnungsgeisterchen werden munter; doch ein peinigender Gedanke durchzuckt das Hirn, das ekelhafte Empfinden, aus dem Hinterhalt angeschossen, wie ein Hund am Wege verenden zu müssen. Dennoch, es fällt kein Schuß. Wir gehen dicht an das Verhau heran. Wo es sich an die Schluchtwand anlehnt, blieb eine Lücke. Umgestürzte Wagen türmen sich da, Sandsäcke und Holzbohlen sind eingerammt, mit Stacheldrähten und Zweigen durchflochten. Dicht hinter dem Verhau beschreibt die Straße eine große Krümmung, die den Bergkegel umfaßt, sodaß der Blick auf das dichte Unterholz des Waldes fällt, der parallel mit der verrammelten Straße läuft. Alles bleibt still. Vielleicht gelingt ein schleuniger Rückzug. Indes der Führer den Wagen ankurbelt, harren wir schußbereit. Die beschränkten Wegeverhältnisse erschweren die Wendung des Autos. Im nächsten Augenblick hängen die Hinterräder im Straßengraben. Glücklicherweise blieb die Feder heil. Ein von beinahe übermenschlicher Kraftanstrengung belebter Ruck, und der Wagen steht wieder auf der Straße. Affenartig geschwind, dabei die Waffen im Anschlag, turnen wir flugs hinein, wir drei Zivilisten und unsere beiden verwundeten Offiziere. Noch kann uns in den feindlichen Dörfern die Katastrophe ereilen. Der Motor rast und zittert, und wie ein in Todesängsten gejagtes Reh fliegt der Wagen dahin. Drohende Gebärden, hohnvolle Grimassen, wir sind durch. Noch weitere 15 Minuten, und über der das große Gehöft umschließenden Hecke tauchen rotbraune, freundlich grinsende Ulanengesichter auf. Wir erstatten dem Rittmeister Bericht, und wenige

Minuten später sprengt eine Patrouille in nordwestlicher Richtung davon. Da oben lagern sächsische Truppen, und Verstärkung tut not.

Der Sonnenball hängt tief im Westen, und wir fahren denselben nordwestlichen Weg. In unzerstörten Siedelungen bezogen Infanterie und Pioniere Biwak. Das alte hübsche Bild: Frohsinn und Zuversicht. Draußen werfen sie Schützengräben aus. „Sie hatten kolossalen Dusel auf Ihrer Fahrt!“ meint ein eisbärtiger Divisionär. Leider müssen wir weiter. Fünf hungrige Mägen knurren, die Sonne sinkt, und mit den Abendnebeln schleicht das Grauen herbei. Furchtbare Stille, nirgends ein lebenswarmes Wesen, nur zerstampfte, zerwühlte Felder, aufgedunsene Kadaver, unbeerdigte Soldaten und zerschossene Dörfer. Entsetzlicher Anblick! Selbst die düsterschwarzen Wälder sind zerschossen, und die Gerüche, die dem Chaos von Baumstämmen und Trümmern entströmen, lassen Rückschlüsse zu auf das furchtbare Elend, das sie bergen. Wohltätige Nebelgeister weben weiße Totenlinnen über den großen Friedhof. Da leuchtet fern ein helles Licht. Stimmengewirr, Kommandos klingen herüber. Eine Ziehharmonika jubelt von den Reben und Burgen des Rheins in den stillen Abend hinaus. Wir sind geborgen.

Ein Stündchen später. Ein schwindsüchtiges, gelbrauchiges Ölfünzchen streut unruhige, zuckende Lichterchen über einen kleinen Tisch; ab und zu holt es zu einem gewaltigen Anlauf aus, und das Flämmchen bläht sich groß und rund auf, und dann zieht wohl ein blasses Leuchten über die Wände des Stübchens, wo Heiligenbilder hängen und auf einer großen dunklen Kommode ein segnender Christusknabe steht. Ein Schnalzen und Glucksen erfüllt den dumpfen Raum. Der Speisezettel ist knapp und spaßig: Sekt und Kommißbrot; ein zehngängiges Festmahl hätte nicht besser munden können. Selten wird auch wohl ein altes Kommißbrot mit solch liebevoller Hingebung und Andacht verspeist worden sein.

Abermals ein Stündchen später. Wir beziehen Nachtquartier. Eine vergitterte Laterne zeigt den Weg. Der Lichtkranz pendelt hin und her, und in seinem Schimmer schwanken die grausen Schatten unwesentlicher Dinge. Ein Stübchen ist bald ausfindig gemacht. Es gehört zu einer Schule, die von schwarzmanteligen, freundlichen Nonnen geleitet wurde. Höfe und Gänge liegen voll Waffen und Tornister, die der Feind zurückließ. Im großen Schulsaal, von dessen kalkgeweißten Wänden naive biblische Darstellungen und farbenreiche Landkarten der lernbegierigen Jugend harren, ächzten und stöhnten vor ganz kurzer Zeit noch schwer verwundete Franzosen. Matratzen und Decken sind blutbesudelt, und der Geruch ist fürchterlich. Die Küche wird unter reichlicher Anschüttung von Stroh zu einem Schlafzimmer ummöbliert und das mitgenommene Lämpchen von seinem gewiß längst überdrüssigen Leben schmerzlos befreit. Bald künden gleichmäßige ruhige Atemzüge von tiefem, traumlosem Schlaf. Leise knistert das Stroh, und unter den Dielen rascheln und knabbern hungrige Mäuslein. Und draußen dröhnen Kanonenschläge durch die Nacht, tropft rotdunkle Glut, der Widerschein brennender Dörfer, vom Nachthimmel hernieder.



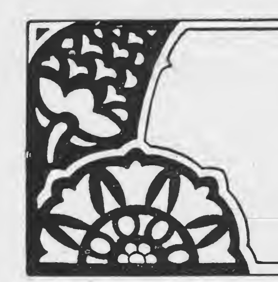
Unter den Schneegruben.

Radierung von Paul Aust-Hermsdorf.






Im · Schutze ·
des Heiligen
Mayer. 14.




Im Turkograben.

Ein Kriegserlebnis
von F. Schrönghamer-Heimdal.



Wenn ich an die Nacht des neunten Oktober denke und sehe und spüre, daß ich sie überlebte, daß mir das Blut, das mir damals in den Adern erstarrte, wieder warm und lebendig durch den Körper pulst, dann überkommt mich immer ein unsägliches Gefühl des Zweifels, ob ich denn wirklich noch atme. Und dann, wenn ich Gewißheit habe, kommt mir das Leben, das in jener Nacht in tausendfacher Gefahr war, als ein unverdientes Geschenk vor, mir neu gegeben durch ein wahrhaftiges Wunder, dem ich mich still und dankbar beuge.

Wenn ich heute Kriegsleute reden höre, ruhmredig ihre Taten preisend, dann weiß ich: Ihr waret nie im Turkograben, ihr habt nie in tausendfacher Gefahr geschwebt, in einer Gefahr, die urplötzlich einen Ahnungslosen überrumpelt und ihn eine halbe Nacht lang in Gewalt hält. Der Überwinder solch heißer Gefahren ist still und bescheiden, und wenn er schon davon redet, dann tut er es wie mit Erlaubnis einer höheren Macht, die ihn reden heißt.

Es ist eine stille, einfache, einsame Geschichte zwischen zwei Schützengräben und einige Kilometer über beide hinaus, eine Geschichte, wie sie so manchem einsamen Patrouillengänger in stockschwarzer Nacht zugestoßen sein mag. Aber wohl keiner kann davon berichten. Ihr Mund ist stumm, ihre Heldenleiber modern, leicht in ein Rübenfeld verscharrt oder in Büschen verborgen. Denn was in einen Turkograben kommt, dem stirbt der letzte Hauch unter dem Krummesser oder dem Jatagan, dem grausam quälenden. Und die daheim im Vaterlande, die weit von Gefahr und Drangsal sind, lesen seinen Namen und dabei ein Wörtlein: „Vermißt.“ Und raten und sinnen, wo er sei...

Der Abend des neunten Oktober war hereingebrochen. Eben, als die Feldküchen von Candor über La Potière — in der Gegend von Noyon — in die Gefechtsstellung vorfuhren, von den Mannschaften heiß erwartet, kam Befehl: das Bataillon muß sofort abrücken, um ein anderes Bataillon der Brigade, das weiter links von uns lag und schwere Verluste hatte, abzulösen.

Da ich mich gerade mit einer Meldung beim Bataillonsstab befand, erhielt ich den Befehl, die Feldküchen bis zu einem Hofe, der in der Marschrichtung lag, nachzuführen, um von dort aus die Möglichkeit der Essensverteilung zu prüfen und zu leiten. Gleichzeitig sollte ich einige Ersatzmannschaften, die eben frisch aus der Heimat gekommen waren und vorläufig bei den Feldküchen blieben, in die neue, mir selbst noch unbekannte Stellung des Bataillons nachführen.

Als die Feldküchen ankamen, war das Bataillon bereits abmarschiert. Nach etwa einer halben Stunde vorsichtigen Fahrens erreichten wir den Hof.

Eben, als ich daranging, mich im Gelände zu orientieren, bekamen wir plötzlich Feuer, erst ferner, dann immer näher. Bald prasselten Schrapnelle in nächster Nähe; jeder stürzte in Deckung — es sind gut ausgebaute Schützengräben da, aus

denen wir vor Wochen den Feind geworfen. Ich selbst berge mich hinter einer Mauer, um das Weitere ruhig abzuwarten. Da krachen auch schon Granaten in den Hof, der seit Wochen ein Trümmerhaufen ist. Schrapnelle fürchten wir nicht mehr, aber ein Granatvolltreffer in eine Feldküche — das hätte ich nicht verantworten mögen. Da höre ich schon Poltern und Rattern, und ich weiß: die Feldküchen fahren zurück in die sichere Hut von Candor oder sonst eines Dorfes. Die Nacht ist schwarz und läßt dem Feind kein Ziel im offenen Feld. Aber auf den Hof ist er längst eingeschossen.

Nach einer Viertelstunde schweigt das Feuer. Ich trete aus Deckung und rufe die Ersatzmannschaften aus den Unterständen vor dem Hofe. Zwei Mann treten an — alle anderen sind im Dunkel der Nacht ausgerissen, wahrscheinlich hinter den Feldküchen drein. Unmöglich, sie zu suchen.

Aber Befehl ist Befehl. Wenn ich schon die Feldküchen nicht mehr vorführen kann, so doch die Ersatzmannschaften. Aber erst müssen sie kommen. Also warte ich, hoffend, der eine oder andere würde sich doch wieder einstellen. Ich weiß zwar im voraus schon, daß keiner mehr kommt. Aber ich warte doch zwei Stunden bis Mitternacht.

Befehl ist Befehl.

Also trete ich mit dem Rest von zwei Mann den Vormarsch an.

„Die Hasenfüße!" sagt der eine, ein Landwehrmann aus München-Ost.

„Die ham halt noch kein Pulver g'rochen," sagt sein Landsmann.

„Aber wir, wir haben in den Vogesen im Granatfeuer tarockt, bis 's uns d' Kart'n aus der Hand g'riss'n hat."

Ich freute mich, zwei so tapfere und beherzte Begleiter zu haben, die gehen durch dick und dünn. Bis sich dann einer mit der Frage an mich wendet, ob ich denn den Weg in die neue Stellung auch wisse. Nein. Ich weiß nur die ungefähre Richtung. Immer gerade aus, dann müssen wir auf unsere Schützengräben stoßen. Dann sind wir bei den Unseren.

Eine andere Möglichkeit bedachte ich nicht. —

Wir tapsen über ein Stoppelfeld, ich an der Spitze. Schweigend schreiten wir. Dann, nach längerer Weile, wende ich mich einmal um. Die beiden Tapferen sind verschwunden.

Ich warte und rufe leise.

Keine Antwort. Und wieder weiß ich: Nun bist du allein, und bei den Feldküchen sind zwei mehr.

Aber Befehl ist Befehl.

So will ich wenigstens allein vorgehen, Meldung machen und neuen Befehl abwarten.

Immer gerade aus geht's dahin, über Stoppel- und Rübenfelder, an hastig auf der Flucht aufgeworfenen Schützengräben, zerschossenen Maschinengewehren und Munitionskästen vorbei. Da hebt sich fahl ein blutgetränktes Leinen vom Boden ab, dort ein Bajonett oder eine Turkomütze. Hier haben die braven Fünfzehner von der „Schwabenbrigade" Schoch den vielfach überlegenen Feind geworfen.

So grauenvoll die Bilder sind, die sich mir mit jedem Schritte darbieten, so freue ich mich doch, denn ich fühle, daß ich auf der rechten Fährte nach der neuen Stellung bin.

Zum Glücke stoße ich auch noch auf eine spät einrückende Patrouille der Fünfzehner, die mir den Weg beschreiben: ein hoher Baum rechts im Felde, dann weiter rechts ein Busch, und von diesem Busche aus erreiche ich in zehn Minuten ein Waldstück. Dort befindet sich der Unterstand meines Bataillonsstabes. Ich kann also nicht fehlgehen. Und für alle Fälle, die Straße zu meiner Linken führt nach Lassigny. Dort liegt der Regimentsstab der Fünfzehner. Ich kann also in keinem Falle irren.

Ich finde Baum und Busch und sehe von dort aus einen dunklen Streifen im Vorgelände: das muß das Waldstück sein, von dem mir die Patrouille berichtete. Mit raschen Schritten eile ich jetzt dahin, unbekümmert um die Geschosse, die aus ziemlicher Nähe über mich wegpfeifen. Daß die Kugeln vom Feinde kommen, erkenne ich an der Feuerart: Salven und dann vereinzelte Schüsse. Daß sie mir gelten, merke ich aus der Richtung des Feuers. Aber wir haben französisches Infanteriefeuer längst verachten gelernt.

Bald muß das Waldstück, wo mein Bataillonsstab liegt, erreicht sein. Aber bald merke ich auch, daß ich ihm nicht näher komme. Und dann sehe ich: es ist kein Wald, sondern eine Wolkenwand.

Da bin ich das erstemal ängstlich und unsicher: ich habe die Richtung verloren! Wo bin ich? Keine Karte, kein Kompaß kann es mir sagen. Ich weiß nur, daß ich hart an den feindlichen Schützengräben bin.

Zurück?

Nein!

Befehl ist Befehl!

Und: die Straße links von mir führt nach Lassigny, zum Stabe der Fünfzehner. Dort will ich mir eine genaue Weisung holen und mir nötigenfalls einen Führer ausbitten. Also auf die Straße!

Beruhigt marschiere ich auf ihr weiter, trotz der fürchterlichen Bilder, die sie bietet. An den Rändern verwesende Turkoleichen und Pferdekadaver mit haushohen stinkenden Wänsten.

Was tut's? Ich weiß, bald werde ich in Lassigny sein in dem Kellergewölbe bei guten Freunden. Ein Schluck Wein wird mich erquicken, und dann werde ich bald bei meinen Zwölfern sein und dem Major Meldung machen.

Lassigny kann nicht mehr fern sein. In spätestens zehn Minuten muß ich es nach meiner Berechnung erreicht haben. Ich kenne die Straße, die von Dives aus hinführt, und kenne die andere von Thiescourt und Prémont her. Auf einer der beiden muß ich mich befinden.

Ich marschiere fort und fort im Dunkel der Nacht, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden.

Aber Lassigny kommt nicht. Vergebens sucht mein Blick die charakteristischen Pappeln vor dem Ortseingang und die Obstgärten zur Linken. Schon bin ich über mehrere Anhöhen gegangen, ahnungslos, bis mir plötzlich einfällt, daß die Straßen nach Lassigny sowohl von Prémont wie von Dives her ziemlich im ebenen Gelände laufen.

Da steigt mir eine ungeheuerliche Ahnung auf: bin ich wohl in verkehrter Richtung auf der Straße gegangen, vorwärts? Und liegt Lassigny nicht schon längst in meinem Rücken? Bin ich nicht schon tief in die feindliche Stellung eingedrungen, unbewußt und ungewollt? Die Ahnung wurde bald zur Gewißheit.

Sogleich trete ich den Rückweg an.

Die Nacht ist mit aufsteigendem Mond ein wenig heller geworden. Weiß liegt die Straße vor mir — wohin wird sie mich führen? Ruhig gehe ich zurück; noch kann ich ja das Schreckliche nicht glauben, daß ich allein in Feindeshand geraten sollte. Zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten gehe ich zurück, ohne daß sich etwas Verdächtiges regt. Es ist 2 Uhr morgens, die Zeit, in der es am ruhigsten zu sein pflegt. Nur ab und zu ein ferner Schuß irgendeiner Patrouille.

Da steht mir mit einem Male das Herz still; ich schließe die Augen und drohe umzusinken — —

Wenige Schritt vor mir gähnt rechts und links der Straße ein feindlicher Schützengraben: Turkos! Die Gewehre blinken auf der Brustwehr, rote Mützen regen sich, Gemurmel... Braune Hände greifen nach den Gewehren auf der Brustwehr.

Nun gilt es: Leben oder Tod, Freiheit oder Gefangenschaft.

Ich weiß nicht, wie es kam und woher ich im kritischen Augenblicke die Kraft nahm, den braunen Gesellen ein „silence!" entgegenzuschreien! Ich weiß nur, daß ich das Wort schrie. Vielleicht war es mein Glück, daß ich einen schwarzen Mantel trug. Aber das Wort wirkt. Die Kerle ducken sich sklavisch und gehen ganz hinter Deckung. Jedenfalls halten sie mich für einen französischen Offizier, der sich anschickt, auf Patrouille zu gehen. Das fährt mir durch den Kopf, und an diesen Gedanken klammert sich meine Hoffnung auf Rettung. Langsam, ganz langsam, die Hand am Revolver, gehe ich über die Grabenlinie hinaus und warte insgeheim auf die Kugel, die mir in den Rücken fahren wird. Ich atme kaum in diesen Augenblicken der höchsten Spannung und wage nicht, mich umzublicken, fürchtend, im nächsten Momente würden die braunen Hände wieder zu den Gewehren greifen oder Jatagans zücken.

Aber nichts geschieht.

Die List scheint gelungen, und da hält mich nichts mehr: Ich laufe im weißen Mondlicht der Straße und rufe ein anderes Wort: „Kameraden!" — vermeinend, die Unseren müßten mich hören. Aber die Antwort auf meinen Notruf kam von rückwärts: Salve um Salve knattert hinter mir drein, hui, hui, hujii pfeifen die Geschosse über mich hinweg. Aber ich laufe unbekümmert weiter. Da schreckt auch von drüben ein Schuß auf, noch einer, noch einer. Peng, peng — schlagen die Geschosse auf der harten Straße auf und surren als Querschläger weiter. Die Unseren schießen auf mich, ohne mich zu erkennen! Unmöglich, ihnen ein Zeichen zu geben. Im nächsten Augenblick liege ich in einer Mulde neben der Straße, um mich wenigstens vor dem Feuer der Unseren zu decken.

Aber schon suchen mich die Geschosse der Unseren in der Mulde. Sirrend fahren sie in den Boden und schleudern mir heiße Erde ins Gesicht. So krieche ich seitwärts in ein Rübenfeld, das mich bergen soll. Sieh', da liegt schon jemand, einer, zwei, drei, ich zähle ein Dutzend in meiner nächsten Nähe. Tote Turkos, seit Wochen hier unbegraben verwesend, inmitten ein Roßkadaver mit hochgeblähtem Wanst, die Beine starr in die Luft gestreckt. Hier, denke ich, hat der Tod bereits reiche Ernte gehalten; hier kannst du liegen und den Tag erwarten, der dich deinen Brüdern zeigen soll, die dich jubelnd aufnehmen werden.

Aber auch hier schwirren und sirren die Geschosse der Unseren schon in bedenklicher Nähe. Ich liege am Boden und bete. Ein feiner Regen rieselt. Ich wende mich, Gesicht nach oben, und auf dem Tornister ruhend warte ich auf das Geschoß, das mich treffen wird. Meine Augen haften am Himmel. Ein Sternbild seh' ich, den Großen Bären, den sie in meiner Heimat Heerwagen heißen. Der Heerwagen, der in dieser Stunde über dem Eschenberg und dem Habichtstein steht, aus dem die Röhrnach zu Tale rinnt. Ich denke noch an alle daheim, an Vater und Mutter und Schwestern, und an die Brüder, die alle im Felde sind und von denen ich seit fünf Wochen nichts mehr weiß. Ich denke an mein stilles Häuschen in Neuburg und das treue Hündchen, von dem mir der gute Nachbar schrieb, daß es tage- und nächtelang nach mir winselnd klage.

Da fährt wieder ein Geschoß hart am Ohr vorbei und verschlägt mir das Gehör. Wann wird die Kugel kommen, die mir durch Herz oder Hirn singt? Fünfzehn bis zwanzig Gewehre — wohl eine Feldwache der Unseren — suchen immer noch das Gelände ab nach mir. Und die Salven der Turkos rollen...

Ich liege in namenloser Verlassenheit unerkannt zwischen Freund und Feind im Kreuzfeuer. Aber jemand ist mir nahe. Ich ahne und spüre das Heilige dieser Stunde. Ich bete nicht um mein Leben. Um was ich flehe: Herr, vergib mir die Dinge vor diesem Kriege. Laß diese Stunden ein Opfer sein für das, was Unrecht war im Leben. Und gib Trost denen daheim, wenn sie von mir lesen werden: „gefallen" oder „vermißt". —

So liege ich zwei volle Stunden im Kreuzfeuer. Endlich hört es auf. Es hat nicht sein sollen... Wie ein Wunder ist es, mehr wie ein Wunder... Tausend Geschosse, die mein Leben suchten, sind hart an mir vorbei. —

Der Morgen graut. Rechts von mir, über der Straße, dämmert ein Waldstück durch den Nebelschleier. Ich richte mich auf und gehe aufrecht dahin, dem Wäldchen zu. Hinter einem Busch im Feld sehe ich drei Gestalten huschen, eine Patrouille. Freund oder Feind? Ich rufe: „Kameraden!" Und verschwunden sind sie, als hätte sie der Boden verschlungen. Furchtlos gehe ich weiter — keine Kugel sucht mich mehr. Ich weiß, eine Hand ruht heilig auf mir...

So komme ich in das Waldstück. Hier will ich den Tag abwarten, der nicht mehr fern ist. Dann will ich den Freunden ein Zeichen geben, daß sie mich finden und ungefährdet in ihre Linien lassen. Und dann bin ich wieder geborgen. Nach einer Weile fällt es mir bei, mich zu orientieren. Ich weiß nicht, ob außer mir noch jemand in diesem Gehölze haust. Ich muß Gewißheit haben. Vorsichtig trete ich aus dem Dickicht, da stockt mein Fuß wieder — vor einem Schützengraben. Ich weiß nicht, ist's Freund oder Feind — ich sehe nur die Gewehre auf der Brustwehr — der Graben ist besetzt. Und sie haben mich schon erspäht. Im Dunkel des Dickichts setzt mir einer den Gewehrlauf auf die Brust.

Ich sehe, wie die Mündung leise schwankt — im nächsten Augenblick schon kann es krachen. Rühren darf ich mich nicht, sonst — ich wage es nicht auszudenken. Da sehe ich den Helm meines Gegenüber und weiß: ich bin bei den Unseren. „Sichern," sage ich; „sichern Sie!" — „Hände hoch!" ruft der andere, „Sie sind ein Franzos, Sie haben einen schwarzen Mantel." So soll also mein schwarzer Mantel, der drüben meine Rettung war, beim Freunde mir zum Verderben werden. Ich will mich legitimieren, ich will ihm mein Soldbuch zeigen. Da meint er, ich lange nach dem Revolver. „Hände hoch!" — Und die Gewehrmündung schwankt wieder... Drei, vier andere knien im Anschlag auf mich...

Endlich können wir uns verständigen. Ich erfahre, daß sie Feldwache der neunten Kompagnie meines Regiments sind, Leute vom Zug Endres, den ich zufällig kenne. Ich nenne den Namen, und der Bann ist gebrochen. Ich lasse mich zum Unterstand des Zugführers geleiten und frage, ob er noch ein Plätzchen für mich hat. Es ist Tag geworden, und ein weiteres Suchen nach meiner eigenen Kompagnie hätte dem Feinde unsere Stellung verraten.

Ja, es gab noch ein wenig Platz im Unterstand. Da kauerten wir drei Tage und drei Nächte und lebten von Brot und Speck nach weiser Einteilung. Und bekamen als „Warmes" dazu Granaten und Schrapnelle — zu jeder Mahlzeit genug, vom Gewehrfeuer gar nicht zu reden.

Wenn ich heute an jene Nacht denke, überkommen mich die Schauer des grausigen Erlebens von neuem. Und das Wunder, das ich noch atme, wächst mir immer größer. Ich hatte einen heiligen Bundesgenossen in meiner Verlassenheit. Ihm danke ich in Demut.



Aus Briefen eines Einjährig-Freiwilligen vom 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth während der Belagerung von Paris 1870/71.

Dugny bei Paris, den 23. 9. 1870.

Nach munterem Marsch traf unser Ersatzbataillon gestern am 22. beim Regiment ein.*) Die Freude des Wiedersehens mit den Freunden, die sich natürlich schon als alte wetterharte Krieger fühlen, war groß. — Wir liegen hier etwa eine Meile von Paris entfernt und sehen von erhöhten Punkten die Stadt recht gut. Natürlich kann man sich noch sehr schlecht orientieren, doch höre ich, daß dem Garde-Corps die ganze Nordseite von Paris zur Cernirung überwiesen ist. Oestlich vom Garde-Corps liegen die Sachsen, westlich, an der Seine, das IV. Armeecorps.

Dugny, in dem unser Regiment augenblicklich im Quartier liegt, ist ein stattliches Dorf mit Parks und Villen und wird momentan durch Aufführung von Barrikaden, Verhauen usw. flüchtig zur Verteidigung hergerichtet. Die Einwohner sind, wie aus allen Orten des Cernirungs-Rayons, geflüchtet und haben uns nichts als fast leere Quartiere hinterlassen.

Wir scheinen hier dem Feind und verschiedenen Forts**) ziemlich nahe zu sein; die Kanonen donnern nach den Vorposten herüber, und vor ein paar Stunden wurden wir bereits einmal alarmiert, so daß man jeden Augenblick auf ein Gefecht gefaßt sein muß. Nächstens, wenn ich mich erst in die neuen Verhältnisse werde hineingefunden haben, schreibe ich Genaueres. Heut nur noch soviel, daß ich zur 12. Compagnie gekommen bin und mich recht wohl fühle. Leider befindet sich keiner meiner Breslauer Freunde bei der Compagnie, so daß ich bei dem unfreundlichen Wesen, welches die älteren Mannschaften gegen uns neue Ankömmlinge zeigen, etwas vereinsamt bin...

Dugny, den 29. 9. 1870.

.........Mitunter geht es bei uns schon recht heiß her. Gestern wurde das Granatfeuer, welches der Feind auf unser Dorf

*) Das Bataillon war am 30. August von Breslau mit der Bahn abgegangen, am 4. September in Nancy ausgeschifft worden und hatte in 17 Tagemärschen über Pont à Mousson, Varennes, Reims Paris erreicht.

**) Fort Aubervilliers, Romainville und de L'Est (zu St. Denis gehörig) bestrichen die diesseitigen Vorpostenstellungen.

richtete, so unangenehm, daß wir in ein weiter rückwärts gelegenes Dorf (Bonneuil) gelegt wurden und nur eine Compagnie als Vorposten zurückließen. Aber schon heut sind wir wieder vorgerückt und warten der Dinge, die da kommen sollen.

Nur wer die eisernen Ungeheuer, die die Kanonen der Forts nach uns schleudern, näher kennen gelernt hat, kann sich einen Begriff von dem Eindruck machen, den sie auf den völlig Wehrlosen hervorbringen. Die erste Granate wurde mir vorgestellt, als ich mit einigen Kameraden harmlos zum Bodenfenster unseres Quartiers hinausschaute — hinüber nach der eingeschlossenen Feste. Sogleich, nachdem drüben der Schuß gekracht hatte, hörte man das Heulen des Geschosses, und wenige Sekunden später schlug es unter schrecklicher Detonation in unser Nachbarhaus ein. Die Verheerung, die es da angerichtet, war bedeutend; ein Zimmer wurde gründlich verwüstet und leider dem Insassen desselben, dem unglücklichen Bataillons-Zahlmeister, welcher mit mehreren Schreibern darin gearbeitet, beide Beine zerrissen. Die Schreiber waren mit Kalkstaub ganz bedeckt und zitterten wie Espenlaub. — Nach diesem schlimmen Gruß kamen in kurzen Pausen noch eine Anzahl dieser Granaten.

Das ganze Corps B........ aus Breslau schien sich u. a. hier ein Rendezvous gegeben zu haben. — Den nächsten Morgen nach diesem angenehmen Tage kehrten wir wieder nach Dugny zurück, wo die Granaten munter die Luft durchschifften. Da wurde manch' artige Verbeugung gemacht, was jedoch die Heiterkeit beim Abkochen unseres lukullischen Mahles nicht weiter zu stören vermochte. — Heut liegen wir auf Feldwache und müssen zwei Nächte mit umgeschnalltem Lederzeug, davon eine im Freien bei obligatem Reif, zubringen.

Ich wünschte nur, Ihr hättet mitunter Gelegenheit, mich zu beobachten, wenn ich mit meinem Koch-Kameraden, einem genialen Stubenmaler aus Schweidnitz, der den Luxus eines Taschentuches nur der Sage nach kennt, aus einem Blech-Einsatz Mehlsuppe schlürfe oder an der Pumpe mein Kochgeschirr von den verschiedenen Fettsubstanzen mittels feuchter Erde zu säubern versuche. Ihr würdet dann von neuem bewahrheitet finden, daß sich der Mensch, auch der verwöhnte, an gar Vieles gewöhnen kann, wenn es die Noth gebietet. Selbst das Waschen (wenigstens nach cultivirten Begriffen) ist für uns zu einer seltenen Freude geworden, denn meistens müssen wir ganz früh und schlaftrunken mit Sack und Pack antreten, um irgend eine Dislocirung über uns ergehen zu lassen.

Kommt der Marketender aus den zurückliegenden Ortschaften mit Schätzen reich beladen bei der Compagnie an, so sind einige ausschweifende Genüsse, als Speck, Weißbrot, Cognac usw. wohl verzeihlich und das Geld springt unaufhaltsam aus den Brustbeutelchen der lüsternen Krieger in die fast krankhaft angeschwollene Geldtasche des Feldkrämers. Ich bitte Euch daher recht dringend, wieder eine kleine Million für mich aus der heimischen Erde zu stampfen!. . . .

Barackenlager Pont d'Iblon,
nahe bei Dugny, den 7. 10. 1870.

.....Alles wird hier für einen Winterfeldzug eingerichtet. Die sehr kalten Nächte machen den Aufenthalt in den luftigen Baracken, welche gewissermaßen ein gefestigtes Lager bilden, recht unangenehm. Dichte Nebel hüllen die Erde ein und Typhus und Dissenterie fangen an, ihre Opfer zu fordern, wozu wohl der Umstand beitragen mag, daß wir das Kochwasser aus dem stagnierenden Gewässer der zu unserem Schutze hergestellten Überschwemmung nehmen müssen.

Während ich schreibe, heulen wieder einige Granaten über unsere Köpfe, und so müssen wir unsere Baracken mit Laub zudecken, damit sie den Argus-Augen der Fort-Artillerie entzogen werden. . . . .

Arnouville, den 19. 10. 1870.

Den Tag nach dem Besuch von Vetter H., der uns in Bonneuil mit verschiedenen Hochgenüssen erquickt hatte, kam unser Bataillon nach Stains auf Vorposten, wo wir 48 Stunden verblieben. — Wie Ihr auf der Karte sehen werdet, waren wir hier dem Feind recht nahe; die Schanzen von St. Denis schienen nicht mehr als etwa 2000 Schritt entfernt zu sein. Das Patrouillieren bei Nacht war daher auch ziemlich ungemütlich, zumal die französischen Vorposten, wenn wir uns auf den mondbeschienenen Flächen sehen ließen, fleißig feuerten. Die Kugeln pfiffen uns tüchtig um die Ohren, getroffen ward zum Glück niemand.

Obwohl wir recht viel Vorpostendienst haben, müssen wir in den weiter zurückliegenden Cantonnements dennoch so fleißig putzen und exerciren wie in der Garnison; außerdem werden wir mit der Anfertigung von Schanzkörben und ähnlichen angenehmen Arbeiten vielfach beschäftigt, so daß man kaum die nöthige Muße zum Briefschreiben findet. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß, wenn man in den nächsten vierundzwanzig Stunden todtgeschossen wird, man wie Valentin „als Soldat und brav zu Gott eingehen würde".

Die vorgestrige Nacht war wohl die interessanteste meines Lebens, und hätte ich ein wenig mehr Glück gehabt, so konnte ich mir am Ende gar das Eiserne Kreuz, das Ziel jedes Braven, verdienen. — Mehrere Nächte hindurch war nämlich ein kecker Franzose mit zwei Begleitern nahe an unsere Vorposten herangeschlichen und hatte auf diese, soweit sie sichtbar, ein lebhaftes Feuer eröffnet, um bald darauf wieder spurlos zu verschwinden. Der Herr Divisions-Commandeur hat nun bestimmt, daß eine Patrouille, bestehend aus einem Unteroffizier und fünf Mann, sich ziemlich weit vor unserer Postenkette, also im so-



Neujahrsgeschenke.

„Gestatten Sie, Baronin, daß ich Ihnen mit meinen besten Wünschen zum Jahreswechsel einige höchst seltene Gegenstände überreiche!“

Aus der Karikaturensammlung „Paris assiégé“ von Draner 1870/71.

genannten Vorterrain, auf die Lauer legen sollte, um die Verwegenen womöglich zu fangen. Den Betheiligten war gleichzeitig für den Fall des Gelingens das Eiserne Kreuz verheißen worden. Da unsere Compagnie die Vorposten zu stellen hatte, erhielt Unterofficir Dr. H...... aus Breslau, mein Korporalschaftsführer, das interessante Commando. Er wählte sich vier Mann der ersten Schießklasse aus, und auf meine Bitte hin, wurde ich, obwohl noch gewissermaßen Rekrut, als fünfter hinzugezogen. — Um 8 Uhr abends (es war schon recht finster) stiefelten wir in der uns angegebenen Richtung über die Postenkette in das stille, uns gänzlich unbekannte Vorterrain hinaus. Nach kurzem beschwerlichen Gang über die Kohlfelder und Sturzäcker fiel ich in einen nassen Graben, so daß ich meine Stiefeln ausziehen mußte. Wir schlichen aber weiter und weiter und lagerten uns endlich bei ziemlicher Kälte und ohne Mäntel auf einem duftenden Düngerhaufen, der uns Deckung und weiches Lager spenden mußte. Bis 4 Uhr morgens hielten wir in dieser angenehmen Situation aus, ohne uns wesentlich rühren zu dürfen; — wer aber natürlich nicht kam, war unser verwegener Franzmann, und so mußten wir unverrichteter Sache, gründlich durchfroren, den Heimweg zur Feldwache antreten, wo wir obendrein noch den Spott der Kameraden, die uns zum Eisernen Kreuz gratulirten, zu erdulden hatten.

Recht unangenehm machen sich übrigens beim Postenstehen und Patrouillieren die elektrischen Lichter bemerkbar, welche die Franzosen von der Höhe des Forts aus über die Umgebung zu leiten pflegen. Sobald uns die Lichtflut erreicht, machen wir uns durch Hinlegen unsichtbar, da sonst auf alles, was sich blicken läßt, gefeuert wird.

Der Eindruck, den die nahe Riesenstadt auf den einsamen Posten in stiller Nacht hervorbringt, ist ein höchst eigenthümlicher: Ein Lichtmeer kennzeichnet ihre Lage, und geisterhaft klingt das nächtliche Treiben und Rauschen, das Brausen der Eisenbahnzüge, die die Stadt umkreisen, zu uns herüber, und der Schall ferner Glocken, die den Belagerten den trägen Gang der Stunden verkünden, durchzittert die klare Herbstluft. — Diese mächtige Metropole, so gänzlich von der Welt durch eine Kette wachsamer Krieger abgesperrt, erscheint mir dann oft wie ein gebändigtes Ungeheuer, welches sich umsonst bemüht, unter Ächzen und Stöhnen seine Fesseln zu sprengen.

Am Tage ersetzt der kluge Feind die Wirkung des elektrischen Lichts durch Luftballons, die in die blaue Luft aufsteigen, um unsere Stellungen zu erspähen.

Was das sonstige Leben und Treiben hier in Dugny und den weiter zurückgelegenen Cantonnements anbetrifft, so ist dasselbe wechselvoll, aber auch mühevoll genug. Als Lichtblick ist ein schönes Concert zu erwähnen, welches die Regiments-Capelle zur Feier der Übergabe von Straßburg in dem bereits früher genannten Bonneuil veranstaltete. Man umschritt den hübschen Platz vor der Mairie heiter plaudernd und hatte viele gute Bekannte und Freunde zu begrüßen.

Die Quartiere sind jetzt fast durchgehend sehr elend, und Millionen matter Fliegen werden uns recht zur Plage. Die Verpflegung wird immer einförmiger: soweit das Auge und der Magen reicht — nichts als Hammelfleisch und Erbswurst! — Die einzige Erholung besteht für uns Freiwillige nach wie vor im Besuch des Marketenders, bei dem man doch ein Glas „Sauren" bekommen und ein paar Worte plaudern kann. Wir würden uns alle freuen, wenn die Franzosen durch einen Ausfall etwas „Leben in die Bude brächten".

Vorgestern Abend in Garges wurden wir alarmirt, die Schützengräben wurden besetzt — aber der Feind zeigte keine Lust, sich todtschießen zu lassen . . . . .

Garges, den 27. 10. 1870.

Mit meiner Gesundheit bin ich noch immer recht zufrieden und leide auch noch nicht allzusehr von der Kälte. Der Dienst der letzten Tage war wieder sehr stramm, aber ich fühle weiter keine Ermüdung: Sonntag, den 23., vierundzwanzig Stunden Feldwache; Montag, den 24., im Soutien der Feldwache in Stains; Dienstag, den 25., auf Feldwache daselbst (hierbei fünf Nachtpatrouillen im Vorterrain); Mittwoch, den 26., zurück nach Garges — woselbst Exercitium; Mittwoch nachts endlich Alarmwache, sodaß wir dreimal vierundzwanzig Stunden das Lederzeug, Mantel usw. nicht vom Leibe bekommen haben.

Unter diesen Umständen ist es sogar kaum möglich, einen sogenannten Putz-Kameraden zu bekommen, da die Leute selbst knapp fertig werden und das Geld für sie keinen Wert mehr besitzt. Wer täglich vor die Möglichkeit gestellt wird, von der kleinen zur „großen Armee" abzugehen, der denkt nicht mehr ans Geldverdienen. Resignation und Desperation wechseln mit einander ab: c'est la guerre!

Zu den Fliegen, die alle Räume bevölkern, gesellen sich jetzt zur Vervollkommnung des zoologischen Cabinets, begünstigt durch das faule Stroh, auf dem man die gemarterten Glieder streckt, immer häufiger jene grauen Blutsauger, deren Namen man daheim nicht aussprechen darf, mit denen man aber hier ganz ungenirt verkehrt, indem man ihnen obendrein Kost und Logis kostenlos verabreicht.

Während ich noch schreibe, wird erzählt, daß das eine halbe Meile von hier entfernte, nahe dem Fort Aubervilliers gelegene und bisher von uns besetzte Dorf Le Bourget in in letzter Nacht vom Feinde genommen worden ist. Unsere Feldartillerie beschießt den Ort ununterbrochen, und wir müssen jeden Augenblick auf Alarm gefaßt sein......

Aus alten Zeitungen.

Ein Kampf um den Handschuh.

Im „Täglichen Anzeiger" von Philadelphia konnte man 1841 folgende Anzeigen lesen:
Ein Herr schrieb:
„Ich habe einen hübschen Damenhandschuh gefunden. Wenn die Dame, die ihn verlor, so hübsch ist wie Aschenbrödel, so kann sie den Handschuh wieder bekommen und die Hand des Finders obendrein. Der Handschuh liegt zur Ansicht — aber vorläufig nur zur Ansicht — in der Expedition dieser Zeitung."
Einige Tage darauf brachte das Blatt eine Entgegnung:
„Nachdem der Handschuh von einem Dritten in Augenschein genommen, erklärt das Mädchen, das ihn verloren, daß sie sich sehr häßlich findet, auf keinen Mann rechnet, mithin keine der gestellten Bedingungen erfüllen kann. Sie ließ deshalb den zweiten Handschuh zu dem verlorenen legen, um den Herrn zu befriedigen, der so gern fremdes Eigentum zu behalten scheint."
Jetzt ließ der junge Mann wieder eine Anzeige einrücken, in der er versprach, hundert Louisdor an die Armenkasse zu zahlen, wenn ihm jemand den Namen der Dame mitteilen wollte. Die Antwort kam auf demselben Wege:
„Ich bin nicht wohlhabend genug, um hundert Goldstücke an die Armen zu schenken; ich fühle mich darum verpflichtet, die Gelegenheit, sie ihnen zu erwerben, nicht vorübergehen zu lassen. Die Handschuhe gehören meiner Tochter Marie. Franz Binder."
Den Schluß der Anzeigen machte die Quittung der Armenkasse.

Der schwitzende Esel.

Auf einem Ball, wo der Tanzsaal im Verhältnis der Tänzer und Zuschauer sehr beschränkt war, sagte ein Tänzer zu seiner Tänzerin, sich das Gesicht mit dem Taschentuche trocknend: „Es ist unerträglich heiß. Ich schwitze wie ein Esel. Schwitzen Sie nicht auch so, mein Fräulein?" „Nein," versetzte diese, „ich gehöre ja zu einem andern Geschlecht." „Der Bote", 1854.

Der fette Bittere.

Ein Landmann trat in eine Apotheke und bat sich einen „Bitter" aus, weil es ihm „inwendig nicht recht zu Mute wäre". Der Provisor vergriff sich aber in der Eile und schenkte ihm Baumöl statt des verlangten Magenstärkers ein. Jener schluckte das Dargereichte hinunter und leckte sich die Lippen. „Nun? Hat's geschmeckt?" fragte der Apotheker. „Ahem!" nickte jener. — „Noch einen trinken?" „Ne, ich danke schene!" erwiderte der Bauer, „er is mer zu fätt!"
„Der Bote", 1854.

Der Nachtwächter von Paris.

Hans blas ins Horn,
wie er bey jeder Stunde aus Verzweiflung über die Niederlage der Franzosen eine noch nie gehörte Wahrheit ausruft.

Im Monat Dezember 1813.

Die Melodie ist nach dem gewöhnlichen deutschen Nachtwächterruf: Hört ihr Herrn und laßt euch sagen &c.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat Eins geschlagen A = ut.
Eins ist Noth, verwahre dich, denn jetzt geht's dir hinderlich. Hört ihr Herren und laßt euch sagen: unsre Stund' hat Eins geschlagen; unsre große Kriegesmacht, ward in Rußland umgebracht. Zwar muß ich mit Widerwillen, jetzo meine Pflicht erfüllen, und die Stunden rufen aus: Bonapart kam leer nach Haus.
Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat zwey geschlagen. A=ut.
Zwey Weg lagen dir im Sinn, nach Berlin und auch nach Wien. Hört ihr Herrn und laßt euch sagen: mich mahnt jedes Glockenschlagen; die Eroberungen sind hin, und ihr müsset leer abziehen. Berlin wolltet ihr berennen, und der Preußen Muth mißgönnen; doch der Blücher und sein Sohn, gab euch den verdienten Lohn.
Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat drey geschlagen. A=ut.
A=ut. A.
Drey Kaiser waren dir zu viel, und du kommst nun aus dem Spiel. Hört, ich will ins Ohr euch sagen: unsre Truppen sind geschlagen; ja, die ganze Armee zerstreut, die Sieger machten viele Beut. Von Lützen, Bautzen und noch andern mußten sie nach Dreßden wandern: doch hier sperrte mag sie ein, und nun ist die Elbe rein.
Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat vier geschlagen. A=ut.
Vierfach ist das Ackerfeld; schlecht ist die Armee bestellt. Pfui, ihr sieggewohnten Krieger, nunmehr sind die Deutschen klüger, sehn, daß eure Heucheley nur Tod und Verderben sey. Oestreicher, Russen, Baiern, Schweden werden euch noch alle tödten; eilt, daß ihr kommt übern Rhein: denn der Preuß kommt hinten drein.
Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat Fünf geschlagen. A=ut.
Fünf sind gegen dich im Streit, du wirst wohl nicht kommen weit. Seyd denn ihr die alten Krieger? Euer großer Held und Sieger, der dem Feind gesprochen Hohn, läuft jetzt gar zuletzt davon. Die mit ihm verbundnen Heere retten nun der Deutschen Ehre; Bernadot ist auch dabei, und zeigt sich den Deutschen treu.
Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat Sechs geschlagen. A=ut.
Sechs sticht hier den König nicht, wehe dir, der Rheinbund bricht. Ihr habt Deutschland lang betrogen, und in einen Bund gezogen,

welches sie nun deutlich sehn, wie wird's um den Rheinbund stehn? Baiern ist schon abgesprungen, das euch so viel Sieg errungen; bei Sachsen, Baden, Würtemberg, da gieng alles überzwerch.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat Siebn geschlagen. A-ut.

Siebenkönig war das Thier, das du uns geritten für: Frankreichs sieben Königreiche gehen nunmehr auf die Neige. Manche von den Deutschen seyn schon gegangen übern Rhein, die stets mehr ins Frankreich dringen, bis sie eure Macht bezwingen, auch wenn ihr in grossen Haufen, würdet zum Landsturme laufen.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat Acht geschlagen. A-ut.

Acht! nimm dieses Wort wohl wahr, denn nun droht da viel Gefahr. Hört ihr Herren, spitzt die Ohren, Spanien ist nun verloren; schaarenweis bewaffnet sich, Frankreich, alles wider dich. Mainz wird euch gewiß genommen, wie wollt ihr zurechte kommen, mit so vielem Volk umringt, das euch ganz gewiß bezwingt!

Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat Neun geschlagen. A-ut.

Nein, sagte die alliirte Macht, auf dein Fleh'n wird nicht geacht. Habt ihr Herren mich wohl verstanden, ein Heer Russen ist vorhanden, zu vertilgen ganz und gar eure Restlein Kriegesschaar. Auch sag ich, wie ich vernommen, daß Oestreicher, Preußen kommen, die euch bringen ins Gedräng, daß euch wird die Welt zu eng.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat Zehn geschlagen. A-ut.

Zehn Gebote schreibt man dir jetzo aufzusagen für: Hört ihr Herrn und laßt euch rathen, gebt den hohen Potentaten, statt dem Trotzen, gute Wort', denn sonst kommt ihr nimmer fort. Jetzt will man euch nichts mehr glauben, euer Plündern, Morden, Rauben, wird noch gar zu wohl gedacht, wie in Deutschland ihr's gemacht.

Hört ihr Herrn und laßt auch sagen:
Unsre Glock hat Elf geschlagen. A-ut.

Eilf Generäle sind schon hin, die nicht mehr nach Frankreich ziehn. Wollt ihr frisches Volk anschaffen, Rußland steckt die vielen Waffen ganz umsonst gewiß nicht ein: Nein, auch schadlos muß es seyn, weil es muß Armeen lohnen, mit so vielen Millionen, könnt ihr ja verlangen nicht, daß es umsonst mit euch ficht.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Unsre Glock hat Zwölf geschlagen. A-ut.

Zwölf lehrt uns das Ziel der Zeit, du gewinnst nichts mehr im Streit. Hört, ihr unbesonn'nen Franken, lasset fahren die Gedanken: die Eroberung eurer Macht wird vom Deutschen nur verlacht. Habt ihr Wahrheit hören sagen und die letzte Stunde schlagen, so macht jetzo Fried geschwind, eh euch wegbläßt der Sturmwind.

Macht Frieden, macht Frieden, macht Frieden!

Neujahr-Wunsch

des

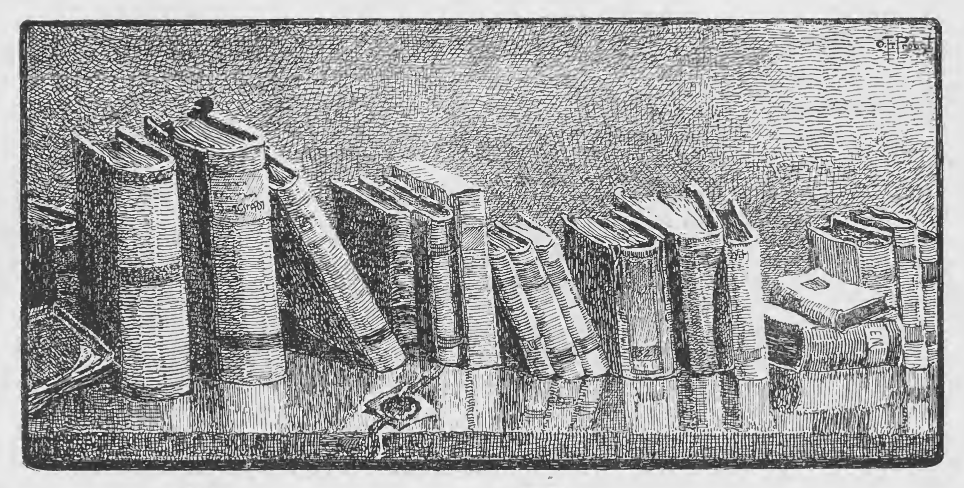
Pariser Nachtwächters,

wie er den Alliirten Glück, den Franzosen aber alles Uebel und Unheil auf den Hals wünscht.

Viel Glück zum neuen Jahr der deutschen Armee,
Der französischen Schaar viel Jammer und Weh.
Es leb' mit viel Freude die deutsch-alliirte Macht;
Den Franzosen ihre Leute werden alle umgebracht,
Stets florire und siege der Russen ihre Hand;
Der Franzosen ihre Kriege werden gänzlich verbannt.
Es leben die Großen der englischen Flott',
Das Glück der Franzosen werd alles zu Spott.
Es siegen vor allen Bernadotts Genossen,
Die französischen Gen'räle werden alle erschossen.
Es schallt weit und breit die deutsch-alliirte Macht,
Der Franzosen Tapferkeit werd' gänzlich veracht!
Gott send Glück und Heil den Russen allein,
Auf Frankreich sein Theil soll Unglück nur seyn.
Stets steig' immer mehr der Preußen ihr Glanz!
Der Franzosen ihre Ehr' verdunkle sich ganz.
Es leben voller Pracht die russischen Kriegen;
Den Franzosen ihre Macht muß ganz unterliegen.
Komm, schütze, o Himmel! die österreich'sche Macht,
Das französ'sche Getimmel zerbreche, daß kracht.
Auf Frankreich hin sende dein Rache dieß Jahr,
Alles Gute, ohn Ende, an Preußen mach' wahr.
Gieb Sieg in dem Streite beym Russen allein,
Auf französischer Seite mit Stärke schlag drein.
Die französischen Waffen zerbreche entzwey,
Thu' Segen verschaffen der kaiserlich'n Parthey.
Gieb Sieg aus der Höh' Prinz von Schweden zumal,
Der französ'schen Armee bereite Unfall.
Gott wolle unterstütz'n die preußische Armee,
Was die Franzosen besitzen, zerschmelz und zergeh.
Gott woll' auch erhören der Russen ihr Bitt,
Was Franzosen begehren, erhöre er nit.
Es leb mit Viktorie das preußische Heer,
Den Franzosen ihre Glorie vertilge vielmehr,
Die Senats-Versammlung tilg' gänzlich bald aus,
Erhalt' und sprech: Amen! das kaiserlich Erzhaus.

(Nach dem Originaldruck mitgeteilt von Dr. Thurner in Marienbad.)





Bergstädters Bücherstube.

Deutsches Herz.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Durch all das Gewaltige, Furchtbare, das da draußen geschieht, wo die Weltgeschichte in blutigen Lettern dem Erdball sich einschreibt, durch all den schweren Ernst hier drinnen, wo das Leben ohne so viele Gatten, Väter, Söhne nur zu oft mühsam sich weiter schleppt, leuchtet immer wieder, nun wie plötzliches liebes Sonnenlächeln durch düsteres Nebelgrau, nun wie Aufblitzen tröstlichen Lichtgefunkels in umdunkeltem Gemach, ein Strahlenglanz auf: „Deutsches Herz!" Es läßt sich nicht umbringen durch Kanonengebrüll und Waffengeklirr; es offenbart sich immer wieder in tausend Zügen, auch in jeweiligem heroischen Durchbruch: im Feindesland, am verwundeten, hilflosen Gegner, an Verlassenen und Entbehrenden, vor allem an hungernden, unbeschützten Kindlein; in der Heimat: an den Schmerzenslagern der Lazarette, in den Hütten der Armut, wo immer die Not auf stilles Heldentum trifft oder wo sie die Hände verzweifelnd gen den scheinbar ehernen Himmel reckt; wo immer die Klage um unwiederbringlich Verlorenes tönt oder Menschenleid verstummend das Haupt verhüllt. „Deutsches Herz" — man hört es so oft nennen, auch in fremden Gauen, als etwas, das unsere Nation vor allen anderen kennzeichnet. Was ist es doch? Jedenfalls ein Unzerstörbares, Lichtes, Starkes und Mildes, eine Welt des Empfindens, das endgültig auf Stille und Einkehr geht, auf zartes Verstehen, auf Mitleid und Erbarmen, auf weiches, zugleich opfermutiges Hingeben, mehr noch: auf Güte, auf Weisheit jener Liebe, die den kühlen Verstandesschluß bei zutiefst Entscheidendem erst durch die warme Region des Gemütes leitet, ehe sie ihn in Tat umsetzt. Das deutsche Herz stirbt nie, so lange noch Leben in seinem Träger weilt. Nie vergißt es die Heimat seiner Jugend, seines Volkes, seiner Liebe. Und ob es irrt — immer findet es sich wieder zurück auf den Weg, der letzten Endes an das Herz Gottes führt. Und über all seinem Pulsen schwingt die Sehnsucht nach dem was — beseligend — war und sein sollte und, vielleicht, sein wird, breitet sich der Schleier der Märchenträume, der „Antworten ohne Frage".

Auf meinem Schreibtisch liegen neue Bücher, die inmitten dieser eisernen Zeit vom deutschen Herzen zeugen. Obenauf ein echtes Dichterbüchlein in Prosa, die Poesie ist: „Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit" von Richard Schaukal (München, Georg Müller, 8° 111 S.). Hans Bürger ist Schaukal selbst, versteht sich. Wir kennen diesen ähnlich aus seinem Buche „Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben". Nur daß sich der Verfasser dort, im zuletzt erschienenen, um manches abgeklärter gibt, wie er überhaupt vom Einfluß der „Moderne" zu selbsteigenem Künstlertum vorschritt. Wie sehr ihm selbst ein deutsches Herz in der Brust pocht, zeigt die Stelle: „Die Welt, das ist das Menschenherz mit seinen Erinnerungen und Träumen, die Welt, das sind die Künstler, die eines Menschenherzens tiefsten Inhalt weitergeben, lebendig, ewig, an die Fremdesten..." Er selbst ruft hier, kraft solcher Künstlerschaft, ein gefühls-, gedanken- und traumdurchwobenes Jugendreich

auf, das er zugleich, als reifer Mensch, belebt und durchsättigt nach eigenster Art. Diese braucht nicht die unsere zu sein, sie mag sogar wiederholt unseren Widerspruch wecken, aber sie fordert und verdient Beachtung. — Außer ihm ist die Mutter des Büchleins Mittelpunkt: „Nie hat ein Mensch reicher, tiefer und zauberischer das kleine Leben erlebt... Wo sie ging, da blühte dankbar die Welt. Sie hatte die Gnade, die erweckt. In ihrer Nähe wachte alles zu seiner ganzen Lebendigkeit auf; der Augenblick nahm sich zusammen und gab sich her.“ Wir spüren die Wahrheit in der scheinbaren Übersteigerung an der Kraft des Eindrucks, den der rückschauend Erzählende auf uns übt. Kein Wunder, daß der Sohn dieser Mutter den Müttern ohne Zögern die erste Stelle anweist: „Und wenn der Mensch sich nicht wenigstens einmal hat ganz hergeben können, hat er nur zum Schein gelebt. Die großen Künstler und die großen Helden und die Heiligen sind die einzig wahrhaft Lebenden. Und die Mütter.“ Kein Wunder, daß er nicht zuletzt deshalb das Wesen der Kindheit wie in erinnernder Eingebung durchschaut: „Ohne sich noch zu ahnen, empfindet sich des Kindes gleichsam im dumpfen Dunkel des tiefsten, fernsten Innern pochende Seele, und solche Schauer bleiben geheimnisvolle Erinnerungen noch des späten Manntums. Überhaupt dieses Sich-selbst-Fühlen, Mit-sich-Zusammenkommen, wie Wellen werden in einem ewigen Gleiten...“ Und: „Es gibt einen einzigen Gegensatz im Leben, der wirklich durch keinen Gedanken, keinen noch so starken Willen zu vernichten ist: den zwischen Kindsein und Nicht-mehr-Kindsein.“ Endlich: „Man dankt überhaupt meist beschämt, verspätet. Die Natur freilich lobt Gott mit ihrem Dasein, jeder knospende Zweig in seiner stillen Herrlichkeit preist ihn. Und die Kinder.“

An dieser Stelle sei gleich an ein wunderschönes Kindheitsbuch erinnert, das eben jetzt neu aufgelegt wurde: Peter Dörflers „Als Mutter noch lebte“. Zweite und dritte Auflage (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 8° VI u. 286 S., geb. 3,50 ℳ). Schaukal sagt: „Meine Kindheit ist sanftes Dunkel.“ Auch Dörflers war nicht eitel Licht und Glanz — im Gegenteil, und so mag des Deutschmähren Wort auf des Schwaben Buch in gehoben übertragenem Sinne Anwendung finden: „Öffnet die Augen in die Nacht hinaus“ (in das „sanfte Dunkel“ der Kindheit, dieser Kindheit); „sie öffnet ihre tausend Augen in euch hinein, bis ihr, überwunden, eure wieder schließet.“ — Ein wesensähnliches, wenn auch nicht auf gleicher Höhe stehendes Werk ist: „Der Richterbub. Ein Heimatbuch aus eigener Jugend“ von Johann Peter (Herder, IX u. 287 S., geb. 3,60 ℳ). Also auch hier ist der Autor der Held. Der uns als dichterischer Schilderer seiner Heimat bekannte deutschböhmische Lehrer zeigt uns das Dörflein Buchwald, „die Perle des Böhmerwaldes,“ als seine, des „Richterbubs“, Heimat und darin das „Richterhaus“, ein Waldbauernhaus, in dem Vater und Ahnen als „Richter“ des Ortes wohnten. Von dort aus konnte der „trunkene Blick“ des Knaben die „eherne Mauer der Alpen“ erreichen, die ihm als die Erdenleiter zum himmlischen Paradiese erschienen. Als Hirtenbüblein auf der Weide, als „Ochsenhansl“ sehen wir den zwölfjährigen Jungen, wie sich seinem Auge die „leuchtende Pracht des Bayernlandes“, die Majestät der den mittägigen Horizont krönenden österreichischen Alpen, die Herrlichkeit des Böhmerwaldes erschließt. „Immer aber gab es nicht Sonnenschein und Lenzesluft.“ Nicht nur als Hüter, sondern auch als „Vorgeher“, d. i. wegweisender Führer der Rinderherde, diente der Knabe der väterlichen Wirtschaft, bis der künftige Beruf ihn auf die Vorbereitungswege zum „Vorgeher“ der Jugend stellte. Die Lernzeit daheim, eine Reihe kindlicher äußerer und innerer Erfahrungen im Lichtbann des Elternhauses erzählt uns das sinnig-sonnige Buch, bis es zuletzt uns das „städtische“ Studentlein vorstellt, das ein ganzes Jahr lang bei Milch, Schwarzbrot und „ab und zu“ etwas rohem Speck kärglich lebt und dennoch auf „sehr gut“ im Deutschen „maturiert“. Das Schlußkapitel entrollt uns das „Lehrerleben“ des Dichters „nach 36 Jahren“. Nicht just alles, aber ein großer Teil des starken Bandes ist so frisch, mit so viel echt deutscher Herzwärme und Beweiseskraft des dem Poeten innewohnenden schöpferischen Dranges dargestellt, daß sich voraussichtlich zahlreiche Büchereien dem liebenswürdigen Neukömmling öffnen werden. — „Auf roter Erde. Geschichten aus der Heimat“ nennt Hedwig Kiesekamp (L. Rafael) ihr jüngstes Buch. Es bekundet ihre ganze Wesenheit, ihre Persönlichkeit mit dem deutschen Herzen und der Dichterseele, mit der heißen Liebe zu Mensch und Menschheit, zumal zum Volk, das sie in Typen und Charakteren kraftvoll vor uns aufzurufen weiß. Als bedeutendsten unter den elf Hauptteilen des Bandes darf wohl der erste: „Durch zwei Geschlechter“, bezeichnet werden. Er ist rassig und unerbittlich in Wiedergabe des Wirklichen, stellt aber auch edles Menschentum liebevoll ins Licht. Sehr interessant ist die Heldin: mit der angestammten leidenschaftlichen Liebe zum Besitz, dem vererbten Hang zum glänzenden Leben, der ebenfalls überkommenen Treuliebe. In der sonst vortrefflich herausgearbeiteten Personenreihe steht leider eine reichlich schablonenhafte Figur: der alternde Freier — an sich achtunggebietend als Mann zielbewußten Emporkommens — als haltlos Verliebter. Von den übrigen Erzählungen sprechen acht mich unmittelbar an: „Meister Wohlgemut“, der hervorragende liebenswürdige Musiker mit dem harmlos-leichten Künstlerblut; „Stille Größe“, ein Hohelied aufopfernder Gattinnenliebe; „Lingorums Wilmken“; Pastors

Juffer“ und „Der Öhm“, drei prachtvolle Ausschnitte aus der Gestaltenfülle westfälischen Volkslebens (der erste humorvoll, die beiden anderen ergreifend und erschütternd), endlich die drei entzückenden Widerspiegelungen aus der Jugend der Verfasserin und derjenigen ihrer glückseligen Kinder: „Der erste Lehrer“, „Aus der Pfenniggasse“ und „Die drei Gefreundeten“. L. Rafael als westfälische Dichterin ist überallhin zu empfehlen: sie gewinnt durch ihre Sieghaftigkeit.

Nirgends und nie mehr als jetzt haben wir erfahren, wie widerstandslos der Schlag „deutschen Herzens“ alles sonst Trennende in unserem Volke zu überbrücken, zu einen vermag. Noch vor dem Ausbruch des Krieges lag ein Buch vor, das die glühende Liebe des Verfassers zum deutschen Vaterlande, zu deutschem Wesen, das überhaupt das deutsche Herz unzweifelhaft bekundet: „Aus zwei Quellen“ von Jakob Loewenberg. Berlin, Egon Fleischel u. Co. 8⁰ 295 S. Hier dürften wir es wieder mit einer Selbstbiographie, und zwar mit einer fast durchweg dichterisch eingekleideten, zu tun haben. Loewenberg ist Novellist, Dramatiker und Lyriker, am anerkanntesten als letzterer. Dem vorliegenden Buche kommt diese dreifache Dichtereigenschaft zugute, indem der Novellist die anziehende epische Fassung, der Dramatiker den bewegten Takt der Darstellung, der Lyriker Fülle und Unmittelbarkeit der Empfindung herlieh. Ich wiederhole: der Empfindung, nicht des Gedankens; der untersteht dem Pädagogen und Philosophen Loewenberg und erweist sich als nicht besonders tiefschürfend. Das rein Lyrische wirkt auch in den „Zwei Quellen“ am stärksten. Der Verfasser ist also höchstwahrscheinlich der Held: Moses Lennhausen, Sohn eines jüdischen kleinen Handelsmannes im ländlichen Westfalen. Dem Knaben blüht eine ärmlich-reiche Jugend als dem Sproß glaubenstreuer, ehrlicher Menschen, die ihr Familienleben erfüllen mit dem Lichte patriarchalischer Liebe. Dem Sohn gewähren sie die ihm erreichbare Bildung, zunächst in der jüdischen Gemeinde-, dann in der deutschen Schule, wo die „Tragödie des Juden“ auch für den kleinen Moses leise einsetzt: „Neckereien, Sticheleien, auch höhnische Fragen“. Aber all das vergißt sich noch in den Gemeinsamkeiten kindlicher Jugend. Und über den kleinen Knaben kommt die Finderseligkeit: er „entdeckt“ Shakespeare in „Macbeth“ und hat seitdem keine Freude mehr an der deutschen Schule. Er möchte Lehrer werden und dazu das Gymnasium der nahen Kreisstadt besuchen. Aber der Krieg 1870 kommt dazwischen. Das betreffende, außerordentlich plastische Kapitel ist dasjenige, das dieses Buch mit unsern Zeitläuften und -Interessen sinnfällig verbindet; man sieht die hindeutende Ähnlichkeit des „Vorspiels“ von damals mit der grausigen Haupttragödie von heute. Der älteste Sohn, die Hoffnung der Familie, fällt bei Mars-la-Tour, und die Trauer um ihn gräbt dem Vater ein vorzeitiges Grab. Nun nimmt die zarte, schwächliche Mutter wie umgewandelt den Hausierhandel des Mannes auf sich, um dem Lieblingskinde seinen Berufstraum verwirklichen zu können. So setzt sie es durch, ihn in das Seminar aufnehmen und „mit 18 Jahren Lehrer, Prediger und Vorbeter“ in einem weltabgelegenen Dörflein werden zu lassen. Sogar die Universität kann er später beziehen. Hier aber beginnt er bewußt den bitteren Kelch konfessionellen Zwiespaltes zu leeren. Als Dr. phil. geht er nach England, weil er daheim kein gesichertes Arbeitsfeld zu finden vermag. Doch das Heimweh treibt ihn zurück. Noch kann er seine frühere Stellvertretung übernehmen. Im Verkehr mit den Schülern erntet er abermals Freuden, bis eines der fürchterlichen Gerüchte jüdischen Ritualmordes die trennende Schranke aufrichtet. Nun hämmert das Schicksal auf ihn ein. Er verliert Amt und Liebeshoffnung, gleich darauf seine Mutter, die ihm Heimat und eine Glückswelt für sich war. Als er in Hamburg seine Auswanderungsschiffskarte gelöst hat, bricht die Choleraepidemie aus. Er stellt sich zum Kranken- und -Hilfsdienst und stirbt „auf Posten“. Kurz zuvor hat er seine eigene Geschichte aufgezeichnet, die ein Freund, der Autor, der heute noch als angesehener Schuldirektor in Hamburg lebt, herausgibt. Loewenberg mag in der Anschauungsweise vom jüdischen Standpunkte aus Einseitigkeit verraten: dem Leben wird er hier der Hauptsache nach, und zwar nach der edlen Seite hin, gerecht. Das deutsche Herz spricht aus dem Ganzen, und es ist eine Freude, das festzustellen. Nichts von Hurrapatriotismus, von künstlich gezüchteter Nationalbegeisterung. Aber echtes Deutschtum — dieses und das „Judentum“ stehen ja für die „zwei Quellen“ des Buches — überall: in der Auffassung und Umsetzung äußerer und innerer Erfahrung, in der Liebe zu Heimat und Vaterland.

Ein Buch, bei dem einem das Herz, das deutsche zumal, aufgeht, ist „Die Geschichte vom lütten Schnieder“ von Theo Malade (Berlin, Egon Fleischel u. Co. 8⁰ 213 S. 3 Mark). Im Mittelpunkte steht ein knirpsartiges mecklenburgisches Schneiderlein, das sich bereits in der Jugend über den Gesichtskreis seiner dörflichen Umgebung und in der Folge zum Lebenshelden aufringt. Immer bleibt er den Seinen, die er doch weit übersieht, eng verbunden, zeigt nie geflissentlich seine Überlegenheit, die er auswertet zu ihrem Nutzen. Das echt deutsche Fernweh treibt ihn endlich doch von hinnen, und er stirbt jung im afrikanischem Wüstensande. „Der lütte Schnieder ist ein Held, ein Held!“ hat ein früherer Offizier seiner Mutter laut rufend bestätigt, und tatsächlich zeichnet ihn das ganze Buch wie vorahnend als einen Typ

des deutschen Jungheldentums, wie es sich in dem gegenwärtigen Kriege leuchtend vordrängt mit seiner „Disziplin im Herzen", mit Selbstbewußtsein und „Kraft in den Knochen", mit seinem unbeugsamen Willen aufs Heroische hin, mit dem „tiefsten Verleugnen und höchsten Beherrschen des eigenen Ichs ohne Wimperzucken", mit seinem zarten, innigen Empfinden und der raschen Entschlußfähigkeit.

Tief in dies junge deutsche Herz lassen zwei neue lyrische Bücher schauen: „Draußen steht alles in Herrlichkeit" von Hans Steiger (Warendorf i. W., Verlag der Schnellschen Buchhandlung kl. 4⁰, 76 S. geb. 2,40 Mark) und „Zwischen Frost und Frühling" von H. F. Christians. Was Johannes Jörgensen von dem einen (Steiger) gesagt hat, gilt auch von dem anderen (Christians): „Ein Wollender, ein Werdender, ein Zukünftiger, aber auch schon ein Jetziger". Nur daß der „Wollende" sich in Hans Steiger noch bewußter, eindringlicher bekundet. Er steht, ganz hochatmende Erwartung, vor dem Kommenden, das ihm schon im Gegenwärtigen, in all der „Herrlichkeit" da „draußen", lockend winkt. Seine Darstellung ist anschauliche Bildhaftigkeit. Kein Zerfließen der Umrisse, kein unbestimmtes schmachtendes Sehnen, sondern ein lebensfreudiges, lebenskühnes Erfassen und Erhoffen. Er hat Kraft und Mut und viele, oft überraschende Einfälle, nur soll er sorgen, daß sie der „Manier" fern bleiben. Er fühlt die Fülle seines gegebenen oder schon gewordenen Besitzes und ist immer bereit, sie — fest zufassend und formend — auszustreuen. Wir brauchen nur die Hände offen zu halten, und wir erhaschen Kostbarkeiten. Wer hat je den „Regen" (S. 24) geschaut und verpersönlicht wie er? Entzückend gelang ihm „Das Liebeslied", „Sonntagnachmittag" und köstlich „Heiliger Abend", prachtvoll unter den „Romanzen und Geschichten" „Das Schloßfräulein von Rosenegg", großartig dortselbst „Die Weihnacht". Hans Steiger, der Sechsundzwanzigjährige, ringt noch, aber er hat bereits Form und Persönlichkeit: die seinen. Bald wird er ganz sich selbst haben und nach diesem noch nicht abzuschätzenden Funde sich demgemäß durchsetzen. — Rein wie er, aber gehaltener, stiller gibt sich H. F. Christians, der nach Mitteilung der Verlagsanzeige als Zweiundzwanzigjähriger mit den Paderborner Husaren im Felde steht. Er liebt die einfache Technik, den möglichst knappen Ausdruck. Stimmung ist das Zauberwort bei ihm, und nur ganz selten enttäuscht er da. Eine merkwürdige Sinnigkeit für einen so jungen Menschen. Man lese „Tod", „Einkehr", „Die Heide blüht", „Die aber", „Nimm mich ganz hin", um zu ahnen, was wir von dieser Jugend, falls sie uns erhalten bleibt, zu erwarten haben.

Die Jugend, die nicht sterben kann, kündet uns wie von der Altersschwelle aus, Dr. Augustin Wibbelt in seinem Neuesten: „Ein Herbstbuch", mit Zeichnungen von Rudolf Sievers (J. Schnellsche Buchhandlung, Warendorf, kl. 4⁰ 270 S. geb. 4,50 Mark). Wir kennen Wibbelt, den westfälischen Dorfpfarrer, als erstklassigen Volks- (Dialekt-) Dichter und als den auf der Höhe der Kulturanschauung stehenden hervorragenden, besinnlichen Lebensphilosophen künstlerischer Ausprägung. Als letzterer schenkt er uns dieses Buch, dem als wesensähnliche vorangingen: „Das Buch von den vier Quellen", „Ein Trostbüchlein vom Tode", „Ein Sonnenbuch". Wibbelt wurde 1862 geboren, steht also noch — man merkt es übrigens an allem, was er schreibt — auf dem Gipfel seines Schaffens. Daß er, als in der zweiten Lebenshälfte, auf der abwärts führenden Bergesseite stehend, in diesem seinen einstigen Mitschülern — die mit ihm „jung waren" — gewidmeten „Herbstbuche" schon die „sinkende Sonne" betrachtet, ist sein freies Recht. Wie echt mannhaft und der bleibenden Jugend gewiß er es übt, zeigt er gleich im präludierenden Eingangsgedicht: „Doch sieh, der Abendsonne Glut entfacht den herbstlich bunten Wald zur höchsten Pracht". Und: „Laß welken Erdenlicht und Lust und Leid, Über den Sternen blüht die Ewigkeit." — Die Hauptkapitel überschreiben sich: „Die Sonne sinkt", „Es leuchtet der Wald"; „Nun steigen die Schatten"; „Die Glocke mahnt"; „Die Sterne kommen". — Mit das Schönste in dem Buche ist der „Eingang": „Der grüne Weg". Die Hochkunst Wibbelts, der Naturstimmung unberührte Poesie als vollendetes Ganzes in sich aufzufangen und aus ihr die tiefsten und zartesten Zusammenhänge mit dem inneren Leben klarzulegen, offenbart sich schon hier, um sich fortzusetzen durch alles Folgende. In dieser Zeit der gewaltigsten Todesernte, die je ihre Wellen schlug, werden wir uns doppelt hingegeben versenken in des kraftvollen Westfalen trost- und beziehungsreiche Gedaknenkreise über den endlichen Abstieg, der sich dennoch in einen von göttlichem Lichte umstrahlten Aufstieg verwandelt; über das Scheiden, das einem ewigen Wiederfinden vorausgeht; über das Alter, dem die Seelenjugend nicht geraubt werden darf und kann, vorausgesetzt, daß wir uns auf die echte Lebenskunst einigermaßen verstehen. Eben dazu leitet dieses köstliche Buch mit seinen 65 glaubensinnigen Einzelskizzen an, weshalb es in die Hände aller Reifenden und Gereiften gehört, auch der vorgeschrittenen Jugend anvertraut werden soll, insofern ihr der Sinn der verborgensten Rätsel wahren Lebens bereits aufzuleuchten beginnt. Prachtvoll ist's, wie Wibbelt die letzte Wegstrecke zur Vollendung des Lebenskunstwerkes durch des höchsten Meisters eigene Hand als überflutet von der Melodie des „Dankliedes" darstellt; wie er die Milde des Todes, das linde Wehen, in dem der Herr als Erlöser naht, schildert:



Richard Nitsch: Diele



wie er den Flug der Seele in und durch die Ewigkeiten erschaut. „Immer neue Erkenntnis leuchtet auf vor uns, und ewig junge Liebesglut durchflammt uns; denn eine unendliche, unerschöpfliche Fülle von Wahrheit und Schönheit strömt uns entgegen. Wir sind im ewigen Leben, und das Leben steht nie still; wir sind versenkt in den Urquell des Lebens und leben durch seine Kraft in einem Sinne, der alles Erdenleben als Tod erscheinen läßt." So deutet dieses vom deutschen Herzen ganz durchpulste Buch von Alter und Tod die hehrsten Geheimnisse des Lebens aus und weckt — zur Gewißheit der Erfüllung — die Sehnsucht nach jener Jugend aufnehmender und wirkender Kraft, für die es nur Entwicklung, kein Sterben gibt.

Sehnsüchtiges Kunst- und Lebensempfinden durchglüht Helene Christallers jüngsten, bereits weit verbreiteten Roman: „Die Wege des Willfried Holm" (Basel, Verlag von Friedrich Reinhardt, 8⁰ 410 S. geb. 5 Mark.) — Ich kann mir nicht helfen: mir will das Buch als eine Art Widerrufs zu derselben Verfasserin früherem Werke: „Heilige Liebe". Eine Geschichte aus Assisis alten Tagen", erscheinen — Widerruf nur insofern, als er ihr Persönlichstes, ihre eigene Überzeugung, betrifft. Vielleicht ist die Öffentlichkeit damals zu weit gegangen in Vermutungen hinsichtlich eines wahrscheinlichen Glaubenswechsels, sodaß die Verfasserin sich aus irgendwelchen inneren, möglicherweise auch äußeren Gründen zu dieser Beleuchtung ihres eigenen Standpunktes veranlaßt sah. Es ist schade darum, schon deshalb, weil das Buch ersichtlich seinem genannten Vorgänger gegenüber künstlerisch abfällt. Wenn gesagt worden ist, dieser Roman solle zur Lösung des „modernen" Konversionsrätsels beitragen, so mag das gelten, immerhin muß aber unterstrichen werden, daß der Held: ein bedeutend veranlagter Maler, der in Gottessehnsucht und verzweifelndem Ringen mit seiner Kunst Katholik wird und es auch — mehr äußerlich — bleibt, die ihm zugewiesene Hauptrolle recht negativ auslöst, da ihm der zielsichere Wille zur Klarheit, zum wahren Besitzergreifen und Festhalten abgeht. Sein Entwicklungsgang als Mensch, Künstler und Christ untersteht denn auch dem Zeichen wechselnder Stimmung, sprunghaft unsicheren, fast ängstlichen Tastens — gewiß kein Merkmal für einen „Helden" just solcher Erzählung. Helene Christaller selbst sucht am Schlusse zu erläutern, entschuldigend zu erklären. Sie läßt Willfried Holm das Warum seiner Wege dahin „in unaussprechlichem Frieden" erkennen, daß „ihm seine Art in ihrer Schwäche, Unvollkommenheit, Weichheit und in ihrer Feinheit, Güte, Künstlerempfindung eine Schöpfung Gottes, als von ihm gewollt, wird." Sonst wäre, abgesehen von dem alles andere als ursprünglich geschauten und gestalteten Ausgang und manchem Verkennen, viel Künstlerisches an dem Buche zu loben, vor allem die Schilderung italischer Schönheit und Eigenart, die psychologische Durchdringung des Stoffes sowie eines großen Teiles der Charakteristik und eine schöpferische Anteilnahme an Menschen und Menschenschicksal.

Echt deutsche Sehnsucht: nach Liebe, Heimat und Glück, spricht sich aus in Hans von Hoffensthals letztem Roman: „Marion Flora" (Berlin, Egon Fleischel u. Co. 8⁰ 397 S. geb. 5,50 Mark). Auch hier prachtvolle Landschaftsschilderung, die wie unmittelbar geschaute und aufgerufene Naturstimmung tirolischer Herrlichkeit wirkt und weckt; auch hier psychologische Vertiefung und Belebung innerhalb der Personenzeichnung. Aber auch hier kein völliges Befriedigen. Der Arzt im Verfasser behandelt in diesem feinen, stillen Buche das schwierige Problem der Vererbung, zumal der geistigen, auf unaufdringliche Weise. Unentschlossenheit, Zagheit, Mut, Leidenschaft, Treue, Untreue, Treue in Untreue: das alles spielt herein und mischt sich dem Chor der Stimmen aus verschieden gemischter Menschenreihe. Das bleibend Wertvolle der Darstellung aber ist die hochdichterische Widerspiegelung des Bozener Naturparadieses.

Die Zeit wird kommen und ist schon da, wo der Ruf nach sittlicher Kraft in dichterischer Äußerung obherrschend erklingt: hell und zwingend, wie er z. B. seit länger ertönt aus Fritz Philippis, des Westerwald- und Zuchthausdichters, Werken. Sein jüngster Roman: „Weiße Erde" (Hagen i. W., Verlag von Otto Rippel, 8⁰ 380 S. geb. 5 Mark) scheidet nach längerer Zeit die Zuchthaus-Frage wieder aus und wendet sich ganz der sozialen zu. Die Handlung führt abermals in den Westerwald, den der Verfasser als Erster für die Dichtung entdeckte. Sonnwalt, das Erdbäcker- (Töpfer-) Dörflein, ist Schauplatz unruhiger, durch das Rad der Zeit in diese weltabgewandte Stille geschleuderter Begebnisse. Ein fanatischer Großindustrieller sucht dem emsigen Völklein Grund und Gerechtsame völlig zu entziehen. Der Pfarrer des Ortes wird zum tatkräftigen, schließlich erfolgreichen Anwalt seiner ihn zumeist verkennenden Gemeinde. Das Sektenwesen und -unwesen wirft sich auf, die äußerliche Brotfrage mit der geistigen verwirrend. Eine fast unübersehbare Gestaltenreihe ist sieghaft, sicher geschaut und verlebendigt, die keusche Schönheit der Heide von dem berufenen Poeten, der Philippi ist, nachgeschaffen, die religiös-philosophische Anschauung des Helden, hinter dem zum allergrößten Teile der Verfasser selbst stehen dürfte, nach mehr Harnackschem Muster in Fassung gebracht und dargelegt. Wie immer man sich dazu stellt: man wird mit freudigem Dank erkennen, daß uns hier einmal wieder ein echt deutsches Herz in echt deutscher Dichterbrust entgegenpocht.

Neue Bücher.

Erdenheimat, du liebe! Gedichte von Margarete Kiefer-Steffe. Schweidnitz, L. Heege.

Margarete Kiefer-Steffe hat unter vorstehendem Titel etwa 60 Gedichte herausgegeben. Sie haben auch in den besten Kunstzeitschriften eine überaus günstige Beurteilung erfahren. Die sympathische Breslauer Autorin ist eine wirkliche Dichterin, die Bescheid weiß in der Hauptaufgabe ihrer idealen Kunst, Selbsterfühltes rhythmisch ins Erhaben-Begriffliche zu setzen. Man liest ihre Schöpfungen mit Erhebung in einer genußreichen Stunde und empfängt den sicheren Eindruck einer empfindungstiefen, klardenkenden und natürlich-poetischen Seele. Ihre Formgewandtheit, ihr sprachlicher Geschmack, eine treffsichere Kürze umzirkeln ein scheinbar etwas verängstigtes, aber goldechtes Frauengemüt, das sich unruhvoll in den Sphinxfragen des Daseins, in Liebe und Tod ergeht. Ganz unmittelbar treffen jene lyrischen Äußerungen, die die Mutterschaft und das rührend-innige Verhältnis von Mutter und Kind in die Strophe nehmen. Möge das folgende Gedicht für sich selber sprechen! R. Saß.

Hoffende Mutter.

Wirst du mein Tod? Wirst du mein Heil,
Das meine tiefste Sehnsucht stillt?
Trägst du das Kreuz? Schnellst du den Pfeil?
Mein Widerspiel? Mein Ebenbild?

Weiß Gott, wieviel des Glücks, der Not
Sich unter meinem Herzen regt!
Ich bin auf dunklem Fluß ein Boot,
Das unbekannte Lasten trägt!

Chinesische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von Richard Wilhelm. Mit 23 Wiedergaben chinesischer Holzschnitte. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Pr. 3 *M* in Pappband, 5,50 *M* in Seide.

Ein liebes, holdes, entzückendes Buch. Der Verlag bietet es in einem schönen Gewande dar, besonders die gelbe Seidenausgabe mit dem lustigen Vorsatzpapier à la Chinoise und den kleinen Knochenschließen, wie sie die chinesischen Bücher haben, ist außerordentlich reizvoll. Das stattliche Buch von 400 Seiten enthält Märchen der mannigfachsten Art, die fast alle auf mündliche Überlieferung zurückgehen. Es sind Stücke darunter, so blumenhaft schön und lieblich, daß man sie als Perlen der Märchenpoesie überhaupt bezeichnen muß. Da sind Ammen- und Kindermärchen, Tierfabeln (die in China nicht besonders zahlreich sind), Sagen und Märchen von Göttern, Zauberern und Heiligen, Geschichten von Natur- und Tiergeistern, Gespenstergeschichten und Märchen von Teufeln und Geistern, die in China von je die beliebteste Gattung der populären Erzählungskunst gewesen sind. Richard Wilhelm in Tsingtau, dem wir das verdienstvolle, an sorgfältiger und liebevoller Arbeit reiche Buch zu danken haben, hat die bunten östlichen Märchen in ein ausgezeichnetes Deutsch gefaßt. Die weite chinesische Welt, äußerlich exotisch zwar, aber innerlich durchflutet von den alten, ewigen, allmenschlichen Empfindungen, tut sich in phantastischer Verschlingung vor uns auf. Ja, die Phantasie feiert Feste in diesen Märchen, — und doch ist alles wieder von so merkwürdiger Selbstverständlichkeit. Geister und Genien treten so wesenhaft auf und verkehren mit den Menschen so natürlich, als seien es Geschöpfe, die unserer Welt auf das naheste vertraut sind. Anmut und Grazie liegen über den chinesischen Märchen, aber manches ist auch von einem starken, düsteren Realismus, — und dann wieder weht ein zauberhaftes, überirdisches Klingen wundersam über die Geschehnisse hin. — Wir wollen dieses liebliche Buch auf unser Bücherbrett stellen und herabnehmen, wenn es uns lockt, darin zu lesen, an Abenden, wenn der weiße, runde Mond über die Dächer heraufkommt, derselbe ewig wandernde Mond, der auch über die kaiserlichen Gärten von Peking zieht und über die alten Städte am Yang-tse-kiang, über die Reisfelder und Teegärten und über die kapriziösen Pavillone an kleinen chinesischen Teichen, wo die feinen Zweige der Trauerweiden im Nachtwind von der märchenhaften Vergangenheit des großen Reiches der Mitte flüstern.

Dr. Hans Bethge.

Roßhalde. Roman von Hermann Hesse. Berlin, S. Fischer 1914. 8° 304 S. Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.

Es ist gesagt worden, alle von Hesse erwählten Themen seien solche der Tragödien des Lebens, nicht des Willens. Damit ist nicht nur die Richtung, sondern auch die Schwäche dieses Künstlers bezeichnet: jener Pessimismus, der von vornherein den Kampf und Sieg der zielbewußten Selbstbestimmung ausschließt. Ein reichlich seltsames Titelbild deutet den Vorwurf des vorliegenden Romans an: Mann und Weib, deren Haltung und Gesichtsausdruck ein völliges Auseinanderleben bekundet; zu ihren Füßen ein sonnig tändelndes Kind... Es ist die tieftraurige, auch tief erfaßte Geschichte einer gestörten Künstlerehe. Gatte und Gattin trifft keine ersichtliche Schuld, — das Leben, als Äußerung und Ausprägung ihrer Wesenheit, hat sie auseinander getrieben; nur das jüngste Kind, dessen wunderfeine Zeichnung ganz den bewährten Kinderpsychologen Hesse offenbart, verbindet sie noch lose. Als es, ein Opfer der Umgebung, stirbt, verläßt der Gatte Familie und Heim, das ihm längst keines mehr war, und folgt einem Freunde, der ihn dadurch für Leben und Kunst zu retten hofft, nach Indien (Hesse war bekanntlich selbst kürzlich dort und hat die Reise beschrieben). E. M. Hamann.

Der Halligpastor. Roman von Wilhelm Lobsien. Berlin 1914. Verlag von Martin Warneck. 8°, 358 S., geb. 5 M.

Lobsien, bis jetzt ausschließlich Lyriker und Novellist, tritt hier zum ersten Mal als Romandichter auf und zwar als einer, der sofort Hochachtung erzwingt. Die Darstellung des in seiner sturmbedrohten Eigenartigkeit außerordentlich reizvollen Halliglebens dürfte für die meisten Leser am fesselndsten wirken, aber auch die Handlung mit ihrer psychologisch reichen und fast durchweg meisterhaften Charakterzeichnung zieht an und befriedigt auch anspruchsvolle Leser. Der Held freilich, ein junger, eifernder protestantischer Theologe, der die kleine Welt ringsum durchaus nach seinem Kopfe modeln d. i. beglücken und selig machen will, erscheint zunächst als ein recht unliebsamer, unbestimmter Patron, der über die eigenen Pläne noch gar nicht so recht im Reinen ist und dennoch für sie mit dem unreifen Strubelkopfe durch die Wand rennen will. Nun, das Leben lehrt ihn bald anderes, und was die Hauptsache ist: er läßt sich belehren, wenn auch erst nach verschiedenen höchst unnötigen „Sperenzen". Zuletzt hat er unsere ganze Anteilnahme gewonnen, und wir freuen uns so recht seiner Entwickelungsmöglichkeiten — da muß er allerdings dem Tode seinen Tribut zahlen, weil er sich im Wattenmeer zur nahenden Flutzeit versäumt. — Die Verlagsanzeige glaubt auf Grund dieses Romans in Lobsien „den eigentlichen Hallig-Dichter" begrüßen zu dürfen; möglich, daß sie recht behält, denn von Lobsiens dichterischer Schilderungs- und Belebungskraft, die in glühender Heimatliebe wurzelt, wie von seinem psychologischen Tiefblick läßt sich nicht nur viel Gutes, sondern auch ausgesprochen Bestes erwarten.

E. M. Hamann.

Blühende Kränze. Neue Verse und Märchen von Heinrich Zerkaulen. Mit einem Geleitwort von Max Geißler. Wiesbaden, Hermann Rauch. 128 Seiten in elegantem Originaleinband auf feinem Büttenpapier 3 M.

Aus dem Inhalt: Leyer und Schwert. Kriegsbilder 1914. Traum und Leben. Dir zu Feier. Märchen. — In den „Blühenden Kränzen" liegt Zerkaulens dichterische Ernte vor aus den beiden letzten Jahren der Besinnung und Erkenntnis. Max Geißler, der große Einsame der stillen Haide und der stillen Herzen, kann ihm in seinem Vorwort eine gar fröhliche Fahrt verheißen. Und nun kommt der beste Freund, der Krieg, und nimmt das letzte Weichliche und Verzärtelte an ihm fort. Seine „Blühenden Kränze" darf er zusammenbinden mit seinen herbfrischen Kriegsliedern 1914. Theodor Körner sind sie gewidmet, seinem nächsten Vorbild.

Klänge aus Italien. Von Karmelitenpater Joh. Gualbertus Kampe. Wiesbaden, Hermann Rauch. 120 Seiten, geh. 1,80 M, in feiner Ausstattung mit Goldschnitt geb. 2,75 M.

Dieses Versbuch eines strengen Ordensmannes setzt sich aus lauter religiösen Kunst- und Kultureindrücken eines italienischen Aufenthalts zusammen. In Vers und Sprache erweist sich Pater Kampe als würdiger Nachfolger Geibels und Webers. Wer nach des Tages Arbeit Labung für Geist und Gemüt sucht, wird sie in diesen poetischen Schöpfungen finden.

Klaus Klasen. Im Kampfe um Schleswig-Holsteins Freiheit. Geschichtliche Erzählung von E. Hackland-Rheinländer. Mit vier Vollbildern. Ad. Spaarmann, Königliche Hofbuchhandlung, Mülheim (Ruhr)-Styrum. Pr. in farbiger Leinwanddecke 3 M.

Dieses neue Werk des Jugend- und Volksschriftstellers Hackland-Rheinländer verdient ebenso wie seine früheren Schriften weite Verbreitung. Auf Grund sorgfältiger Orts- und Quellenstudien werden uns die Ereignisse des Krieges 1864 in packender Weise geschildert. Soweit die kriegerischen Vorgänge die Erzählung berühren, hat das Werk des Großen Generalstabes „Der Deutsch-Dänische Krieg 1864" die Grundlage gegeben. Das Buch ist auch seiner guten Ausstattung wegen als Geschenkwerk sehr geeignet.

Aus verschiedener Herren Ländern. Von Dr. Walter Rothes. In Originalband mit Bild des Verfassers und 17 ganzseitigen Illustrationen. Wiesbaden, Hermann Rauch. 140 Seiten, geb. 3,75 M.

Der Kunsthistoriker Dr. Walter Rothes, vormals Dozent an der Kgl. Akademie zu Posen, weilte monate- und jahrelang in den Ländern, die zurzeit in den Weltkrieg verstrickt sind. Mit den Augen des weitsehenden Forschers hat er sich dort in Kunst und Kultur, Wesen und Eigenart der Völker und Länder vertieft. Sieben Kapitel beschäftigen sich allein mit Großbritannien, wobei auch die Sonderart der Iren und Schotten in eignen Kapiteln beleuchtet wird. Drei Abschnitte führen uns nach Belgien. Mit Frankreich und den Franzosen, mit unseren österreichischen Waffenbrüdern, Deutschen, Slaven, Ungarn — auch mit den Serben — werden wir eng vertraut. Das reich illustrierte Buch sei warm empfohlen.

Kriegsbüchlein für das Deutsche Haus. Herausgegeben von Rechtsanwalt Dr. Georg Baum in Berlin. Stuttgart, J. Heß. 268 S., Pr. 2,85 M.

Nicht den Kriegern allein, die das Vaterland zur Erfüllung der höchsten Pflicht ruft, auch den Daheimgebliebenen bringt der Krieg neue Aufgaben und Ziele. Gedankenwelt und

Betätigung, sittliche und wirtschaftliche Lebensführung, Haushalt und Beruf können bei niemand unverändert bleiben. In solcher Zeit macht sich mehr als sonst das Bedürfnis nach sachkundigem Rat geltend, doppelt aber bei denen, deren Familienhaupt oder Berater im Felde steht. Hier soll dies Buch Hilfe schaffen. Frauen und Männer aus allen Berufskreisen und Schichten des Volkes, Geistliche und Hochschullehrer, Sozialpolitiker und Führerinnen der Frauenbewegung, Mediziner und Juristen, Praktiker und Theoretiker aus Handel, Gewerbe und Landwirtschaft haben mitgearbeitet. Getreu dem Kaiserwort, daß die schwere Zeit keine Parteien mehr kennt, sind alle wirtschaftlichen und politischen Gruppen von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken darin vereinigt. Wenn dieses Büchlein mit seinen Lebensregeln und Ratschlägen manchem eine, wenn auch nur kleine Förderung und Hilfe gewährt, ist der Zweck der Arbeit, wie auch der Wunsch der Mitarbeiter und des Herausgebers erfüllt. Ein Teil des Reinertrages fließt dem Roten Kreuz zu.

Feldpostbriefe 1914. Berichte und Stimmungsbilder von Mitkämpfern und Miterlebern. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Sparr. Leipzig 1914, Otto Spamer. 298 S. Geb. 2,50 M.

Das Buch wird auf weiteste Verbreitung rechnen dürfen. In einem schmucken, stattlichen Bande ist aus der unerschöpflichen Fülle von „Feldpostbriefen" usw. Wertvolles und Charakteristisches in anschaulicher, wechselvoller Gruppierung zusammengefaßt. Mitfühlen lassen, wie der einzelne den weltbewegenden Ereignissen gegenübersteht, wie er die gewaltigsten aller Eindrücke in sich aufnimmt und verarbeitet, ist eine Aufgabe von besonderem Reiz — in den „Feldpostbriefen 1914" ist sie glücklich gelöst. Durch die zwanglose Zusammenfassung zu einer Reihe von Einzelgruppen wie durch die sorgfältige Auswahl ist jede Eintönigkeit vermieden. Es liegt Stimmung in dem Ganzen, so daß das Buch, zumal bei der vornehmen Ausstattung und dem billigen Preise, ein prächtiges Geschenk für jung und alt darstellt.

Sei getreu bis an den Tod. Gedenkbuch an unsere gefallenen Helden. Mit einer Kunstbeilage und einer Personalchronik. Text von G. Gerok, Stadtpfarrer in Stuttgart. Stuttgart, Strecker u. Schröder. Quartformat in Leinwand geb. 2,80 M, mit Goldschnitt 3,60 M.

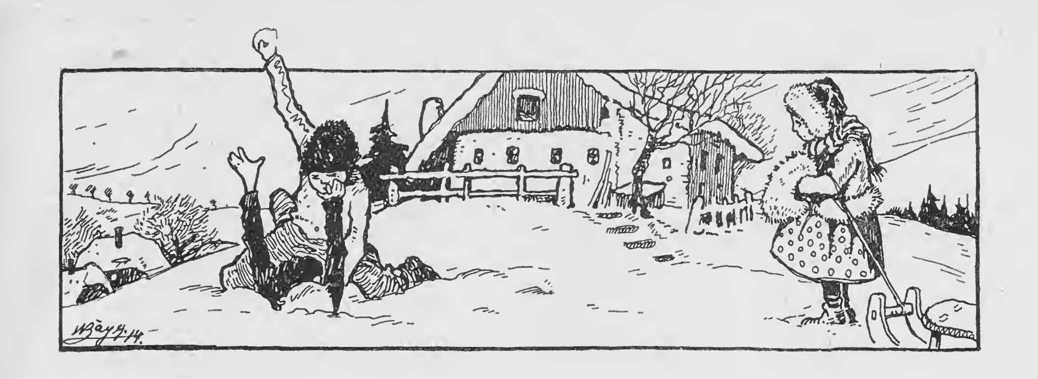
Das Buch will dem im Kampfe für sein Volk und Vaterland Gefallenen in der Familie ein Denkmal setzen. Es soll damit den Leidtragenden ein Gedenkbuch geboten werden, aus dem sich die Gestalt des Helden mit allem, was er geleistet und durchgemacht hat, in seinem Bilde zu Anfang, in seinen Feldpostbriefen zum Schluß abhebt. Daß wir innerlich festhalten, was in allzurascher Folge der Eindrücke die Kriegszeit an Erhebung und bitterem Leid uns gebracht hat, und daß uns aus dem Erlebten und Erlittenen ein Segen für die Zukunft bleibe, dazu möchte der beigegebene Text mithelfen. Dem Texte schließt sich eine Personalchronik an, in der die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Verstorbenen aufgezeichnet werden sollen. Die Ausstattung und Einteilung des warm zu empfehlenden Buches ist würdig und praktisch.

Ums Reich der Luft. Modernes Märchen von Emil Frank. Paderborn, Bonifacius-Druckerei G. m. b. H. Großoktav. 88 S. Mit fünf großen ganzseitigen Bildern und reichem Buchschmuck. Preis fein geb. 2 M.

Unbekümmert um die Geschosse, segelt das deutsche Luftschiff hoch in den Wolken dahin; es beobachtet die Bewegungen des Gegners und wirft die verderbenschweren Bomben auf die feindlichen Städte und Befestigungen. Unser gefährlichster Feind, das tückische Albion, erzittert bei dem Gedanken, daß in absehbarer Zeit eine deutsche Luftflotte über seiner Insel erscheinen wird. Da lag in unseren Zeiten die Idee nahe, die Erfindung und Verwendung des Luftschiffes in ein anmutiges Märchengewand zu kleiden. Sie ist in diesem Büchlein zur Tat geworden. Das schmucke Bändchen bietet eine spannende Erzählung und predigt zugleich die gute Lehre, daß nur Fleiß, Willenskraft und Beharrlichkeit zum Ziele führen. Auch in den Jugendbüchereien sollte ein solches Werk Einlaß finden. Ein farbiges Bild ziert die Titelseite des hübschen Einbandes, der Text ist mit zahlreichen Illustrationen ausgestattet.

* Die soeben erschienene neueste Nummer der Flemmingschen Kriegskarten bietet eine von Professor Dr. Kettler herausgegebene **„Spezialkarte für den Kriegsschauplatz in Polen"**. Sie ist in dem großen Maßstabe von 1: 600 000 gezeichnet und hat eine Blattgröße von 109 zu 78 cm. Sie reicht im Norden bis Kowno, im Süden bis Krakau, im Westen bis Posen, im Osten bis Bjelostok, ermöglicht also eine genaue Verfolgung der gerade hier so hartnäckigen und räumlich so ausgedehnten Kämpfe. Trotz ihrer ungewöhnlichen Größe hat auch diese Karte nur den Verkaufspreis von 1 M. Die von der Verlagsbuchhandlung Carl Flemming A.-G., Berlin W. 50, herausgebrachte Kriegskartensammlung umfaßt nunmehr bereits 25 Nummern.





„Das deutsche Dorf".*)

„Das deutsche Dorf" will in Ergänzung der im gleichen Verlage erschienenen Bücher von der „schönen deutschen Stadt" auf die immer mehr schwindenden Schönheiten der alten ländlichen Siedlungen hinweisen. Die allenthalben sich breit machenden unschönen Ziegelbauten mit flachem Dach nehmen keine Rücksicht auf die durch Jahrhunderte bewährten Eigentümlichkeiten der Siedlungsart und des Hausbaues selbst. Stets paßte sich das alte Bauernhaus der Landschaft und den klimatischen Verhältnissen an. In Thüringen sehen wir die schieferbekleideten und gedeckten Bauten, im Schwarzwald die stämmigen Häuser mit dem schweren Strohdach; in Hessen erfreut uns das lustige Gewirr der Balken und Streben an der sauber geputzten Hausfront, und in Oberbayern schützt das flache steinbedeckte Dach das breitgelagerte Haus, dem in seiner praktischen und auch schönen Bauweise die Hochlandsstürme nichts anhaben können. In Gegenden, wo es das milde Klima gestattet, wird nach uralter fränkischer Sitte Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude getrennt im Gegensatz zu dem altsächsischen Hause, wo Menschen, Tiere und Futtervorräte unter einem Dach vereinigt sind.

Kennzeichnend für das deutsche Dorf ist die Schlichtheit seiner Bauten, selbst die Kirche, die auf einem gut gewählten Platz, oft etwas erhöht, als Dominante der ganzen Siedlung weit ins Land schaut, zeichnet sich durch die Einfachheit ihrer Turmform und des Kirchenschiffes aus, ohne jemals eintönig zu werden. Zuweilen finden sich noch wuchtige Türme, denen man ihren Zweck, als Verteidigung des Ortes zu dienen, sofort anmerkt, und starke Friedhofsmauern mit Schießluken, hinter denen einst die Bauern abwehrbereit standen. Nächst der Kirche spielt im deutschen Dorf das Wirtshaus eine große Rolle. Ohne jede Aufdringlichkeit stehen sie am Kreuzungspunkt der Straßen, ihre weitausladenden geschmiedeten Aushängeschilder künden den landläufigen Namen und laden den müden Wanderer zu gastlicher Einkehr. Von hohen Linden umrauscht, liegt davor der Platz mit dem leis plätschernden Dorfbrunnen.

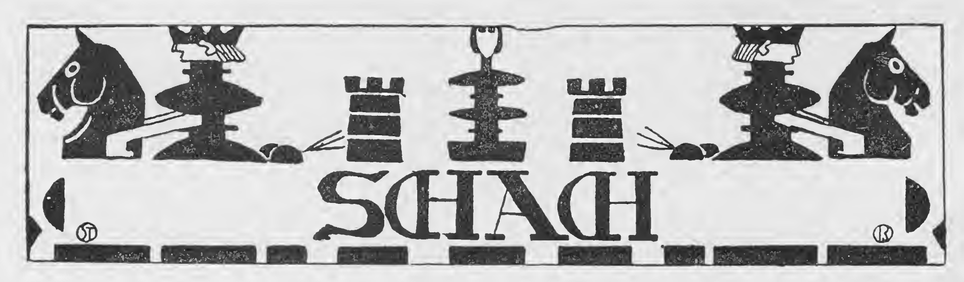
Alles Motive traulich alter Dorfpoesie, die selbst den Stadtbewohner nicht unberührt lassen. Nur der heutige Bauer hat keinen Sinn mehr dafür; städtischer Geist herrscht leider schon in unseren Dörfern und ist doch gerade da am allerwenigsten am Platze. Wo einst im verschwiegenen Walddorf die Eichendorffsche Idylle einer deutschen Mühle erfreute, liegt das große Wasserrad still — eine Turbine erfüllt den Zweck besser!

Es ist die allerhöchste Zeit, daß auch der Bauer wieder seinen einstigen Stolz erwirbt und wieder lernt, so zu bauen, wie es seine Väter taten, in harmonischer Einheit von Natur- und Menschenwerk. Selbst unsere modernsten Siedlungen auf dem Lande vermögen noch immer nicht mit der Leidenschaft zu verwachsen, sie haben etwas Gekünsteltes, das gegen das trauliche alte Dorf nicht aufkommen kann. Es gehört heut ein ganz reifer Künstler dazu, um das zu schaffen, was die alten Bauern gefühlsmäßig ohne jede Tüftelei machten.

Das vorliegende Buch, dessen zweiter Teil (Norddeutschland) von demselben Verfasser nächstens erscheint, weist mit großer Liebe und Sorgfalt darauf hin, daß die Schönheiten des deutschen Dorfes nicht nur möglichst geschützt werden sollen, sondern daß auch die Neuschöpfungen versuchen möchten, die Fortschritte der heutigen Kultur mit den künstlerischen Schönheiten der alten Werke in harmonischen Zusammenhang zu bringen.

Arch. Kurt Langer.

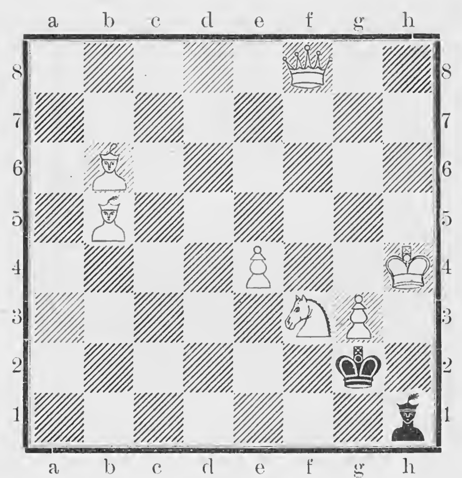
*) Das deutsche Dorf. Süddeutschland. Von Heinrich Rebensburg. Mit 194 Abbildungen. Verlag von R. Piper u. Co. in München. Preis kart. 1,80 ℳ, geb. 2,80 ℳ.



(Originalbeiträge.)

Aufgabe Nr. 51

von Dr. Herm. von Gottschall, Görlitz.

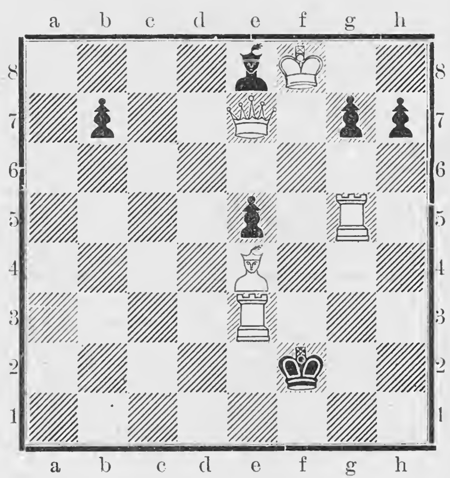


Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kh4, Df8, Lb5 u. b6, Sf3, Be4 u. g3.
Schwarz: Kg2, Lh1.
(7 + 2 = 9 Stück.)

Aufgabe Nr. 52

von B. Seyfert, Breslau.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kf8, De7, Te3 u. g5, Le4.
Schwarz: Kf2, Le8, Bb7, e5, g7 u. h7.
(5 + 6 = 11 Stück.)

Endspielstudie Nr. 14

von Max Karstedt, Cottbus.

Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Ka8, Tc2, Ba7. Schwarz: Ke7, Tb1.
(3 + 2 = 5 Stück.)

Lösung der Aufgabe Nr. 49

von Scheiter.

Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ka3, Db8, Ta2, Sd8.
Schwarz: Ka5, Sd5 u. e7, Ba6, b5, c4 u. c5.
(4 + 7 = 11 Stück.)

1. Ta2—a1, Sd5—b4; 2. Db8—c7#. 1...... b5—b4+; 2. Ka3—b2#. 1...... c4—c3; 2. Ka3—b3#. 1...... Sd5—b6; 2. Sd8—b7#. 1...... Se7—c8; 2. Sd8—c6#.

Lösung der Aufgabe Nr. 50

von Hülsen.

Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kc1, Td3 u. f7, Bc4.
Schwarz: Ka1, Ld1, Ba2.
(4 + 3 = 7 Stück.)

1. Tf7—f1, Ld1—a4; 2. Td3—d2, La4—d1; 3. Kc1×d1, Ka1—b1; 4. Kd1—e2#. 2..... La4—b3; 3. Td2—c2, Lb3×c2; 4. Kc1×c2#.

Lösung der Endspielstudie Nr. 13

von Rinck.

Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Kd2, Dg1, La4.
Schwarz: Kf4, Dc8, Ba7.
(3 + 3 = 6 Stück.)

1. Dg1—e3+, Kf4—g4; 2. La4—d1+, Kg4—h4; 3. De3—f4+, Kh4—h3; 4. Ld1—c2!; Dc8—d7+ [4...... Dc8—e8; 5. Lc2—f5+, Kh3—g2; 6. Df4—g4+, Kg2—h2; [6...... Kg2—f2; 7. Dg4—h4+, Kf2—f3; 8. Lf5—g4+, Kf3—g2; 9. Dh4—h3+ und gewinnt]. 7. Dg4—h3+, Kh2—g1; 8. Dh3—g3+, Kg1—h1; 9. Lf5—g4!, De8—d8+; 10. Kd2—e2, Dd8—e7+; 11. Ke2—f1, De7—f6+; 12. Lg4—f3+ und gewinnt, oder [4...... Dc8—c5; (a6) 5. Lc2—f5+, Kh3—g2; 6. Df4—g4+, Kg2—f2; 7. Dg4—h4+, Kf2—f3; 8. Lf5—e4#] oder [4...... Dc8—

g8 (h8); 5. Lc2—f5+, Kh3—g2; 6. Lf5—e4+, Kg2—h3; 7. Df4—f1+, Kh3—h4; 8. Df1—h1+ und gewinnt]; 5. Kd2—e1, Dd7—e6+; 6. Ke1—f1!, De6—a6+; 7. Kf1—g1, Da6—b6+; 8. Kg1—h1, Db6—c6+; 9. Lc2—e4 und gewinnt.

Partie Nr. 28.

Gespielt in der 7. Runde des Deutschen Schachbund-Kongresses in Mannheim, 28. Juli 1914.

Weiß: G. Breyer, Budapest.

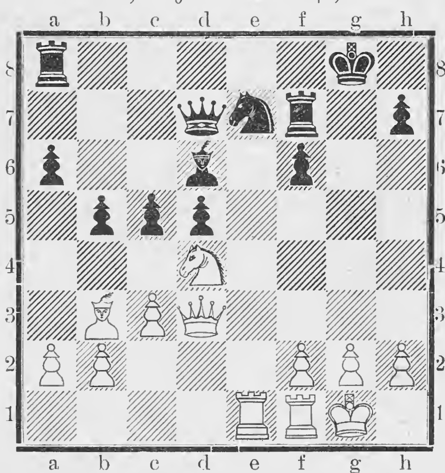
Schwarz: Dr. S. Tarrasch, Nürnberg.

Spanische Partie.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—b5 a7—a6
4. Lb5—a4 Sg8—f6
5. 0—0 Sf6×e4
6. d2—d4 b7—b5
7. La4—b3 d7—d5
8. d4×e5 Lc8—e6
9. c2—c3 Lf8—e7
10. Lc1—e3. Diesen Zug wandte Dr. Olland in Scheveningen mit gutem Erfolge an.
10. .... 0—0
11. Sb1—d2 f7—f5. Der Versuch, den S. in der Mitte zu behalten, bewährt sich nicht; besser erscheint Sc6—a5 mit folgendem c7—c5.
12. e5×f6 Se4×f6
13. Sf3—g5 Le6—f7. Auf 13......Dd8—d7 könnte 14. Sd2—e4 folgen.
14. Sg5×f7 Tf8×f7
15. Sd2—f3 Dd8—d7
16. Dd1—d3 Le7—d6
17. Le3—g5! Hiermit wird die Aufreißung der Königsstellung erzwungen, da sonst Bauernverlust nicht zu vermeiden ist.
17. .... Sc6—e7
18. Lg5×f6 g7×f6
19. Ta1—e1 c7—c6
20. Sf3—d4! Sehr fein, soll den Gegner zu dem folgendem Vorstoß verleiten! Für die Qualität erhält Weiß ein ausgezeichnetes Angriffsspiel. Schwarz hätte solider 20. .... Ta8—e8 gespielt.
20. .... c6—c5? (Siehe Diagramm.)
21. Te1×e7 Ld6×e7
22. Sd4—f5 c5—c4
23. Dd3—h3. Droht natürlich 24. Sf5—h6+.
23. .... Le7—f8
24. Lb3—d1 Dd7—c7
25. Ld1—h5 Tf7—d7. Schwarz hält ängstlich die Qualität fest, trotzdem der Turm auf der Linie keine Wirkung hat. Wir sehen nicht, wie Weiß die Partie gewinnen will, wenn ihm mit 25......Ta8—e8 die Qualität zurückgegeben wird.

Stellung nach dem 20. Zuge v. Schwarz.

Schwarz: Dr. Tarrasch.



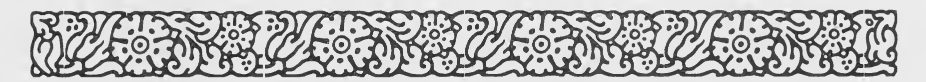
Weiß: Breyer.

26. Tf1—e1 Ta8—b8
27. Dh3—h4 Lf8—g7
28. Lh5—e8 Td7—d8
29. Sf5—e7+ Kg8—h8. Auf 29......Kg8—f8 würde nunmehr 30. Dh4×h7 entscheiden. Die kleinen Figurenerweisen sich nun stärker als die Türme.
30. Se7—g6+ Kh8—g8
31. Sg6—e7+ Kg8—h8
32. Le8—f7 h7—h6. Weiß drohte Matt in einem Zuge.
33. Dh4—h5 Td8—f8
34. Se7—g6 Kh8—h7
35. Lf7—e6. Nun droht sofortiger Verlust durch 36. Dh5—f5.
35. .... f6—f5
36. Le6×f5 Tf8—f6
37. Sg6—e7+ Kh7—h8
38. Se7×d5 Dc7—d6
39. Sd5×f6 Dd6×f6
40. Te1—e6 Df6—g5. Schwarz zieht einen schnellen Tod dem langsamen Erdrücktwerden vor.
41. Te6—e8+. Aufgegeben.

Eine von Weiß schneidig gespielte Angriffspartie.

Anmerkungen von Paul Krüger in den „Deutschen Schachblättern“.

Bearbeitet von Julius Steinitz.



Handschriftdeutungen.

Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt", Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

Herr Hauptlehrer E. Ihre feingebildete, zierliche Schrift, die, so klein sie auch ist, manche eigenartigen Formen zeigt, sogar ganz hübsche kleine Kettenzüge und Kurven, deutet vor allem auf einen vorzüglichen Kritiker mit scharfblickender Beobachtungsgabe und gutem Kombinationsvermögen. Sie sind nach dieser zierlichen Schreibart ein rechtschaffener, feinsinniger und ehrenvoller Charakter mit einfachem und gediegenem Geschmack und reeller Denkungsart. Neben den lobenswerten Eigenschaften des Intellekts besitzen Sie auch gute praktische Fähigkeiten, die durch die sehr breiten Schleifenzüge am „h" zum Ausdruck kommen. Im übrigen deutet der kleine Schriftduktus auf Sparsamkeit und klugen Einteilungssinn sowie auf Umsicht und Anpassungsvermögen. E. E.

Rätsel und Aufgaben.

Ausscheidungsrätsel.

Aus jedem der nachstehenden zwölf Wörter: Riegel, Robert, Atelier, Opfer, Grenze, Stange, Gimpel, Spiel, Cholera, Schall, Streifen, Tropfen, ist durch Ausscheiden eines und Versetzung der andern Buchstaben ein neues Wort derart zu bilden, daß letzteres aus dem gegebenen ausscheidet und nur ein Buchstabe als Rest verbleibt, z. B. Gitter — Tiger = t. Die ausscheidenden Wörter bezeichnen: 1. ein Instrument, 2. einen Saum, 3. eine Steigevorrichtung, 4. eine musikalisch-theatralische Darbietung, 5. eine Menschenrasse, 6. eine Furcht, 7. einen Dichter, 8. ein Gespinst, 9. einen Gesang, 10. ein Tier, 11. einen Lichtdurchlaß, 12. eine Tür.

Sind alle Wörter richtig ausgeschieden, so ergeben die zwölf Restbuchstaben einen der berühmtesten Männer unseres Jahrhunderts. Heinrich Vogt.

Rätsel.

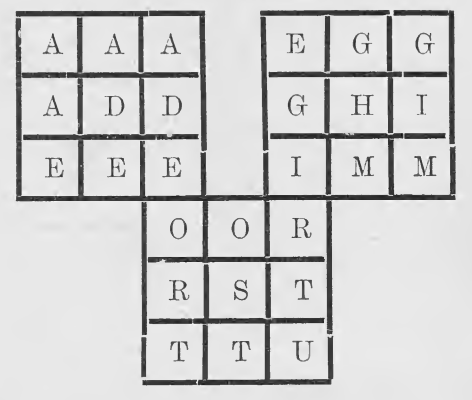
Darf ich die harte Forderung wohl wagen?
Faßt dich bei meinen Worten kalter Graus?
Ein Schalentier sollst du in Trümmer schlagen!
Nimm einem Offizier das Herz heraus!

Ein Stück des Tiers, dem du den Tod gegeben;
Die kleine Hälfte von dem Offizier;
Die große auf dem Kopfe eng daneben;
Am Ende noch der Rest vom Schalentier.

So liegt dein böses Werk zu deinen Füßen.
Da naht die heil'ge Hermandad sich schon.
Doch sieh! — du mußt die arge Tat nicht büßen:
Der Platz ist leer — ein Schwarzer lief davon.

Hans Berthold.

Magische Quadrate.



In obigen Quadraten sind die Buchstaben so zu ordnen, daß man in jedem Quadrate, wagerecht und senkrecht gelesen, gleichlautende Wörter und in den zwei durchgehenden Reihen zwei zusammenhängende Wörter erhält.

Bedeutung der Wörter:

Oberes linkes Quadrat: 1. Reihe wagerecht und senkrecht: Biblischer Name. 2. Reihe wagerecht und senkrecht: Koseform für männlichen Vornamen. 3. Reihe wagerecht und senkrecht: Präposition.

Oberes rechtes Quadrat: 1. Reihe wagerecht und senkrecht: Teil eines Hauses. 2. Reihe wagerecht und senkrecht: Gedicht. 3 Reihe wagerecht und senkrecht; Tier.

Unteres Quadrat: 1. Reihe wagerecht und senkrecht: Zeitabschnitt. 2. Reihe wagerecht und senkrecht: Türkischer Befehlshaber. 3. Reihe wagerecht und senkrecht: Landschaft. Durchgehende Reihe vom linken zum unteren Quadrat: Zeitpunkt. Durchgehende Reihe vom rechten zum unteren Quadrat: Schlacht.

Königsmarsch-Rösselsprung.

do-	det's	mend	das	durch-	schwer	um	trep-	auf	und
re	schwin-	die	brum-	schier	die	pe	stöhnt	und	tig
kor-	ri	ist	stört	gast-	im	so	se	ächzt	und
ver-	und	des	regt	geht	hofs	zur	hau-	näch-	nie-
men	seufzt	sich's	ge-	da	ruh'	macht	knecht	all-	der
wegt	be-	brumm	es	sich's	längst	haus-	dann	al-	wenn
vor	kom-	schuh'	und	ein	er	les	spenst	die	schürft's
je-	ge-	und	net	franz	ge-	sei-	nachts	gän-	und
fel	stie-	brum	graf	und	stun-	Das	und	die	um
wie's	der	und	de	tö-	ne	de	her	schlürft's	ge
tür	mend	melt	sam-	er-	run-	te	zwölf-	hin	so

Man beginne mit einem Königsmarsch und setze dann abwechselnd mit einem Rösselsprung und Königsmarsch fort.

Homonym.

Ein Blümchen, versteckt blüht's, das duftige, schöne,
Sobald nur der Frühling ins Land kommt gezogen;
's gibt keinen Poeten — ohn' Täuschung ich wähne —,
Den es zum Gedicht nicht hätte bewogen.
Willst hören vom Rätselwort aber auch Töne,
Dann streiche es nur mit dem Fiedelbogen.

L.

Silbenrätsel.

Ganz kann kein Leben frei
Vom ersten sein,
So fest dein Haus auch sei,
Dringt's doch hinein.

Die zweite sprachst du oft
Bei übler Tat
Und auch, wenn unverhofft
Die Freude naht.

Der dritten Sinn ist schwer,
Ernsthaft und bang,
Es hilft kein Flehen mehr
Da, wo's erklang.

Des Menschen Sehnen strebt
Ohn' Rast und Ruh',
So lang' er irrend lebt,
Dem Ganzen zu.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 3.

Silbenrätsel:

1. **Imhotep.**
2. **China.**
3. **Keller.**
4. **Elefant.**
5. **Neiße.**
6. **Nagasaki.**
7. **Egge.**
8. **Kissingen.**
9. **Elysium.**
10. **Ilse.**
11. **Nazareth.**
12. **Eger.**

Ich kenne keine Parteien mehr.

Auflösung.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt,
Was gilt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn.
Ja! glücklich und frei die Toten.

Theodor Körner.

Scharade:

Gescheiter(ter)

Rätsel:

Fibel, Bibel.

Zahlenrätsel:

Imperator, Materie, Portiere, Eimer, Reiterei, Attrappe, Trompete, Operette, Rapport.

Palindrom:

Lager — Regal.



Bücherschau.

Bis Anfang Januar sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen bleiben vorbehalten; Rücksendung der Bücher erfolgt nicht.

Brehmer, Fritz: Tobias Käferbeins seemännische Laufbahn. Eine vergnügliche Geschichte. Leipzig, Otto Spamer. Mit Bildern von B. O. Scholz. 244 S. geb. 4 ℳ.

Das deutsche Feldzugsbüchlein 1914. Erster Teil. Kriegschronik bis zum Fall von Antwerpen — Feldzugsbriefe. Mit drei Übersichtskarten der Kriegsschauplätze und einem Bilde des Deutschen Kaisers. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A. G. 1 ℳ.

Das deutsche Weihnachtsbüchlein. Die Geburt. Erlebte Weihnachten. Erzählte Weihnachten. Weihnachtsgedanken. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 106 S. 1 ℳ.

Deutsche Dichter-Kriegsgabe. Zum Kriegsweihnachten dem deutschen Volke dargebracht. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1,60 ℳ, in Geschenkband 3 ℳ.

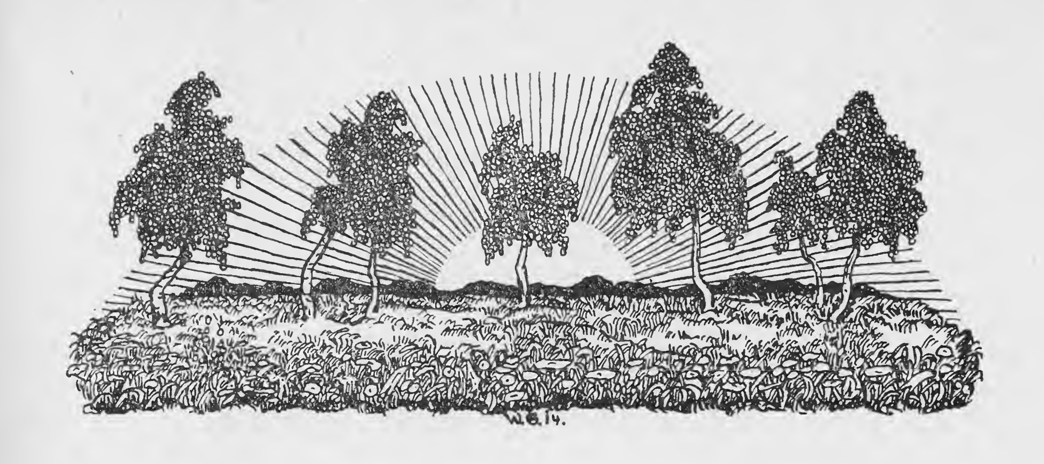
Eberhardt, Paul: Die Religion und der Krieg. Blätter für Suchende aller Bekenntnisse. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 40 S. Heft 3. 50 Pf.

Engelbrecht, Kurt: Der Deutsche und dieser Krieg. Berlin, Ernst Hoffmann u. Co. 69 S. 80 Pf.





Gerhard Beuthner: Mühle bei Neudorf-Dirsdorf im Winter



Ferien vom Ich.

Roman von Paul Keller.

(4. Fortsetzung.)



1. April.

Nun ist's ein Jahr her, seit die Verwirklichung meiner Idee von dem großen Ferienheim keimte und wuchs und sich nun der Reife nähert. Anfang Februar gab es eine Sensation. Stefenson reiste nach Amerika zurück. Da höhnten die Neustädter, dem sei wohl im letzten Augenblick doch angst und bange geworden vor seiner übergenialen Neugründung und nun käme der Zusammenbruch. Ich blieb ganz ruhig, denn ich wußte, daß für alles gut vorgesorgt war und Stefenson lediglich nach Hause fuhr, um seine dortigen dringendsten Geschäfte in Ordnung zu bringen.

Die kleine Luise wollte der Amerikaner mit auf die Reise nehmen. Erst nach den ernstesten Vorhaltungen, die beinahe in Feindseligkeiten ausarteten, ließ er das Kind zu Hause. Aber Neid und Zorn war in seinem Herzen, und zwar nicht nur wegen des Kindes.

„Ich bin begierig, wie Sie sich gegen Fräulein Eva Bunkert benehmen werden, wenn sie nun kommen wird, um unser Heim zu beschauen. Ich fürchte, Sie werden nicht den rechten Ton treffen."

Ich lächelte.

„Fürchten Sie, daß ich zu abweisend oder zu entgegenkommend sein könnte? Eva Bunkert ist ein sehr schönes Mädchen."

„Ich bitte Sie," sagte er herb, „daß Sie sich mit Fräulein Bunkert weder in der einen noch in der anderen Art zu viel beschäftigen, sondern mir diese ausgezeichnete Akquisition für unsere Kuranstalt persönlich überlassen."

„Ich überlasse Ihnen diese Akquisition," sagte ich großmütig und feierlich. Darauf knurrte er, vor Mitte Mai könne er keinesfalls zurück sein, und es wäre gut, den beiden Mädchen zu verstehen zu geben, erst dann ihren beabsichtigten Besuch zu machen. Ich nickte mit dem Kopf, dachte aber gar nicht daran, den Besuch der kleinen Anneliese von Grill abzuwehren, da das Kind nun im April sicher frei war und später vielleicht wieder ins Schuljoch zurück mußte.

Vor drei Tagen ist nun unser Freund Emil Barthel mit seiner Susanne und seinen Kindern bei uns eingezogen. Er hat den Forellenhof dicht unten am Bach übernommen. Des Staunens seiner Leute war gar kein Ende. Sie gingen bedrückt durch die großen, neuen, so behaglich ausgestatteten Räume wie Fremde, die ein merkwürdiges prächtiges Haus betrachten. Aber sie werden in diese Räume hineinwachsen. Der Bauer hat uns schon wesentliche Dienste erwiesen. Er bezeichnete uns Kameraden und Bekannte, die sich als Pächter unserer Höfe eignen würden, und ob wir auch kaum den dritten Teil davon gebrauchen konnten, so gaben uns die ausgewählten Leute wieder die Adressen neuer Kandidaten, sodaß unsere zwanzig Höfe besiedelt sind. Der andere Teil des Geländes wird von den alten früheren Dominialgebäuden aus bewirtschaftet.

Es geht alles schnell, ruhig und sicher, wo ein zielbewußter Wille und wo — Geld da ist.

Manche unserer Höfe haben herkömmlich poetische Namen wie Forellenhof, Erlenhof, Grundhof, Hof am Hange, Berghof, Sonnenhof, aber es gibt auch eine Waldschölzerei, eine Heimwehfluh, eine Steinmühle, eine Genovevenklause, eine große und eine kleine Einsiedelei, ein Haus „über den sieben Bergen", ein „old Nigger home" (nach Stefensons Wunsch), eine Heideheimat, eine Juxherberge, eine Meierei zum gelben Kakadu, ein Knusperhäuschen, eine Kassubenhütte, ein Zigeunerlager und eine Räuberhöhle.

Mit Romantik ist nicht gespart. Tradition fehlt ja leider allen diesen Dingen, aber sie wird sich bald finden; wir haben pfiffiges Bauernvolk ausgewählt, und das dichtet in seiner kräftigen Seele soviel zusammen, daß sich alsbald allerhand Geschichtlein um unsere Siedelungen spinnen werden, schneller als der Efeu wächst, den wir an mancher Wand einpflanzten, oder als das Moos wuchert, das wir auf schräge Dächer legten.

Das größte Glück ist die Freude am gelungenen Werk, ein Abglanz des erschütternden Titanenjubels, der Gottes Brust durchloht hat, als er im Glanz von Millionen Sonnen die Schöpfung vor sich sah.

Auch ich bin nie so glücklich gewesen wie in dieser Zeit der Gründung unseres Heims, nie so selig, gläubig und am Leben hängend, nicht einmal in der Kinderzeit, die doch alle Tage Schöpferjubel bringt, und sei die Veranlassung auch nur eine gelungene kleine Schanze im Bach oder die zum ersten Mal geglückte Schleife des Schuhbandes.

15. April.

Die Mädchen sind gekommen. Gestern. Sie kamen am Vormittag und wollten schon mit dem ersten Abendzug wieder abreisen trotz der Einladung, ein paar Tage dazubleiben und bei Frau Susanne im Forellenhof zu wohnen.

Eva Bunkert war zurückhaltender als bei unserer ersten Begegnung. Sie konnte es sich zwar nicht versagen, nach Betrachtung des Baches, der an Barthels Hof vorbeifließt, zu behaupten, in diesem Gewässer lebe keine einzige Forelle, weshalb der daranliegende Hof wahrscheinlich „Forellenhof" heiße, aber es sei ja bekannt, daß Namen fast immer täuschen, wie zum Beispiel körperlich etwas zurückgebliebene Männlein mit Vorliebe Siegfried hießen oder oft keifende Xantippen mit den holden Namen Mariechen oder Trautchen begabt seien.

Nach dieser Exkursion ins Schnippische wurde das Mädchen ernster. Sie betrachtete den großen Forellenhof von innen und außen und sagte mit einem Seufzer:

„Es ist schön hier. Ich glaube, man kann in einem solch einfachen Hof

glücklicher sein als in einem prunkenden Hotel. Wenn ich es einrichten kann, werde ich wirklich einmal hier Ferien vom Ich machen."

„Ich möchte es wohl auch," sagte die kleine Anneliese, „aber für mich ist so etwas viel zu teuer."

„Du, meine Liebe," lachte Eva Bunkert, „du müßtest mal ganz andere Frien vom Ich haben — Weltstadtleben, Theater, Bälle, Autofahrten — man muß das haben, was einem fehlt."

„Mir würde nichts fehlen in solchem Frieden," sagte die kleine Braune schlicht und warm.

Ich ging mit den Mädchen durch unser Gelände, führte sie nach dem Rathaus, nach der Lindenherberge, den stillen Weg hinab über die Genovevenklause, und als ich nach der Waldschölzerei weiterwollte, passierten wir das Zeughaus und das große Eingangstor. Dort gab es eine Auseinandersetzung zwischen einem fremden Herrn und dem Türschließer. Der Herr, der im Reiseanzug war und eine kleine Handtasche trug, verlangte in ziemlich ungestümer Weise mich zu sprechen, während der Diener entgegnete, der Herr Doktor sei aufs dringendste und unabkömmlichste beschäftigt, und unsere Anstalt würde überhaupt erst am 1. Mai eröffnet. Der Fremde ließ sich nicht abweisen, und als er mich erblickte, rief er:

„Ich möchte wetten, daß jener Herr der Doktor ist!"

Damit schob er den Diener beiseite und kam auf mich zu.

„Gestatten Sie, mein Herr, eine kurze Viertelstunde?"

„Sie sehen, ich habe Besuch!"

„Jawohl — es tut mir auch leid, Sie stören zu müssen, aber ich habe nur eine Viertelstunde Zeit, Sie zu besuchen, und darauf ungefähr zehn Jahre Muße, über Sie und Ihre Anstalt in der Öffentlichkeit zu reden. Wenn ich mich vorstellen darf: George Brown, Mitarbeiter der „Staatsbürgerzeitung" in New-York. Ihr Geschäftsfreund Mister Stefenson hat mich persönlich gebeten, Sie zu besuchen und Ihnen dieses Schreiben zu überreichen."

Er übergab mir einen Brief, den ich mit Erlaubnis der Damen öffnete und stellenweise vorlas:

„New-York, den 25. März.

„Mein Lieber!

„Sie wollen nie recht zugeben, daß ich Sie genau kenne, aber mein Spürsinn ist, was Sie anlangt, so groß, daß ich hier viel tausend Meilen von Ihnen prophezeie, ohne besorgt zu sein, einen Irrtum zu begehen: Wenn Sie diesen Brief durch Mister Brown erhalten werden, werden Sie gerade mit den Damen Eva Bunkert und Annelies von Grill einen sehr vergnügten Spaziergang durch unser Heim machen. Ich beglückwünsche Sie dazu und bitte, mich den Herrschaften zu empfehlen. Wenn Sie es fertig brächten, die Damen zu bewegen, als unsere Gäste den Sommer im Ferienheim zu verbringen, so wäre das eine Großtat von Ihnen. Denn aller Anfang ist schwer, auch was die Gewinnung von Kurgästen anlangt. Stellen Sie den Damen jede Wohnung, die sie wünschen, zur Verfügung unter der Bedingung, daß die einzige der Verwaltung zu gewährende Entschädigung die Gunst ihrer Gegenwart sei, die nicht hoch genug anzuschlagen ist.

„Was Mister Brown anlangt, so empfehle ich Ihnen, diesen Herrn recht rücksichtsvoll zu behandeln, ihm nicht etwa zu sagen, Sie hätten gerade Besuch und daher keine Zeit für ihn. Denn Mister Brown ist einer der einflußreichsten Journalisten in den Staaten, und wir werden den Zuzug aus Amerika für unsere nach deutschen Normalbegriffen immerhin etwas merkwürdige Anstalt recht nötig haben.

„Grüßen Sie Luise von ihrem Pappa, der sich sehr nach seinem Gänschen sehnt,

aber noch nicht weiß, wenn er zurückkehren kann.

Stefenson."

Ich schaute verwundert auf Brown, den Überbringer dieser seltsamen Epistel. Brown war ein Fünfziger, der Kotelettbart und der Schnurrbart sowie die gescheitelten Haare waren stark angegraut, der Anzug etwas geschniegelt modern, die Wangen, wie mir schien, wohl ein wenig geschminkt. Irgend etwas an dem Mann kam mir bekannt vor, auch in seiner heiser klingenden Stimme. Vielleicht war ich ihm mal drüben begegnet. Ich fragte ihn, ob er auf dem großen letzten Preßkongreß in Baltimore, den ich besucht hatte, gewesen sei, und er erwiderte, daß er daselbst sogar eine Rede gehalten hätte. Daher also die matte Erinnerung.

Die Mädchen verwunderten sich nicht weniger über die seltsame Prophezeiung in dem Stefensonschen Briefe als ich. Ich sagte, ich könne mir das überraschende Eintreffen einer solchen Voraussage nur dadurch erklären, daß Stefenson vermutet habe, die Damen befänden sich für längere Zeit in unserem Heim, ich mache mir wahrscheinlich öfters das Vergnügen, sie auszuführen, und es könne sich wohl so fügen, daß uns Mister Brown zusammen anträfe. Daraufhin weissage ein Mann wie Stefenson eben darauf los. Treffe es nicht ein, schade es nicht, treffe es aber infolge seines fabelhaften Glückes ein, sei der Bluff ungeheuer.

Mister Brown schüttelte den Kopf.

„Mister Stefenson ist kein Bluffer, er weiß immer, was er sagt."

„Sie kennen Mister Stefenson persönlich?" fragte Eva Bunkert mit unverhohlenem Interesse.

„Mein gnädiges Fräulein," erwiderte Brown, „ich kenne alles, was man in New-York und in den Staaten kennen muß."

„Und Mister Stefenson gehört zu dem, was man in Amerika kennen muß?"

„Ja, er gehört dazu."

Der Journalist schloß sich unserem Rundgang an. Meist verhielt er sich schweigsam, sprach über das, was er sah, weder Lob noch Tadel aus, bat nur, sich von Zeit zu Zeit eine Notiz machen zu dürfen, und stellte außerordentlich sachverständige Fragen, Fragen, die ich, sobald sie sich in technische Einzelheiten verliefen, oft gar nicht beantworten konnte. Das Nigger-Home gefiel dem Amerikaner. Es war düster in der niederen Stube; wir zündeten ein paar matt brennende Petroleumlampen, die an den Wänden hingen, an, um die Illusion zu verbessern.

„Nun müßte jemand einen „Niggersong" anstimmen," sagte Brown.

Da stand auch schon Eva Bunkert, an die Wand gelehnt, schränkte die Arme über der Brust und begann mit wohllautender Stimme zu singen:

„Way down upon the Swaney ribber
Far far away —
There's, where my heart is turning ebber,
There's, where the old folks stag —"

Sie sang dieses schwermütigste aller Heimwehlieder mit tiefer innerer Bewegung, und Mister Brown summte mit näselndem Ton die Begleitung dazu, sowie es die Neger tun, wenn fern der Heimat einer der Ihrigen an der Wand lehnt und das innerste Weh der weltverschlagenen, geknechteten Seele im Liede ausströmen läßt. Dann summen sie alle mit, die Körper werden regungslos, und die großen, heißen Augen starren ins gelbe Licht der matten Lampen.

Wir gingen weiter und kamen an den Hof am Hange. Dort steht eine große Buche, um die eine Bank läuft. Von hier aus kann man unsere ganze Siedelung überschauen. Warmes Frühlingslicht spielte durch laue Luft, die Zweige

trugen alle die kurzen, grünen Kinderkleidchen erster Jugend, die Vögel waren heimgekommen und übten und probten in abgerissenen Trillern und Läufen das große Lebens- und Liebeslied des Maien ein. Da wurde mir das Herz stolz und weit. Unsere Siedelung war schön, keine langweilige Linie in ihr, kein Steinkoloß, keine Erinnerung an geschniegeltes, ödes Geputztsein, sondern Heimatlichkeit, Wärme, Frieden.

„Wenn man das sieht," sagte die kleine Anneliese, „meint man, hier werden immer nur gute Menschen wohnen können. Es ist alles rein und gut; schlechten Leuten würde hier das Herz springen."

Ich drückte ihr dankbar die Hand und sagte:

„Aber es soll doch eine Zufluchtsstätte werden für solche, die nicht glücklich sind, auch wenn sie durch eigene Schuld unglücklich geworden sind."

„Ich finde," sagte Eva Bunkert, „in dem Ganzen ist ungeheuer viel Kindlichkeit."

„Das ist ein hohes Lob, mein gnädiges Fräulein, was Sie da sprechen," meinte Mister Brown; „Genialität ist nie etwas anderes als das Ursprüngliche, das Kindhafte. Sie glauben gar nicht, wie kindlich unsere guten amerikanischen Humoristen sind. Ganz im Ernst! Sehen Sie deren Tier- und Kinderbilder an, es ist alles geschaut mit den abgeklärten Augen des tiefernsten Mannes und alles gefühlt mit dem Herzen des kleinen Buben."

„Stefenson ist ein Genie," sagte Eva Bunkert.

„Das will ich nicht sagen," entgegnete Brown, „er ist nur das Werkzeug; der Schöpfer der ganzen Idee ist, wenn ich recht unterrichtet bin, der Herr Doktor, der mit uns auf dieser Bank sitzt."

Ich wehrte das Lob ab, und Eva Bunkert sagte:

„Wohl, der Herr Doktor hatte die Idee, hatte den Traum in der Seele, aber Stefenson hatte den Mut, diesen Traum in Wirklichkeit zu verwandeln. Ich möchte sagen, der Doktor hat ein schönes Motiv in die Welt hinausgesungen, und Stefenson hat ein herrliches Lied daraus geschaffen."

„Sie sprechen sehr gut und lieb von meinem Landsmann," sagte Mister Brown gerührt.

„O," rief Eva Bunkert, „ich schwärme für Stefenson. Es hat mir noch nie ein Mann solchen Eindruck gemacht wie er, obwohl er der Konkurrent meines Vaters ist. Erst recht deshalb! Ich mag die Leute nicht leiden, die sich nur für die Freunde und Gönner ihrer eigenen Sippschaft begeistern können."

Da wurde auch die kleine Braune munter.

„Ja," seufzte sie, „es ist schade, daß Mister Stefenson verheiratet ist! Er wäre der Erste, der bei der stolzen Eva Bunkert wirklich Glück hätte!"

„Du Plappermaul!" zürnte Eva, reckte aber den Kopf hoch. „Nun, ich leugne es nicht: dieser Mann gefällt mir. Weil er eben ein so ganzer Mann ist. Vom Heiratenwollen aber ist gar keine Rede."

„Er wäre keine schlechte Partie," meinte ich.

„Eben deshalb!" sagte Eva trotzig. „Ich will mal keine gute Partie, ich will einen Mann heiraten!"

„Ich wußte gar nicht, daß Stefenson verheiratet sei," warf Mister Brown ein.

„Wie? Und Sie wollen ihn so genau kennen?"

„Meine Gnädigste, als anständiger Journalist kümmere ich mich um das, was Stefenson für das Land und die Welt bedeutet, nicht aber um seine Privatverhältnisse. Ich habe nie gehört, daß Stefenson verheiratet sei. Es ist mir auch völlig gleichgültig."

„Der Herr Doktor hat es uns gesagt," erwiderte das Mädchen.

Da grunzte Mister Brown so tief und absonderlich, daß ich erschrocken aufschaute und ihn ansah. Und ich blickte — in Stefensons Augen. So klar, in so deutlichem Zorn blitzten diese Augen mich an, wie ich sie von hundert Gelegenheiten her kannte, wenn dem jähzornigen Mann die Galle überlief, was oft genug geschah.

Ein wüster Verdacht erwachte in mir. Dieser Mister Brown war gar kein amerikanischer Journalist, es war Stefenson selbst, der uns in einer vorzüglichen Maske getäuscht hatte. Noch einmal blickte ich ihn an; ich sah wieder in ein völlig fremdes Gesicht. Aber ich wurde den Verdacht nicht mehr los. Jedenfalls, alter Freund, so dachte ich, bist du es wirklich, so entlarve ich dich, bilde dir nicht ein, mit ein bißchen Detektivenschlauheit deutsche Gimpel zu fangen.

Ich fing an, auf Stefenson zu schimpfen.

„Der Mann mag seine Vorzüge haben, sagte ich, „aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. So ist Stefenson — ich sage das ruhig, obwohl er mein Freund ist — ungeheuer eitel!"

„Das ist kein Schade," fiel Eva ein; „viele große Männer sind eitel: viele Staatsmänner, viele Geistliche, alle Dichter — selbst solche, denen man es gar nicht zutraute, wie Kriegsleute, Flieger, Polizisten, sind eitel. Was heißt überhaupt: „eitel" sein? Wer umzirkelt den Begriff? Auf sich halten, auch in kleinen Äußerlichkeiten nicht verpowern, ist eine gesunde Eitelkeit. Eine andere kann Mister Stefenson gar nicht haben."

Da lachte Mister Brown.

„Oh!" sagte er, „was das anlangt, so ist Stefenson so eitel, daß er, wenn er sich im Rasierspiegel sieht, erst immer seinem schönen Bild eine kleine Verneigung macht, ehe er sich einseift."

„Ich denke, Sie kümmern sich nicht um Herrn Stefensons Privatleben," rief Eva aufgebracht.

„Gewiß nicht, meine Gnädigste," sagte der Journalist verbindlich, „aber manches fliegt einem halt so zu. Wenn es Spaß macht: ich kenne noch ganz andere Schwächen Ihres Geschäftsfreundes."

„Danke!" wehrte Eva ab, „es macht gar keinen Spaß!"

Ich dankte auch. Wenn dieser Mann wirklich Stefenson war, so war es das Dümmste, auf Stefenson zu schimpfen, denn er selbst würde dann noch weit mehr auf sich selbst schimpfen. Das mußte ich doch von seinen Artikeln her wissen. Auf solche Weise konnte ich dem alten Fuchs den Bart sicher nicht scheren.

Da kam mir eine Bemerkung von Anneliese zu Hilfe.

„Damals hatte doch Herr Stefenson seine Tochter mit sich. Hieß sie nicht Luise?"

Ich jubelte innerlich, und die Schlechtigkeit, einem Menschen aus einer seiner edlen Eigenschaften heraus eine Falle zu stellen, kam mir gar nicht zum Bewußtsein. Ja, ich beging eine neue Schlechtigkeit, ich schwindelte. So stark war das Verlangen, diesen „Journalisten", wenn er wirklich Stefenson war, als Stefenson zu entlarven.

„Allerdings," entgegnete ich meiner kleinen Nachbarin, „Stefensons Tochter heißt Luise. Das Kind hängt sehr am Vater und er an ihm. Er wollte sie durchaus mit auf die Reise nehmen, aber das gaben wir anderen nicht zu. Und es war auch sehr gut, denn das Kind ist nicht wohl."

„Wieso nicht wohl?" fuhr „Mister Brown" auf, und das in einer solch erschreckten Weise, daß ich jetzt meiner Sache völlig sicher war.

„Ah, so — so —" entgegnete ich gleichmütig, „bei Kindern findet sich leicht mal etwas; das ist nicht so tragisch zu nehmen."

„Ich finde,“ sagte Mister Brown scharf, „wenn ein Mann, wie Stefenson, ein einziges Kind hat, ist es Pflicht, ihm sofort telegraphisch Mitteilung zu machen, wenn dieses Kind ernstlich erkrankt.“

„Von ernstlicher Erkrankung habe ich nicht gesprochen,“ entgegnete ich ruhig, und diese Bemerkung war auch sehr angebracht; denn im selben Augenblick stürmte die kleine Luise mit zwei Bauernbengeln unter großem Halloh aus dem nahen Walde. Das Mädel hat sich bei uns inzwischen völlig eingerichtet, und von Schüchternheit ist gar keine Rede mehr. Jetzt kam sie auf mich zugestürmt.

„Ach, Onkel — ich wußte gar nicht, daß du hier oben bist. Wir spielen gerade Haschen.“

Anneliese liebkoste das Kind, und Eva Bunkert kniff es in die Wangen, daß es quiekte. Aufmerksam betrachtete Eva die Züge Luisens.

„Von ihrem Vater hat sie garnichts,“ sagte sie; „sie muß ganz nach der Mutter sein.“

„Im Gegenteil,“ entgegnete ich, „das Kind ist das ganze Abbild des Vaters.“

„Dann habe ich auf ihn vergessen,“ sagte Eva mit fast trauriger Stimme.

Mister Brown atmete schwer. Ein so schwefelgelb giftiger Blick schoß um den Buchenstamm herum auf mich zu, daß ich meiner Sache immer gewisser wurde. Und was hatte dieser Journalist gesagt? Er habe es sehr eilig, nur eine Viertelstunde Zeit zum Besuch und dann zehn Jahre Muße, um über mich und meine Anstalt zu schreiben. Jetzt war er schon über zwei Stunden da, und es wurde Abend. Wahrscheinlich würde dieser „Mister Brown“ plötzlich entdecken, daß er Zeit habe, für einen ganzen Monat bei uns zu verweilen.

Nun wandte er sich Luise zu. Aber es war nicht so, wie ich dachte. Mister Brown legte ohne jede wärmere Gefühlsbewegung dem Kinde die Hand auf den Kopf und sagte mit der üblichen Kinderfreundlichkeit:

„Luise, ich kenne deinen Papa. Ich fahre wieder zu ihm, ich werde ihm von dir erzählen. Bist du sehr krank gewesen?“

„Pappa soll bald wiederkommen,“ antwortete die Kleine.

„Ja, ja, gewiß! Aber ich frage, ob du sehr krank gewesen bist?“

„Wieso? Ich bin nie krank!“

„Aber hast wohl müssen im Bettchen liegen oder im Zimmer bleiben?“

„Nein, ich bin alle Tage draußen herumgerannt; ich war gar nicht eine einzige Stunde krank.“

„Hm!“

„Mister Brown“ grunzte voll innigen Behagens, und ich fühlte mich in der Rolle des blamierten Europäers nicht recht wohl. So mahnte ich zum Aufbruch. Die Mädchen schlenderten mit dem Kinde voraus, und ich folgte mit Mister Brown in einiger Entfernung. Jetzt wollte ich dem Fuchs an den Kragen.

„Ich finde eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Ihnen, Mister Brown, und meinem Freunde Stefenson. Sie haben dieselben Augen, dieselbe Nase, dasselbe Kinn und dieselbe Sprache, ja sogar dieselbe Art, sich zu räuspern. Ist das nicht merkwürdig?“

„Sehr merkwürdig!“ entgegnete Brown. „Ein Schnorrer drüben hat mir mal gesagt, ich sehe Kaiser Wilhelm I. ähnlich. Dem habe ich es noch halb und halb geglaubt und ihm fünf Prozent dessen geschenkt, um was er mich anpumpen wollte, aber eine Ähnlichkeit zwischen mir und Stefenson hat noch niemand herausgefunden. Ich bin Ihnen übrigens für die gute Absicht, mir etwas Angenehmes sagen zu wollen, sehr verbunden.“

Er schaute mich an, und ich blickte in ein stockfremdes Gesicht. Auch glaubte ich trotz des Abenddämmerns genau feststellen zu können, daß dieser Bart nicht

angeklebt, daß diese Haare keine Perücke seien. So wurde ich an meiner Entdeckung irre, und da ich einen zweiten Hineinfall nicht erleben wollte, sagte ich: „Gott, man kann sich täuschen!“

Da blieb er stehen, sah mich scharf an und sagte:

„Sie haben mich wohl gar für Stefenson selbst gehalten, der Ihnen in einer Ferienmaske vom Ich was vormimt? Dem alten Knaben wäre ein solcher Streich zuzumuten, he?“

„Aber nein — aber nein! So ähnlich sind Sie ihm nun doch nicht.“

„Nun, möglich ist alles auf der Welt. Hauptsächlich bei Ferien vom Ich!“ sagte Brown vergnügt.

Und er lachte. Aber es war ein fremdes Lachen.

Unterwegs begegnete uns ein Telegraphenbote. Er überreichte mir ein Kabeltelegramm, das aus Milwaukee kam und lautete:

„Verbindung mit x-Bankverein gelöst; weitere Zahlungen durch Dresdner Bank. Stefenson.“

Die Verhandlungen, von dem Bankverein, mit dem wir bis jetzt gearbeitet hatten, zur Dresdner Bank überzugehen, schwebten schon einige Zeit, und dieses Telegramm belehrte mich nun, daß Stefenson in Milwaukee und nicht in Waltersburg war. Meine Phantasie hatte mir wieder einmal einen Streich gespielt.

Was hatte Stefenson mir einmal geschrieben? Er halte mich für keinen Philosophen und keinen Menschenkenner, sondern für einen Dichter.

So war es.

Während ich den Telegraphenboten abfertigte und das Telegramm las, war Mister Brown den Mädchen nachgegangen, hatte die kleine Luise an den Händen gefaßt und tanzte mit ihr „Ringel-Ringel-Reihen“. Die lange Schlottergestalt nahm sich dabei merkwürdig genug aus, das Kind jauchzte, kam fast außer Atem, schlug zum Schluß entzückt in die Händchen und sagte:

„Er tanzt genau so schön wie Pappa!“

„Alle Amerikaner tanzen so schön, mein Mäuschen,“ sagte Brown und küßte das Kind auf die Stirn. Dann zog er die Uhr und sagte:

„Der Zug, mit dem ich zurückfahren wollte, ist ja nun längst fort. Sie waren so liebenswürdig, mich sehr lange dazubehalten. Den nächsten Zug aber darf ich nicht versäumen. Ich muß morgen in Berlin und übermorgen in Hamburg sein. Mein diesmaliges europäisches Gastspiel ist aus.“

„Sie haben nur den kleinsten Teil unserer Siedelung gesehen, Mister Brown.“

„O — ich habe genug gesehen. Den Geist — den Kern! Ich bitte Sie, mir Ihren ausführlichen Prospekt mitzugeben. Daraus werde ich mich informieren, und Sie werden sehen, daß ich am treffendsten das kritisieren werde, was ich nicht gesehen habe.“

Am Rathausplatz trennte er sich von uns. Ein Angestellter geleitete ihn zur Pforte, wo sein Wagen hielt.

Eva Bunkert sah ihm lange nach.

„Es ist merkwürdig,“ sagte sie; „er hat mich ungeheuer an Mister Stefenson selbst erinnert.“

„O nein,“ meinte die harmlose Anneliese, „Mister Stefenson ist doch ganz anders, viel jünger und auch viel hübscher.“

„Trotzdem — trotzdem! Was meinen Sie, Doktor?“

Ich zuckte die Achseln.

„Die Amerikaner haben alle dieselbe Art, sich zu geben.“

„Das trifft es nicht,“ sagte Eva nachdenklich. Und auch ich geriet wieder ins Grübeln.

„Ich glaube, es ist immer etwas unheimlich, wenn man nicht weiß, mit wem man spricht. Aber das wird ja in Ihrem Heim immer so sein, die Leute werden

nie wissen, mit wem sie sprechen. Werden sie da nicht vorsichtig, ängstlich, unsicher werden?“

„Gewiß nicht. Gesetzt den Fall, dieser Mister Brown sei der verkappte Mister Stefenson gewesen, wie es ja tatsächlich den Anschein hatte —“

„Um Gottes willen, Sie glauben das doch nicht etwa?“ rief Eva erschreckt. „Und ich hätte dann so — so — von Stefenson gesprochen —“

„Aber nein! Stefenson ist in Milwaukee. Hier ist ein Telegramm, das er heute früh dort an mich aufgab.“

„Gottseidank!“

„Ich wollte nur unsere Idee des Unerkanntseins in unserem Ferienheim verteidigen. Sehen Sie, wenn Mister Brown der maskierte Stefenson gewesen wäre, wäre die Partie recht unehrlich gewesen. Wir hätten ihn nicht erkannt, wohl aber er uns. In unserem Heim wird das ganz anders sein. Keiner wird den andern erkennen. Da wird keine Befangenheit, keine Ängstlichkeit, sondern ein Mut zur Offenherzigkeit sein, der unerhört ist in der Welt. Die Menschen werden Wahrheiten hören, die sie niemals vernähmen, wenn sie ihren Namen und Stand sagten, sie werden aber auch ihre Meinung sagen dürfen in einer Weise, die niemals möglich wäre, wenn sie ihre wirkliche Persönlichkeit dafür einsetzen müßten.“

„Ach ja,“ seufzte Eva Bunkert, „die gröbsten und rücksichtslosesten Rezensenten sind die anonymen oder pseudonymen.“

Die Bemerkungen dieses Mädchens fingen an, mir zu gefallen.

„Der Friede dieses Ortes wird alle Schärfe mildern, wird aus der Rücksichtslosigkeit wohltuende Offenheit, aus ätzender Grobheit klare Wahrheit werden lassen.“

„Sie meinen es sehr gut mit den Menschen,“ sagte gerührt die kleine Anneliese und sah mich mit ihren großen braunen Augen dankbar an.

Ich aber — ich weiß nicht, warum — schaute nach der schönen Blonden hin. Ich glaube, ich erwartete eine neue kluge Bemerkung von ihr. Aber sie schwieg.

Die Mädchen blieben im Forellenhofe.

Ich habe vor Monatsfrist im Rathaus Quartier bezogen. Lange schaute ich auf den Lindenplatz hinab. Der Mondschein spielte um den alten Baum. Ich dachte an vielerlei, viel an Eva Bunkert, aber noch mehr grübelte ich über der Frage:

War er's? War er's nicht?

Am übernächsten Morgen erhielt ich zwei Briefe, die ganz dieselbe Handschrift aufwiesen. Der eine Brief war von Stefenson und kam aus Milwaukee; er enthielt allerhand geschäftliche Weisungen, sowie die Mitteilung, daß er, Stefenson, wahrscheinlich erst im Sommer nach Europa zurückkehren könne. Der andere Brief war von Mister Brown, trug den Poststempel Hamburg und meldete, daß der Journalist im Begriff stehe, nach Amerika zurückzukehren, sich noch einmal für die freundliche Aufnahme bedanke und inzwischen unseren Prospekt mit Interesse gelesen habe.

Ich verglich die beiden Briefe wieder und wieder. Die Schriftzeichen glichen sich außerordentlich. Hätte man je einen der großen geschwungenen Buchstaben aus den Briefen ausgeschnitten, man hätte eine Kongruenz feststellen können.

Da sagte ich, der Erfinder der Idee von den Ferien vom Ich, zu mir selbst:

„Verdammt, es ist doch gut, wenn man weiß, mit wem man es zu tun hat!“

15. Mai.

Am 1. Mai ist unsere Heilanstalt eröffnet worden. Die Feier war schlicht. Lehrer Herder hatte es sich nicht nehmen lassen, wieder ein Melodram zu dichten, zu komponieren und zu inszenieren. Das

Publikum bestand aus Waltersburgern, unseren Bauern, deren Dienstleuten, unserem Personal und 15 Kurgästen. Von diesen 15 Kurgästen genießen zehn Freikur, und von diesen zehn sind sieben Schauspieler ohne Sommerengagement. Stefenson sandte ein längeres Glückwunschtelegramm aus St. Louis.

15 Kurgäste! Das war ein magerer Anfang nach der starken Reklame, die wir gemacht hatten. Ich telegraphierte das klägliche Ergebnis nach Amerika und erhielt von Stefenson die Antwort: „Hatte ich mir gedacht!"

Wir beschlossen, die Leute nicht einzeln über die Höfe zu verstreuen, sondern einen Teil in den Forellenhof, einen anderen in die Waldschölzerei zu geben. Die Schauspieler aber schwärmten nicht für Feld- und Waldarbeit; sie wünschten mehr dekorative Posten. Fünf von den sieben wollten Nachtwächter sein, einer bot sich als Hilfsbriefträger an, wobei seine Tätigkeit gleich Null gewesen wäre, und einer sagte mit mildem Augenaufschlag, er könne sich nur als Krankenpfleger glücklich fühlen. Wir hatten aber keine Kranke.

Da stellte der Bauer Emil Barthel vom Forellenhofe neben dem Großknecht, den er bereits hatte, dem „langen Ignaz", noch einen zweiten Knecht ein und sagte zu mir:

„Ich hab es Ihn'n gesagt, Herr Doktor, de Stadtleute sein olle faule Luder. Mit den is nischt anzufangen."

„Geduld, Barthel, Geduld!"

Der Anfang war wirklich miserabel. Zwar sang Egin Harold, der als Nachtwächter bestellt worden (und der in seinem Privatberuf Opernsänger war) das

„Hört Ihr Herr'n und laßt Euch sagen,
Die Uhr hat eben zehn geschlagen,"

mit tremolierender Empfindsamkeit; aber um Mitternacht sang er noch viel empfindsamer vor dem Hofe des Sonnenbauern, der eine hübsche, blonde Magd hatte: „Gute Nacht, du mein herziges Kind!" Um 1 Uhr droben am Hange: „Ihr lichten Sterne habt gebracht so manchem Herzen schon hinieden — — —"; um 2 Uhr: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht", und von 3 Uhr an: „Morgenlich leuchtend im rosigen Schein."

Die benachbarten Hofhunde wurden ob dieser Gesänge so tief ergriffen, daß sie alle mitsangen, und alsbald lag auf dem Rathaus eine Beschwerde über den Nachtwächter wegen nächtlicher Ruhestörung. Als nun Egin Harold von dem unmusikalischen Sonnenhofbauern noch gar angedroht bekam, er werde den Hofhund loslassen, wenn der Wächter sein Gesinge vor dem Kammerfenster der Magd nicht einstelle, quittierte der beleidigte Künstler seinen Posten und übergab die Abzeichen seiner Würde an seinen Berufsgenossen, den Bassisten Hagen Korrundt, wobei er mit einiger Abänderung des Lohengrintextes sang:

„Den Spieß, dies Horn, den Pelz will ich dir geben.
Das Horn soll in Gefahr dir Hilfe schenken,
Der Spieß im wilden Kampf dir Mut verleiht,
Doch in dem Pelze sollst du mein gedenken,
Der jetzt auch dich aus Schmach und Not befreit."

Die „Schmach und Not", aus der Hagen Korrundt befreit wurde, bestand darin, daß er, der ein starker Mann war, ein paar Stunden am Tag dem Waldschölzer hatte helfen müssen, Bäume zu fällen. Jetzt war er als Nachtwächter vom Tagesdienst befreit. Abends um zehn Uhr bestieg Hagen einen großen Granitblock, den er den „Fasnerstein" getauft hatte, stand malerisch dort oben in seinem wilden Zottelpelz mit seinem langen Spieß und seinem funkelnden Horn, sang mit dröhnendem Baß die

Stunde, kletterte dann vom Fasnerstein wieder herab und ging schlafen.

Die Kur bekam Herrn Hagen Korrundt sehr gut. Er erzählte mir in der Sprechstunde, daß er früher an einem chronischen Hungergefühl, das wahrscheinlich auf nervöser Grundlage beruhte, gelitten habe. Seit er aber bei uns sei, sei er aller Beschwerden ledig. Als ich daraufhin der Köchin in der Waldschölzerei ein Lob erteilte, sagte das Weiblein nur zwei Worte:

„Er frißt!" —

Es ist ein Schauspieler da, der mit seinem wirklichen Namen Eduard Käsenapf heißt. Als Künstler nennt er sich Guido Janello, bei uns aber, da er doch nicht erkannt sein darf, Knut Waterstream.

Dieser Knut Waterstream ist dünner als ein Regengerinnsel. Ich schickte ihn zur Arbeit in die Gärtnerei. Einiges erzählte mir der Gärtner, einiges beobachtete ich selbst, wie Knut arbeitete. Er sollte dürres Laub zusammenrechen und flüsterte den braunen Blättern zu:

„So wie ein Blatt vom Wipfel fällt,
So geht ein Leben aus der Welt,
Die Vögel singen weiter!"

Stützte sich auf den Rechenstiel und stand eine Viertelstunde lang in melancholischer Betrachtung über die Verwelkbarkeit des Laubes und anderer irdischer Dinge. Darauf übgerab er dem Gärtner den Rechen und sagte:

„Tun S i e dieses Totengräbergeschäft; ich vermag es nicht!"

Ein andermal sollte Knut ein Beet ausjäten. Er ging siebenmal mit düsterem Antlitz um das Beet herum, spreizte dann alle zehn Finger über dies neue verruchte Arbeitsfeld und deklamierte:

„Giftiges Kraut, gesäet mitten unter den Weizen,
O du teuflische Saat, wie bist du vom Feinde gestreut!
Satanas hat sich dein Korn in höllischen Scheuern gestapelt,
Hat mit beklaueten Fingern diese Aussaat verrichtet,
Daß du nun wucherst und wächst dem güldenen Weizen zum Schaden,
Daß du die Sonne ihm stiehlst, den nächtlichen Tau der Gestirne.
Weiche, du teuflische Brut, verkrieche dich tief in den Boden,
Krieche zur Hölle zurück, zum Satan, von dem du gekommen,
Nie mehr soll dich erblicken mein schwerbeleidigtes Auge,
Einzig soll es sich freuen am goldenen Schimmer des Weizens!"

Daraufhin hat der Gärtner Herrn Knut Waterstream belehrt, daß das, was er als Weizen anspreche, in Wirklichkeit junger Kopfsalat sei und daß sich gegen das Unkraut mit Beschwörungen nichts ausrichten lasse. Man müsse das Zeug Stück für Stück mit der Wurzel aus der Erde herausziehen; anders gehe es nicht.

„Lieber Freund," hat da Knut Waterstream mit melancholischer Stimme erwidert, „wir verstehen uns nicht!"

Dann ist er gesenkten Hauptes nach Hause gegangen. — — —

22. Mai.

Es soll der Sänger mit dem König gehen. Sänger hatten wir von Anfang an genug; am 10. kam der König an. Ein wirklicher König war es zwar nicht, aber immerhin der Bruder eines regierenden Fürsten, eine Hoheit. Um diese Zeit versandte unser Propagandachef, Herr Levisohn, folgende Notiz an 300 Zeitungen:

„Der Andrang nach der Kuranstalt ,,Ferien vom Ich" zu Waltersburg, der besten und originellsten Heilstätte der Welt, ist enorm. Die ermüdete Intelligenz flüchtet in unseren Frieden; die heimatlosen Kinder der Welt kommen auf ein Weilchen zurück ins grünbelaubte Mutterhaus der Natur. Künstler von Weltruf, Mitglieder europäischer Regentenhäuser sind bei uns eingekehrt. Wie romantisch, wenn ein Heldentenor,

der vergötterte Liebling allen Volkes, bei uns als schlichter Nachtwachtmann mit funkelndem Speer und silbernem Horn durch die im Sternenschein liegenden Gassen schreitet, die Stunden singend, wie es in alten Tagen geschah, oder wenn er einer heimlich geliebten schlummernden Dame sein Trubadourlied singt; wie rührend, wenn ein gefeierter Schauspieler voll Lust und mit nie ermüdender Emsigkeit seine Gärtnerarbeit verrichtet; wie ergreifend, wenn der Allerhöchstgeborene Herr, dessen Wink das ganze Land gehorcht, auf dessen Stimmungen die Welt achtet, im demütigen Bauernkleide, von niemand erkannt, seiner ländlichen Tätigkeit nachgeht! Wahrlich, die Kuranstalt „Ferien vom Ich" ist ein Triumph der Menschheit, ist der Sieg über das Unglück, ist ein Paradies auf Erden!"

Als ich diesen Erguß in den Zeitungen las, wußte ich: auch unser Herr Levisohn war ein Dichter. Einer von blühender Phantasie.

Hoheit kam allerdings zu mir und sagte:

„Sagen Sie mal, Doktor, is denn unter den paar Männchen, die hier bei Ihnen rumirren, etwa der Deutsche Kaiser, der Zar oder der Sultan drunter?"

„Gewiß nicht, Hoheit."

„Ja, wer ist denn da mit Allerhöchstgeborenem Herrn gemeint, auf dessen Stimmungen die Welt achtet?"

„Ew. Hoheit selbst."

Hoheit prusteten los und kriegten einen schweren Hustenanfall. Nachher sagten Hoheit:

„Verfluchter Kerl, der Levisohn; er macht was aus einem!" — —

Der Erfolg der Levisohnschen Reklamenotiz war riesenhaft. Es wurden achtzigtausend Prospekte von uns eingefordert, und es meldeten sich über dreitausend Kurgäste an. Ob der nachtwächternde Heldentenor oder der ackerbauende Fürst die größere Anziehung ausübte, war nicht zu entscheiden. Flugs erschien in Hunderten von Zeitungen folgende Notiz:

Kuranstalt „Ferien vom Ich", Waltersburg. In einer Woche 83 000 Menschen, die an die Pforten unseres Heims anklopften!!! Auf absehbare Zeit können wir trotz unserer riesigen Anlagen neue Gäste nicht aufnehmen, da jeder unserer Feriengäste ganz individuell behandelt werden muß. Vornotierungen aber zulässig."

Diese hochmütige Kürze tat noch größere Wunder. Unser Bureau konnte die Berge von Zuschriften nicht im geringsten mehr bewältigen. Ich telegraphierte unsere fabelhaften Erfolge nach Amerika. Und wieder traf die Antwort ein:

„Hatte ich mir gedacht!"

24. Mai.

Hoheit ist ein recht liebenswürdiger Kurgast. Hoheit ist überhaupt einer, der seiner zu großen Nachsicht gegen sich selbst die Erschlaffung seiner Nerven verdankt. Wir Ärzte drücken das höflich so aus: Er hat zu konzentriert gelebt. Es ist schön, daß wir unsere fachmännischen Ausdrucksformen haben; denn es würde sich stilistisch nicht gut ausnehmen, wenn man sagte: Hoheit ist vielleicht eine ganz gute Haut, aber ein bißchen Schweinekerl und Lüderjan!

Also Hoheit haben zu konzentriert gelebt und sind vielleicht nur zu uns gekommen, weil sie hier ein Feld für originelle Extravaganzen wittern. Alles andere liegt hinter diesem Mann, schwere Familienratsbeschlüsse, unfreiwillige Reise um die Erde, zeitweilige Verwendung in den Kolonien, Aussöhnung mit dem Familienchef, abermaliges Fallen in Ungnade, morganatische Ehe, Scheidung, Schulden, Zeitungsskandal und was so zum Bilde des tollen Prinzen gehört.

Drei Tage hat Hoheit in der Besinnungseinsiedelei zugebracht und mir einen Lebensbericht eingereicht, über dem mir die Haare zu Berge gestanden haben, obwohl ich als Arzt und Weltumsegler ja gerade nicht unerfahren und ängstlich prüde bin. Am Schluß stand: er habe sich eigentlich erschießen wollen, aber er könne ja noch mal diese „neue Chose" probieren, ob ihm noch ein bißchen Geschmack am Leben beizubringen sei. Das Leben komme ihm so eklig und wertlos vor, wie ein alter schmutziger Kupferdreier, für den man keine Zwiebel mehr zu kaufen kriegt. Er gebe sich ganz in meine Hand, wolle alle Arbeit tun und bitte, mit ihm recht rauh zu verfahren; es sei ihm immer am wohlsten gewesen, wenn ihm gelegentlich mal sein hoher Bruder, Landesherr und Familienoberhaupt, ein paar Ohrfeigen angeboten habe. Dann habe er auf Sekunden das Gefühl gehabt, daß er und sein Leben noch ernst genommen werden können. Heißen wolle er Max Piesecke.

„Also, lieber Piesecke," sagte ich in der Sprechstunde zu ihm; „daß Sie ein großer Lumpenkerl sind, wissen Sie und brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Höchstwahrscheinlich läßt sich mit Ihnen nichts mehr anfangen. Erschießen werden Sie sich nicht, dazu fehlt Ihnen die Courage. Aber miserabel zugrunde gehen werden Sie! Es wird weh' tun, Piesecke; Sie werden die Wände auskratzen, ehe Sie hin sind! Aber Piesecke, sehen Sie — ich glaube, ungefällig sind Sie nicht. Sie haben auch noch Sinn für Humor. Nun, Piesecke, es wäre doch ein kolossaler Witz, wenn aus Ihnen noch mal ein brauchbarer Kerl würde! He? Sie müssen selbst darüber lachen! Und für mich wäre es eine Reklame — wegen Ihrer Familie. Also versuchen wir's halt. Gelingt's, freue ich mich; gelingt's nicht, schmeiß' ich Sie raus!"

„Wahrscheinlich werden Sie mich rausschmeißen!" sagte Piesecke nachdenklich.

„Sie sind ein schlechter Pessimist, Piesecke! Sehen Sie, wenn Sie ein bißchen Philosophie im Leibe hätten, müßten Sie wissen: es gibt keinen grimmeren Spaß, als ein Pessimist zu sein und über den Pessimismus zu lachen!"

„Wie? Bitte schreiben Sie mir den den Satz auf!"

„Gern!"

Ich schrieb den Satz auf einen Zettel, übergab ihn Piesecke und sagte:

„Stecken Sie sich dieses Wertpapier in Ihre Jackentasche und verlieren Sie es nicht! Und nun werde ich Ihnen noch etwas sagen, Piesecke! Sie werden höchstwahrscheinlich nach acht Tagen bei uns ausreißen wollen. Sie sind gar nicht imstande, bei uns zu bleiben, und das Gesundungsleben durchzuführen. Dazu fehlt Ihnen die Willenskraft. Um nun nicht unnützerweise acht Tage lang meine Zeit mit Ihnen zu vergeuden, werden wir einen notariell aufgenommenen Kontrakt machen. Er wird kurz sein und lauten:

„Falls ich nicht ein Jahr lang im Waltersburger Kurheim ‚‚Ferien vom Ich'' aushalte und mich den Anordnungen des dirigierenden Arztes füge, zahle ich drei Millionen Mark Reugeld."

„Was?" schrie Max Piesecke. „Sie sind verrückt! Wenn ich so etwas tue und mein Bruder erfährt es, schlägt er mich tot."

„Schön! Dann habe ich nicht mehr nötig, Sie zu kurieren."

Piesecke sank in sich zusammen.

„Ich bin immer Erpressern in die Hände gefallen," jammerte er.

„Morgen nachmittag 4½ Uhr wird der Notar hier sein," entgegnete ich ruhig; „Sie werden dann entweder das von mir aufgesetzte Abkommen unterzeichnen oder Ihrer Wege gehen."

„Ferien vom Ich!" stöhnte Piesecke; „ich habe gar keinen Willen mehr."

Am nächsten Tage um 4 Uhr 35 unterschrieb vor dem Notar, meinem Vertrauten, Max Piesecke das von mir gewünschte Abkommen mit seinem hochfürstlichen Namen.

„Nun passen Sie mal auf, Piesecke,“ sagte ich, „jetzt wird noch was aus Ihnen!“

Ende Juni.

All' unsere Höfe sind mit Kurgästen besetzt. Wir haben so viel Anmeldungen, daß wir die Wahl hätten, wen wir aufnehmen wollen, aber wir gehen der Reihenfolge der Anmeldungen nach. Ich habe von früh bis spät Arbeit, obwohl unser Ärztekollegium immer größer wird. Es lastet zu viel Geschäftliches auf mir. Das drückt auf die Seele; denn ich bin kein Kaufmann. Was tut mir doch dieser Stefenson an, daß er grade jetzt, wo er hier am nötigsten wäre, in Amerika sitzen bleibt? So viel ich auch schon an ihn schrieb und telegraphierte, er kommt nicht zurück. Immer die gleiche Antwort: „Ich bin hier noch unabkömmlich.“

Unser Direktor — ein früherer Offizier — ist zum Glück ein tüchtiger Mann. Es ist Schwung in seinen Gedanken, er hat viel Initiative und feinen Spürsinn. Wie ein guter Jagdhund ist er, er hat's in der Nase, wenn er über das weite Gelände unseres Arbeitsfeldes schnubbert, wo irgendwo in einer geheimen Furche ein verborgener Erfolg aufzustöbern ist. Er ist aus dem Holz, aus dem die guten Feldherrn, Diplomaten, Kaufleute geschnitzt sind. Die leitet alle ein unfaßbarer Instinkt, eine Art sechster Sinn, den andere Leute nicht haben.

Der Direktor heißt von Brüning und wird wegen seines würdevollen Auftretens von den Kurgästen „der Herr Präsident“, von den Angestellten aber „der Direks“ genannt. Oft habe ich bei seinen Maßnahmen das Gefühl: genau so würde Stefenson gehandelt haben. Brüning ist auch von Stefenson angestellt worden. Mein Geschäftsfreund hat den Offizier a. D. mal irgendwo kennen gelernt, sich mit ihm etwa zwei Stunden unterhalten, dabei — wie er schrieb — gefunden, „daß sich dieser Mann zwei verschiedene Dinge auf einmal vorstellen könne, was nur sehr wenig Menschen vermöchten“, daß er ferner „zu klug sei, um die Alltagsklugheit zu haben“, daß er nicht in den Doppelsohlenstiefeln ängstlicher Vorsicht einherstampfe, in denen man von hundert Schnellfüßlern überholt werde, und daß er von guter, zäher Geistesmuskulatur sei. So hat sich Stefenson die Adresse dieses Herrn gemerkt und ihn für uns nun an den Tag gezogen.

Es ist ein Glück, daß dieser Direktor da ist. Was täte ich ohne ihn? Einen Entscheid fällt er fast nie sofort. Er will, wenn es sich um wichtigere Angelegenheiten handelt, immer einen Tag oder doch einige Stunden Bedenkzeit. Dann steht aber auch seine Meinung felsenfest. Und er entscheidet immer so, wie ich annehmen möchte, daß Stefenson entschieden haben würde, auch manchmal in Dingen, die viel Geld kosten, so waghalsig, so wurstig, so ohne Skrupel, wie es eben nur ein reicher Mann kann, der so fest steht, daß er weiß: ich kann nicht fallen, komme, was wolle. Ein paarmal sah ich den Direktor scheu von der Seite an. War er etwa gar...

Das war aber krasser Unfug. Dieser kleine Schwarzbart mit dem runden Bäuchlein war bestimmt nicht der große, hagere Stefenson. Auch in dem Journalisten Brown hätte ich nichts anderes vermuten sollen als eben den Mister Brown. Ich weiß gar nicht, wie ich zu solch absurden Vermutungen komme. Es macht's eben wohl die ganze Art meiner Anstalt, daß man in den einzelnen Menschen einen anderen sieht als den, der er zu sein vorgibt.

Ich muß mich wahrhaftig erst in die Ausführung meiner eigenen Idee von der Unpersönlichkeit meiner Kurgäste gewöhnen. Es wird mir schwer, in dem Nachtwächter Korrundt nicht den Opernsänger zu sehen, ja, es wird mir sogar schwer, unsere verbummelte Hoheit mit Piesecke anzureden. Dabei ist doch der Mann wirklich mehr Piesecke als Hoheit.

Ich bekümmere mich absichtlich nicht um die Personalien der Kurgäste, die ich nicht selbst behandle, sehe keine unserer Geheimlisten ein, soweit ich es nicht als leitender Arzt tun muß. So begegne ich Menschen auf unseren Wegen, sehe Leute in unseren Gärten und auf unseren Feldern arbeiten, von denen ich nicht weiß, wer sie sind, woher sie kommen, wohin sie gehen, von denen mir nur bekannt ist, daß sie aus einer drückenden Enge entflohen sind in das lichte Reich unserer grünen Gesundheit.

Der Sekretär, der unsere Statistik macht, sagte mir, daß neunzig Prozent unserer Kurgäste aus Großstädten kommen. Ich glaube das gern. Die Großstadt ist keine gute Mutter. Dazu sind ihre Arme und Hände zu steinern hart, ist ihre Sprache zu laut und liebeleer, sind ihre Sinne zu flunkerig, sind ihre Wünsche ohne Heimlichkeitssinn zu sehr auf den Engrosramsch der Genüsse gerichtet, ist ihr Aufputz zu sehr abgespart den wahren Bedürfnissen ihrer Kinder. Von den Palasträumen ihrer Verwaltung aus regiert diese Stiefmutter Großstadt ihre Familie, die zum größten Teil in dumpfen Winkeln hockt und in engen Kammern schläft; in ihren glänzenden Parkanlagen dürfen barfüßige Jungen und zerlumpte Mädchen spazieren gehen; wie die niederträchtigste Amme, die ihren unruhigen Zögling mit Schnaps betäubt, errichtet sie in all' ihren Vorstädten Destille neben Destille. Und wenn die Kinder gar zu viel darben und zu murren beginnen, schenkt ihnen diese „Mutter“ Großstadt einige Bonbons „öffentlicher Fürsorge“ oder billiger Lustbarkeit, Bonbons, die nicht satt, stark und gesund machen können, sondern nur den Magen ansäuern und die Zähne des Willens und Charakters verderben.

Wann endlich wird die Menschheit des trügerischen Schimmers müde sein, in Scharen ausziehen aus dem ungesunden Hause der Stiefmutter Großstadt und im großen Ferien machen von diesem jammervollen Ich?

30. Juni.

Heut ist ein Unglück passiert. Annelies von Grill und Eva Bunkert wollten als Kurgäste zu uns kommen und beim Forellenbauer wohnen. Der Bauer hatte seinen Spazierwagen nach dem Bahnhof geschickt zur Abholung. Sein Knecht, der lange Ignaz, spielte den Kutscher. Aber auch Piesecke fuhr mit. Hoheit will sich in die Geheimnisse der Kunst einweihen lassen, ein Bauerngefährt auf einem etwas holprigen Feldweg mit Geschick zu leiten.

Auf dem Rückweg ist dann das Unheil geschehen. Piesecke hat kutschiert und gerade dort, wo der Weg eine steile Böschung hat, umgeworfen. Die Damen sind den Abhang hinabgekugelt, die beiden Kutscher desgleichen, und die scheugewordenen Pferde haben den umgekippten Wagen hinter sich hergeschleift und greulich zugerichtet.

Von den vier abgepurzelten Personen hat sich der Knecht Ignaz zuerst erhoben. Er hat sich erst die Glieder zurechtgeschlenkert, dann die Wahlstatt überschaut und darauf zunächst mal dem unglücklichen Piesecke ein paar ungeheuere Ohrfeigen versetzt. Darauf ist Ignaz den Pferden nachgerannt, hat sie zum Stehen gebracht, sich überzeugt, daß mit dem Wagen nicht weiterzufahren sei, und ist dann zu den Damen zurückgekehrt. Annelies ist außer dem Schreck nichts passiert, die schöne Eva hat sich einen Fuß verstaucht. Ignaz hat die

holde Blonde auf seinen kräftigen Buckel laden und nach Hause tragen wollen, doch das hat sie abgelehnt. Piesecke hat nichts zu sagen gewußt als: „Pardon, pardon, es ist mir dieses alles sehr fatal.“ Schließlich hat Eva dem Knechte befohlen, ein Pferd auszuspannen, sie hinaufzuheben und ist so halb lachend, halb weinend bei uns eingeritten.

Am selben Tage noch kam Hoheit zu mir, um wegen der erhaltenen Ohrfeigen Beschwerde zu führen. Er sei — so sagte er — immerhin ein Kurgast, und Ignaz sei ein gemieteter Knecht. Er müsse gegen eine solche Behandlung Protest einlegen.



Ich aber sagte: „Piesecke, ich habe so viel Wichtiges zu tun, daß ich mich wirklich nicht darum kümmern kann, wenn sich mal zwei unserer Kutscher prügeln.“

Darauf erhellte sich Pieseckes Gesicht, und er sagte:

„Jawohl, ich sehe es ein! Wenn ich mich körperlich werde gekräftigt haben, werde ich ihm die Ohrfeigen zurückgeben.“

„Das müssen Sie,“ versetzte ich; „das gebe ich Ihnen auf; das werde ich Ihnen direkt in die Kurverordnung schreiben, mein lieber Piesecke.“

(Fortsetzung folgt).

Der Bahnhof.

Aus Stein und Eisen hoch aufgereckt,
umwoben von Drähten: den Weltverkündern,
ein Ungeheuer mit riesigen Mündern,
das tausend stählerne Arme streckt,

hält Wache der Bahnhof, das Tor der Stadt.
Und immer und immer und immer wieder
regt er die Kraft der titanischen Glieder,
nie rasterheischend, nie arbeitsmatt.

Den Fernen bietet er trotzig die Stirne,
sie sich zu erkämpfen, sie sich zu verbünden,
bis endlich in seinem gewaltigen Hirne
alle Fäden der Erde münden.

Drum schickt er an seinen tätigen Tagen
unzählige windschnelle Boten aus,
entferntesten Küsten willkommene Kunde zu tragen
und die Menschen in einem eisernen Haus

mit all ihrer Lieb', ihrem Haß, ihrem Sehnen
zu neuem Glücke, zu neuen Tränen
ins Ungewisse hinauszutragen.

Richard Rieß.

Das Hunnenlied.

(Zu singen nach der Melodie: „Ich bin ein Preuße . . .“)

Ja, wir sind Hunnen! Habt Ihr es vernommen?
  Durch alle Welt schnarrt diese Melodie;
Vom brit'schen Vetter ist die Mär gekommen,
Und jeder fremde Esel leiert sie.
  Zwar glänzt uns vom Gesichte
  Die ehrliche Geschichte,
Doch hetzt in Welthaß uns der Lug hinein:
Wir sollen Hunnen, sollen Hunnen sein!

Der Franzmann ist der Edelste der Erde,
Doch, ach, sein Schwert blieb stets vom Blute naß,
Auch wurde er trotz stolzer Siegsgebärde
Ein brit'scher Söldling und ein Hintersaß;
  Ihr Jakobinersprossen,
  Ihr Negerpackgenossen,
Ach, eure Friedensliebe ist so rein, —
Doch wir sind Hunnen, müssen Hunnen sein!

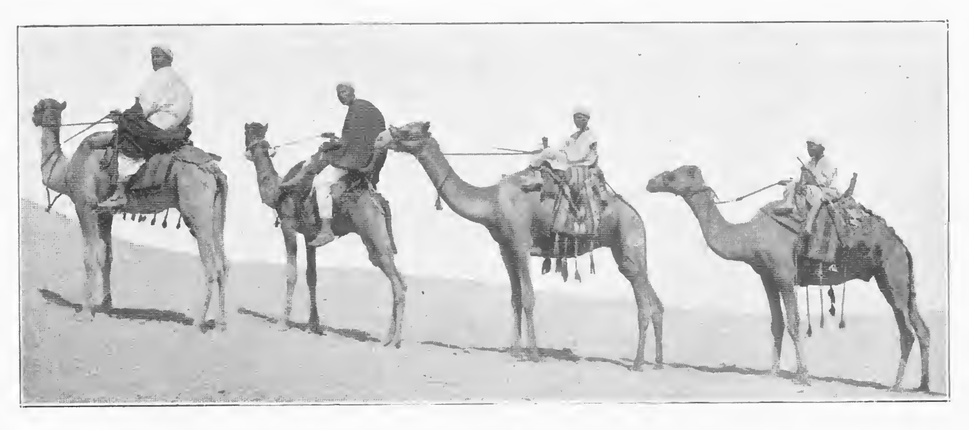
Gen Rußland ziehen unsrer Brüder Scharen,
Tun ihre Pflicht dort ohne Furcht und Wank,
Doch schreckt sie alle eine der Gefahren —
Das ist der russisch-krabbelnde Gestank;
  Des Russen edles Wesen
  Scheut zwar das Schreiben, Lesen,
Doch haust er stillvergnügt mit Laus und Schwein —
Und wir sind Hunnen, müssen Hunnen sein!

Vom Ausland kamen zu uns fremde Dichter,
Und leichtlich galt uns mancher als Genie;
Was unsre Sänger sangen, deutscher, schlichter,
Das übergleißten, überschrieen sie;
Nun schelten sie uns Schinder
Und Mörder kleiner Kinder;
Sie strichen deutsches Lob und Geld sich ein;
Nun sind wir Hunnen, müssen Hunnen sein!

Der Brite steckt die Welt sich in die Tasche,
Nahm hundert Völker sich in Dienst und Sold,
Er aß das Mahl und uns ließ er die Asche,
Uns gab er Steine und behielt das Gold.
Er finge, wenn es ginge,
Den Mond selbst in der Schlinge;
Jetzt hört' man ihn ob „deutscher Herrschsucht" schrein:
„Das müssen Hunnen, müssen Hunnen sein!"

Im Traum hört' ich des Herrgotts Stimme schallen:
„Mein Sohn, du sollst hinfort ein Brite sein;
Doch sollte dir das nicht so recht gefallen,
Reih' ich auch gern dich bei den Hunnen ein;
Nun stelle deine Bitte:
Ob Hunne oder Brite?"
Da wacht' ich auf und tat zum Himmel schrein:
„O lass' mich Hunne, lass' mich Hunne sein!"

Breslau, Paul Keller.
Januar 1915.



Fellachen auf Kamelen.

Aus dem Lande der Pharaonen.

Plauderei von Fr. Kiene-Naton.

Mit 4 farbigen Bildern nach Skizzen der Verfasserin, einer Bleistiftzeichnung und 9 photographischen Aufnahmen.



Als ich vor einigen Jahren Ägypten für immer verließ, ahnte ich nicht, daß dies wunderbare, an den Ufern des heiligen Niles in üppigster Fruchtbarkeit schlummernde Sonnenland noch einmal nach so vielen Jahren der Ruhe in Kriegswirren verwickelt werden würde. Und gar mit Deutschland, das sich bei dem vornehm denkenden Volke der uralt eingesessenen Araber einer so besonderen Wertschätzung erfreut, daß ein Zwang der Engländer nach dieser Richtung hin unfehlbar eine Erhebung und Auflehnung des ganzen Volkes nach sich ziehen wird. Wenn auch durch den leider zu früh verstorbenen jungägyptischen Patrioten Mustapha Pascha Kamil der Funke, der in der Seele jedes Ägypters schlummerte, zu der flammenden Erkenntnis erweckt wurde, daß Ägypten den Ägyptern gehören müsse, und in den letzten Jahren oftmals Versammlungen der Nationalisten öffentlich abgehalten wurden, so reichte doch leider bisher die Kraft des Stolzes und des erweckten Freiheitsdurstes in diesem jahrhundertelang unterdrückten Volke nicht aus, sich von dem verhaßten Joch der Engländer zu befreien. Den Engländern gelang es immer wieder, mit Umzügen größerer bewaffneter Truppenmengen durch die ganze Stadt das Volk einzuschüchtern. Wiederholt hat die englische Regierung auch neue Regimenter zur Verstärkung der bereits dort garnisonierenden Truppen nach Ägypten verlegt, erstens, um für alle Fälle gerüstet zu sein, und zweitens auch, um den jungägyptischen Patrioten klar vor Augen zu führen, daß jede englandfeindliche Strömung nur die Kosten erhöhe, welche durch die englischen Truppen dem Lande auferlegt werden.

Übrigens haben die Engländer ihre bekannte Brutalität und Rücksichtslosigkeit auch hier niemals verleugnet. Lord Cromer soll einmal zum Khedive Abbas Hilmi gesagt haben,

daß er bei der geringsten Unruhe oder Aufsässigkeit der Araber sofort den Palast des Khediven mit Kanonen zusammenschießen lassen würde. Die kleine Garnison der Engländer in Kairo, welche in Friedenszeiten ungefähr 4- bis 6000 Mann stark ist, hält ein Heer von 18 000 eingeborenen Soldaten und ein Volk von rund 12 Millionen Einwohnern im Zaume; im Frieden mag das ausreichend sein, wie es aber in Kriegszeiten bestellt sein wird, ist nicht auszudenken. Die Munitionsdepots sind ausschließlich unter englischer Bewachung. Da die wenigen ägyptischen Offiziere wie auch die vornehmsten ägyptischen Familien von den Engländern nicht für voll oder gar gleichberechtigt angesehen werden, so glimmt natürlich der Haß seit vielen Jahren in den Seelen der im eigenen Lande Unterdrückten stetig fort, so daß es nur eines Funkens bedarf, ihn in hellen Flammen auflodern zu lassen und alle Reste von Untertänigkeit aufzulösen.

Wie unvorsichtig es in diesen Zeiten der Gährung von der englischen Regierung gewesen ist, den frommen Ägyptern die Wallfahrt nach Mekka zu untersagen, kann nur der ermessen, welcher die Bedeutung des Festes der Überführung des heiligen Teppichs zum Grabe des Propheten kennt, für die der Sultan jährlich weit über 1 Million Mark verausgabt. Jedes Jahr werden wenige Tage nach dem Beiramfeste die auf Kosten des Beherrschers aller Gläubigen in den Klöstern der Mohammedaner gewebten Stücke der Kiswe, d. h. des Teppichs, der alljährlich neu zur Verhüllung der Kaaba, des höchsten Heiligtums im Innern der Moschee in Mekka, dient und von den Pilgern nach Mekka gebracht wird, in feierlicher Prozession zur Zitadelle in Kairo getragen, wo die Stücke in der Moschee Mohammed Ali zusammengenäht und abgefüttert werden.



Die Prozession des heiligen Teppichs.



Ali der Perlenverkäufer.

Gewöhnlich am 23. November wird der fertige, kostbar mit Gold und Silber auf schwarzem Grunde bestickte heilige Teppich unter glänzendem Geleit aller Würdenträger, ägyptischer Kavallerie und der arabischen Regimentskapellen in feierlichem Umzuge über den Rumêle-Platz am Fuße der Zitadelle aus der Stadt geleitet. Das ist ein großes und glänzendes Fest für alle Ägypter! Alle, die den Glauben des Propheten teilen, wandeln in gehobenster Stimmung durch die belebten Straßen der Stadt. Sogar die Frauen sind geputzt, und viele verschleierte Damen blicken aus den geöffneten Fenstern der Harîms auf das bunte Gewimmel herab. Auf dem Rumêle-Platz ist für die Würdenträger, unter denen auch der englische Gouverneur, der wirkliche Herrscher über Ägypten, die Minister und der Khedive selbst anwesend sind, ein prachtvolles Zelt in Gold und Rot aufgeschlagen. Die Tribünen für das Publikum, das zum großen Teil aus vornehmen Europäern besteht, sind ebenfalls mit bunten Stoffen behängt. Eine tausendköpfige Menge in ihren leuchtend farbigen arabischen Gewändern säumt den ganzen weiten, sonnenfunkelnden Platz ein. Und unter den nervenaufreizenden Klängen der eintönigen arabischen Musik setzt sich der feierliche Zug in Bewegung. Voran reitet Kavallerie auf den schönen, graziösen arabischen Vollblutpferden; dann folgen mit bunten Teppichen geschmückte Kamele, deren Höcker durch Büschel von Palmzweigen mit Orangen verdeckt sind. Andere tragen auf den mit leuchtenden Stickereien bedeckten Rücken die frommen, grün beturbanten Schêchs, die den Teppich nach Mekka geleiten. Hinter jeder Abteilung des Zuges geht eine Musikbande. Dann folgt, von zwei Kamelen getragen, die mit roten Stoffen behängte Sänfte des Emirs el Hagg, dahinter die Führer der Pilger ebenfalls in Sänften mit mehreren Begleitern. Oft auch reißen sich die Gläubigen darum, die Sänfte des großen Emirs selbst tragen zu dürfen. Weiterhin folgen die Pilger und Derwische und endlich auf einem besonders edlen und prachtvoll geschmückten Kamel der Mahmal, der den heiligen Teppich enthält. Das ist ein pyramidenartiges Holzgestell, über und über mit herrlichen goldgestickten Stoffen be-

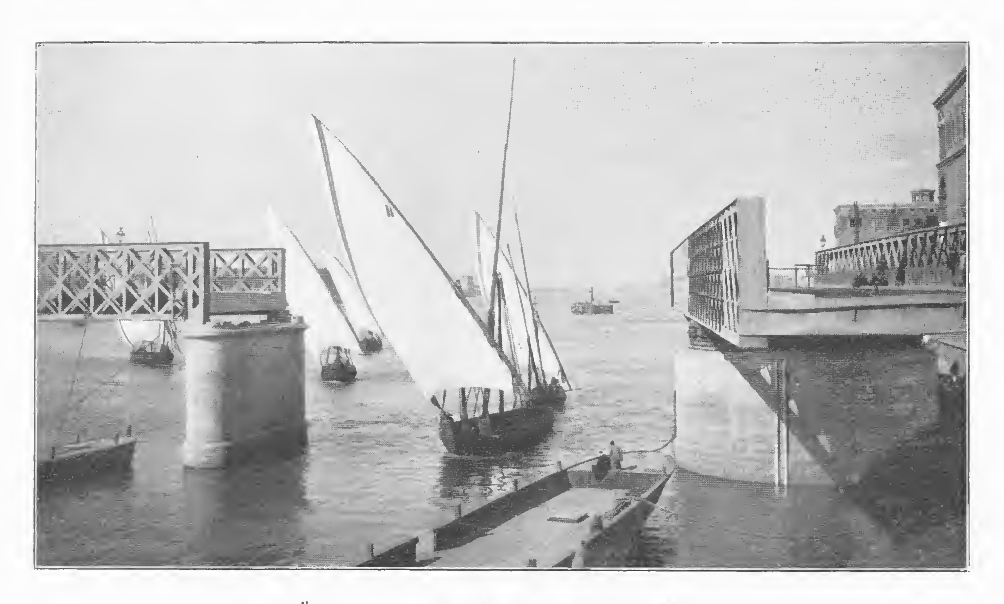


Heulender Derwisch.

deckt, es ist das Symbol der Königswürde. Glücklich der Muselman, der das Kamel führen darf, der einen Zipfel der goldstarrenden Teppiche mittragen kann! Und dreimal glücklich, wer die Karawane nach der heiligen Stadt des Propheten begleiten darf!

* * *

Die englischen Regimenter benutzen Ägypten gewöhnlich als eine Art Übergangsstation für Indien. Sie kommen in der Regel von der Heimat zuerst nach Malta, dann für ein bis zwei Jahre nach Ägypten und endlich nach Indien. Die englischen Soldaten führen in Friedenszeiten ein für unsere Begriffe außerordentlich bequemes Leben. Im Sommer, der neun Monate hindurch währt, marschieren sie nur ganz frühmorgens mit Tropenhelm, Hemd, Kakihose und Stiefeln bekleidet, und das Hemd wird noch über der Brust weit geöffnet und zurückgeschlagen. Tagsüber sieht man sie auf ihren weiten offenen Kasernenhöfen Fußball spielen oder rauchend umhergehen, auch wohl am Nil in ihrer eigens für sie hergerichteten Badeanstalt verschwinden. Gegen abend oder auch vormittags konnte man nie über die Kasr-el-Nil-Brücke, an deren rechter Seite eine große englische Kaserne liegt, gehen, ohne Zeuge eines eigenartigen Schauspiels zu werden. Hunderte jener Aasgeier, die ständig über Kairo schweben und hohe melodische Triller ertönen lassen, umflatterten kreischend und trillernd die Fenster der Kaserne, aus denen die Soldaten Fleischabfälle auf den Kasernenhof schleuderten. Leider haben die Engländer durch ihre Unmäßigkeit im Trinken den Eingeborenen Ägyptens keine sehr hohe Meinung von der Kultur der Abendländer beigebracht. Die Offiziere gehen darin ihren Mannschaften mit schlechtem Beispiel voran. Es ist noch garnicht so lange her, daß in einem eleganten Variététheater Kairos englische Offiziere die Beine über die Logenbrüstungen des ersten Ranges baumeln ließen und das Publikum im Parkett so lange mit Wein und Sodawasser begossen, bis eine



Öffnung der Brücke Kasr-el-Nil in Kairo.

Anzahl beherzter Ägypter hinaufstürzte und die betrunkenen Helden tüchtig verprügelte. Die Sache kam damals trotz aller Bemühungen der Herren vor den General, und die Schuldigen sollen nach dem Sudan strafversetzt worden sein. Wie oft haben die deutschen „Barbaren" betrunkene englische Soldaten, die sich in Ausschreitungen oder Roheiten gegen die Eingeborenen ergingen, vor dem Gelynchtwerden errettet und befreit! Dafür müssen sich unsere Landsleute in Ägypten jetzt auch gefallen lassen, von diesen selben Soldaten in roher Weise gefangen gehalten zu werden.

Wie mag es unseren Freunden in Kairo jetzt gehen! Ihr Vermögen wird wohl zum größten Teile mit Beschlag belegt worden sein. Und der deutsche Sportverein, der viele Deutsche täglich zum Tennisspiel und abendlichen Zusammenkünften vereinigte, wird wohl verödet daliegen. Die Engländer werden nun auch diesen schönen Garten für sich in Anspruch nehmen, obgleich sie auf der Gezireh-Insel einen herrlichen großen Sportplatz mit Klubhaus besitzen. Viele der recht vermögenden englischen Offiziere wohnen in diesem schönsten Villenviertel Kairos, das durch den breiten Nil von der Stadt getrennt ist und infolge der herrlichen Gärten von Gezireh die reinste und erfrischendste Luft hat. Doch bewohnen auch einige der Unverheirateten oft gemeinsam die bequemen und geräumigen Hausboote, Dahabieh genannt, wo sie mit Koch und Dienern ein beschauliches, höchst angenehmes Leben auf den Wassern des Nils führen.

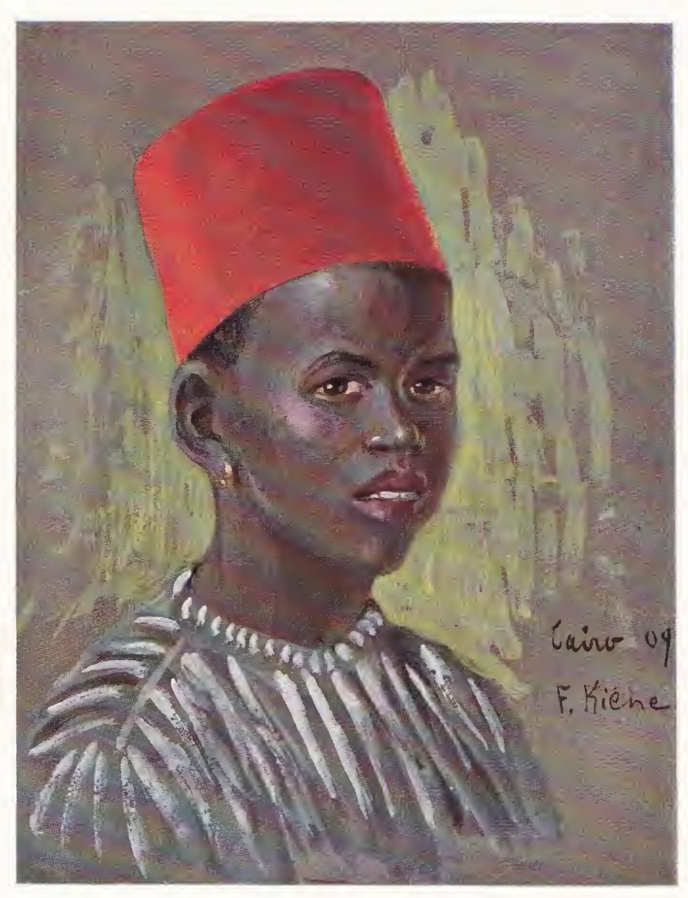
* * *

Der Winter in unserem Sinne beginnt in Unterägypten erst Ende Dezember und endet bereits Ende Februar. Kalt wird es aber auch dann eigentlich niemals. Die niedrigste Tagestemperatur, die wir in all den Jahren erlebt haben, waren 16 Grad Celsius, nachts ging das Thermometer manchmal auf 7 Grad herunter. Dann aber fror der sonnengewohnte Mensch und zog seine nordischen Pelze hervor. Die Temperatur der Monate November und Dezember erinnert lebhaft an unseren Juni oder Juli, wenn wolkenloses warmes Wetter ist, sodaß die Winterhüte der europäischen Damen, die nach dem Kalender getragen werden, fast lächerlich wirken. Die Sommermonate aber stehen im Zeichen einer glühenden Hitze, die bis auf den September, der ungeheuer feuchte Glut bringt, ganz trocken ist, sodaß man die glücklichen Besitzer einer Dahabieh heftig beneidet.



Dahabieh (Hausboot).

Kairo, die sonst erst im Januar von dem Fremden heimgesuchte Stadt, wird in diesen Zeitläuften wohl tot und ausgestorben unter den immer auf sie herniederbrennenden Sonnenstrahlen daliegen. Wie gut lebte es sich in Friedenszeiten im Spätherbst dort! Die Hotels, die während des Sommers geschlossen waren, öffneten ihre Pforten, die Konzerte auf ihren eleganten Terrassen begannen wieder, und all' die von der unerbittlichen Sonne während der Sommermonate durchglühten Europäer lebten auf in diesem warmen, wundervollen Mittelklima.



Unser Diener Mohammed.

Das Straßenbild verändert sich in Kairo auch während der stilleren Monate nicht wesentlich. Man sieht stets die verschleierten arabischen Frauen und Fräulein in den gleichen fettigen, schwarzen Atlaskleidern, deren zipflige Schleppe ganze Wolken übelriechenden Staubes aufwirbeln, ihre Einkäufe besorgen. Die arabischen Omnibusse, einfache, ungedeckte Eselskarren, welche von den Frauen aus dem Volke benutzt werden, rollen vollbesetzt durch die Stadt, und häufig sieht man Begräbniszüge durch die Straßen ziehen; voran die singenden oder besser gesagt greinenden Männer, dann die Träger des Sarges, der aus einer rohen, mit buntem Tuch verhängten Kiste besteht, und dahinter die Klageweiber, schrill schreiend und den Schleier schwingend. Oft auch kreuzt eine Hochzeit die belebte Straße. Trommler und Bläser gehen voran und vollführen eine ohrenbetäubende Musik. Die Braut sitzt im geschlossenen Wagen oder Auto, dessen Außenseiten mit grellbunten Papierblumen auf das verschwenderischste geschmückt sind; arabische Schutzleute zu Fuß oder beritten begleiten den Zug. Man kann sich wohl vorstellen, in welchem Zustande die Arme nach längerer Fahrt durch die sonnendurchglühten Straßen in ihrem verschlossenen Wagen, dessen herabgelassene Vor-

hänge ihre Schönheit den neugierigen Blicken der Menge entziehen, endlich am Ziel ihrer Mädchenträume anlangt! Hinter dem Brautwagen fährt die ganze Verwandtschaft; oft auch wird der Zug von einem blumenbesteckten Wagen angeführt, in welchem ein Spaßmacher in Weiberkleidung oder eine Tänzerin, mit lautem Geschrei hopsend, Stimmung macht. Solche „Phantasia" zu sehen ist immer unendlich verführerisch für die schwarzen Diener der Europäer, die jede Arbeit im Stich lassen, um ans Fenster zu eilen. Das ist aber auch wohl das einzige Mal, wo sie flink sind!

Zweimal wöchentlich finden abends in dem schönen Esbekieh-Garten am Opernplatz Konzerte für einen halben Piaster (10 Pfennig) Eintrittsgeld statt, wo man sich unter das bunte Getriebe der Levantiner und Eingeborenen mischen und den schrecklichen Darbietungen der englischen Militärkapelle lauschen konnte. Kamen nun gar Stücke zum Vortrag, in denen die Musikanten pfeifen, schreien oder klingeln, dann geriet das Publikum in Verzückung und pfiff mit! Die ganz feinen Leute und die in „full dress" erscheinenden Kinder Albions zahlen einen Schilling und dürfen dafür von der Terrasse des kleinen Cafés auf die misera plebs herabsehen. Hier benehmen die englischen Offiziere sich anständig, denn meist sind ihre Damen in ihrer Gesellschaft. Alle tragen nur ein dünnes Stöckchen, denn ihre weitsichtige Regierung gibt weder ihnen noch den Mannschaften außer Dienst Waffen in die Hand!

In der inneren Stadt befindet sich eine ganze Anzahl guter Bierhäuser, wo man nach des Tages Last und Hitze einen kühlen Trunk tun kann, wo Weiße und Farbige ihren Durst mit Münchner und Pilsner löschen. Denn auch der Muselman trinkt trotz seiner sonstigen



Am Nilufer.



Die Zitadelle in Kairo, vom Friedhof aus gesehen.



Moschee El Azhar.

Abneigung gegen Alkohol mit Genuß dies gute Bier, wenn er Champagner nicht bezahlen kann; hat doch der Prophet, als er seine weisen Gesetze gab, weder die teuflische Erfindung von Sekt noch von Bier voraussehen können!

Nun erwacht Kairo aus seinem Schlafe, all' die Händler, Farbige, Schwarze und Weiße, wandeln von Tisch zu Tisch und preisen ihre Ware an. Da kommen in ihren blauen Galabijen (Gewändern) die malerisch mit bunten Ketten und Schnüren behängten Perlenhändler; Neger aus dem Sudan mit abenteuerlich langen Armen führen Affen, Schlangen, Eidechsen, Skorpione oder sudanesische Waffen mit sich, und blinde Bettler strecken einem flehend verstümmelte Gliedmaßen entgegen. Hier kommt ein sudanesischer Bänkelsänger, dessen tierhaft wilde Züge von weißgrauem Bart umrahmt sind. Er ist mit Fellstücken und bunten Lappen bekleidet und zupft auf seiner vorweltlichen Art von Guitarre, immer zwei Schritte vor und einen zurücktanzend, und all sein Streben gipfelt in Bakschisch! Dann wieder nahen kreischend singende, kleine italienische Mädchen mit verlebten, lasterhaften Zügen und übermäßig kokett herausfordernden Bewegungen. Jetzt gehen die Mango- und Melonenhändler, die Mandel- und Pistazienverkäufer, die Losefeilbietenden an uns vorüber, jeder seine Ware laut anpreisend. Die kleinen frechen schwarzen Schuhputzer, die so entsetzlich schmutzig sind, daß selbst uns noch der Ekel ankommt, versuchen mit Gewalt unsere Füße zu erhaschen, bis man sie schimpfend davonjagt. Wasserverkäufer, die man zu allen Tages- und Nachtzeiten in diesem

warmen Lande antrifft, gehen mit ihrem Hammel- oder Ziegenschlauch, der das Trinkwasser enthält, durch die Menge und bieten, mit zwei blanken Messingschalen klappernd, reines oder mit Zitronensaft gemischtes Wasser an. Auch der Straßengastwirt der Eingeborenen fehlt nicht. Mit seinem höchst unappetitlich aussehenden Vorrat von abgekochten Kaldaunen oder Hammelköpfen lockt er die farbigen Brüder an, die sich für einen kleinen Piaster (10 Pf.) eine Portion des köstlichen Fleisches in ihr breites, ausgehöhltes arabisches Kleiebrot drücken dürfen. Von der Genügsamkeit des Arabers macht sich eben der Weiße keine Vorstellung. Es fehlen auch nicht die Griechen mit



Dragoman.



Omnibus der Eingeborenen.

schrecklich unnützen und unsagbar geschmacklosen europäischen „Kunsterzeugnissen“, andere handeln mit Parfüms, Seife und Schokoladen; Armenier bringen Fächer und Stöcke, Inder kommen mit Schals und silbereingelegten Kästchen, Eingeborene mit gekochten Eiern, Krabben, geröstetem Fleisch, getrocknetem Kaviar — ein nicht endenwollender Strom, den von hoher Warte anzusehen äußerst ergötzlich wäre, dessen Düfte in der Nähe aber furchtbar sind.

Nun ist es auch Zeit, für eine Viertelstunde in das Café „Mille et une Nuit“ zu gehen, wo die berühmteste Sängerin Kairos, die schöne Ägypterin Taochida, ihre seltsamen Weisen ertönen läßt. Dort findet man im rauchgefüllten großen Saale ausschließlich einheimisches männliches Publikum. Unendlich farbig leuchten aus dem Zigarettenqualm, der in dichten blauen Wolken über dem Ganzen lagert, die roten Feze, die weißen Turbane und die blauen und gelben Gewänder der Eingeborenen heraus. Den größten Teil der Bewunderer der schönen Taochida stellt wohl die berühmte Universität El Azhar. Alles trinkt Kaffee, der in winzigen Täßchen serviert wird, und von Zeit zu Zeit schlängelt sich ein riesiger Araber in blauer Galabije durch die dichtbesetzten Tische hindurch, der durch Händeklatschen und gellende Zwischenrufe, wie: „Oassh, esmah!“ (hört, paßt auf) auf besondere Pointen der vortragenden Sängerin aufmerksam macht. Es ist dies kein Gesang in unserem Sinne, sondern nur ein Quietschen und Summen, das von eintöniger Musik, aus Guitarre, Flöten und Pauke bestehend, begleitet, wird und dessen Hauptreiz wohl der Text bildet. Der Bauchtanz, der, sich an diese Vorträge anschließend, von Tänzerinnen vorgeführt wird, hat für unseren europäischen Geschmack etwas außerordentlich Abstoßendes.

Tritt man dann gegen Mitternacht aus diesem Gewühl heraus, so fahren die Kutscher von den benachbarten Straßenecken peitschenknallend mit ihren schönen Wagen vor, uns den Weg versperrend, die Eseljungen preisen ihre hübschen geduldigen Tiere an, und hat



Arabische Schule.

man sich endlich in eine stille Straße gerettet, so kommt einem dieser ganze Höllentrubel wie ein wüster Traum vor. Ist in einer solchen Nacht Vollmond und will man den angebrochenen Abend auf das schönste ausnützen, so fährt man wohl nach dem Mohammed-Ali-Platz, besteigt daselbst einen der auch dort immer mit ihren Treibern auf Kunden harrenden Esel und reitet vorbei an der Zitadelle, eine Viertelstunde aufwärts auf den Vorsprung des leuchtend gelben Mokattam-Gebirges, das sich im Osten der Stadt hinter den Mamelukengräbern etwa 200 Meter hoch erhebt und weit in die Wüste hinein erstreckt. Der Nummulitenkalk dieses Gebirges wurde schon vor vielen Jahrtausenden aus Steinbrüchen gewonnen und diente zur Verkleidung der Pyramiden. Auf seiner Höhe steht die uralte Moschee Gyuschi, im Volksmunde auch Gespenstermoschee genannt. Nichts ist herrlicher, als im vollen Glanze des Mondes dort oben in der lauen Nacht zu sitzen, das lichtschimmernde Kairo zu Füßen, und die wunderbare Fernsicht zu genießen. Im Vordergrunde leuchten die weißen Mameluken- und Kalifengräber mit ihren runden, zierlichen Kuppeldächern aus dem tiefen Schatten heraus. Sie wurden hauptsächlich von den späteren tscherkessischen Mamelukensultanen erbaut, denn die Kalifen waren damals, genau wie heute der Khedive, nur ohnmächtige Titelträger unter der harten Faust der Machthaber. Die Gräber wurden noch bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts von besonderen Schechs und Dienern gepflegt, dann aber gerieten sie allmählich in Verfall. Weiter schweift der Blick von diesen vergessenen Stätten der Toten zur Zitadelle, die mit ihren beiden nadelfeinen Minaretten hoch in den tiefvioletten sternenbesäten Nachthimmel strebt, und zur grandiosen Moschee Mohamed Alis, weiter über das

flimmernde Lichtmeer der Stadt hinaus. Wie ein breites Silberband zieht sich der Nil durch die Ebene, und im Westen grüßen aus dem zarten Duft die Dreiecke der Pyramiden herüber.

* * *

Wundersam und erquickend ist nach des Tages Arbeit beim Mondenschein eine Fahrt auf der Pyramidenstraße, der Wüste entgegen. Hier hocken am Tage zahlreiche Weiber, die mitten im Straßenstaube an den Haltestellen der Elektrischen die jeweiligen Früchte der Jahreszeit feilbieten. Im Winter sind es Orangen und die hell gelbgrünen oder violetten Stauden des Zuckerrohrs, dann im Mai grüne Gurken, im Sommer sind es Wassermelonen, Kaktusfeigen und Mangos und wenig später frische Datteln, die sie verkaufen. Nicht zu vergessen jener arabischen Erdbeerverkäufer, die zum Entzücken der Vergnügungsreisenden immer leuchtend rote Erdbeeren auf kleinen Schalen feilhalten. Wenn die Fremden wüßten, daß die Erdbeeren so frisch aussehen, weil die Händler den Straßenstaub immer wieder ablecken!

Die seltsam geformten Akazienbäume, deren wild und krampfig gedrehten Stämme jetzt noch gespenstischer wirken als am Tage, recken die dunkle geschlossene Blätterkrone drohend gegen den sternenfunkelnden Nachthimmel. Nur ein schmaler Streifen Landes zeigt die grüne lebendige Farbe befruchteter Äcker; gleich dahinter beginnt schon die Wüste, in silbrigen Glanz getaucht, weit, weit hinaus jede Einzelheit deutlich erkennbar werden lassend, bis sie sich rechts in den sanften Linien der fernen Aburöasch-Hügel verliert und links die Pyramiden von Abusir und Sakkarah aus der unendlichen schimmernden Fläche auftauchen. Unsagbarer Friede, wundervolle Stille ist über die ruhige Landschaft ausgegossen, nur das Zirpen der Grillen ertönt wie ein monotoner Gesang. Milde verhüllt die Nacht den fast märchenhaften Schmutz der in großen Kisten oder unter einem zeltartig gespannten Lappen hausenden zahlreichen Araberfamilien, die mit Kindern, Ziegen und Hühnern einträchtig im engen Raume schlafen.

Wiegenden Ganges, auf weichen Sohlen gleiten Kamele wie sagenhafte Geschöpfe der Vorzeit an uns vorüber, von dem



Der Straßengastwirt.



Die Sängerin Taochida.

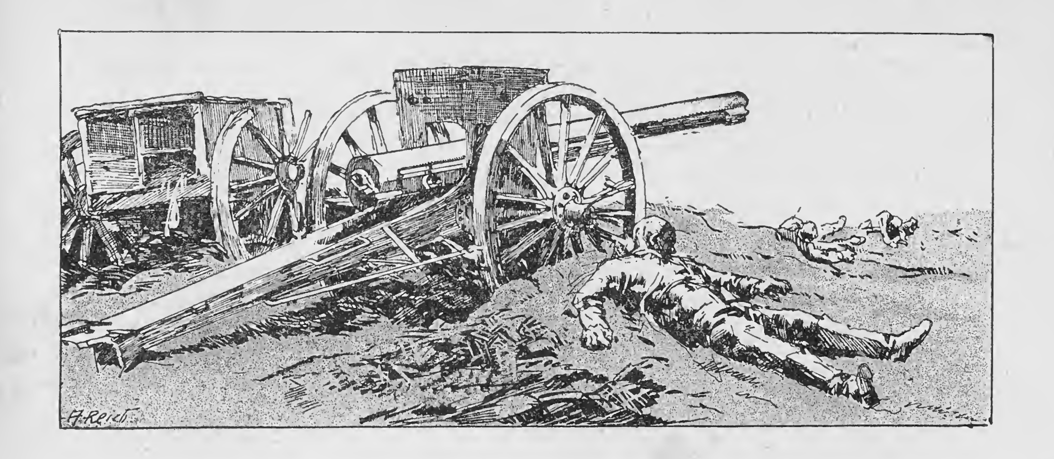
auf ihrem Rücken hockenden Beduinen oder Fellachen, deren weißer Burnus förmlich leuchtet, in die kleinen Dörfer geleitet, die in der Nähe der Pyramiden von Gizeh, unweit der Landstraße liegen. Jetzt sehen diese Lehmhütten, die am Tage einen so unsagbar trostlosen Eindruck machen, vom Mondlicht umzittert, ganz malerisch aus. Frauen in langschleppenden Gewändern schreiten langsam dem gleichen Ziele entgegen, auf dem Haupte eine große Platte mit Kamelmist tragend, den sie als Feuerung benutzen. Wie sie in königlicher Haltung, lichtumflossen ruhig und harmonisch wandeln, erinnern ihre Silhouetten an die sagenhafte majestätische Schönheit der alten Ägypterinnen auf den Grabmalereien, an die bei Tageslicht zu glauben einem angesichts von soviel Schmutz und Häßlichkeit oft freilich sehr schwer fällt. Barmherzig bedeckt die Nacht mit ihrem dunklen Mantel die verklebten kranken Augen, die unter der Melâhia hervorstarren; man sieht nicht die groben negerhaften Züge, den schmutzstarrenden Körper. Doch trifft man mal eine ganz junge Araberin, die noch schöne ebenmäßige Züge hat, deren tiefschwarze gesunde Augen den ruhigen, unbewußten Blick eines Tieres zeigen, dann ist sie voll jenes geheimnisvollen Reizes, von dem phantastische Romanschreiber träumen! Die Frauen in diesem Lande heiraten schon mit 12 Jahren und altern infolge der Arbeitslast, die sie zumeist für ihren Herrn und Gebieter mittragen müssen, sehr schnell. Der Araber selbst ist gewöhnlich träge und hat nur da, wo europäische Kultur noch nicht hingedrungen ist, all' die hohen Tugenden seiner Vorväter bewahrt. Dort findet man Güte, Einfachheit, Ehrlichkeit und vor allem die sprichwörtlich gewordene Gastfreundschaft.

Jetzt schläft aller Handel; tiefes Schweigen ruht über der weiten mondbeglänzten Ebene, von der sich hin und wieder die schönen tiefdunklen Umrisse der Sykomoren oder einzelne Palmengruppen abzeichnen. Man atmet den warmen reinen Wind der unendlichen Wüste, man sieht die Pyramiden in ihrer majestätischen Einfachheit und Größe im Silberglanze liegen und empfindet schauernd die unsagbar traurige hohe Schönheit dieses Landes.



Arabischer Schuhputzer.





Die Siebenkinderzigarre.

Erzählung aus dem Leben eines Leutnants.

Von Franz Herwig.



Damals, als Georg von Riechheim aus der Lichterfelder Selekta in die Ferien kam, gab es die erste Meinungsverschiedenheit mit seinem Vater, dem Obersten. Georg war noch ganz berauscht von den wunderbaren Ergebnissen des taktischen Kurses, sprach die Hoffnung aus, daß er nach einer gewissen Zeit des leider notwendigen Frontdienstes auf der Kriegsakademie sich die Qualifikation für den Generalstab holen könnte, und fühlte sich eigentlich schon ganz als großer Heerführer. Natürlich, er wußte ganz genau, wie es Friedrich bei Kunersdorf, Napoleon bei Waterloo und Bonin bei Trautenau nicht hatten machen dürfen, sprach das auch aus, als wenn sein Vater nicht mindestens das Gleiche wüßte, und mußte sich dann von seinem alten Herrn sagen lassen, daß er im Frontdienst erst einmal lernen solle, „seinen Zug über den Rinnstein zu führen". „Beim Königlich Preußischen Kommiß gibt es keine Überraschungen," setzte der Oberst hinzu, „Du wirst Deinen Dienst tun und, wenn Du etwas taugst, bestenfalls mit Zweiundfünfzig Oberst sein, wie ich. Aber wenn Du mit Dummheiten im Kopf herumgehst, werden sie Dich schon als Hauptmann absägen. Verstanden? Generalstab! Wir brauchen ein tüchtiges Offizierkorps, das den Dienst kennt! Daß wir überhaupt keinen Generalstab brauchen, ist natürlich eine Ketzerei, und man darf sie nicht laut sagen. Aber was fängt der Generalstab ohne eine tüchtige Truppe an? Die Truppe aber kann sich, wenn sie was taugt, schließlich auch ohne Generalstab helfen." —

Nun, Georg zog den Mund schief und gab sich überlegen. Im Kommißdienst grau werden, dazu hatte er freilich wenig Lust. Die militärische Laufbahn seines alten Herrn Hans Jochen von Riechheim war nichts weniger als glänzend gewesen. Als

junger Sekondeleutnant hatte er zwar, indem er mit seiner „Sektion“ (wie es 70 noch hieß) die Spitze der siebenten Division bildete, sich bei Beaumont das Eiserne Kreuz geholt, aber vierzehn Tage früher war sein Vater im Tannenwäldchen von La Planchette vor Metz als Oberstleutnant gefallen, und dann waren die Entbehrungen gekommen, die zu ertragen in den Augen Georgs sehr wenig Heldenhaftes an sich hatte. Scheußlich: Witwenpension, drei Söhne im Heer — für die der alte Kaiser zwar ein Übriges tat — aber von einem lustigen Leutnantsleben hatten Vater und Onkel, nach Georgs Meinung, sehr wenig zu spüren bekommen. 1876 hatte sein Vater dann geheiratet, natürlich eine alte Flamme, gerade mit dem Kommißvermögen, und nun waren die Kinder gekommen, eine Tochter, zwei Töchter, drei, vier, fünf, sechs Töchter und endlich 89 er, der Sohn, Georg, das Nesthäkchen, die Hoffnung, der Stolz.

Ehe er nach Lichterfelde kam, hatte Georg einige der gefürchteten Umzüge mitgemacht, deren für die Riechheimsche Familie später noch viele gefolgt waren, von Lothringen nach Oberschlesien, von Westpreußen in die Altmark, ins Elsaß und wieder nach dem Osten. Dieses militärische Zigeunerleben hatte sicher je länger je mehr seine Last gehabt; dazu hieß es mit den geringen Einkünften haushalten, umsomehr, als die Kinder heranwuchsen. Ein gewisses scheues Gefühl der Bewunderung für seinen Vater war freilich in Georg, Bewunderung für einen Mann, der frühzeitig gelernt hatte, keine Bedürfnisse zu haben. Und diese Bedürfnislosigkeit hatte natürlich auch in die Kinder gepflanzt werden sollen, und sie wußten es denn auch nicht anders, als daß es gut und recht war, zweimal in der Woche Pellkartoffeln und Hering zu essen, höchstens Sonntags einen Braten und im übrigen mit derben altpreußischen Gerichten — weißen Bohnen mit Rindfleisch, dicker Buchweizengrütze mit Pökelfleisch und dergleichen — vorlieb zu nehmen. Geistige Getränke erlaubte sich der Vater nur an Kaisers Geburtstag, und nur eine Schwäche hatte er, das war die Zigarre. Diese Zigarre, von der nur er selbst wußte, was sie kostete, kam einige Male des Jahres in großen schmucklosen Kisten zu tausend Stück an, hatte eine unansehnliche, prosaische Form und fiel mal dunkel, mal hell aus, ja claro und maduro fanden sich sogar auf dem einzelnen Exemplar. Diese Zigarre, die Hans Jochen von Riechheim als Leutnant geraucht hatte, behielt er auch als Oberst bei, umso eher, als zwei Töchter sich verheirateten, natürlich an Soldaten, und Zuschuß beanspruchten, und diese Zigarre nannte der Oberst mit dem einzigen Scherz, der ihm je eingefallen war, die „Siebenkinderzigarre“.

Jedenfalls war er mit dieser Zigarre sehr zufrieden, und er wurde mit den Jahren überhaupt immer zufriedener; zuweilen zwar wollte ihm der Junge, der jetzt als Leutnant in einem Regiment des vierten Korps stand, nicht recht gefallen — er hatte zuweilen schon einen Extra-Hundertmarkschein einpacken und hinsenden müssen — aber er tröstete sich damit, daß der Junge älter und vernünftiger werden würde. Im Jahre 1911 ging für den Obersten sogar eine neue Sonne auf; der Kommandierende hatte sein Regiment besonders gelobt, und so würde ja wohl der General nicht mehr weit sein. Um diese Zeit kam Georg, der Leutnant, einmal wieder zu Besuch, und als Mutter und Schwestern ihrer Zärtlichkeit genug getan hatten, bat der Oberst seinen Sohn in das Arbeitszimmer und präsentierte ihm gutgelaunt eine Zigarre. Und da geschah es, daß Georg einfach sagte:

„Danke, Papa, aber wenn Du erlaubst, stecke ich mir eine Zigarette an,“ und sofort auch ein winziges weißes Etwas mit Goldrand hervorholte und Miene machte, es in Brand zu setzen.

„Zeig' doch mal her,“ sagte der Oberst, besah sich mit deutlichem Mißfallen in den Zügen das zierliche Ding und fuhr fort: „So etwas rauchst Du also. Zuerst haben's die Straßenjungen geraucht, jetzt rauchen's die Leutnants. Im Regiment waren auch ein paar. Na, vor meinen Augen rauchen sie jedenfalls nicht mehr, und auch Dich muß ich bitten —! Was kostet so ein Ding eigentlich? Drei Pfennige? Na, dafür bekommst Du ja bald eine Zigarre?“

Kurz: Georg mußte sich eine „Siebenkinderzigarre“ anstecken, und seinem Gesicht sah man deutlich an, daß er sie am liebsten aus dem Fenster geworfen hätte. —

„Ich weiß nicht,“ sagte der Oberst am Abend zu seiner Frau, „Georg gefällt mir nicht. Ich kann mich täuschen, denn Gottseidank hat er seit einigen Monaten nichts von außergewöhnlichen Zuschüssen gesagt. Ich kann mich, wie gesagt, täuschen, aber das nun mit der Zigarette! Das Ding hat so etwas Unsolides, Halbseidenes — “

„Aber Jochen — der Kronprinz raucht doch auch Zigaretten.“

Der Oberst brummte nur, denn er war zu loyal, um gegen den Sohn seines obersten Kriegsherrn seine Unzufriedenheit auch auszusprechen. Wenn er aber seine Genugtuung darüber ausgedrückt hatte, daß Georg seit einigen Monaten nichts von außergewöhnlichen Zuschüssen gesagt hätte, so konnte er nicht wissen, daß der Leutnant nicht etwa dieser Zuschüsse nicht mehr zu bedürfen meinte, vielmehr hatte dieser gefunden, daß man nicht nur den eigenen „alten Herrn“ um Geld angehen konnte. In Wirklichkeit hatte er sich immer heftig geniert gefühlt, wenn der eingeschriebene Brief mit dem blauen Schein, aber ohne irgend ein geschriebenes Wort eintraf. Lieber wären ihm Vorwürfe gewesen, ja selbst einem rechtschaffenen Donnerwetter hätte er Stand zu halten gewußt, aber aus dem Schweigen des Vaters las er — vielleicht falsch — eine gewisse Verachtung, und um nicht jedesmal erröten zu müssen, machte er es wie viele seiner Kameraden, die sich von einem ehemaligen Kasinoverwalter, der in der Garnison eine kleine Weinstube unterhielt, unter die Arme greifen ließen. Überdies handelte es sich ja nur um kleine Summen, das Leben im Offizierskorps war durch einen strengen Erlaß von oben derart vereinfacht worden, daß auch Leutnants mit 75 Mark Zuschuß im Notfall auskommen konnten. Aber freilich mußten dies charakterstarke Leutnants sein, die neidlos besser gestellten Kameraden ihre Flasche Sekt (deutschen Sekt natürlich) gönnen konnten und bei ihrem Schoppen „Sauren“ zufrieden waren. Georg von Riechheim war nun zwar nicht leichtsinnig, aber auch nicht genügend charakterstark, um sich hie und da Vergnügungen zu untersagen, die mit seinen Verhältnissen nicht in Einklang standen.

So lief die kleine Schuld bei dem Weinwirt allmählich auf, umsomehr als von diesem dafür gesorgt worden war, daß der Leutnant von Riechheim sich auch einige Zusammenkünfte mit lustigen Damen gönnen konnte. Als Georg nun vor der Notwendigkeit stand, einen Wechsel, den er ausgestellt hatte, einlösen zu müssen, einen Wechsel, der sich auf fast tausend Mark belief, fand er den Mut nicht, seinem Vater von dieser Sache zu schreiben, bewog vielmehr den Weinwirt, das Papier mit einem angemessenen Zuschlag auf drei Monate zu verlängern. Mit der Zeit

mußte sich einfach Rat schaffen lassen, meinte er. Nur daß die Unmöglichkeit, eben diesen Rat zu schaffen, ihn zu Zeiten schwer bedrückte, und da er den Gamaschendienst überhaupt als langweilig und zwecklos empfand, spielte er mit dem Gedanken, irgend einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, um unabhängig zu sein. Er spielte mit diesem Gedanken, wie gesagt, denn ernsthaft dachte er nie daran, den bunten Rock auszuziehen, den seit sechs Generationen alle männlichen Riechheims getragen hatten.

Der neue Verfalltermin kam heran, ohne daß Georg irgendetwas unternommen hätte; während einer Kneiperei, als sein berauschter Sinn den nötigen Mut fand, schrieb er an seine Mutter. Zwei Tage später hatte er die Anweisung, aber von der Hand seines Vaters geschrieben, und überdies von eben dieser Hand einen Brief, in welchem der Oberst ihm schrieb, daß er, wie Georg wisse, nicht reich sei, das Geld aber flüssig gemacht habe, da er bestimmt glaube, Georg werde es bei diesem einen Male bewenden lassen. Eine Dummheit im Leben sei schließlich erlaubt, eine zweite würde in Georgs Fall ein Verbrechen sein.

Nun, nun, Verbrechen! Der Leutnant glaubte lächeln zu dürfen, und wenn er sich auch vornahm, von jetzt an mit seinem Zuschuß auszukommen, so erschien ihm dieser Vorsatz nicht mehr allzudringlich, als ihm der „alte Herr" eines Tages schrieb, er habe jetzt die Brigade bekommen, und wenn Georg nun zum Besuch komme, brauche er nicht mehr von der „Siebenkinderzigarre" Furcht zu haben, vielmehr werde er jetzt eine Zehnpfennigzigarre vorgesetzt bekommen. „Nun also!" lachte Georg, feierte das Ereignis mit einige guten Kameraden gebührend und begann fortan auch seinerseits, der Dreipfennigzigarette zu entsagen und fünf Pfennig für die holden weißen Dingerchen anzulegen.

Um diese Zeit wurde dem Regiment ein Kavallerist zur Dienstleistung zugeteilt. Wenn dieser Oberleutnant für die kurze Zeit seines Auftretens in dieser Erzählung Schulze genannt wird, so geschieht das nur, um anzudeuten, daß seine Familie keinerlei Traditionen hatte; der Vater war ein reicher Kaufmann, von jener Art, die von heute auf morgen reich wird. Man erzählte überdies, daß er jüdisches Blut in den Adern habe. Wie dem auch sein mag: Schulze senior hatte den Ehrgeiz gehabt, seinen einzigen Sohn Offizier werden zu lassen; da nichts gegen die Familie vorlag, hatte es damit auch keine Schwierigkeiten, und Schulze junior hatte es mit Bequemlichkeit zum Oberleutnant gebracht, umschwärmt von seiner weiblichen Verwandtschaft und umstrahlt von dem kräftigen Goldschein, den der Alte ihm zu verleihen wußte. Dienstlich war gegen den Offizier nichts einzuwenden, seine Untergebenen vergötterten ihn sogar, wobei freilich seine splendide Freigebigkeit eine nicht geringe Rolle spielen mochte. Die unbeschränkten Geldmittel, über die Schulze verfügte, schienen sogar die jüngeren Offiziere ein wenig zu blenden; eigentümlich war es jedenfalls, daß sich zwischen ihm und den älteren und gleichaltrigen Kameraden lediglich ein kühler Höflichkeitston entwickeln wollte, obwohl Schulze mit Picknicks, Bowlen, Jagden eifrig um Freundschaft warb, daß aber die jungen Leutnants ihn mit der Naivität genußsüchtiger Jugend lebhaft feierte, wobei Georg von Riechheim den Ton angab. Und Riechheim und Schulze wurden denn auch die Unzertrennlichen des Regiments, duzten sich bald, obschon es für zwei im Range verschiedene Offiziere auffällig war, und es gab fast keinen Tag,

den die beiden nicht in der kleinen Weinstube heranwachten.

Das Standesgefühl verbot Georg natürlich, sich von dem reichen Freunde freihalten zu lassen. Ließ Schulze Sekt auffahren (außerhalb des Kasinos war es immer französischer), so revanchierte sich Riechheim gebührend, und er konnte das um so eher, als der Weinwirt bereitwillig anschrieb. Da er auch wieder bares Geld hergab, so wuchs Georgs Schuld zu bedenklicher Höhe an; er ließ es gehen, wie es mochte, und glaubte sich vor dem Freunde nicht als Spielverderber zeigen zu dürfen.

Eines Tages nahm ihn sein Hauptmann beiseite und kam mit Umwegen auf Oberleutnant Schulze zu sprechen. Ob er, Riechheim, denn wisse, daß Schulzes Verhältnisse durchaus nicht so glänzend seien, wie man annehme? Tatsache sei, daß er nur deshalb von der Kavallerie versetzt sei, weil er in seiner Garnison und in Berlin sehr hohe Spielschulden gemacht habe. Riechheim möge sich ja vorsehen, man sehe seinen intimen Verkehr mit Schulze und werde es, schon seines Vaters wegen, bedauern, wenn er sich vielleicht in einen Strudel hineinziehen lasse.

„Ich will gar nichts wissen," schloß der Hauptmann, „ich wollte mit Ihnen nur mal über diese Sache reden; ich hoffe, daß Sie mich nicht mißverstehen, Riechheim."

„Zu Befehl, nein, Herr Hauptmann," erwiderte Georg förmlich und in dienstlicher Haltung.

Lächerlich, diese Bevormundung! Überdies: mochte Schulze gespielt haben, jetzt war jedenfalls davon keine Rede! Alles blieb denn auch, wie es vorher gewesen war, zur Besinnung kam Georg nicht mehr, denn das Leben ging im rasenden Tempo.

Es war am frühen Morgen, am Neujahrsmorgen, Schulze und Riechheim hatten zwei Damen vom Theater nach Hause gebracht und kehrten, stark angeheitert, noch einmal in die Weinstube zurück. Sie suchten sich mit einer besonderen Schnapsmischung auf die Beine zu bringen und erreichten auch, daß ihre Lebensgeister sich hoben.

„Du, Riechheim," sagte Oberleutnant Schulze, „komm', schreib mal deinen Namen mit drunter."

Georg, der nicht mehr recht sehen konnte, fuchtelte lachend mit der Feder über dem schmalen Papierstück hin und her und suchte die Stelle zu treffen, wo Schulzes Finger war. Endlich hatte er sie und kratzte seinen Namen hin. Als er sich wieder zurücklehnte, fragte er:

„Was ist denn das?"

„Ich brauche Geld. Der Alte zahlt schon, aber er ist jetzt ein bißchen bockig, da ich ihm schon zweimal das Vergnügen gemacht habe, zahlen zu dürfen. Glaube, es waren über hunderttausend. Scheußlich, wo das Geld bleibt. Na, wenn weiter nichts mehr geht, trete ich ins Geschäft."

Georg kam der kalte Schweiß auf die Stirn, er begriff, daß er einen Wechsel unterschrieben hatte, dachte an seine eigenen Schulden und sagte:

„Na, hör' mal, mich so zu überfallen! Ich habe doch selber Schulden."

„Du? Wieviel?"

„Es mögen wohl zwei-, dreitausend sein."

„Lieber Gott, du Wickelkind, weiter nichts? Die gebe ich dir übermorgen mit Kußhand."

Der Leutnant widersprach nicht, döste vor sich hin und murmelte mühsam:

„Du trittst ins Geschäft; wenn ich um die Ecke gehe, bin ich für meine Familie tot."

Es war seinem Freunde nicht mehr behaglich. „Gehen wir," sagte er. Der Neujahrsmorgen begann zu dämmern, es schlug sechs Uhr. Auf der Straße war dunstige Kälte. Georg

stellte den Kragen hoch. Als sie über den alten Markt gingen, rasselten die Trommeln die Hauptstraße hinunter: die Spielleute des zweiten Bataillons weihten das neue Jahr ein. Georg sah die frischen, ausgeruhten Gesichter, die hellen, lustigen Augen, und gerade heraus aus einer schwülen und versumpften Nacht traf ihn das Liedchen unerhört tief: dieses — „Freut euch des Lebens," zur eisernen Begleitung der Trommeln.

Von diesem Tage an war es mit seiner Ruhe vorbei, vielleicht gerade deshalb, weil er die paar tausend Mark von seinem Freunde wirklich bekam. Seine Unruhe betäubte er — wieder eine kostspielige Kur — und als es Frühling wurde, kam auch der Tag, wo Oberleutnant Schulze erklärte, daß sein „Alter" den großen Wechsel nicht einlösen werde. Sofort schrieb Georg an Herrn Schulze senior und erhielt umgehend die Antwort, er, Schulze senior, sei Geschäftsmann, und er könne nicht zugeben, daß sein Sohn ihn in drei Jahren geradezu auffressen werde. Alles müsse einmal ein Ende haben, sein Sohn solle jetzt Kaufmann werden und die Wechselschuld von seinem Gehalt monatsweise abzahlen; im übrigen brauche Herr Leutnant von Riechheim sich keine Sorge wegen der kleinen von seinem Sohne geliehenen Summe zu machen, er werde warten, die Familie sei ihm gut dafür.

Oberleutnant Schulze verschwand darauf aus der Rangliste, und Georg faßte neue Hoffnung, daß noch alles gut ablaufen könne: wenn der neue Angestellte der Firma Schulze senior die Schuld ratenweise tilgte, so würde Georgs zweite Unterschrift sicher nicht in Anspruch genommen werden. Er irrte sich, der Geldverleiher hielt sich an die Uniform, und eines Tages erschien der Generalmajor von Riechheim, toternst, in Zivil, in Georgs Wohnung und hatte mit diesem eine kurze, böse Unterredung. Natürlich werde er die ganze Wechselsumme auf sich nehmen. Die Unterschrift seiner Sohnes verpflichtete ihn selbst, und er lasse sich von Schulzes nichts schenken. Jedenfalls werde er nach und nach alles zahlen. Was nun Georg angehe —! Also kurz und gut: da waren tausend Mark; fort, fort aus dem Reich, er danke für einen solchen Sohn.

Georg von Riechheim wußte viel zu gut, daß dieses Urteil keine Berufung erlaubte, um auch nur ein einziges Wort dagegen zu sagen; außerdem hatte das Regiment von der Wechselgeschichte Wind bekommen, der schlichte Abschied war ihm sicher. So ging er denn davon, und da die verzweiflungsvolle Leichtfertigkeit schon zu sehr über ihn Macht gewonnen hatte, fuhr er nach Monte, um seinem Geschick aufzuhelfen, verlor den väterlichen Tausendmarkschein im Spiel und sagte: „Na also!" Nichts als das — und dachte an die Pistole.

Der Zufall wollte es, daß er auf einer Bank im Kurpark mit einem älteren, wohlkonservierten Herrn zusammentraf, der ein Gespräch anzuknüpfen suchte. Georg antwortete kaum („heute Abend," dachte er, „liege ich hierirgendwo"); der andere, gutgelaunt, ließ sich nicht stören, erzählte von seinem Geschäft in Mailand, daß er Schneider heiße und den Italienern seit zehn Jahren die rationelle Zuckerrübenverwertung beibringe. Ob Georg die Branche kenne? Nein? Wie, er sei überhaupt kein Geschäftsmann? Ah so, zum Vergnügen hier. — „Ja, Vergnügen," lächelte Georg ironisch. Nach einer Pause verstand Herr Schneider, daß sein Bankpartner oben im Kursaal Unglück gehabt hatte.

„Ja, Monte ist gefährlich," lachte er, und geradeheraus sagte er, daß er einem Landsmann ganz gern mit der Karte für die Rückfahrt unter die Arme greifen würde.

Georg lehnte natürlich empört ab, aber Herr Schneider machte ihm doch einen zu wohlwollenden Eindruck, als daß er nicht zur Erklärung bitter hinzugefügt hätte:

„Für mich gibt's keine Rückfahrt."

Der Kaufmann schwieg, erst nach einer Weile schlug er vor, auf der Terrasse eines nahen Lokals einen Kaffee zu nehmen; halb willenlos ging Georg mit, und als er dann, wie er glaubte, zum letzten Male, von der Felsterrasse über das purpurne Meer und die prangenden Hügel sah und dabei an die Schwestern dachte, die Eltern, an seine eigene Kindheit — wurde er traurig, und nach und nach holte Herr Schneider, wohl nur, weil Georg mit dem Leben abgeschlossen zu haben glaubte, seine Geschichte aus ihm heraus, meinte, daß doch kein Grund vorliege, deshalb die Flinte ins Korn zu werfen, er habe schon geglaubt, daß es sich um irgendeine böse kriminelle Sache handle. Wenn Georg Lust habe, könne er bei ihm als Korrespondent eintreten.

Das hat ja doch keinen Zweck, dachte der junge Mann. — Korrespondent! Lächerlich. Aber mit einem Male lockte das Leben so hold, seine im Grunde ehrliche Natur sah eine ehrliche, brave Arbeit winken, und nach einer weiteren Stunde sah er sich im Zimmer eines einfachen Gasthofes, ungläubig noch, mit dem Gedanken allein, daß er nun Angestellter der Firma Schneider in Mailand: „Technisches Bureau für Zuckerfabrikbedarfsartikel" sei.

In dem langen Jahre, das nun folgte, hatte Georg nicht nur schwer mit seinem Haß auf die gleichmäßige Pflichterfüllung zu kämpfen, sondern auch mit seinem Haß gegen die kleinbürgerliche Lebensführung. Herr Schneider war sicher ein wohlwollender Mann, aber ebenso sicher bestand er auf dem nötigen Quantum Arbeitsleistung, wofür die Bezahlung, wenn man bedenkt, daß dieser Herr von Riechheim sich die nötigen Handgriffe zum größten Teil erst aneignen mußte, natürlich nicht sehr hoch ausfallen konnte. Und es gab manche Tage, da Georg mißmutig diese Stelle von sich werfen wollte, und nur die Erwägung, daß er dann unweigerlich dem Proletariat in die Arme sinken mußte, hielt ihn bei der Pflicht. Diese Pflicht, zuerst gehaßt, dann unwillig erfüllt, übte schließlich, wie jede ehrliche Arbeit, ihren heilsamen Einfluß auf den jungen Mann aus. Und je mehr er in die Einzelheiten des Betriebes Einblick nahm und man ihm eine gewisse Verantwortlichkeit auferlegte, desto deutlicher spürte er ein richtiges Selbstgefühl in sich, und mit der Zeit begann er sogar seine Beschäftigung zu lieben. Und so hätte er vielleicht sein Leben bei dem Handel mit Kondenswasserableitern, Regulatoren, Diffuseuren und Maischbottichen beschlossen, wenn es nicht im Sommer 1914 seinem Vaterlande Deutschland so gegangen wäre wie jenem Mann im Evangelium, der „von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Räuber fiel".

Krieg? Ein solcher Krieg? Der Erdball zitterte, die Völker lauschten erschreckt nach dem Herzen Europas, das in Fieberhitze klopfte. Unter der Maske der Vaterlandsliebe ging aber auch viel Eigennutz herum, in Mailand zogen die Anhänger der Irredenta durch die Straßen, „das Gesindel in Glacéhandschuhen," wie Herr Schneider sagte, und berauschten sich mit dem Gedanken an einflußreiche Stellungen, die ihnen nicht versagt bleiben konnten, wenn es ihnen gelang, die italienische Regierung zum Einfall in Österreich zu bewegen. Jetzt oder nie, so sagten sie, sei die Zeit gekommen, um Welschtirol seinen Bedrückern zu entreißen und ein größeres Italien zu errichten. Das sei die Stunde, um die letzten Barbaren von Italiens heiliger Erde zu vertreiben, die von

ihnen seit anderthalb Jahrtausenden besudelt sei.

Georg von Riechheim saß in diesen Tagen unruhig auf seinem Kontorschemel. Herr Schneider fragte ihn, wie es mit seinem Militärverhältnis stehe, worauf Georg erwiderte, daß er nicht dienstpflichtig sei. Nein, nicht dienstpflichtig — er, Deutschlands verlorener Sohn, er hatte ruhig zuzusehen, wenn die Wölfe der Mutter an die Kehle sprangen. Ja, es schien Deutschlands letzte Stunde bevorzustehen, die Sonderausgaben des „Corriere" meldeten fürchterliche deutsche Niederlagen, eine Sturmflut französischer und russischer Truppen brandete auf Berlin, indessen die englischen Schiffe die Nordsee fegten. Georg konnte nicht mehr arbeiten, bleich, mit Tränen der Wut in den Augen, starrte er auf die Straße, die von französischen Fähnchen flimmerte. Er klingelte den Konsul an, der freilich mitteilte, daß die Siegesmeldungen falsch seien, Einzelheiten wisse er auch nicht. Indessen kamen Nachrichten, daß die Russen und Serben auch in Österreich eingefallen seien, und Georg erinnerte sich der mahnenden Stimmen, die sich zu Hause in den letzten Jahren erhoben hatten: Österreich sei morsch, seine fremden Völker würden im Kriege abfallen, und was Deutschland betreffe — wo waren die großen Heerführer? Würden die Sozialdemokraten — vier Millionen Mann — nicht der verhaßten Regierung Widerstand leisten? Wie stand es mit der Versorgung der Großstädte? Hatten nicht so viele einsichtige Leute Unheil gerufen über Deutschland? Und der oberste Kriegsherr —? Versinkt, versinkt, drohende Gespenster!

Sie versanken nicht. Aber je scheußlicher sie grinsten, desto kräftiger erhoben sich in Georg alte Erinnerungen an germanische Mannestreue. War Hagen nicht mit zur Donau gezogen, obwohl er wußte, daß der Tod lauerte? Mannestreue auch in verlorener Sache! Und je mehr er diesem Gedanken sich hingab, desto lauter umklangen ihn alte, dunkle Heldenlieder von Treue und Tod, und am Abend dieses entscheidenden Tages, als wieder der Pöbel einen französischen Sieg trunken beheulte, trat Georg vor seinen Herrn und sagte, daß er entschlossen sei, sich seinem Vaterland als Freiwilliger zu stellen. Herr Schneider entließ ihn mit einem festen Händedruck, und Georg fuhr durch die Schweiz nach Deutschland zurück.

Welche Wandlung! Er stürzte auf die ersten Grenzbeamten zu, um zu hören, wohin er sich wenden müsse, wenn er noch deutsche Heeresverbände erreichen wolle, und hörte: kein Feind steht auf deutschem Boden! Er stand betäubt, las Zeitungen, die von den deutschen Siegen in Frankreich und Belgien kündeten, von der Vernichtung russischer Armeen in Ostpreußen, und ein dicker würgender Knäuel stieg ihm in die Kehle. Rührung? Tränen? Riechheim! Ach was, dachte er, ich habe nie geweint — bis heute. Heute darf ich's. Ich, der verlorene Sohn.

Eine Ersatzformation des vierten Armeekorps stellte ihn ein; der linke Nebenmann war ein Eisendreher, der rechte ein Kellner, gleiche Brüder alle, einer Mutter Söhne, Leute, die zu Hause Familie hatten. Nach vierzehn Tagen war das Bataillon eingekleidet, und wenige Tage später wurden die Soldaten zugweise den Regimentern in Feindesland zugeteilt, die bereits starke Abgänge gehabt hatten, und in der nächsten Nacht, nach einem sechzehnstündigen Marsch, donnerte das Gewitter der feindlichen Schrapnelle über Georgs Kopf, und in dünnen Linien, im Laufschritt erreichten die Truppen ihre Stellungen.

Die Soldaten versuchten, wo es gerade ging, im Schützengraben unterzukommen. Aber da lag schon alles voll und schimpfte, daß man auf ihnen herum-

trat. Der Major, der das Regiment kommandierte, kam heran und rief:

„Ach nee, Kinder, das geht aber wirklich nicht, daß Ihr hier einfach ins fertige Bett fallt! Schanzzeug heraus und flickt am linken Flügel hundert Meter an!"

Eifrig und schweigsam in der nassen Finsternis arbeitete die Kolonne los. Bei Tagesgrauen war der Anbau fertig, und schon kamen mit niederträchtigem Heulen die Frühstücksgranaten der Franzosen herüber. In der kargen Deckung der Böschung wurde der Ersatz abgeteilt, hin- und hergeschoben und den einzelnen Kompagnien zugesteckt. Mittlerweile wurde es hell, so hell, wie es an einem kalten, regenschweren Frühherbsttage werden kann. Verluste gab es vorläufig nicht, trotzdem fröstelte Georg nervös und fühlte eine peinliche, fliegende Erregung. Unsichtbar hinter dem Schützengraben stand Artillerie, sie begann langsam das französische Feuer zu erwidern. Inmitten dieses scheußlichen brüllenden Geheuls kochten die Mannschaften in ihren Unterständen Kaffee. Dicht bei Georg saß mit gekreuzten Beinen, im Matsch, ein Oberleutnant, der Kompagnieführer, und bemühte sich, indem sein Bursche ihm den Taschenspiegel hielt, einen geraden Scheitel durch sein lichtes Haar zu ziehen. Georg spürte einen unwiderstehlichen Drang zum Lächeln.

„Was grinst du denn?" fragte der Oberleutnant, der gerade aufblickte und sich die Feldmütze über den Schädel zog. Georg errötete und schwieg, Hände an der Hosennaht.

„Frischweg von Muttern, was?" fuhr der Offizier fort. „Na, hast du denn wenigstens noch eine Zigarette für deinen Kompagnieführer?"

„Zu Befehl, ja," rief Georg und reichte seine Tasche hin, sie war voll.

„Kinder, nun kommt schnell her," rief der Offizier lachend, „wie heißen Sie? Riechheim? Na also, Riechheim, nun präsentiere mal ringsum. Wißt Ihr," alles saß und qualmte genießerisch, „in Südwest, da hatten wir bloß Plattentabak, eine amerikanische Erfindung, glaube ich. Schwarzes, fürchterliches Zeug, schwer wie Blei, das reine Gift — wer das rauchte, der bekam unfehlbar nach einigen Wochen einen Herzklaps. Aber was sollte man machen? Überhaupt Südwest. Hier ist es wie im Himmel dagegen."

Eine Meldung kam, von Mann zu Mann weitergegeben: „Die Herren Offiziere!"

„Na," sagte der Oberleutnant und stand auf, „dann werden wir ja wohl heute Nacht im Dorfe pennen."

Dieses Dorf lag ein Kilometer voraus auf einer ganz flachen Bodenwelle. Trotz der geringen Erhebung behauptete es nach Süden und Norden das Gelände. Das Nest war schon einmal im Besitz des Regiments gewesen, vorgestern aber hatten die Franzosen mit einer ganzen Division wütende Angriffe gemacht und die zerschossenen Mauern gegen Abend genommen. Zweihundert Meter vorm Dorf sah man von hier die französischen Schützengräben. Daß man die über kurz oder lang stürmen mußte, war klar. Überdies das Dorf voll Rothosen, daran war ebenfalls kein Zweifel. Ab und zu prasselte von drüben ein rasendes Schnellfeuer los, das sich die Deutschen mit gutem Humor anhörten; nur zuweilen knallten die Posten mal hinüber, wenn sich ein Ziel zeigte. Gegen Mittag begann das deutsche Artilleriefeuer stärker zu werden: die Granaten warfen das Dorf zusammen. Zu gleicher Zeit schmetterte der Schloßensturm der Schrapnelle über den flachen Hang, in den die französischen Schützengräben eingeschnitten waren; aus dem brennenden Dorfe trieb der Südwind stinkende, braune Rauchwolken herüber, die, vom

Regen durchnäßt, wie Nebel über den aufgeweichten Boden krochen.

Das Regiment machte sich zum Sturm bereit; es dunkelte. Georg tastete zwecklos und erregt an seinem Gewehr herum. „Seitengewehr aufgepflanzt!“ Kein Signal erscholl, die Truppen avancierten langsam, vorsichtig, in dünnen Linien aufgelöst, einige hundert Meter vor; jetzt erhielten sie Feuer: „Niederwerfen; Schützenfeuer auf dreihundert Meter!“ Es gab Ziele genug; auf dem Hintergrund des brennenden Dorfes tauchten schwarze Körper auf und verschwanden. Nun schwieg das deutsche Artilleriefeuer, die Infanterie war auf sich allein angewiesen.

Die gellenden Rufe: „Sprung auf, marsch, marsch!“ Die Hörner schrien, die Trommeln hämmerten, das Gebrüll: „Hurra, Hurra!“ Über den glitschigen Lehm in langen Sätzen hinan, Georg mittendrin, ein dunkles Gefühl: „Wie leer wird's um dich!“ war ihm bewußt, dann kam das knirschende Handgemenge, der Triumph der blanken Waffe, der Triumph der deutschen Muskeln, und plötzlich standen keuchende deutsche Infanteristen ein wenig verwirrt in den hellen Dorfstraßen und sahen sich lachend an: das Dorf war genommen.

Natürlich waren sie mit Begeisterung und Mut dem Befehl zum Sturm nachgekommen, aber ein wenig hatte doch auch der Wunsch gezogen, endlich einmal aus dem versumpften Schützengraben herauszukommen und vielleicht irgend so etwas wie ein prächtiges hartes Lager auf einem trockenen Fußboden zu bekommen. Leider aber war dazu in dieser höllischen Nacht wenig Aussicht. Denn irgendeine verwünschte schwere Batterie der Franzosen deckte das Dorf mit Granaten völlig ein, wobei auch die letzte mannshohe Mauer, die noch stand, in Trümmer ging. Da hieß es denn, so gut wie möglich in halbverschütteten Kellern Schutz zu suchen, in denen die Franzosen ihre „übliche Ferkelei“ angerichtet hatten. Kaum schwieg nach einer Stunde das wütende Artilleriefeuer, als die Posten feindliche Infanterie meldeten, worauf alles in Hast sich hinter die Trümmerhaufen der Dorfgrenze warf und mit Schnellfeuer den stürmenden Feind zurücktrieb. Und kaum war dieser Angriff abgeschlagen, als auch schon die Granaten wiederkamen. So ging es die ganze Nacht: rin in den Keller, raus aus dem Keller, und Georgs Kompagnieführer hatte nicht so unrecht, wenn er behauptete, daß es im Schützengraben denn doch gemütlicher gewesen sei. Das auch zweifelsfrei festzustellen, hatte die Truppe bald Gelegenheit; zwei Tage vermochte sie sich zu halten, dann gingen die Rothosen mit starken Kräften umfassend vor, und das Regiment konnte froh sein, daß es mit Hilfe einiger auf den Flügeln herangezogenen Verstärkungen die alten Schützengräben halten konnte.

Wie es hieß — genau wußte das niemand —, sollte die ganze Schlachtfront an vierhundert Kilometer lang sein. Nun, jedenfalls war das dem Regiment höchst gleichgültig, hier handelte es sich eben nur um dieses zerschossene und wie durch ein Erdbeben durcheinandergeschüttelte Dorf, um das die sich gegenüberliegenden Kräfte sich zehn Tage lang herumschlugen; mal waren die Deutschen drin, mal die Franzosen, das richtige Tauziehen, sagte Georgs Oberleutnant. Lag dies alles im Plane der Oberleitung? Niemand konnte darauf antworten. Georg aber bewunderte das selbstverständliche Vertrauen der Kameraden, die gerade hier so ihre Pflicht taten, weil man das von ihnen verlangte. Die Disziplin! Dieses von ihm in seiner Leutnantszeit so oft belächelte Etwas! Überhaupt — die Einzelheiten des verwünschten Gamaschendienstes! Was für ein dummes Ding war früher der Stiefelappell. Und wie wichtig

erschien es ihm jetzt, daß jeder Mann für dieses unförmige Paar Stiefel väterlich und nach einem in Fleisch und Blut übergegangenen festen Plane sorgte. Er selbst — ach, die Stiefel wären ihm schon längst von den Füßen gefault, wenn er nicht täglich das Leder „mit Daumen und Zeigefinger", wie es in der Instruktion heißt, „zwanzig Minuten mit guter Schmiere gewalkt" hätte. Schießdienst! Lieber Gott, es war doch schließlich gleichgültig, wie man die Knarre handhabte, war es wirklich so sehr nötig, daß auf jeden Griff gepaßt wurde? Und wenn er jetzt sah, wie ein Mann korrekt in Anschlag ging („die Rechte umspannt saugend den Kolbenhals"), langsam Druckpunkt nahm und durchkrümmte — ja, dann wußte Georg, daß es einen Treffer geben mußte. Was für eine jämmerliche Schießerei kam bei dem Gegner heraus, der das Gewehr unter den Arm nahm und darauflos knallte, was das Magazin hergab. Das Wichtigste aber war, daß so eine Schießerei das Selbstgefühl tötete, indessen jeder deutsche Soldat glaubte, daß es auf ihn, gerade auf ihn und seinen Schuß ankam. Und so gab es für Georg viele Dinge, einstmals bespöttelt, die jetzt nicht nur notwendig, sondern sogar mit einer Glorie umkleidet erschienen.

Es war Zeit genug, über solche Dinge nachzudenken und an ihnen eine neue und stolze Begeisterung zu lernen, Zeit genug, denn es gab stundenlange Feuerpausen. Eines Tages aber machte sich in den deutschen Linien eine größere Geschäftstätigkeit bemerkbar, hier und da wurde davon gesprochen, daß die Franzosen einen Durchbruch gerade an dieser Stelle vorzubereiten schienen; drei, vier Flugzeuge waren in der Luft. Die deutsche Artillerie hielt das Aufmarschgelände hinter dem Dorfe unter Feuer, indessen die feindlichen Geschütze mit auffallender Hartnäckigkeit die deutschen Schützengräben beschossen.

„Es ist möglich, Kinder," sagte der Oberleutnant, „daß wir hier eine heiße Suppe zu essen kriegen. Ist auch möglich, daß es auf eine ganz andere Stelle abgesehen ist. Wenn es aber uns gilt — nicht war, Jungen? — festhalten, festhalten, bis Verstärkung heran ist."

Es war keine Zeit zu mehr Worten, denn das Unwetter brach los. Das Land voraus glich einer stürmischen See, auf der die Wellen steigen und sinken; so stiegen auf und versanken die feindlichen Schützenlinien, verwirrend für das zielende Auge. In das entnervende Brüllen und Knattern des Feuers scholl donnernd das „Vive la France"-Geschrei der Stürmenden, überall gellten die Hörner, die aufschlagenden Geschosse warfen um die Schützengräben ganze Wolken von Schmutz auf. Das Regiment hielt stand. Dichte Linien von Toten zogen sich vor seinen Stellungen hin, zuweilen kamen die Zuaven, indem sie sich kreischend gegenseitig Mut machten, bis auf hundert Meter heran, dann fielen sie übereinander wie Zinnsoldaten, die eine Hand umwirft.

Wie lange dieses Wüten dauerte? — Ach, die Zeit galt nicht mehr, mit starr aufgerissenen Augen, fühllosen Fäusten, die automatisch arbeiteten, hielten die Deutschen stand — einem Sturm, zwei, drei Stürmen. In den Gräben lagen die Toten, die Verwundeten, die noch kriechen konnten, reichten Patronen her, seltsamerweise fühlten sie wenig Schmerz, die Wut hielt gleichsam ihre Nerven gelähmt.

Die weißen Todesrosen der Schrapnellexplosionen hingen über den Häuptern der verbissen Feuernden; wo die Granaten einschlugen, schien die französische Erde sich zu öffnen, um mit ungeheuren Garben von Steinen und Erde die teutonischen Eindringlinge zu be-

graben. Einzelne Vorstöße der Franzosen gelangten bis an die Gräben: das deutsche Bajonett warf sie hin, zu neuen Schutzwehren für die Schützen. Der Angriff war wie das unaufhörliche Donnern eines Sturmbockes gegen eine schwache Mauer: es bröckelte und brach, bald würde sie stürzen und das Herz der deutschen Stellung dem Stoße des Feindes preisgeben.

In der Dämmerung dieses mörderischen Tages wurde versucht, sich vom Feinde zu lösen und am Hang einer bewaldeten Kuppe, hinter der die Artillerie noch immer feuerte, eine neue Stellung einzunehmen. In der Nacht mußte die Verstärkung kommen — wie inbrünstig sehnten alle diese Nacht herbei!

Georg von Riechheim, der, wie sein Kompagnieführer schon lange erkannt hatte, das Handwerk verstand — wo er's gelernt, war plötzlich gleichgültig geworden —, Georg erhielt den Befehl, mit einem Zug den Rückzug zu decken. In der Dunkelheit sah er die Kameraden abziehen, wie wenige es waren! Wie sie stolperten und schwankten! Denke nicht, Junge — „lebhafter feuern!" Seine Signalpfeife schrillte. Gegen Mitternacht schlief das Feuer ein; vorsichtig, auf dem feuchten, lehmigen Boden mehr glitschend als gehend, brachte Georg seinen Zug zurück. Die Kompagnie führte ein Vizefeldwebel, der Oberleutnant lag, von einer Granate zerrissen, im Unterholz, wo der einzige Leutnant war, mochte Gott wissen. Die Finsternis lauerte schwarz und drohend umher, die Nerven waren gespannt wie Saiten, ein Geräusch irgendwo bewirkte, daß ein rasendes und zweckloses Schnellfeuer losbrach. Es wurde versucht, mit den Truppenteilen, die doch irgendwo zu beiden Seiten sein mußten, Fühlung zu nehmen, die Vorgeschickten erhielten Feuer, wohin sie auch krochen. Gegen Morgen setzte das französische Artilleriefeuer wieder ein und zerriß den vorliegenden Abhang, gleich darauf gellten die Clairons überall im Dunklen — die verlassene Stellung schien entdeckt; riesenhoch erschienen anrückende schwarze Reihen, die Gewehre gingen von selbst los, dann mußten die Bajonette arbeiten, und wieder war ein Sturm abgeschlagen. Kein Befehl wurde im Schützengraben laut; die Leute raunten sich zu: auch der Vizefeldwebel war nicht mehr.

„Wo ist denn Unteroffizier Heinrich?" fragte Georg.

Irgendwo im Dunklen erscholl die angestrengte Stimme:

„Mich hat's. Wer fragt da?"

„Musketier Riechheim."

„Übernehmen Sie das Kommando. Rest zurückführen! — Hier könnt Ihr nicht bleiben."

„Der Oberleutnant hat gesagt, wir sollen festhalten," rief Georg halblaut, aber der Unteroffizier antwortete nicht mehr. Da rief Georg:

„Die Kompagnie hört auf mein Kommando!"

Er ließ abzählen, es waren noch 42 Mann. Bis zum Morgengrauen wehrten sich die 42, schrumpften zusammen, ein Gewehr nach dem anderen verstummte. Endlich, als im Osten ein bleicher, mißgünstiger Schein über die fernen Weinberge kroch, brach es durch den Wald: ein Jägerbataillon, das mit Maschinengewehren im Kraftwagen herangebracht war. Georg meldete die Kompagnie.

„Mann, Sie sind nicht bei Troste," rief der Major. „Die Kompagnie —? Donnerwetter! Wie heißen Sie? Schließen Sie sich an, wir gehen vor."

„Kartoffelsupp', Kartoffelsupp'!" höhnten gellend die Hörner, die Trommeln „zwei—eins, zwei—eins" brachten Takt in die müden Beine, Georg voran, ohne Helm, blaß, blutend, beschmutzt, knirschend vor Wut, mit gefälltem Bajonett. In rasendem Laufe den Hang abwärts, stolpernd, rutschend, und immer brach

das Hurra aus heiseren Kehlen, das wilde, totverkündende Hurra.

Einen baumlangen Algerier überstach Georg, rannte ihm den Kolben in die Zähne; ein Schuß, dicht an seinem Gesicht abgefeuert, versengte ihm die Backe, dem Schießer, an dem er schon vorbei war, das Eisen in den Rücken gestochen, und da fühlte er mit einem blitzschnellen kalten Entsetzen den Yatagan irgend eines Schwarzen von der Seite in seinen Leib dringen. Ein paar taumelnde Schritte machte er noch, dann warf ihn der Schmerz um. Mit weit offenen Augen lag er da, bei klarem Bewußtsein, preßte die Hände auf den Leib und wollte sich beruhigen: „Es wird so schlimm nicht sein."

Der Angriff verbrauste vor ihm.

Nach einigen matten und fruchtlosen Versuchen sich zu erheben, lag Georg still. Nur den Oberkörper bekam er etwas herum, so daß sein Kopf auf der Brust eines gefallenen Turkos zu liegen kam. Die Medaillen, auf denen er lag, störten ihn ein wenig, aber er empfand das nur ganz von fern. Überhaupt fühlte er sich ganz wohl, die Schmerzen hatten nachgelassen, eine ganz leichte Betäubung entrückte ihm die Dinge. Er dämmerte so hin, fühlte dann, wie eine blasse Herbstsonne ihn mitleidig zu wärmen suchte, und blinzelte dankbar. Einmal sah er einen Jägeroffizier über sich gebeugt, der ihn aufmerksam ansah: ah, der Major. Jetzt sprach der auch:

„Hören Sie? Ich lasse Sie sofort zurückbringen. Geduld! Ich werde Sie zum Eisernen Kreuz eingeben; Riechheim heißen Sie, nicht wahr?"

Dann war wieder wohltuende Stille, die Schwäche, die in ihm immer größer wurde, hatte etwas ungemein Befriedigendes, Erlösendes. Allerlei Gedanken streiften den Rand seines Bewußtseins: Vaterhaus, Lichterfelde, Mailand —

Sanitäter kamen heran; als sie ihn verbanden, wurde er völlig wach. Daß sie ihn liegen ließen und ihn nur mit einem Mantel bedeckten, wunderte ihn.

„Wie steht die Schlacht?" fragte er.

Man antwortete ihm, daß eine ganze Reservedivision jetzt angreife. Wirklich hörte Georg rings um sich Signale, hinten ratterten ein paar Kraftwagen, eine schwere Batterie ging im Galopp vor.

Und wieder dämmerte er ein.

Da man ihn anfaßte — wie viel später war es, eine Stunde oder eine Minute? — schlug er unwillig die Augen auf. War es nicht der Jägermajor, der da sagte:

„Jammerschade, Herr General. Wenn wir nicht zu spät kamen, ist es sein Verdienst."

Ein Stabsarzt richtete sich achselzuckend hoch.

„Ich danke, meine Herren," sagte eine Stimme, eine Stimme, die er im Grabe noch vernommen hätte. Ganz wach, mit einer gewaltsamen Anstrengung drehte er den Kopf und sah und hörte:

„Georg, mein Junge! Na, lieg' man still."

Der Vater nahm seine Hände und sah ihn lange an.

„Ich danke dir, mein Junge! Mutter wird stolz sein, daß du — Das Kreuz sollst du kriegen, oder warte, nimm mein's. So. Mein's von Beaumont. Georg, mein Junge, — hast du einen Wunsch? Ich muß vor. Wie? Was sagst du?"

Georg lächelte mühsam und flüsterte lächelnd:

„Eine Zigarre, Vater."

„Ja — mein Junge — hier — aber, du weißt — ich mußte mich höllisch krummlegen, es ist nur — eine Siebenkinderzigarre."

Die blauen Lippen bebten, als Georg versuchte, einen Zug zu tun.

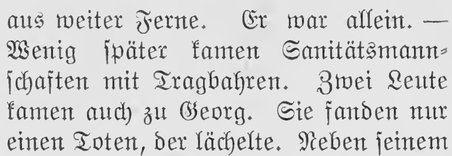
„Nun? Schmeckt es?"

Und mit einem Blicke, in dem alles lag: Reue, Stolz, Bitte — sagte Georg unnatürlich laut:

„Sie schmeckt großartig!“

Einen Augenblick blieb es still, nur zwei Hände lagen ineinander, eine warme und eine erkaltende. Dann trat der Adjutant zu der Gruppe und meldete dem General etwas.

„Schön,“ sagte der. „Regiment 290 linker Flügel, Direktionspunkt der Kirchturm hinten links.“

Die letzten Worte hörte Georg nur  aus weiter Ferne. Er war allein. — Wenig später kamen Sanitätsmannschaften mit Tragbahren. Zwei Leute kamen auch zu Georg. Sie fanden nur einen Toten, der lächelte. Neben seinem Kopf aber stieg ein blaues dünnes Rauchwölkchen auf und zerfloß in der blassen Herbstsonne: die Siebenkinderzigarre, die langsam zu Ende brannte.



Granatsplitter aus dem Schützengraben.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Ein Granatsplitter ist besser als alle Gedankensplitter. Das erfuhr ich, als mir im Schützengraben vor Lassigny ein solcher den Feldkessel zertrümmerte; er zeigte mir den wahren Wert des Lebens und der Dinge: der Feldkessel gilt mir heute mehr als ein Königreich.

* * *

Man sagt: die Zeit flieht. Manche Menschen, denen sie zu langsam vergeht, vertreiben sich die Zeit sogar. Als ich 22 Tage — ununterbrochen — in fortwährendem Granatfeuer im Schützengraben lag, kam ich zu der Anschauung, daß die Ewigkeit gegen diese 22 Tage nur ein Augenblick wäre.

* * *

Einmal lagen wir drei Meter tief unter der Erde. Hier ist nichts Lebendes mehr, dachte ich. Da begann ein Maulwurf unter mir zu wühlen. „Freund,“ sage ich, „verschone mich jetzt mit der Politik. Wir sind im Krieg und haben fortwährend Granatfeuer.“ Beleidigt wandte er sich ab und wühlte drüben bei meinem Kameraden.

* * *

Vor unserm Graben bei Herbécourt lag ein toter Turko, und zwar so, daß er uns seine Kehrseite zeigte. Drei Tage lang ertrugen wir den Anblick. Am vierten Tage wurde es meiner Gefechtsordonnanz, dem Gefreiten Kaudlinger, zu dumm. Fluchend sprang er aus dem Graben und wandte den Turko so, daß die Franzosen das Vergnügen hatten, seine Kehrseite zu studieren. Im nächsten Augenblick aber hatten wir schon ein fürchterliches Granatfeuer über unsern Köpfen. Und da sage mir noch einer, die Franzosen wären nicht das höflichste Volk der Welt!

* * *

Wie Laster zu Tugenden werden? — Ich schnupfe; ein Umstand, den meine Stammtischfreunde in ihrer robusten Art als „Saustall“ zu bezeichnen pfleg-

ten. Als wir in den Schützengräben vor Lassigny lagen und Hunderte von toten Turkos die Luft verpesteten, da ward aus dem „Saustall“ von ehedem ein Hort, zu dem alle ihre Zuflucht nahmen: „Herr Kamerad, bitte, ein Prischen —“

* * *

Ich habe es oft erlebt, daß mitten im stärksten Granatfeuer ein Lerchlein aus dem Feld aufstieg und in den Höhen sang, als ob nichts wäre. Da lernte ich den Unterschied kennen zwischen Menschenwerk und Gotteswerk.

* * *

Die Franzosen ließen ihre vordersten Gräben unter Tags häufig unbesetzt. Nur ihre Tornister lagen vorne. Als wir fünf Tage ohne Essen waren, sandte ich eine Patrouille aus. Bald kamen sie zurück, die Brotbeutel vollgepfropft mit den Konservenbüchsen aus den französischen Tornistern. — Hunger ist nicht bloß der beste Koch, sondern auch der beste Patrouillenführer.

* * *

Einmal lagen die Schützengräben so nahe aneinander, daß Freund und Feind denselben Brunnen benutzten. Natürlich konnte man nur zur Nachtzeit aus ihm schöpfen. So höflich sind die Engländer: wenn wir „Wasser“ holten, sandten sie uns aus ihren Schiffsgeschützen regelmäßig „Feuer“.

* * *

In einer Nacht ging ich allein als Patrouille gegen den Feind. Vor mir lag im Zwischengelände ein Busch, hinter dem ich gedeckt heranzukommen hoffte. Da pfiffen mir die Kugeln schon um die Ohren. Ich erwiderte. Bald war es still. Ich tastete im Busch umher und fand das Gewehr dessen, den meine Kugel ewig stumm gemacht. Als ich das kalte Bajonett berührte, ekelte mir; da dachte ich an meinen Stammtisch daheim: wenn die das Bajonett hätten, würden sie es unter Glas und Rahmen setzen. — Der Krieg in der Nähe ist ein anderer als der aus sicherer Ferne.

* * *

Einmal fiel mir im Schützengraben ein Zeitungsblatt in die Hand. Da las ich von Dichtern, Künstlern und Schauspielern, die freiwillig zu den Fahnen eilten. Und da dachte ich: „Noch schrecklicher als der Krieg ist, den Krieg als Reklame zu benutzen.“
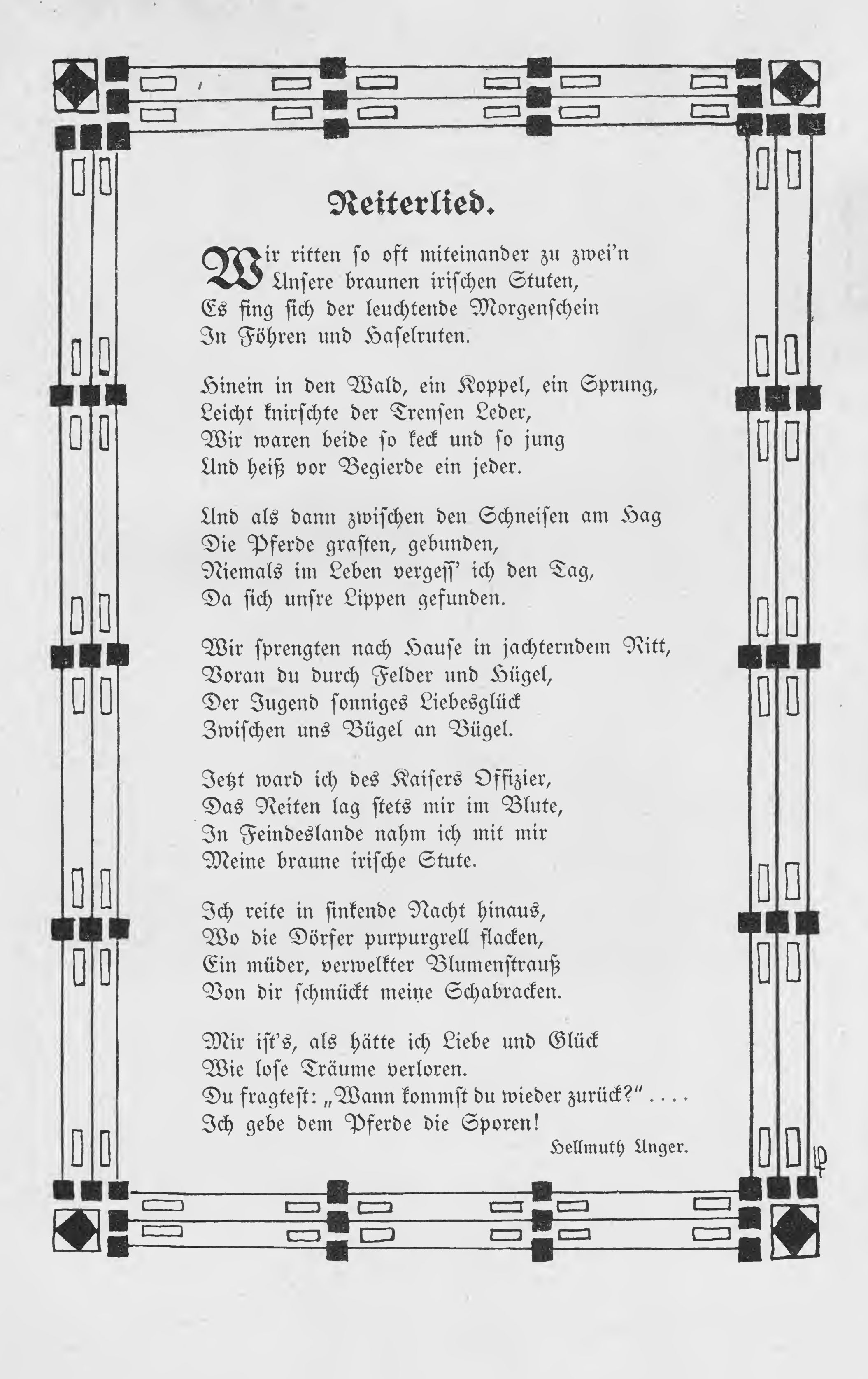
* * *

Kriegskosten.

Lapin war ein gewalt'ger Dichter.
Verlor man Schlachten irgendwo,
Schrieb glanzvoll sieghaft den Bericht er
Als Redakteur am „Figaro“.

Gehaltserhöhung sollt' er kriegen
Und mahnt' den Chef — er brauchte Geld,
Doch der entschied: „Mon cher, Sie lügen,
Denn dazu sind Sie angestellt.

Doch selbst, wenn Sie die Wahrheit sagten,
Beständ' zu Recht Ihr Anspruch nicht,
Denn daß Sie nicht zu lügen wagten,
Fiel' als Kontraktbruch ins Gewicht.“

Alfred Gottwald.



Reiterlied.

Wir ritten so oft miteinander zu zwei'n
Unsere braunen irischen Stuten,
Es fing sich der leuchtende Morgenschein
In Föhren und Haselruten.

Hinein in den Wald, ein Koppel, ein Sprung,
Leicht knirschte der Trensen Leder,
Wir waren beide so keck und so jung
Und heiß vor Begierde ein jeder.

Und als dann zwischen den Schneisen am Hag
Die Pferde grasten, gebunden,
Niemals im Leben vergess' ich den Tag,
Da sich unsre Lippen gefunden.

Wir sprengten nach Hause in jachterndem Ritt,
Voran du durch Felder und Hügel,
Der Jugend sonniges Liebesglück
Zwischen uns Bügel an Bügel.

Jetzt ward ich des Kaisers Offizier,
Das Reiten lag stets mir im Blute,
In Feindeslande nahm ich mit mir
Meine braune irische Stute.

Ich reite in sinkende Nacht hinaus,
Wo die Dörfer purpurgrell flacken,
Ein müder, verwelkter Blumenstrauß
Von dir schmückt meine Schabracken.

Mir ist's, als hätte ich Liebe und Glück
Wie lose Träume verloren.
Du fragtest: „Wann kommst du wieder zurück?" . . . .
Ich gebe dem Pferde die Sporen!

Hellmuth Unger.

Willibald Krain: Die Veteranen

Veteranen.

Nun habt auch ihr den wilden Tanz
Gelernt bei jungen Jahren!
Es war kein welscher Firlefanz:
Ein Spiel um Deutschlands Erntekranz
Und Deutschlands Totenbahren.

Die Zeit war blaß und gottentfloh'n.
Viel Kleines ward vergöttelt.
Es hatte manches Helden Sohn
Um alte Kriegerbeine schon
Gewitzelt und gespöttelt —

Hell auf klang da der Weltalarm
Und weckte Kind und Ahnen!
Und mengte Lust und Last und Harm:
Und heute steh'n wir, Arm in Arm,
Jung — alle: Veteranen!

Willibald Krain.





Die Königsgräber von Saint-Denis.

Von Gertrud Koebner.

Mit 4 Abbildungen.



Einer der häßlichsten von den grauen Pariser Vororten, die keineswegs auf die nächste Nähe der Stadt der Städte schließen lassen, ist Saint-Denis. Die Straßen, die die hohe, wundervolle Kathedrale umgeben, strotzen vor Schmutz, und der Weg, der zu den Gräbern von Frankreichs Königen und Königinnen führt, ist so uneben und holprig wie das Geschick, das die Hohen dieser Erde nach manchen tragischen Wechselschlägen dort endlich in Ruhe den letzten Schlaf schlafen läßt..... Vor bald hundert Jahren, am 18. Januar 1817, wurden die Überreste von Frankreichs alten Königen, die während der Revolution hier- und dorthin verstreut, auf die Straße geworfen und mit Mühe wieder gesammelt worden waren, der alten Kirche von Saint-Denis wieder zurückgegeben, die sie so viele Jahrhunderte lang in ihrem Schoße geborgen hatte!....

Das Carnavalet-Museum besitzt ein denkwürdiges und kostbares Dokument: die Skizze des Malers Heim, die die grausige Überführung wirkungsvoll veranschaulicht. Am 24. April 1816 hatte König Ludwig XVIII. den Befehl erteilt, die königlichen Grabdenkmäler wieder herzustellen. Frankreichs Kanzler, Charles-Henry Dambray, leitete die Arbeiten. Ein Marmorhändler, den man im Oktober 1793 beauftragt hatte, Grabsteine, Standbilder usw. zur Aufbewahrung fortzunehmen, erklärte, daß seines Wissens nach zwei gleich große und tiefe Gruben gegraben worden wären. Die eine schlösse 61 Leichname ein: 7 Könige, 7 Königinnen und 47 Prinzen und Prinzessinnen aus dem Hause Bourbon; die andere, die sogenannte „Valois"-Grube, beherberge 63 Tote: 18 Könige von Dagobert bis Heinrich IV., 10 Königinnen, 24 Prinzen und Prinzessinnen und 11 berühmte Persönlichkeiten.

Montag den 13. Januar 1817, morgens 9 Uhr, wurde mit den Ausgrabungen begonnen, aber man fand nichts. Auch am 14., 15., 16. und 17. Januar hatten die Nachforschungen kein besseres Ergebnis. Und dabei war die religiöse Feier offiziell auf den 20. Januar festgesetzt worden!... So begann man denn am 18. bei Tagesanbruch an anderer Stelle zu graben und — siehe da! — gegen halb zwölf Uhr vormittags entdeckte man endlich die beiden Gruben. Tag und Nacht wurden nun damit zugebracht, die Knochen von der Erde zu befreien und zu „sortieren". Am nächsten Morgen ordnete dann der Kanzler die Überführung der königlichen Überreste in die Krypta der Kirche an.

Zahlreiche zeitgenössische Aufzeichnungen berichten uns von der tragischen Schändung der Königsgräber in Saint-Denis. Am 31. Juli 1793 erließ der französische Konvent ein Dekret, „daß die Grabdenkmäler und Mausoleen, die den gewesenen Königen in der Kirche von Saint-Denis, in Tempeln oder an anderen Orten errichtet worden waren,



Die Kathedrale von Saint-Denis.

im ganzen republikanischen Reich zerstört werden sollten....." Es wurde sofort eine Kommission ernannt und einem ehemaligen Benediktiner der Auftrag gegeben, die Ausgrabung „zu überwachen". Glücklicherweise verhinderte die Ernennung einer zweiten Kommission, die beauftragt wurde, Kunstwerke zu erhalten, die ihr würdig erschienen zu den Reichtümern Frankreichs gerechnet zu werden, einen Vandalismus, den wir alle nur hätten bedauern können.

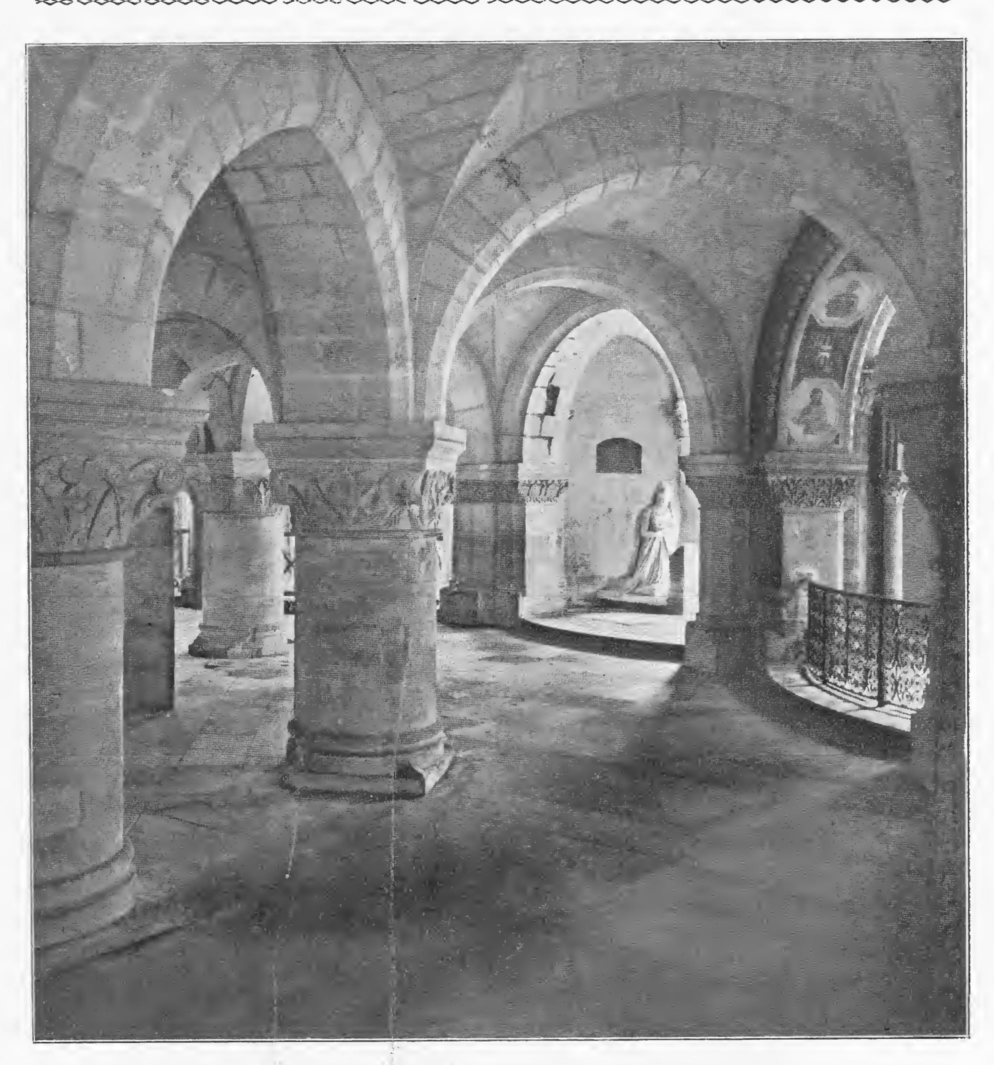
Am 12. Oktober 1793 wurde also der Befehl zur Ausgrabung der Särge gegeben. Die Arbeiter, die begierig

waren, einen Helden zu sehen, beeilten sich, das Grabmal Turennes zu öffnen. O Wunder! — der große General war fast unverändert, „eine vertrocknete, schwärzlich-braune Mumie“, und man erzählt sich, daß ein Kirchendiener den Mut gehabt hat, dem tapferen toten Krieger alle Zähne herauszunehmen, um sie an Liebhaber zu verkaufen! Dann zog man Heinrichs IV. Leichnam aus dem Sarge, und es ist höchst interessant, was der „Miroir de Paris“ darüber berichtet: „Der Körper dieses Herrschers war so gut erhalten geblieben, daß sich nicht einmal die Züge seines Gesichts verändert hatten. Er wurde, in sein Schweißtuch eingewickelt, im Gange der Kapelle aufgestellt. Aufrecht auf einem Steine stehend, ward er so den Beschimpfungen einer rohen, wilden Menge ausgeliefert. Eine Frau aus dem Volke trat an ihn heran, warf ihm das unverzeihliche Verbrechen, König gewesen zu sein, vor und versetzte ihm eine solche Ohrfeige, daß er zu Boden fiel..... Aber da stürzte sich ein Soldat auf den Leichnam, zog sein Schwert aus der Scheide, schnitt sich eine Strähne aus dem Bart, der noch ganz frisch war, und rief in echt militärischer Bewunderung: »Auch ich bin ein französischer Soldat und trage von heute ab keinen anderen Schnurrbart mehr.« Und während er sich Heinrichs IV. Bart an die Oberlippe hielt, schrie er voll glühender Begeisterung: »Jetzt bin ich sicher, Frankreichs Feinde zu besiegen.... Ich schreite dem Siege entgegen....« — und verschwand.“



Das Grabmal Ludwigs XVI.

Die Zeit hat nichts an der furchtbaren Tragik dieser Vorgänge geändert, und ein kalter Schauer läuft uns den Rücken herab, wenn wir lesen, daß der Geruch der in Verwesung übergegangenen Leichname so furchtbar war, daß man ihn mit Essig und durch Abschießen von mit Pulver geladenen Gewehren niederzukämpfen suchte.



Die Königsgruft von Saint-Denis. Im Hintergrunde das Grabmal Marie Antoinettes.

Alle diese Erinnerungen kehren dem Besucher ins Gedächtnis zurück, wenn er das Kirchenschiff und dann die Krypta der Kathedrale von Saint-Denis durchschreitet.... Ein paar Stufen, und das schwere Portal öffnet sich knarrend und langsam.... Beim flackernden Schein eines Lichtstümpfchens, das der Führer anzündet, gewahrt man finstere Mauern, Säulen, Kreuzgänge.... Aber bald gewöhnt sich das Auge an die Finsternis dieser Gewölbe und an die Standbilder, die gespensterhaft vor uns auftauchen..... Gleich der erste Sarg enthält die Überreste Ludwigs XVI.. dort der zweite die Marie Antoinettes... etwas weiter hinten schlafen Katharina von Medicis und Heinrich II., dort in der Ecke Ludwig XII. und Anna von Bretagne und die Königin Hortense. ...Man wird nicht müde, diesen „Salon des Todes", der den Epilog zu so vielen Tragödien bildet, anzustaunen. Rechts, links, vorn, hinten, überall um uns her

Fliesen, Grabmäler, Einnerungstafeln, Standbilderbruchstücke, zerbrochene Säulen. Hier ruhten Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV., und die unglaublich klingende Geschichte von dem Geschick, das dem Herzen des Sonnenkönigs beschieden war, kommt uns ins Gedächtnis. Man könnte sie für eine Legende halten, wenn sie nicht durch nationale Archive bestätigt würde. Danach wurde der Baumeister Louis-François Petit-Radel beauftragt, sich nach Saint-Denis zu begeben, als man 1793 die dort befindlichen Königsgräber schändete. Radel ließ sich von einem befreundeten Maler begleiten, dem er versprochen hatte, ihm jene braune, von Leichnamen herrührende Flüssigkeit zu verschaffen, die die damaligen Künstler „Mumie" nannten und die eine Art aromatischen und sehr kostbaren Pechs zum „Glasieren der Gemälde" darstellte.

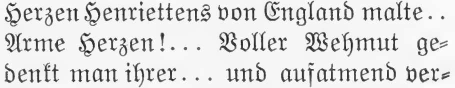
Petit-Radel nahm die Urne, die die Herzen von 13 Fürstlichkeiten enthielt, öffnete sie, holte ein Herz heraus und gab es dem ihn begleitenden Maler mit den Worten: „Da... nimm das von Ludwig XIV., das ist das dickste." Und ein zweites im Nationalarchiv befindliches Zeugnis besagt: „Radel behielt eine Menge kostbarer Gegenstände zurück, unter anderen die Herzen der Könige Ludwig XIII. und Ludwig XIV. Er verkaufte diese an den Landschaftsmaler Saint-Martin. Ein anderer Maler namens Drolling erstand andere Herzen, wie das Maria Theresias, Henriettens von England, der Herzogin von Bourgogne, des Regenten usw. Ein lange konserviertes menschliches Herz wie das von Mumien bietet der Kunst des Malens einen sehr kostbaren und sehr gesuchten Stoff. Es scheint erwiesen, daß der Maler Saint-Martin die Herzen Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. lange Zeit unberührt aufbewahrt hat, aber



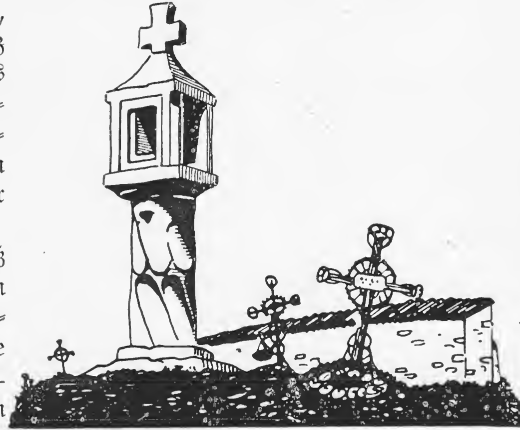
Das Grabmal der Königin Hortense.

schließlich bediente er sich doch des Herzens des letzteren der beiden Könige....“

Es ist ein merkwürdiger Gedanke, daß das flatterhafte, leichtfertige Herz des Sonnenkönigs höchst wahrscheinlich von Saint-Martin auf seinen Bildern für immer festgehalten wurde, und daß Drolling sein im Louvre befindliches Gemälde „Intérieur de cuisine“ mit dem



Herzen Henriettens von England malte.. Arme Herzen!... Voller Wehmut gedenkt man ihrer... und aufatmend verspürt man ein Gefühl der Erleichterung, wenn man die Schwelle der dumpfen Kathedrale von Saint-Denis überschreitet und draußen in den blauen Himmel hineinguckt, von dem sich ihre Umrisse in majestätischer Würde abheben.....



Hindenburgs Kopf.

Von Hans Bethge.

Du schwerer Kopf mit breitgewölbter Stirn,
Du lieber Kopf! Leid, Güte, dunkler Ernst
Sind um dich her, und ungeheure Kraft
Des Willens, — aber nichts von Heiterkeit.

Welch' rücksichtsloses Wollen redet aus
Den schmalen Augen! Wohin blicken sie?
Du siehst den Feind, du kennst ihn, seine Stärke
Und was ihn überwindlich macht; und klar
Formt sich in dir, wie ein Kristall, der Plan,
Wie du ihn faßt und jagst und ihn zerschmetterst.
Trotz liegt um deine Lippen, auf der Stirn
Blüht der vernichtende Gedanke, der
Nach deinem ehernen Vorsatz sich gestaltet;
Die Winkel deines Mundes sieht man nicht,
Ergrautes Haar fließt breit darüber hin,
Doch spüren wir: in diesen Ecken zuckt es
Mitunter auf, gewittermächtig, hart,
Von Grimm und auch von Spott und von Verachtung,
Wenn du den rohen Feind mit wilder Kraft
Anstürmen siehst gegen die erzne Schärfe
Deiner Gedanken, d'ran er sich verblutet.

Du schwerer Kopf, mit breitgewölbter Stirn,
Du lieber Kopf! Leid, Güte, dunkler Ernst
Sind um dich her, und ungeheure Kraft
Des Willens, — aber nichts von Heiterkeit.





Die Gralsburg.

Von Richard Freyen.

Mit drei Abbildungen.



Wie ein geheimnisvolles, hier und da auftauchendes und plötzlich in mystischem Dunkel sich verlierendes Irrlicht wandert durch die Welt des Mittelalters die Sage von einem wunderbaren fernen Schlosse, das, irgendwo im Märchenland gelegen, in seinen Mauern jenes köstliche Gefäß berge, dessen sich Jesus beim Abendmahl bedient habe und in dem am Kreuze auf Golgatha das Blut des Erlösers aufgefangen worden sei. Wunderbare Kräfte waren dieser Schale seitdem zu eigen, ein überirdisches Licht ging aus von ihr, und wer sie erblickte, über dessen Leben lag hinfort ein heiliges Licht. Freilich, nicht jeder fand den Weg zu ihr; nur wer reinen Herzens war, konnte den Gral erblicken.

Die Legende hat die Geschichte des Grals von Etappe zu Etappe bewahrt. Joseph von Arimathia erhält die unschätzbare Schale zum Geschenk von Pontius Pilatus und geht damit nach Golgatha, wo er das Blut des Heilands darin auffängt. Dann muß er jahrzehntelang im Kerker schmachten, nur durch einen Besuch des Heilands wird er getröstet. Indessen hat Kaiser Vespasianus, den das Schweißtuch der heiligen Veronika von tödlicher Krankheit genesen ließ, allen Christen, die in Ketten und Banden schmachteten, das Tor in die Freiheit geöffnet, und auch Joseph verläßt seinen Kerker. Er gelangt nach England, wo damals König Artus sein Märchenreich beherrschte. Ihm wird das heilige Gefäß anvertraut. Es wird in eine einsame, auf in die Wolken ragendem Bergesgipfel gelegene Burg gebracht, und eine besonders geweihte Schar von edlen Rittern, die Templeisen, bewacht dort das Heiligtum. Ein eigenes Königtum bildet sich aus, das nur dem Dienst der heiligen Schale gewidmet ist. Zwar verstrickt sich durch Teufelslist sogar der Träger der Krone des Grals in Sünde und Schuld, und jahrzehntelang muß er in seelischen und körperlichen Leiden dahinsiechen, ohne den Tod, den er ersehnt, finden zu können, bis ein fremder Ritter, ein halber Knabe noch, beim Feste der heiligen Schale erscheint und durch seine vom tiefsten Mitleid eingegebene Frage den alten König erlöst, um nun selber die Gralskrone zu empfangen und hinfürder in reiner Gesinnung dem Dienst des Wunderkelches sich zu weihen. Große Dichter vieler Völker und Zeiten haben davon erzählt. Parzival ist der Name des neuen Königs der Gralsburg. . .

* * *

Es ist nicht erstaunlich, daß das gläubige Volk des Mittelalters, dem überall die Welt der Wirklichkeit mit Wundern durchwoben war und das keine Grenze zog zwischen Wirklichkeit und Dichtertraum, jene Burg des heiligen Grals an bestimmter Stelle zu suchen begann.

Bald verlegte man ihn aus der nebelumsponnenen keltischen Heimat der Artussage weiter nach Süden, und schon im Mittelalter wird Spanien als das Land des Gralsschlosses bezeichnet. Auch der Name, den man ihm lieh, weist nach Süden. Montsalvatsch nannte man jene Burg, von Mons silvaticus abgeleitet und „der waldige, wilde Berg“ bedeutend. Dann auf einmal — wir wissen nicht wie, denn die Legende hat die Schwingen der Phantasie und braucht nicht im spanischen Stiefel der Logik Schritt vor Schritt zu setzen — auf einmal ist die Sage von der Gralsburg gebunden an eine ganz bestimmte und in der Tat fast überirdisch schöne Stätte unseres alten Europa: den Montserrat in Katalonien. Kein Wunder, daß um diesen einsamen Bergesgipfel sich die Sage lagerte, wie es noch heute oft die Wolken des Himmels tun. Und sie brauchte ja nur anzuknüpfen an uralte Überlieferungen und Legenden, die aus den frühesten Zeiten des Christentums sich an diese Stätte knüpften. Schon der Name konnte verleiten zu jener Beziehung. Denn wenn man auch heute das Wort Montserrat von Monte serrado, dem „zersägten Berg“, abzuleiten geneigt ist, so war doch im Mittelalter die Deutung „Monte sagrado“ (heiliger Berg) ganz allgemein verbreitet, und daß ein uraltes, weitberühmtes Kloster und zahlreiche Eremitenklausen in den zahllosen Klüften des Berges ihren Sitz hatten, mußte der Legende nur neue Anhaltspunkte bieten. Und wahrlich, der himmelanstrebende, in viele steile, säulenartig aufragende Gebilde, die das Volk „Türme“ nennt, zerfallende Berg nimmt sich von weitem, besonders bei Dämmerung oder wenn Nebel die Linien lösen, genau so aus wie eine geheimnisvolle, riesenhafte Burg, die aus dem Hügellande Kataloniens hinaufragt in einsame Höhen, die zum Teil von Menschenfuß kaum zu erklimmen sind. So hatte also Wagner recht, der im „Lohengrin“ noch ausweichend „in fernes Land, unnahbar euren Schritten“ die Gralsburg verwiesen hatte, wenn er in seinem letzten Werke als Szenenanweisung vorschreibt: „Gegend im Charakter des nördlichen Gebirges des gotischen Spaniens“. Mit neuer Beziehung auf den Erlöser verwandelt er den Namen Montserrat in Montsalvat. Und noch heute ist der Montserrat der katholischen Christenheit eine heilige Stelle. In dem Kloster bewahrt man ein wundertätiges Marienbild, und 60 000 Wallfahrer erklimmen alljährlich den steilen Berg, um vor dem Heiligtum zu beten und seine Wunderkraft zu erfahren.

* * *

Es war im letzten Frühjahr, gerade zu einer Zeit, da der heilige Gral, durch die Kunst eines großen Meisters neu emporgehoben, besonders weit seine Strahlen ausgehen ließ über die Länder der Kulturwelt, daß wir uns aufmachten, um die Stätte selber zu besuchen, die die Legende sich zum Wohnsitz erkoren hat. Es ist heut nicht mehr so schwer, ihn zu finden, wie einst. Nicht mehr braucht man wie weiland Parzival ein halbes Leben dazu, um die Burg des Grals zu erreichen; man braucht nur eine Fahrkarte von der Estacion del Norte in Barcelona bis Monistrol zu lösen, das man in einstündiger Bahnfahrt erreicht. Von hier aus hat man die Wahl, entweder mit einer Zahnradbahn hinaufzufahren bis zur Höhe des Klosters oder zu Fuß zunächst hinabzuklimmen in das Tal des wasserarmen Llobregatflusses und dann in weitgeschwungenen, aussichtsreichen Kehren emporzusteigen an dem heiligen Berge. Wir wählten den letzteren Weg.

Der Montserrat ist kein einzelner Gipfel, nein, er ist ein ganzer Gebirgs-



Phot. Hauser & Menet in Madrid.

Der Montserrat. Ansicht von San Miguel aus.

block, der sich in machtvoller Kette — zwei und zwanzig Kilometer beträgt sein Umfang — gewaltig emportürmt über das niedrige Hügelland von Katalonien, so wie der Kölner Dom etwa hinausragt aus dem Dächermeer der Stadt. Als wir ankamen in Monistrol, war der Gipfel des Berges noch umhüllt von einer dichten Wolke, was ihn noch ungeheurer erscheinen ließ. Aber schon begann die Wolke zu zerschmelzen im Lichte der südlichen Sonne, und allenthalben bereits bohrten sich die seltsamen Zacken des Märchenberges durch das zerfließende Weißgrau der Wolken.

In mehrstündiger Wanderung, auf der sich, je höher ich stieg, die Landschaft um so mehr erweiterte, gelangte ich zum Kloster, wo man ein treffliches Mahl und, wenn man will, auch eine Zelle zur Nachtruhe erhält. Im übrigen haben auch mehrere Hotels sich unweit des Klosters im Schatten des Gipfels angesiedelt. Denn es gibt hier etwas, was sehr, sehr selten in Spanien ist: einen Wald, einen richtigen Wald, der hier auf halber Höhe des Gesamtberges gedeiht und aus dessen kühler Schattentiefe dem nordischen Wanderer eine im Süden sonst so seltene Heimatstimmung entgegenweht.

Das Kloster selbst bietet architektonisch wenig Merkwürdiges. Es ist nicht das alte Kloster mehr, das schon vor dem Einbruch der Mauren hier bestanden. Wiederholt hat es Umbauten und völlige Neuanlagen gegeben. Die Kirche selber, in etwas schwülstigem Renaissancestil von Philipp II. erbaut, ist ein kalter, mit Gold überladener Bau.

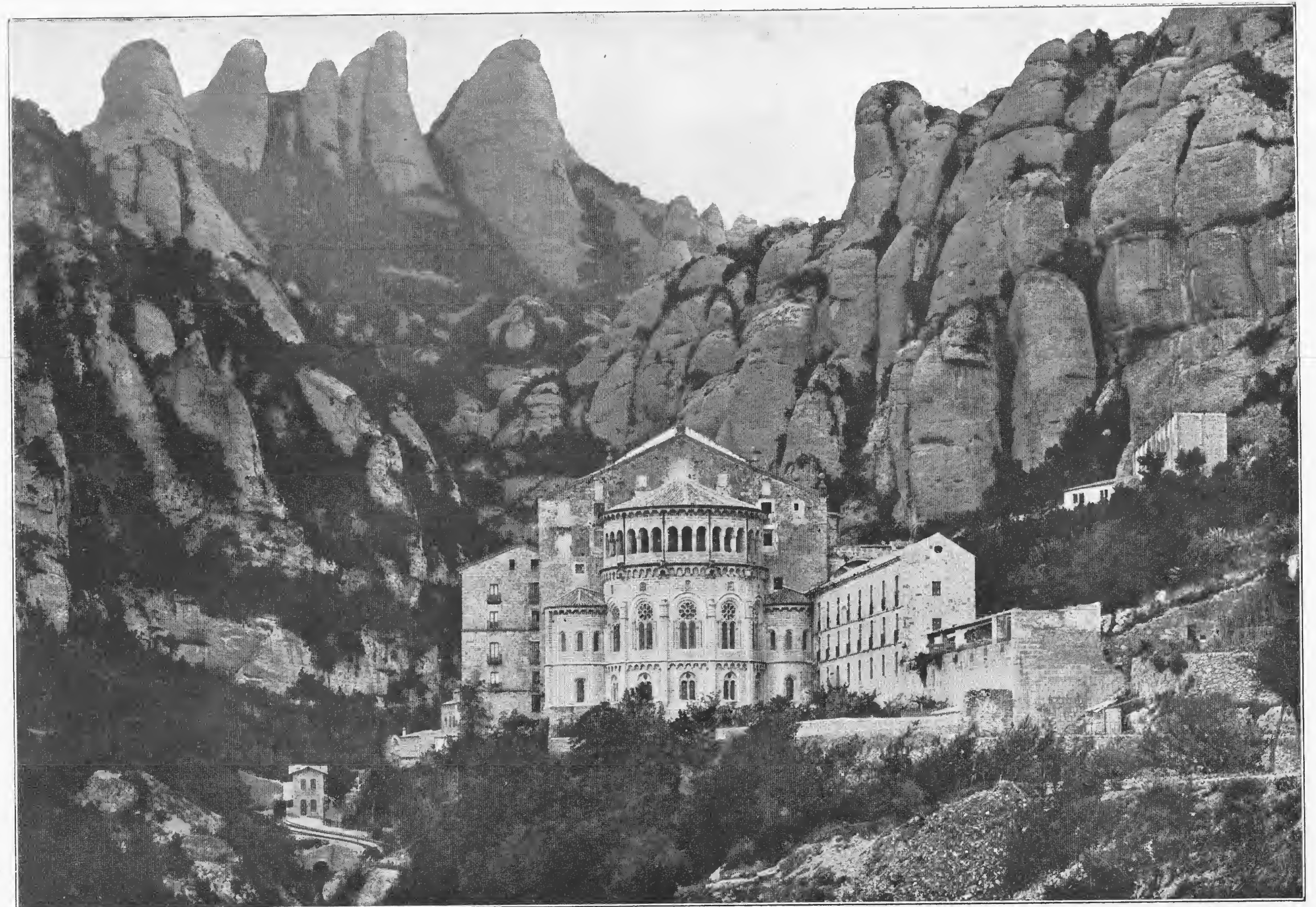
Aber sie birgt jenes wundertätige Bild (Santa Imagen), um dessentwillen noch alljährlich die Tausende von Gläubigen hier zusammenfluten. Es ist geschichtlicher Boden, auf dem wir stehen. Denn vor diesem Marienbilde, das unter Vortritt singender Geistlicher alltäglich zu bestimmten Stunden durch die kerzenerhellte, goldstrahlende Halle der Kirche getragen wird, hatte einst der Gründer der Gesellschaft Jesu seine Waffen aufgehängt, nach schweren Gewissenskämpfen. Verwundet in der Schlacht von Pamplona, war er hierher gegangen und hatte die Waffenkleidung mit dem Bettlergewand vertauscht und eine Nacht hindurch am Bilde der Jungfrau mit dem Pilgerstab in der Hand nach Rittersitte die Waffenwacht gehalten, ehe er seinen Orden stiftete.

Das Schönste am Gralsberg aber ist die Aussicht, so abwechselungsreich und wundersam auch der zerklüftete Berg selber uns anmutet. Man befindet sich nämlich, wenn man am Kloster, wo auch die Zahnradbahn endet, angelangt ist, noch keineswegs auf voller Höhe; wenig mehr erst als die Hälfte ist erklommen, und jetzt erst beginnt jener Teil des Berges, wo der nackte Fels fast senkrecht in die Höhe steigt.

Aus eozänen Konglomeraten in sechs bis sieben Absätzen ist das Massiv des Berges erbaut, und noch 500 Meter geht es empor bis zum Gipfel, d. h. zu einem der zahllosen Gipfel, zu denen die Erosion das Gestein ausgewaschen hat und die nun senkrecht und oft so rund, wie sonst nur die Menschenhand zu bilden pflegt, emporragen, daß man wohl verstehen kann, warum das Volk hier von Türmen (turos oder peñascos) spricht.

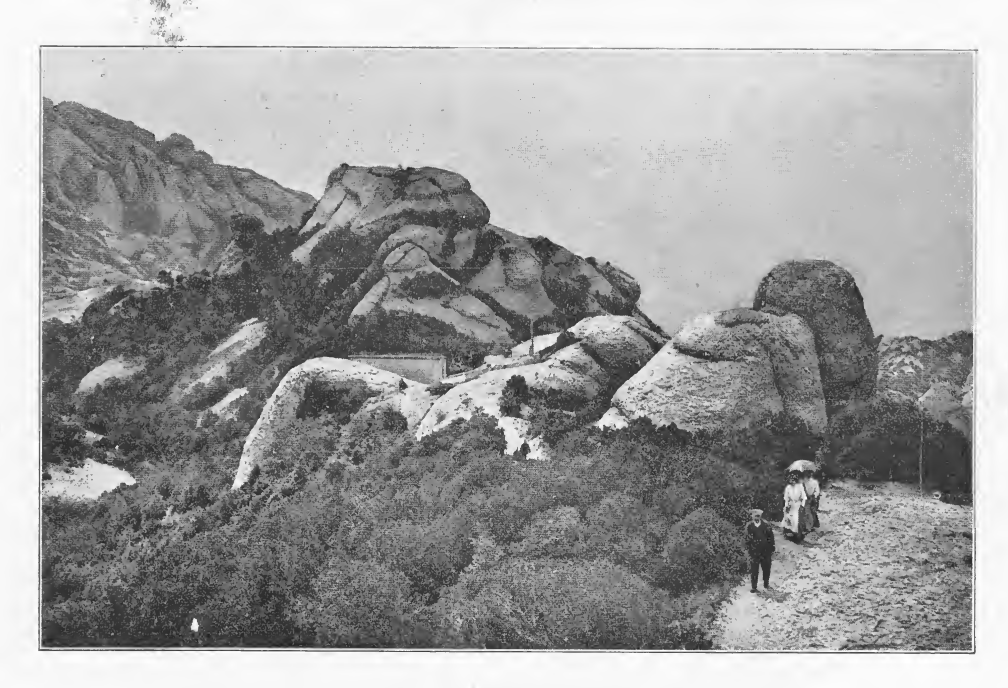
Unsere Bilder vermögen eine kleine Vorstellung von der tausendfältigen Form, der immer wechselnden Gestaltungskraft der Natur an diesem merkwürdigen Berge zu geben.

Es ist begreiflich, daß es zu allen Zeiten fromme Männer gelockt hat, hier in der reinen Bergesluft sich einem beschaulichen Dasein hinzugeben und sich die Einsiedlerzelle zu bauen. Hier, wo man dem Himmel näher war, wo unten die Erde mit ihren Lockungen sich fern im



Phot. Hauser & Menet in Madrid.

Das Kloster auf dem Montserrat mit der Endstation der Zahnradbahn.



San Jeronimo.

Dunste verlor, hier mußte es leichter sein als sonstwo, sich dem Dienste der Ewigkeit zu weihen. Allenthalben noch findet man die Ruinen solcher Eremitenklausen, allenthalben auch begegnet man Spuren, die beweisen, wie sehr die Legende sich wohlgefühlt hat auf diesem geheimnisvoll zerklüfteten Boden. Da findet man das Santuario de la Cueva, das über einer Grotte erbaut ist, worin zur Maurenzeit die Santa Imagen hingeflüchtet war und wo sie erst später wieder durch Hirten entdeckt wurde. Man hatte es zunächst nach dem benachbarten Mauresa bringen wollen, aber mit Heftigkeit hatte das Bild sich dem widersetzt, so daß nichts übrig blieb, als ihm an Ort und Stelle ein Haus zu errichten. So erzählt die Legende die Gründung des Klosters. — Da ist ferner das Valle Molo, jene wilde Schlucht, die sich auftat in der Nacht, da Jesus verraten ward.

Wir stiegen zum höchsten erreichbaren Punkte, nach San Jeronimo, empor und hier genossen wir ein solches Bild, wie ich es selten gesehen, obwohl ich drei Erdteile durchwandert habe. Ein schier grenzenloser Fernblick tut sich auf.

Tief unten erblickt man das Tal des Llobregat mit seinen Brücken und Dörfern, dahinter emporsteigend das katalonische Hügelland, das sich weiter und weiter ausbreitet, bis der Blick in den silberglitzernden Pyrenäenbergen einen grandiosen Abschluß findet. Nach anderen Seiten blickt man tief hinein in das aragonische Land, und gen Süden, hinter der grauen Ebene, tut sich das Meer, das lichtblaue Mittelländische Meer auf. — Hat man dies gesehen, diesen Rundblick von fast überirdischer Großartigkeit, dann begreift man, warum das Volk diesen Berg für heilig hält und warum das heilige Bild der Jungfrau nicht hinabwollte in die Tiefe.

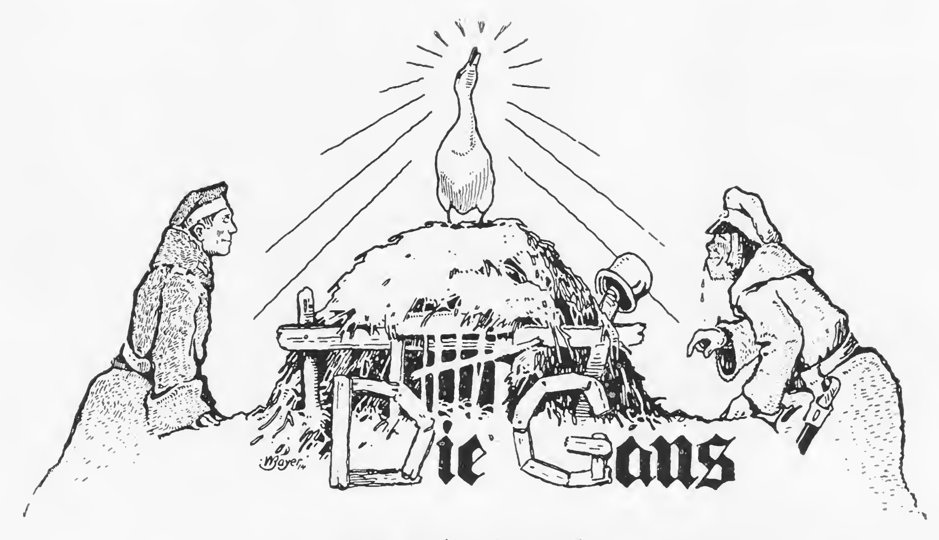
Ich habe viel Schönes an Erinnerungen mitgenommen vom Berge des Gral, der ein heiliger Berg ist, auch wenn keine geweihte Schale mehr dort bewahrt wird. Aber das Schönste vielleicht war doch jener Augenblick, da ich ihn zum letzten Male sah, am Abend, als mein Zug mich für immer entführte. Noch einmal sah ich zurück von Monistrol. Die Sonne war gesunken, nur ein tiefes opalfarbenes, mystisches Gelb erfüllte den ganzen Himmel, vor dem sich die grandiose, seltsam gezackte, hundertgipflige Masse des Gralsberges in tiefem Violett abhob. Keine Einzelheit war zu erkennen, nur der einzigartige, gigantische Umriß des Berges, der emporzustreben schien in das reine Abendlicht und sich zu verlieren schien im Glanze wie eine jener Madonnen, wie sie Murillo gemacht. — In solchem Augenblick begreift man, daß es kein Zufall war, daß die Legende gerade diesen Berg zum Wohnsitz eines höchsten Heiligtums der Menschheit gemacht hat.

* * *

Deutsche Gefangene in Japan.

An den Wassern Japans klagen Deutsche:
Unsre Heimat haben wir verloren,
Tsingtau-Deutschland mußten wir verlassen!
Wer wird je dein wundes Antlitz heilen?
Wer kennt noch die Reinheit deiner Züge? —
Wem gilt jetzt der Duft der Blütenwälder?
Unsre Tränen rinnen, wenn wir träumen
Von den schweren Blütentrauben deiner Gärten.
Unsre Augen glüh'n in Sehnsuchtsleiden
Wie die abendroten Klippen deines Strandes.
Unsre heimwehkranken Herzen trauern
Wie der dunkelwald'ge Mantel deiner Schultern.
Was wir säten, werden wir nicht ernten.
Was wir sammelten, ward uns zerstreut.
Was wir retteten, ist unser Hassen. —
Unsre Hoffnung sind die deutschen Brüder,
Unsre Zuversicht ist unser Kaiser!
Und wir harren still des sel'gen Tages,
Da das neue siegesstolze Deutschland
Seine alten engen Grenzen weitet
Und auch uns dann ruft aus weiter Ferne.
Doch vergiß nicht, Deutschland in Europa:
Unsre deutsche Heimat liegt in China!
Gib uns unser Tsingtau wieder, Kaiser!

G. Taube,
bisher deutscher Lehrer in Tsingtau.



Von Felix Janoske.

Mit Zeichnungen von Walter Bayer.



Es war genau fünf Uhr morgens. Zwar die Turmuhr der kleinen polnischen Stadt schlug längst nicht mehr. Was sollte sie auch den Fortschritt der Zeit ansagen? Die wurde ja doch nur schlimmer. Zudem war auch der Glöckner und Kirchendiener plötzlich gestorben. Er hatte es nicht verwinden können, daß ihm ein Granatsplitter die Hälfte des Kopfes wegriß. Dennoch war es genau fünf Uhr, denn der Herr Unteroffizier hatte soeben den Musketier Kranich zur Ablösung des Postens vor Gewehr geweckt.

Die Wache lag in einem kleinen Blockhause weit außerhalb des Städtchens. Die Wachtstube hatte etwa vier Meter Länge und Breite. Links neben der Tür war ein Riesenkachelofen mit vorgebautem Herde, in dem die letzten Reste von Torfziegeln glimmten; rechts ein kleiner Tisch, das einzige Gerät der ganzen Stube. Es hätte sonst auch nichts Platz gefunden. An den Wänden lagen eng aneinander die Tornister mit den dazu gehörigen Mannschaften; zwischen ihren Füßen blieb ein schmaler Mittelgang.

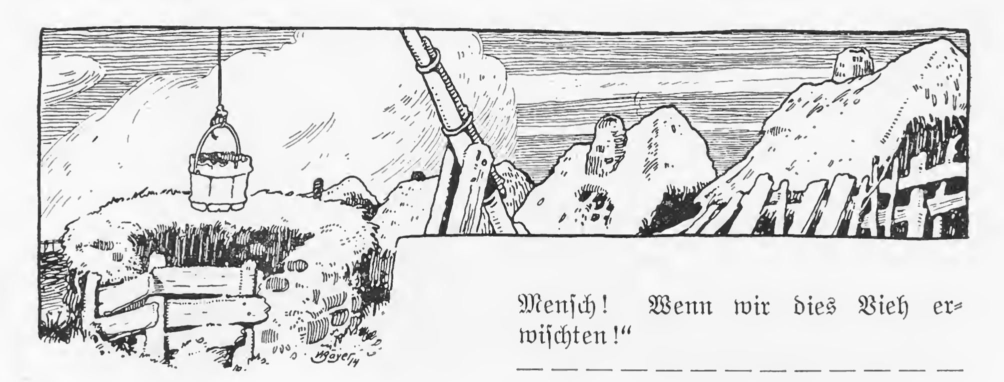
Musketier Kranich brachte Koppel und Anzug in Ordnung und versuchte auf dem Fußsteige zur Tür zu kommen. Es war nicht seine Schuld, daß er einigemale über vorwitzige Beine stolperte; die Luft war so dick und schwer, daß das Licht aus der vergitterten Laterne an der Decke sie kaum zu durchdringen vermochte. Deshalb gingen auch die Segenswünsche getretener Zehen spurlos an seinem Leibe vorbei.

Eben zog der Kriegsfreiwillige Martin Stampe die angegriffene Vorhut seiner Extremitäten näher ans Gros und versuchte, den unterbrochenen Schlaf wieder aufzunehmen, da stutzte er, horchte, stützte den Ellenbogen auf und stieß seinen Freund und Nebenmann Günther Kiefer mit den Zeichen höchster Erregung in die Seite.

„Günther, hörst du? Hörst du nicht?" flüsterte er.

„Was soll ich hören?" brummte der Gestörte.

„Günther, höre doch bloß!"



Ein weiches, verklärtes Lächeln lag auf dem runden Jungengesicht, so etwa, wie wenn ihm der Professor vor einem halben Jahre mitgeteilt hätte, er habe die griechische Arbeit so gerade noch schwach genügend geschrieben.

„Günther, eine Gans!“

Feierlich kam das Wort heraus, wie eine sonnige, selige Erkenntnis.

„Gans? Was ist das?“

Günthers Augen suchten in der Leere nach entschwundenen Begriffen.

„Hausgans, Günther! Anser domesticus, Schwimmvogel. In der Polackei früher zahlreich. Jetzt nahezu ausgestorben.“

Bei Günther schien es zu dämmern. Ein schwaches Leuchten trat auch in sein Gesicht.

„Du meinst, das könnte wirklich —“

Eben tönte das durchdringende Geschrei zum dritten Male.

„Martin, ich mag es nicht glauben. So etwas Schönes gibt's ja gar nicht in dem gottverlassenen Lande.“

„Mach' dich fertig, Günther, wir wollen eine freiwillige Patrouille in die Gegend machen. Ich habe eine Ahnung, welches Haus den heiligen Vogel birgt. Aber um Himmelswillen verrate nichts! Der Braten käme sonst in die unrechte Kehle. Mehr als drei Mann dürfen an der Mahlzeit auch nicht beteiligt sein, selbst nicht als Kiebitze. Mensch, Mensch! Wenn wir dies Vieh erwischten!“

— — — — — — — — — — — — —

Fedor Maximowitsch Wawilow steht auf Posten, schon seit sechs Stunden; denn die Kameraden schlafen fest, und Fedor Maximowitsch ist ein guter Kerl, selbst jetzt, wo ihn Hunger und Kälte bitter quälen. Er duselt in seiner strohgedeckten Erdhöhle, denkt an ein niederes Haus mit blumenbemalten Außenwänden und einem Garten davor. Und die Grischa steht vor der Tür und lädt ihn ins Haus. Drin steht der Samowar auf dem glühenden Torf, und sie gießt ihm ein Glas Tee ein. Wie der wärmt!

Da gellt ein Trompetenton aus der Finsternis.

Fedor Maximowitsch hebt lauschend den Kopf, macht große Augen und lugt durch den Schlitz seiner Höhle.

Es ist ja nicht möglich! Sollte es in der schrecklichen Zeit noch Wunder geben?

Da trompetet es wieder. Kein Zweifel: eine Gans.

Wawilow ist hungrig, sehr hungrig, besonders wenn er an eine Gans denkt. Seit einer Woche hat er nichts Warmes gegessen, seit gestern überhaupt nichts mehr. Er muß die Gans haben. Er wird ihr das warme Blut aussaugen, sie dann rupfen, ausnehmen, kochen, wenn er sich noch so lange bezwingen kann und sie nicht roh aufißt.

Zum dritten Mal tönt das Geschrei. Es ist für den Soldaten ein Signal. Väterchen wird nicht böse sein, wenn er

mit dem Vogel zurückkommt. Er hätte ja auch lange abgelöst sein müssen. Der Pawel Kislakow gehörte an seinen Platz, der mußte ja jeden Augenblick kommen.

Fedor Maximowitsch Wawilow kriecht gebückt aus seiner Grube. Das Gewehr läßt er darin stehen; das darf er nicht mitnehmen, Gewehre sind selten geworden. Auch der dicke Mantel bleibt zurück. Zwei Werst drüben liegen die Vorposten der Deutschen, er weiß es. Er weiß auch, daß ihre Patrouillen weiter ins Land gehen. Aber die Gans muß er haben; sein hungriger Magen macht ihn tollkühn. So geht er aufrecht durch die Nacht und bleibt kaum einmal horchend stehen, um auf den Zauberton zu lauschen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Kriegsfreiwillige Martin Stampe konnte gut polnisch; d. h. eigentlich nicht die Sprache, denn er spricht kaum drei Worte richtig und verstand auch nicht mehr. Aber er wußte durch Gebärden und Mienen alles auszudrücken, was zum Gebiete des Magens und Herzens gehörte. Darum erhielt er den ehrenvollen Auftrag, die Verhandlungen zu führen. Vorsorglich hatte er ein Kommißbrot mitgenommen, denn für Geld allein, und wäre es noch so viel, konnte er in diesen hungrigen Zeiten zu keiner Gans kommen.

Die kleine Patrouille machte sich auf die Strümpfe, begleitet von den Sorgen des Unteroffiziers, der ihnen nur höchst ungern die Erlaubnis gab — eigentlich sollen nur stärkere Trupps gehen —, aber für Gänsebraten schwärmt. Im Grauen der Morgendämmerung erreichten die beiden Freunde das verdächtige Gehöft, von wo aus die verheißungsvollen Töne gedrungen waren, umschlichen Haus und Hof und behorchten das Innere. Nichts Verdächtiges. Günther übernahm die Außenwache, während Martin das Haus betrat.

Als höflicher Mann klopft er an die Stubentür, tritt ein und wünscht einen guten Morgen. Ein alter Bauer kauerte vor dem offenen Feuerloche und bemühte sich, die Glut anzufachen. Seine Frau war dabei, den Samowar mit Wasser zu füllen. Ohne große Bewegung sahen die beiden Alten den Soldaten eintreten. Sie hatten das Leben hinter sich und bangten nicht mehr für sich, höchstens für einander.

Martin beginnt seine Verhandlungen. Er kaut auf beide Backen, klopft sich auf den Bauch und lächelt holdselig mit verzückten Augen und breitem Mund.

„Niema niez!“

Er schlägt mit den Oberarmen, als wolle er fliegen, macht einen langen Hals und stößt ein sehnsüchtiges Gänsegeschrei aus.

„Niema niez!“

Er legt das Kommißbrot auf den Tisch und einen halben Rubel daneben. Der Bauer sieht seine Frau an und sie ihn. Er wiegt das Brot in seiner Hand.

Martin verstärkt das Gewicht durch eine Tüte Salz.

Die Alte tupft



Winterabend

Radierung von Friedrich Iwan





mit dem nassen Finger und kostet. Wahrhaftig Salz! Seit Wochen haben sie keins im Hause. Die Kartoffeln würden noch einmal so gut schmecken.

Der Soldat legt noch zwei Zigaretten dazu, macht aber dann ein entschlossenes Gesicht und verschränkt majestätisch die Arme, um anzudeuten, daß er jetzt sein letztes Wort gesprochen habe und die Verhandlung nicht weiterzuführen gedenke.

Darauf packt die Alte die Schätze in ihre Schürze und verschwindet. Der Bauer führt den Käufer quer über den Hof nach der kleinen Scheune hinüber. Sie hat nur eine Tenne und einen Bansen. Getreide lagert nicht mehr darin, nur einige Haufen leichter Spreu, die nicht so bequem fortzuschaffen ist wie große Gebunde Stroh.

Aber wie Martin Stampe gerade seine Flinte an die Grenzwand der Tenne stellte, um in den Bansen zu klettern, erhob sich dahinter aus der Spreu ein bestoppeltes Gesicht und schaute mit schreckhaften Augen über die Brüstung. Fedor Maximowitsch Wawilow erkannte im Halbdunkel den Helm und wußte, was er zu tun hatte. Er hob beide Arme hoch; doch zwischen den Beinen festgeklemmt war eine Gans.

Der Bauer ahnte, daß er bei der folgenden Auseinandersetzung übrig wäre, und zog sich zartfühlend zurück.

Der Kriegsfreiwillige Martin Stampe vergaß gänzlich, daß er einen Vaterlandsfeind vor sich hatte. Er sah in der Gestalt vor sich den Dieb seiner Gans, die er eben durch Kauf ehrlich erworben.

„Verdammter Spitzbube!" schrie er mit der Überlegenheit des Besitzers, als wäre er auf dem väterlichen Gutshofe. Schon war er in den Bansen geturnt. „Wirst du mir die Gans hergeben!" Bereits hatte er sie am Halse.

Aber Fedor Maximowitsch Wawilow hatte seine Gedanken auch nicht beim Krieg. Vorhin wollte er sich ergeben, aber auf seine Beute mochte er nicht verzichten. Auch er sah in dem Fremden nicht den Feind, sondern den Räuber seines ehrlich requirierten Gutes. Er klemmte die Gans fest unter den rechten Arm und wehrte mit der Linken die wütenden Angriffe ab.

Günther war durch den Lärm angelockt worden, hielt es aber vom Pennälerstandpunkt aus nicht für rechtlich, in den Kampf einzugreifen, sondern setzte sich auf die Bansenbrüstung und sah mit innigem Vergnügen zu, wie ehedem einem Austrage auf dem Schulhofe. Ja, er hetzte sogar auf beiden Seiten.

„Immer feste druff — wirst dich doch nicht werfen lassen! Greife ihm an die Nieren — hau ihn — zieh' doch! Los!"

Da gab es einen Ruck und einen Krach. Die zwei Kämpen saßen auf der Erde und sahen sich stumm und dumm an. Martin hatte einen blutigen Gänsehals in der Hand und der Gegner den Rumpf zwischen den Beinen. Aber Fedor Maximowitsch Wawilow hob wieder beide Arme, um seine Bereitwilligkeit zur Aufnahme der Friedensverhandlungen anzudeuten.

Günther wollte sich über diesen Ausgang des Zweikampfes halb totlachen. Er bog sich vor innerer Bewegung. Martin war darüber entrüstet. Sollte das Freundschaft sein? Er gab seinem Unwillen Ausdruck, indem er mit dem blutigen Gänsehals Günthers Gesicht bepinselte, wodurch dieser das Gleichgewicht verlor und hinterrücks auf die Tenne purzelte.

In dem Augenblick ertönte ein pfeifendes Sausen mit einem mächtigen Knall. Eine Granate hatte eingeschlagen.

Fedor Maximowitsch Wawilow kann Granaten nicht leiden. Eins, zwei, drei, ist er heraus aus dem Bansen, stolpert über Günther hinweg und in wirrer Todesangst aus der Scheune hinaus.

„Esel, es sind ja nur russische Granaten!“ sucht ihn Günther zum Stehen zu bringen.

„Ich schieß dich tot, Kerl!“ brüllt Martin wutentbrannt.

Die freundlichen Bemühungen sind vergeblich. Fedor Maximowitsch Wawilow ist weg — die Gans ist weg. Er verschwindet eben hinter einer nahen Erdwelle.

„Der Mensch läuft ja in unsere Linien!“ rief Günther mißbilligend. Tatsächlich rannte der Ausreißer nach einer schützenden Bodenwelle hin, obgleich sie nach der deutschen Seite lag.

„Und winkt mit der Mütze,“ keuchte Martin.

Fedor Maximowitsch saß grinsend in der Sandgrube und hielt seinen Verfolgern die Gans entgegen, wodurch er seiner innigen Deutschenfreundschaft Ausdruck verlieh.

Martin Stampe schritt mit furchtbarem Ernst und gezogenem Seitengewehr auf ihn zu, schnitt ihm damit sämtliche Hosenknöpfe ab und bezeugte dadurch, daß er eine nochmalige Trennung nicht wünsche; denn mit den Hosen in der Hand läßt es sich schlecht ausreißen.

Darauf setzten sich die Freunde in stiller Zufriedenheit neben den Gefangenen und packten ihre Brotbeutel aus.

In Augenblicken wunschlosen Glückes macht der Mensch gern moralische Mondscheinpromenaden.

„Eigentlich gehört die Gans doch dem Lauseferl,“ überlegte Günther und rückte von dem Nachbar ab, der sich bedenklich juckte.

„Es kommt darauf an,“ entgegnete Martin, „ob er sie nach meinem Kauf oder vorher an sich gebracht hat. Je nachdem war es Requisition oder Diebstahl.“

„Er ist eher im Gehöft gewesen, folglich hat er requiriert, und die Gans gehört ihm,“ entschied Günther in dummguter Jungenehrlichkeit. „Einem Kriegsgefangenen dürfen wir aber sein persönliches Eigentum nicht wegnehmen.“

In dumpfer Bekümmernis saßen die zukünftigen Juristen und suchten einen Ausweg.

„Da bleibt nichts übrig, wir müssen das Vieh zum zweiten Male kaufen.“

Martin Stampe sprang entschlossen auf, legte die Gans vor den Gefangenen und daneben ein Stück Brot und Speck.

Fedor Maximowitsch Wawilow stürzte sich auf das Brot und verschlang es gierig.

„So, jetzt gehört uns die Gans erb- und eigentümlich,“ sagte Martin mit erleichtertem Gewissen. Darauf schritten die drei der Wache zu.





Lagerleben.

Bergstädtische Kriegsberichterstattung.

Von Paul Barsch.



Riesenharfen wollt' ich schüttern, daß die Sterne sollten beben... Aus den klirrenden, tollwilden, von einem unbändigen Begehren nach höchster Tatkraft durchglühten Liedern des Jünglings Moritz von Strachwitz klingt dieser Ton. Das Gräflein mit dem starken schönheitsseligen, in maßloser Begeisterung für Heldensinn und Ruhmestaten schwärmerisch lodernden Herzen, war ein Nachbarkind der Bergstadt und hoch in Ehren halten wir sein Andenken. Im frühen Jugendrausch ist dieses Herz von der eigenen Glut verzehrt worden, in einer kleinlichen Zeit, die für hohes Heldentum keinen Raum bot und die ihre besten und stärksten Sänger in Sehnsucht verschmachten ließ. O, daß er doch ein halbes Jahrhundert später seinem Vaterlande geschenkt worden wäre, und daß er in männlicher Vollkraft teilnehmen dürfte an dieser urgewaltigen Abwehr des rasenden Überfalls der mächtigsten Kriegsvölkerschaften auf unser friedfertiges, herrliches, heißgeliebtes deutsches Land! Das wäre für ihn das rechte, das wahre Leben! In seiner Hand würde das Schwert blitzen, und er würde jubelvoll inmitten von Todesgraus und Vernichtungswut vom unzerbrechlichen deutschen Siegeswillen, von der unüberwindlichen deutschen Bezwingerkraft künden. Er würde Riesenharfen schüttern zur ewigen Ehrung unvergleichlich großer Taten, und wir Bergstädter würden seinen brausenden Sturmgesängen mit stolzer Freudigkeit lauschen, da er doch ein Sohn unserer Nachbarschaft wäre.

Sein Name wurde kürzlich in einem der vielen Kriegsvorträge genannt, die seit etlichen Wochen bei uns an der Tagesordnung sind. Der Redner, ein reichbegabter und feingebildeter Volksschullehrer, der mit einer leichten Verwundung aus Rußland heimgekehrt ist, sprach ihn gemeinsam mit den Namen Theodor Fontane und Detlev von Liliencron aus. Er meinte, daß es als

ein einzig schönes Glück zu preisen wäre, wenn diese drei wunderbaren Sänger deutschen Heldentums noch unter uns weilten; doch er fand zugleich kaum Worte genug zur Verherrlichung der vaterländischen Liederströme, die sich gegenwärtig aus dem deutschen Volksgemüt in klingender Fülle ergießen. In seine literarisch-kriegerischen Betrachtungen verwob der Redner in glänzender Art allerlei Geschichten aus seinem Erleben in Russisch-Polen. Wir gewannen dabei einen ungewöhnlich fesselnden Einblick in das soldatische Treiben, erfuhren, wie das Lied vom Wiedersehn in der Heimat und wie andere innige oder heitere Liederweisen die unmöglichsten Dauermärsche möglich machen helfen, vernahmen von heißen und blutigen Kämpfen und sahen, wie auch im tiefdurchweichten Lehmboden der Schützengräben der unverwüstliche Humor kräftig seine Wurzeln schlägt und ergötzliche Blüten treibt. Überwältigend schön schilderte der Vortragende die kameradschaftliche Treue, durch die sich unsere Streiter allesamt eng verbunden fühlten, und die Selbstverständlichkeit, mit der die ungeheuerlichsten Aufgaben gelöst werden. Nebenher redete er bewundernd von den Maßnahmen und der Strategie des Oberkommandos. Über diesen Vortrag wird noch manches Wort zu sagen sein, da er einige schätzenswerte, zum Teil auch recht lustige Mitteilungen über tapfere Sprößlinge der Bergstadt enthielt.

Wir leben hier im tiefsten Frieden, reden aber nur vom Kriege. Noch hat die Aushungerung, mit der England unserem Volke drohte, nicht bewirkt, daß wir die Leibgürtel enger schnallen müssen. Zwar gibt es auch innerhalb der Mauern unseres städtischen Gemeinwesens nur noch Deutsche, keine Parteien mehr; aber für viele bleibt es trotzdem ein Vergnügen, dem lieben Nächsten bei passender Gelegenheit eins auszuwischen, und wenn es einem Bundesbruder im „Löwen" gelingt, einen andern auf niederträchtige Weise zum Vorteil des Roten Kreuzes um etliche Märker ärmer zu machen, so schwelgt er wochenlang in Siegesfreuden. Die ganze Bergstadt huldigt mit aller Kraft ihrer denkenden und dankbaren Seelen dem großen Feldherrn, der die reich gesegneten Fluren unserer Heimat vor dem Einbruch der hungernden russischen Völkerhorden beschützte. Kundige Beurteiler behaupten, daß sich das Genie Hindenburgs bei diesem Zurückdrängen der feindlichen Flutwogen noch glor-



Die Fürstin Pleß mit dem Pflegepersonal und den Verwundeten, die im fürstlichen Hotel zu Bad Salzbrunn untergebracht sind.



Zum Krieg zwischen der Türkei und Rußland:
Gesamtansicht von Medina, berühmt als die zweite heilige Stadt der Mohammedaner.
Hier soll Mohammed gestorben sein.

reicher offenbart habe als damals bei der grauenhaften Abrechnung, die er an den masurischen Seen mit seinen Gegnern hielt. Wie er auf dem Rückzuge vor der erdrückenden Übermacht alle Bahnlinien gründlich zerstören, alle Straßen mit Dampfpflügen aufreißen und unwegsam machen ließ, und wie er sonst noch durch alle nur erdenklichen Mittel ein rasches Vordringen der Millionenmassen zu verhüten wußte, wie er mit fabelhafter Geschwindigkeit seine weiteren Vorkehrungen traf, Keil um Keil in die kolossalen Marschkolonnen trieb, wie es dabei seinen kleinen Scharen gelang, mit geistvollster Umsicht und höchster Tapferkeit allen polypenartigen Umklammerungen zu entgehen, wie er die feindlichen Heereszüge in Verwirrung brachte, sie auseinandersprengte, die Einzelteile vernichtend schlug und zum Weichen brachte, und wie er schließlich unter dem kühnen und planmäßigen Beistande seiner österreichisch-ungarischen Verbündeten die gesamte Riesenmacht zum Rückzuge in ihre festen Stellungen an der Weichsel zwang — davon wird die Weltgeschichte zweifellos noch in fernen Jahrhunderten bewundernd reden. Auf diesen Feldherrn dürfen wir in fabelhafter Zuversicht blicken. Meisterlich hat er es verstanden, den Feinden einen unersetzlichen Reichtum wichtiger Waffen abzunehmen und sie dadurch dermaßen zu schwächen, daß es ihnen schwerlich glücken wird, abermals aus ihren unerschöpflichen Menschenvorräten eine Millionenarmee zu einem neuen Vorstoß in deutsches Land auf die Beine zu bringen. Mächtig stolz ist unser Wurstfabrikant Heidrich, weil er sich durch eine aus Dauerwürsten bestehende Liebesgabensendung ans Hauptquartier ein



Die Bucht von Cattaro, von der Straße nach Cettinje aus gesehen.

Dankschreiben des Feldmarschalls ergattert hat.

Weil zufällig von Liebesgaben gesprochen wird, sei eines Vorfalls gedacht, der sich im Argonnerwald ereignete. Dort lag ein Häuflein mutiger Streiter in einem Schützengraben auf treuer Wacht. Da trug ein Soldat ein Fünfkilopaket herbei, das mit der Feldpost eingetroffen war. Es kam aus der Bergstadt, von den Eltern an den Sohn. Der Vater dieses Sohnes ist ein Rektor, mit dem ich befreundet bin.

O, du helle Lust! Ein Paket von Vatern und Muttern! Und noch dazu nach einer Reihe von Fasttagen! Wenn doch etwas Nahrhaftes und Leckerfetziges darin wäre! Hastig löste der Empfänger die Umschnürung. Zwölf Augen lauerten gespannt auf die köstlichen Geheimnisse, die sich enthüllen sollten. Ein sechsstimmiges frohlockendes „Aah!" Lugte doch aus Strümpfen und Pulswärmern verheißungsreich eine Servelatwurst hervor.

„Ach und Zigaretten! Hurra!... Und Zigarren!... Und hier diese Tube! Was ist das?"

„Anschovis, du Narr! Her damit! Das ist nur für Kenner, nur für feine Gaumen. Was der Bauer nicht kennt, frißt er nicht. Ich will gleich kosten, ob es echte Anchovispaste ist!"

Der Sprecher hatte sich der kleinen Zinktube bemächtigt. Er säbelte von seinem Brotvorrat eine Schnitte los, und mehrere Kameraden, angeeifert durch ihn, folgten dem Beispiele. Doch der Inhalt der Tube reichte nur für zwei Brotschnitten aus. Für eine dritte war kaum so viel übrig, daß der

Inhaber notdürftig auf den Geschmack des seltenen Genusses kommen konnte.

„Jawohl, echter Anchovis! Wundervoll. Dein Alter soll ein ganzes Paket schicken!“

Der beglückte Bergstädter las mit liebevoller Andacht den Brief der Eltern. Er kam dabei an eine Stelle, bei der ihm jäh das Lachen verging. Sein Gesicht wurde länger, und in seinen Zügen zeigte sich der Ausdruck des Entsetzens, des Grauens. Mit dumpfer Stimme las er die Stelle laut vor: „Weil ich gehört habe, daß es in manchem Quartier nicht ganz sauber sein soll, sende ich dir für alle Fälle das bewährteste Mittel gegen das Geschmeiß der Pediculiden zu. Bewahre Dir die Tube gut auf, damit Sie Dir im Notfalle gute Dienste leistet.“

Er kannte das fremde Wort, und er nannte das besagte Geschmeiß mit dem deutschen Namen. Die drei Anchovisesser schleuderten erschrocken die Reste ihrer Brotschnitten fort. Unter ihren Streithelmen bäumten sich die Haare. Schaudernd harrten sie ihres Endes. Einer jedoch fand auch in solcher Not ein erlösendes Wort. Er sprach: „Mir hat's gut geschmeckt, und das soll mich trösten.“

Auch wir dürfen uns trösten; denn auf der letzten Feldpostkarte des Sohnes stand zu lesen: „Sie leben noch heut und sind munter, schütteln sich aber noch immer, wenn sie von boshaften Kameraden an den Anchovis erinnert werden.“

In meinem Hause hat sich der Anfang und der Schluß eines aufregenden Kriegsromans abgespielt. Die Heldin ist unsere Lene, das Hausmädchen. Das Wort Mädchen stimmt nicht vollkommen; denn nach Recht und Gesetz gehört Lene zum Stande der Ehefrauen. Sie wollte sich jedoch gegen Recht und Gesetz auflehnen, und daraus erwuchs für sie das tragische Schicksal.

In der zweiten Augusthälfte war es, als mir meine Frau die überraschende Mitteilung machte, daß Lene gewillt sei, augenblicklich zu heiraten. Ich wußte noch gar nicht, daß sie einen Schatz besaß. Nun erfuhr ich, daß sie sich heimlich einem Barbiergehilfen versprochen habe, der sich selbständig machen wollte, in diesem löblichen Vorhaben



Phot. Nicol. Perscheid.
Reichskanzler von Bethmann Hollweg.



Eigenartige Silhouette einer stehengebliebenen Wand eines zerstörten Hauses in Ostpreußen.

jedoch durch den Krieg gestört worden war. Der junge Mann sei nach Schweidnitz zum Militär eingezogen worden und fahre wahrscheinlich schon am nächsten Tage mit seinem Bataillon in den Krieg. Er fürchte, daß ihm seine treugeliebte Braut während seiner Abwesenheit untreu werden könne, da ihr ein Schlossergesell zu eifrig nachstelle, und der Sicherheit wegen habe er mit ihr die Kriegstrauung verabredet. Die solle sogleich stattfinden; denn der Bräutigam müsse schon vor zehn Uhr abends wieder in seiner Kaserne zu Schweidnitz sein. So berichtete mir meine Frau. Ich wußte nichts anders zu tun, als die Lene zu rufen, sie herzlich zu beglückwünschen und ihr meinen hausherrlichen Segen zu erteilen. Daß wir sie verlieren sollten, tat mir weh, da sie doch eine brave Seele ist. Aber in einem solchen Falle hat die Selbstsucht zu schweigen, und da sie mir ihren Artur weinend und aus bewegtem Gemüt als einen „gor zu guden Menschen“ schilderte, fand ich es durchaus in der Ordnung, daß sie sich in heiliger Liebe für immer mit ihm vereinigte. Mein Hochzeitsgeschenk sollte sie nach seiner Heimkehr erhalten.

Den Bräutigam bekam ich nicht zu Gesicht, da mich mein Beruf aus dem Hause führte. Abends vernahm ich, daß meine Frau dem jungen Paar schnell einen Hochzeitsschmaus bereitet habe, und daß der Ehemann von der Tafel weg geschwind zum Bahnhof geeilt sei. Lene treibe längst wieder ihr fleißiges Wesen in der Küche. Sie sei guten Mutes und glaube fest, daß ihn der Himmel beschützen werde.

Mehrere Monate vergingen. Von Sehnsucht und Trennungsschmerz war

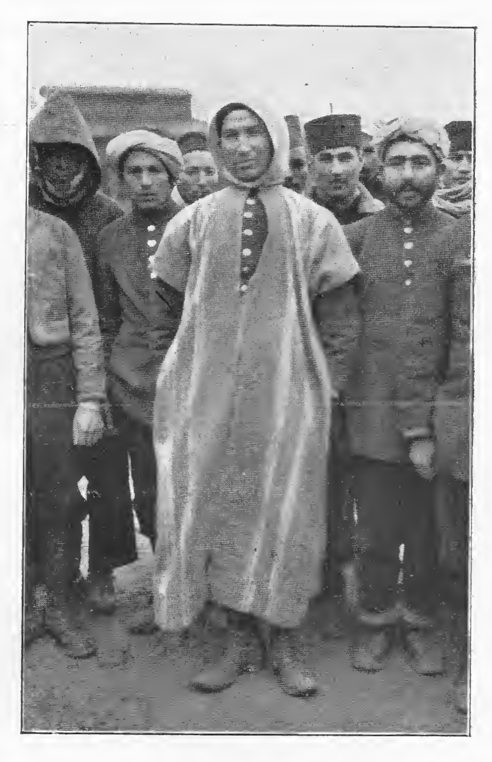
in dieser ganzen Zeit bei der jungen Barbierfrau nichts zu merken. Sie strickte Strümpfe für ihren Helden, freute sich, wenn eine Nachricht von ihm kam, schrieb ihm auch ein paar mal, schien sich jedoch in Gedanken mit ihrer Zukunft wenig zu beschäftigen.

Da traf eine Trauerbotschaft ein. Er war schwer verwundet worden, und das rührte sie so tief, daß sie Tränen vergoß. Sie empfand Mitleid für ihn, weiter jedoch machte sie sich keine Sorgen und sie fühlte sich auch weiter recht wohl bei uns.

Abermals verging eine Spanne Zeit, und eines Mittags, kurz vor Weihnachten, geschah folgendes: Die Türglocke schlug an, und Lene ging hin und öffnete. Vor ihr stand eine Krankenschwester und fragte nach Frau Bändel.

„Hier is keene Frau Bändel!“ lautete der Bescheid.

Meine Frau trat hinzu und sagte: „Lene, Sie heißen doch jetzt Frau Bändel! Die Schwester kommt doch zu Ihnen!“



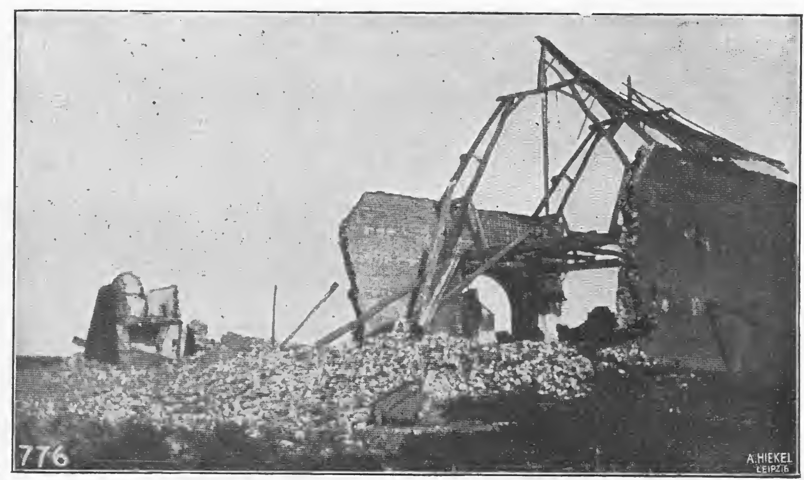
Gefangene Inder.



Ein Idyll vom polnischen Kriegsschauplatz.

„Ach wo, ich heeße nich Bändel!“ rief Lene stark erregt und entfloh in die Küche.

Die Schwester wurde ins Zimmer geleitet. Sie erzählte, daß der Musketier Bändel auf seinen Wunsch in das Lazarett seiner Heimat gebracht worden sei. In Kassel, wo er sich zuletzt im Lazarett befand, habe man dem Ärmsten den rechten Arm abnehmen müssen. Außerdem habe er zwei Schüsse in den Beinen. Sein Befinden sei — Gott sei dank! — recht befriedigend, nur leide er schrecklich durch die Sehnsucht nach seiner Frau. Das sei gar nicht mehr zu ertragen. Immerzu frage er, weshalb sie nicht komme. Der Gedanke, daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle, bereite ihm schlaflose Nächte. Zweimal schon sei vom Lazarett aus an die Frau geschrieben worden, es erfolge jedoch kein Be-



Wie deutsche Granaten in Frankreich wirken.

scheid. Sie müsse hinkommen, weil der unglückliche Mensch sonst zugrunde gehe.

Wir erschraken. Sollte das möglich sein, daß unsere Lene so herzlos war, ihn nicht zu besuchen? Undenkbar! Vielleicht hatte sie die Briefe nicht bekommen.

Sie wurde herbeigeholt. Nur mit heftigem Widerstreben kam sie.

„Lene, Ihr Mann wartet im Lazarett auf sie!"

„Ich habe keenen Mann nich!" schrie sie und verbarg ihr Gesicht mit der Schürze.

Das empörte mich. „Herr Bändel ist Ihr Mann," rief ich, „und Sie sollten sich schämen, daß Sie ihn verleugnen wollen!"

„Ich kann doch keenen Mann brauchen, der bloß eenen Arm hat!" heulte sie wehklagend. „Wie soll er denn barbieren?"

„Pfui, Lene, pfui! Sie sind ja die Schande aller deutschen Frauen! Anstatt stolz darauf zu sein, daß Ihr Mann als ein Held fürs Vaterland gekämpft und gelitten hat, wollen Sie jetzt nichts von ihm wissen! Wir haben eine bessere Meinung von Ihnen gehabt. Er ist und er bleibt Ihr Mann!"

„Das war ja bloß eine Nottrauung!" warf sie wimmernd und klagend ein. „Er hat mir gewollt einen Kuß geben, ich hab's aber nicht gelitten."

Ich wandte mich verächtlich von ihr ab, und nun berichtete ihr die Schwester, wie er nach seiner Frau verlange, wie er in Sehnsucht brenne, wie er unzählige Male seine Lene rufe. Das treulose Geschöpf schluchzte jämmerlich. Mich widerte das an, und ich ging zornig hinaus.

„Sie geht hin!" sagte nachmittags meine Frau zu mir. „Du mußt nicht zu hart über sie urteilen. Bei ihr ist es mehr Unverstand als böser Wille. Sie kann sich mit der Vorstellung nicht abfinden, daß sie einen Krüppel zum Manne haben solle. Jetzt, nachdem ich ruhig mit ihr geredet habe, ist sie schon viel vernünftiger".

„Na, macht nur, was ihr wollt! Bei mir hat sie verspielt".

Wie das Wunder geschah, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß Lene von ihrem Besuch im Lazarett ganz verändert heimkam. Sie sah verweint aus; doch in ihre Traurigkeit mischte sich unverkennbar ein heimliches Glücksempfinden. Erregt berichtete Sie,
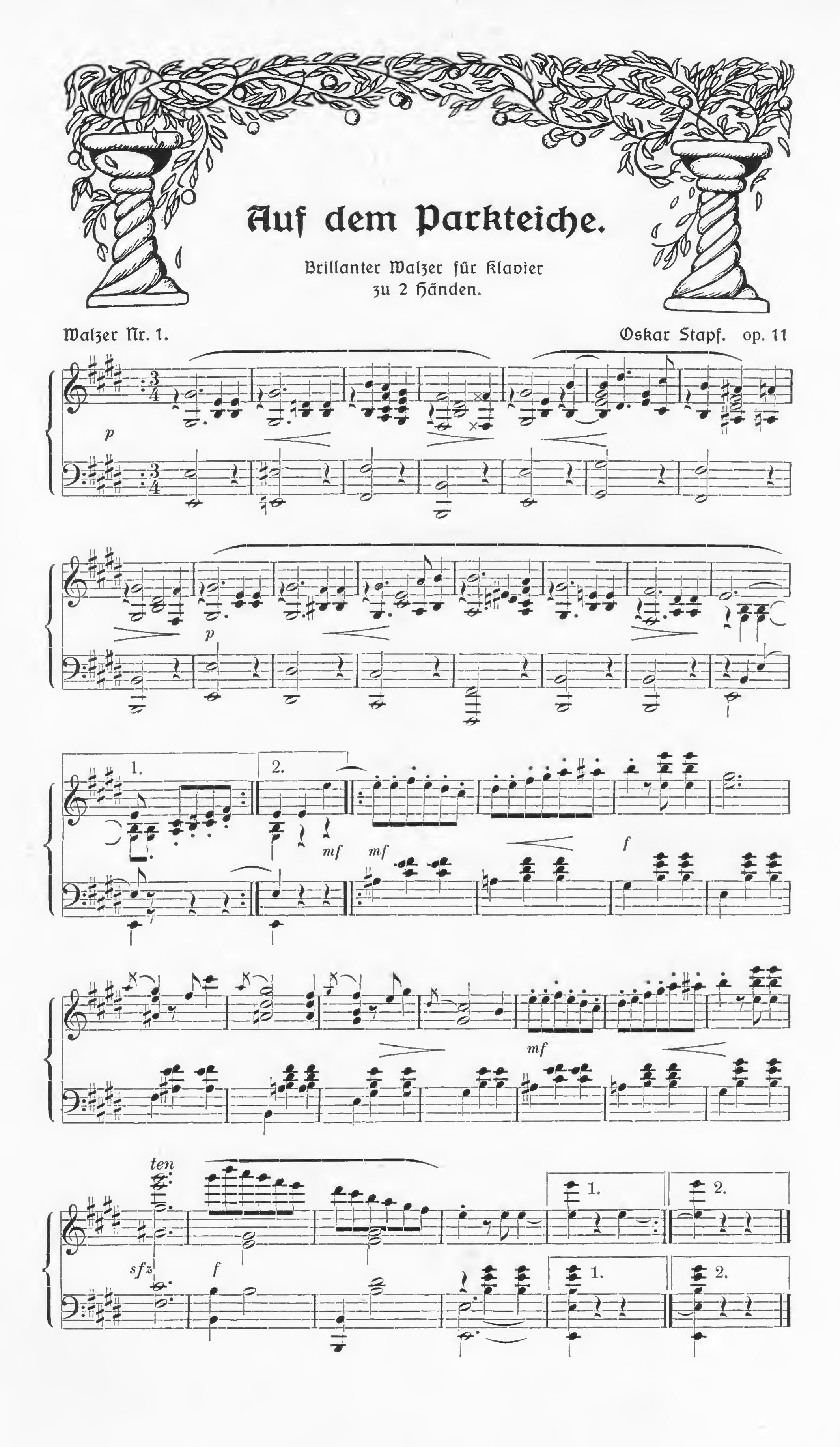
daß er sich über ihr Kommen „ganz schrecklich“ gefreut habe und daß sie ihn bald wieder besuchen solle. Während sie von den Schmerzen sprach, die er doch offenbar nach seinen Verwundungen und bei der Abnahme seines Armes gelitten habe, empfand sie sichtlich alle diese Schmerzen nachträglich am eigenen Körper. Sie bebte in Mitleid für ihn, und sie behauptete, daß er jetzt noch schöner als früher aussähe. Durch das Mitleid mochte sie wohl den Weg zu seinem Herzen gefunden haben.

In den folgenden Tagen schloß sich das Band zwischen den Beiden fester und fester, und jetzt fühlt sich unsere Lene vollkommen als Ehefrau. Selig beglückt erwartete sie den Tag, an dem er zum ersten Male ausgehen durfte, und hell erfreut war sie, als ich ihn zu uns einladen ließ.
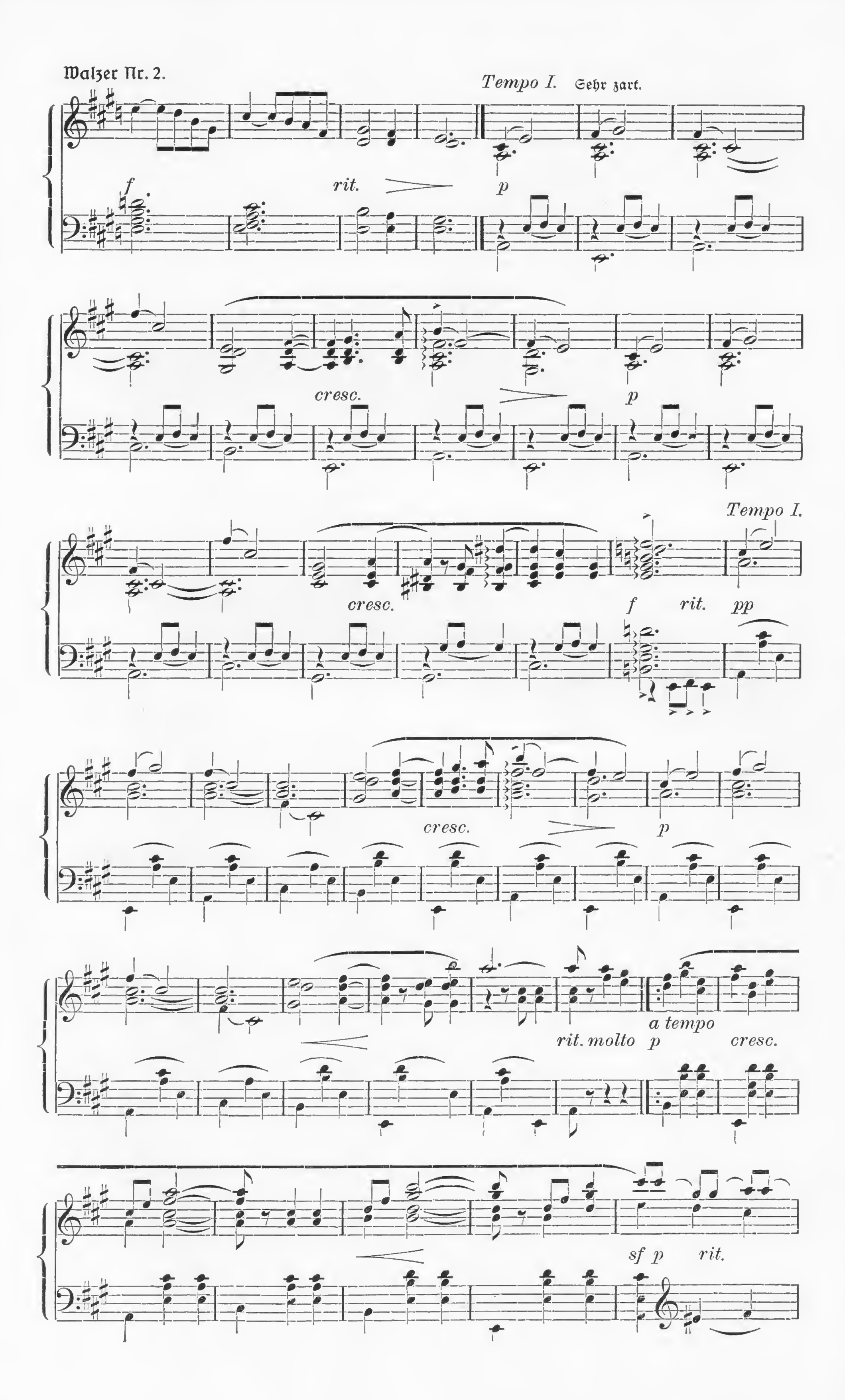
So hat denn die Liebe wieder eine ihrer Großtaten vollbracht! Sie hat unsere brave, dumme Lene in eine tüchtige Frau verwandelt, die sich die edle Lebensaufgabe gestellt hat, liebend und sorgend für einen hilflos gewordenen Vaterlandshelden zu leben.
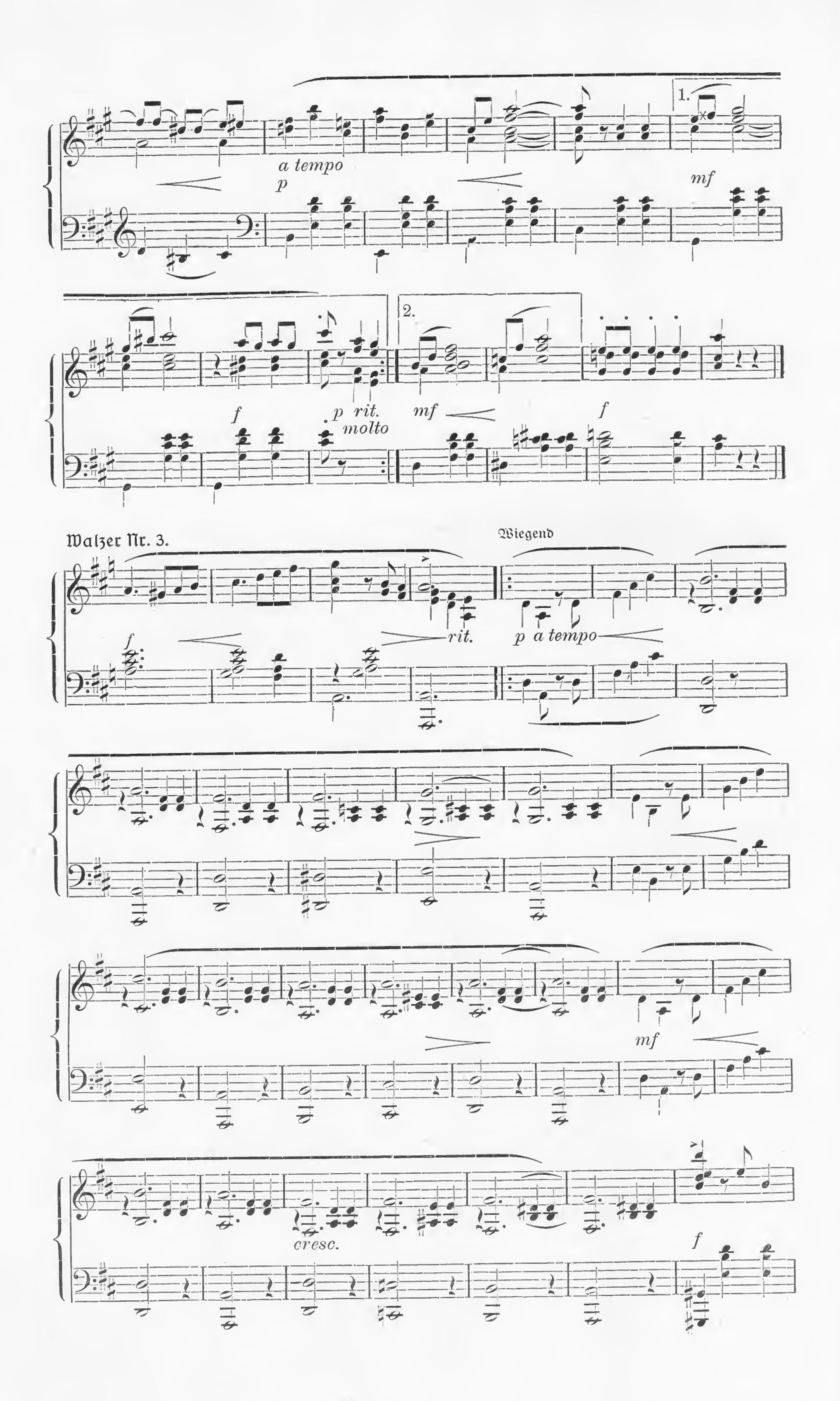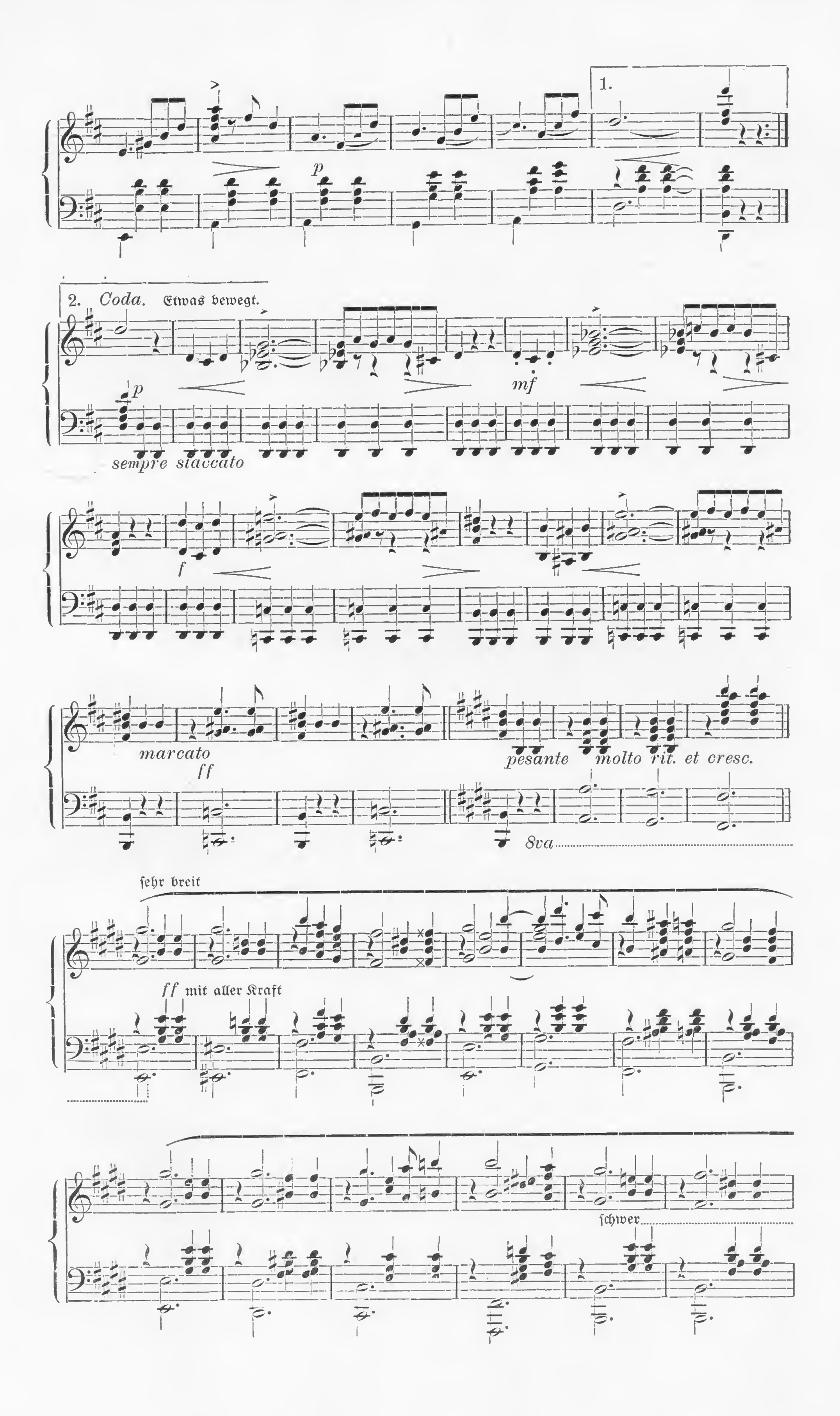


Eine von den Franzosen gesprengte Eisenbahnbrücke der Strecke Thiancourt—Toul. Unser Bild zeigt die zerstörte Brücke von der Seite gesehen, an welcher noch die Eisenbahnschienen in der Luft schweben.


Auf dem Parkteiche.
Brillanter Walzer für Klavier
zu 2 Händen.
Walzer Nr. 1.
Oskar Stapf. op. 11
p
p
1.
2.
mf
mf
f
mf
ten
sfz
f
1.
2.
1.
2.

Walzer Nr. 2.


Tempo I. Sehr zart.
f
rit.
p
cresc.
p
Tempo I.
cresc.
f
rit.
pp
cresc.
p
rit. molto
a tempo
p
cresc.
sf p
rit.


a tempo
p
mf
1.
2.
f
p rit.
molto
mf
f
Walzer Nr. 3.
Wiegend
f
rit.
p a tempo
mf
cresc.
f


1.
p
2. Coda. Etwas bewegt.
p
sempre staccato
mf
f
marcato
ff
pesante
molto rit. et cresc.
8va
sehr breit
ff mit aller Kraft
schwer

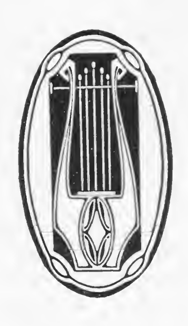
Allegro

ff

marcato

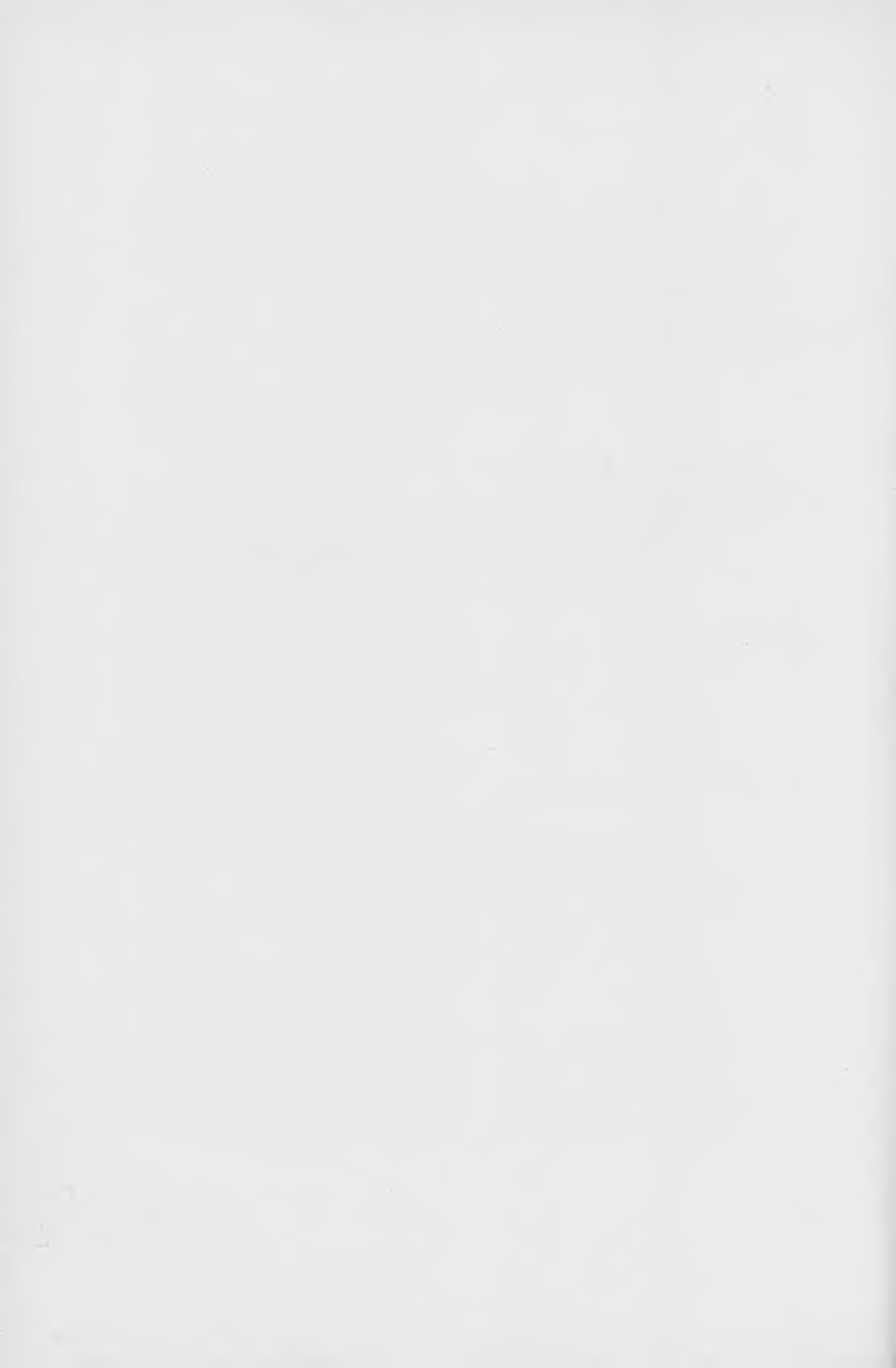
fff eilen bis zum Schluß

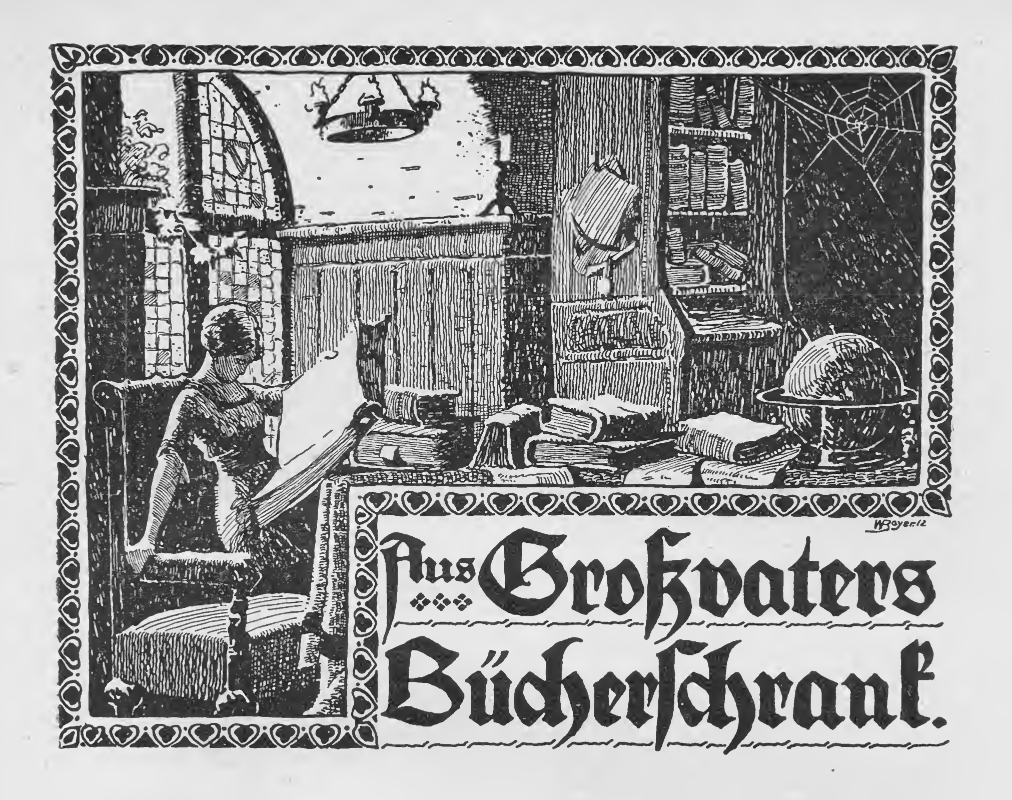
8va ad lib.



Jean François Millet (1814—1874): Der Schäfer







Aus Briefen eines Einjährig-Freiwilligen vom 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth während der Belagerung von Paris 1870/71.

Gonesse, den 31. 10. 1870.

Gestern Erstürmung von Le Bourget durch unsere Division. Ich bin unverwundet.

Gonesse, den 31. 10. 1870.

Vor einer Stunde sandte ich an Euch eine kurze Correspondenzkarte, die nur die Nachricht enthielt, daß ich in dem heißen Gefecht bei Le Bourget ohne Blessur davongekommen bin. Ich hätte gleich einen längeren Brief geschrieben, wenn wir nicht, während ich zur Feder griff, abermals alarmirt worden wären; ich beförderte die Karte daher augenblicklich für alle Fälle. Jetzt, da wir ein wenig zur Ruhe gekommen, will ich nicht säumen, Euch detaillierten Bericht zu senden.

Ich war am 29. als Ordonnanz im Bataillons-Bureau zu Gonesse beschäftigt, als in der Nacht um 11½ Uhr von Arnouville der Befehl eintraf, daß sich am andern Morgen um 6½ Uhr die Truppen zum Abmarsch bereit halten sollten. Das Dorf Le Bourget, in der Nacht vom 26. zum 27. von den Franzosen unseren Vorposten entrissen, sollte zurückerobert werden. — An Schlaf war nun nicht mehr zu denken. Am Morgen wurde das Bureau aufgelöst, und jeder eilte zu seinen Kameraden, um in ihren Reihen am Kampfe theilzunehmen. Um 7 Uhr erfolgte der Abmarsch unseres Bataillons; nur eine Compagnie bleib als Wache in Gonesse zurück.

Durch tief aufgeweichten Boden arbeiteten wir uns in der Richtung auf Le Bourget hindurch und nahmen, schon ziemlich ermüdet, westlich von der Chaussee Paris—Lille bei Pont d'Iblon Aufstellung. Die Artillerie eilte bei uns vorüber und fuhr zu beiden Seiten der Straße in Position. Um 8 Uhr eröffneten die Batterien das Feuer auf Le Bourget, welches in einer Entfernung von etwa 2000 Schritt friedlich vor uns lag. Die Forts — als wollten sie ihre Kraft für die Entscheidung aufsparen — schwiegen noch gegen ihre Gewohnheit. — Nach einstündigem Geschützfeuer, welches der in den Kellern verborgenen Besatzung des massiv gebauten Ortes nicht viel anhaben mochte, erscholl plötzlich das entscheidende Commando: „An die Gewehre!" und alsbald setzten wir uns in Reihenformation in Bewegung. Das Regiment Königin Augusta avancirte in gleicher Weise auf der linken Seite der Chaussee.

Unsere Grenadier=Bataillone waren bald bis in die Nähe der wohlverwahrten und verschanzten Darf=Enceinte gekommen und wurden hier von einem unbeschreiblich heftigen Gewehrfeuer empfangen. Das Füsilier=Bataillon nahm nun, umschwirrt von zahlreichen Geschossen, die manchen Kameraden aus unseren Reihen rissen, einen lebhafteren Schritt an, während die Granaten unserer Geschütze über unsere Köpfe sausten, um den Feind womöglich von der Enceinte zu vertreiben und Bresche in die das Dorf einschließenden Mauern zu legen.

Als wir der feuerspeienden Linie näher kamen, ging unser Laufschritt in ein wildes Rennen über. Dicht vor der großen Barrikade, die die Chaussee am Eingang ins Dorf versperrte, angelangt, mußten wir die letztere im Kugelregen überschreiten und erreichten endlich, zum Tode matt, die mit Schießscharten versehene Mauer, östlich der Barrikade, aus der die Gewehrläufe der Vertheidiger blitzten — wir hatten den rettenden sogenannten „todten Winkel“ erreicht. Doch kaum eine Minute war uns zum Sammeln der erschöpften Kräfte vergönnt; wie gejagt, keines klaren Gedankens mächtig, liefen wir an der Mauer entlang, um irgendwo in das Innere der Grundstücke zu gelangen. Bald ist eine niedrige Stelle der Umfassung gefunden und, indem immer einer dem andern hilft, überstiegen. Wir sammeln uns im dahinter liegenden Garten in fliegender Eile, dann geht's vorwärts mit gefälltem Bajonett und Hurrah immer durch die Gärten hindurch, überall den Rothosen in die Flanken kommend und sie zu eiliger Flucht in die Häuser zwingend. Ein großes Grundstück, mit der Front an der Hauptstraße gelegen, die Rückseite den Gärten zukehrend, setzt unserem Laufe ein Ziel. Von den drei Flügeln desselben, von den Dächern herab, eröffnet der Feind ein concentrisches Feuer auf die große Hof=Einfahrt. — Unser schon gelichtetes Häuflein wurde hier arg mitgenommen. Unser braver Compagnieführer, Premierleutnant v. L., ferner Oberst Graf W. vom Regiment Augusta, sowie dessen Adjutant — sie alle mußten außer manchem schlichten Soldaten hier den Heldentod sterben, ohne den Eintritt in das verhängnisvolle Gehöft erzwingen zu können. Noch einmal versuchten wir unter Führung eines Officiers von dem zuletzt genannten Regiment in den Hof zu dringen, und es gelang uns jetzt, wenigstens die Thür eines der Seitengebäude mit Gewalt zu öffnen, während vom Nachbargrundstück aus im selben Moment das Gleiche durch unsere Leute geschah. So überrumpelten wir einige Franzosen, welche sich plötzlich zwischen zwei Feuern sahen, trieben sie über den Hof hinter die schützende Mauer am Eingang und entwaffneten sie. Nach kurzer Labe aus den wohlgefüllten Feldflaschen unserer Gefangenen eröffneten wir nun von unserer Deckung aus ein lebhaftes Feuer auf die Fenster und Dachlucken, um den zähen Feind im Schach zu halten.

Der Lärm im Dorf hatte mittlerweile seinen Höhepunkt erreicht und wirkte geradezu betäubend. Die Forts hatten ein verheerendes Bombardement auf Le Bourget gerichtet, wodurch die Besatzung freilich geradeso zu leiden hatte als die Stürmenden. Mit furchtbarem Krachen krepierten die Geschosse aller Orten. Dachziegeln, Mauertrümmer, Eisensplitter rings um uns her! Dazu das Knattern des Gewehrfeuers, das Klirren der Fenster, das Klagen der Verwundeten — fürwahr ein wahrer Höllenlärm, der jeder Beschreibung spottet.

Endlich tönte das Hurrah der die Hauptstraße (Chaussee) heraufstürmenden Kameraden, die die Haupt=Barrikade forcirt hatten, deutlich zu uns herüber, und nun litt es uns nicht mehr in unserer Deckung; wir stürmten in den Hof hinein, und der bereits eingeschüchterte Feind beeilte sich, zu capituliren. Wieder werden Gefangene gemacht, und wir eilen nun durchs Vorderhaus, um die Straße zu erreichen. Gegenüber aus den Fenstern eines großen Hauses wehen weiße Tücher, Gewehre werden zum Zeichen der Übergabe mit dem Kolben voran herausgestreckt, und laut tönt vielstimmiges „Pardon“ zu uns herüber. Kaum aber schicken wir uns an, die Straße zu überschreiten, als die tückischen Schufte die Gewehre umdrehen — eine Salve kracht und wieder wälzen sich einige der Unseren, unter ihnen abermals ein Officier vom Regiment Augusta, in ihrem Blute. Wie durch ein Wunder blieb ich auch diesmal unverletzt, nur fühlte ich deutlich den Schlag, als eine Kugel das Kochgeschirr bei einer Seitenbewegung auf meinem Rücken durchbohrte. — Wenige Minuten nach Verübung dieser verrätherischen That kamen auch schon die Genadiere vor dem erwähnten Hause an: ein allgemeiner Sturm, ein kurzes Drängen auf Flur und Stiegen — und die letzten Vertheidiger ergeben sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade.

Die deutsche Gutmüthigkeit und Disciplin waren hier wohl allein im Stande, den Verräthern das Leben zu schenken. Man begnügte sich, den Elenden durch derbe Stöße und Fausthiebe seine Verachtung zu zeigen. Das arg verwüstete Dorf war endlich nach mehrstündigem Kampfe, an dem sich selbst die Pioniere mit ihren Aexten als Mauerbrecher wacker betheiligt hatten, unser. Die Verluste sind groß; unser Regiment allein verlor acht Officiere durch den Tod; die Verwundeten sind sehr zahlreich.

Da übrigens der Feind in blinder Wuth über den Verlust des wichtigen Punktes nicht aufhörte, uns mit Granaten zu überschütten, so mußte der Aufbruch der Truppen sehr beschleunigt werden, was den 1200 unverwundeten Gefangenen, die wir zu transportiren hatten, sehr angenehm zu sein schien. Das Regiment Kaiser Franz mußte die Vorposten aussetzen und im Verein mit den Sanitätsmannschaften die Todten und Verwundeten sammeln. Wir aber marschirten eilig ab und

gelangten nach kurzem anstrengenden Marsch wieder in Gonesse an, von wo wir am Morgen ausmarschirt waren. Wer von Freunden und Bekannten geblieben, weiß ich noch nicht. Vetter H., den ich gleich nach dem Sturm im Gedränge traf, ist unversehrt, doch war auch seine Montierung wiederholt von Kugeln durchbohrt ....

Garges, den 4. 11. 1870.

Nachdem wir am Sonntag das bereits näher beschriebene Gefecht bestanden, befinden wir uns gegenwärtig wieder in Garges, um morgen von hier nach Dugny auf Vorposten zu ziehen.—Ihr schreibt inEurem letzten Briefe, ich möchte wohl jetzt das Kriegsleben, besonders den Vorpostendienst, gründlich satt haben. Dies könnte ich nun eigentlich nicht sagen, wenigstens nicht bezüglich des letzteren im Vergleich mit dem Aufenthalt in den Cantonnements-Quartieren. Wenn wir wieder einige Tage, von Langeweile und Appellen gequält, in diesen zugebracht haben, dann sehne ich mich immer wieder hinaus aus den schmutzigen Räumen, hinaus in die stille Flur, wo doch die Phantasie ein wenig mehr beschäftigt wird durch die Nähe des Feindes und der eingeschlossenen Riesenstadt.

Wie ich höre, soll ich für mein Verhalten im Kampf bei Le Bourget zum Eisernen Kreuz in Vorschlag gebracht sein; ob sich die Mär bestätigen wird, muß man geduldig abwarten, sollte ich indes dieser schönen Zier für würdig erachtet werden, so würde jedenfalls der Tag der Verleihung der schönste meines Lebens sein.

Die Belagerungsgeschütze sind noch nicht eingetroffen; wie soll das enden? Ist es denn möglich, daß die Transportschwierigkeiten unüberwindlich sind? Wir zerbrechen uns über dieses Rätsel den Kopf; was sagt man denn in der Heimat dazu?...

Garges, den 8. 11. 1870.

Soeben erhalte ich Eure schöne Sendung und kann kaum Worte finden, Euch meinen Dank auszusprechen. Wie sorgsam ist alles ausgewählt, wie angenehm berühren mich die kleinen Überraschungen! Von neuem habe ich mich überzeugen können, daß Ihr den armen Kriegsmann in der Ferne nicht vergessen habt. Wie gerne erduldet man da alle Leiden und Entbehrungen, wie freudig zieht man in den Kampf!

Die warmen Sachen kommen mir natürlich besonders zu statten, zumal wir gerade wieder heut Abend auf zwei Tage in Dugny die Vorposten zu stellen haben. Die mitgenommenen Unterkleider haben sich bereits in ihre Urbestandteile aufgelöst. — Eine neue Schwierigkeit erwuchs mir übrigens daraus, wie ich die respektable Kiste bei den fortwährenden Dislocirungen — ein eigentliches Standquartier haben wir garnicht — würde transportieren können, doch ist es mir nach längeren diplomatischen Unterhandlungen gelungen, dieselbe auf dem Wagen des Marketenders zu deponieren. Wie werde ich aber die neuen Wollsachen vor dem scheußlichen Ungeziefer bewahren können?...

Ihr hättet übrigens die lüsternen Gesichter meiner werten Korporalschafts-Genossen sehen sollen, als ich die genießbaren Herrlichkeiten auspackte. Die Augen des Unteroffiziers funkelten ordentlich, besonders beim Anblick der feinen Liquerflaschen, und der Freiwillige stieg sichtlich in seiner und der Übrigen Achtung, als er, wenngleich nur homöopathische Dosen, an sie zu verteilen begann.

Die Leute fangen übrigens jetzt an, bedenklich abzufallen. Viele schleichen krank und blaß umher, um nach einiger Zeit den Weg nach den Lazaretten anzutreten. Mir geht es immer noch recht gut, und wenn man vorsichtig lebt, kann man wohl noch eine Weile mitmachen.....

Arnouville, den 12. 11. 1870.

Wenn es einem in der Fremde wieder einmal recht schlecht ergeht, dann hat man die doppelte Sehnsucht, sein Herz denen auszuschütten, die an unserem Schicksal den größten Anteil nehmen.

Meine Liebhaberei für den Vorpostendienst ist durch eine schauerliche Feldwache in der Nacht vom 9. zum 10. zu Dugny bis auf weiteres gründlich abgekühlt worden. Nachdem wir die Nacht vom 8. zum 9. und letzteren Tag selbst in Dugny im Soutien gelegen hatten, zogen wir am 9. abends hinaus, um eine halbe Stunde vom Dorf entfernt, die Feldwache zu beziehen. Das Logis der letzteren war einfach und geschmacklos, indem es aus einem Graben bestand, dessen Rand nach dem Feinde zu durch einen Düngerhaufen erhöht und verstärkt war. Ein wenig elendes Stroh bildete die Unterlage, und einige schmutzige wollene Decken dienten zur Vollendung des Comforts. Nachdem wir uns genügend orientiert hatten, wurden die Vorposten ausgesetzt oder vielmehr ausgelegt, da sie sich in eigens dazu aufgeworfene Erdlöcher hocken mußten, und wer nicht auf Posten kam, legte sich auf dem Stroh zurecht, das Dulderhaupt an die duftende Lehne geschmiegt.

Da begann es erst leise, dann immer reichlicher herniederzurieseln, und bald hatte sich ein formidabler Landregen entwickelt, der schonungslos auf uns herabträufte. Nach einem Stündchen waren wir bis auf die Haut durchnäßt, und in dem Schutzgraben (der sich bald in einen „Schmutzgraben“ verwandelte) sowie in den Postenlöchern stieg die Lehmsauce zu unserem Gram höher und höher. Mit Regen und Sturm vermischte sich noch nasser Schnee, und so lagen wir wie Schafe im Unwetter, dich zusammengedrängt im Schmutz, klappernd vor Frost, ohne Schlaf finden zu können.

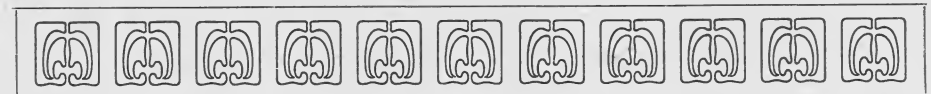


Ein Pariser Ballonbrief aus dem Jahre 1870.

Die Situation wurde nicht angenehmer, wenn hier und da in der Nähe auf dem Felde eine Granate krepierte oder die Stimme des Wachthabenden zur Ablösung der Posten rief. Im letzteren Falle tappte man gleitend und fluchend in die Nacht hinein, bis man den Posten fand und sich neben den mit Wasser gefüllten Erdlöchern niederkauerte. Dann starrte man, die triefende Decke über dem Kopf, in die Finsternis hinaus, immer eingedenk der großen Verantwortlichkeit des Postens so nahe vor dem Feind. Ach! mit welchen Empfindungen dachte man da an die liebe Heimat, den gemütlichen Familienkreis. Plötzlich erscholl noch zum Überfluß in langgezogenen Tönen in unserm Rücken das Alarm-Signal durch die Dörfer. Schauerliche Dissonanzen! jedes Horn in einer anderen Tonart, bald nah, bald fern. War der Feind trotz des furchtbaren Wetters im Anmarsch?... Trotz angespanntester Aufmerksamkeit war nichts zu bemerken, nicht einmal Gewehrfeuer in der Ferne — es mußte blinder Lärm sein. Endlich kam der Moment der Ablösung, die Posten wurden eingezogen, und wir hofften, den Marsch nach dem Quartier des Soutiens antreten zu können — quod non, es kam Contre-Ordre! Die Feldwache mußte noch liegen bleiben — es war ein Ausfall signalisiert — und so hieß es noch eine weitere Stunde ausharren. Doch auch sie verging, und so kehrten wir endlich, über und über mit Kot bespritzt, ins Dorf zurück und bezogen in einem sehr kalten Gartenhaus Alarm-Quartier, wo wir, so gut es eben wollte, in den nassen Kleidern unsere traurige Lage auf hartem Stroh zu verschlafen suchten.

Am Abend ging es zurück nach Arnouville, einem größeren Dorf, woselbst wir in einer Kapelle einquartiert wurden, die so kalt, daß es kaum zu ertragen war. Die Kleider mußten aber auch hier auf dem Leibe trocknen, da keine Gelegenheit zu einer besseren Methode vorhanden war. Am nächsten Tage wurde übrigens schon wieder Appell abgehalten, und da die Arbeit, die schlimm zugerichteten Sachen und Waffen zu reinigen, keine kleine war, so kamen wir erst um halb sechs abends zum Abkochen.

Trotz dieser unerhörten Strapazen fühle ich mich noch ziemlich wohl, doch ist es bei dem täglichen Abgang durch Kranke wohl hohe Zeit, daß eine Veränderung in unserer Lage eintritt oder wenigstens Ersatzmannschaften nachrücken. — Zur Ausfüllung etwaiger Mußestunden wäre es mir sehr lieb, wenn Ihr mir von jetzt ab die Zeitungen übersenden wolltet; man kommt sonst mit der Welt aus aller Verbindung...



Wundärzte und Pflegepersonal vor hundert Jahren.

Ein Schlaglicht auf die Kriegskrankenpflege zur Zeit der Befreiungskriege werfen einige Zeilen des Schriftstellers Willibald Alexis, der 1815 als freiwilliger Jäger mit ins Feld zog und gleich nach der Schlacht von Waterloo auf dem Kriegsschauplatze eintraf. Nachdem er von den elenden Zuständen in den Lazaretten gesprochen hat, fährt er fort: „Es gibt etwas noch Entsetzlicheres für den Verwundeten, die Eiskälte, die Gleichgültigkeit der Ärzte und Chirurgen. Von den Krankenwärtern, wer erwartet es anders; entweder Verworfenheit zwang sie zu dem Dienst, den jeder flieht, der ihn nicht aus Tugend sucht, oder er wird von Gefangenen mit Schauder und Widerwillen versehen. Aber von Männern der Wissenschaft, Männern, denen ihre Studien Humanität eingeflößt haben müssen, erwartet der Kranke Teilnahme, sorgsame Erkundigung, treue Pflege. Daß auch das jugendliche Träume bleiben müssen, wenigstens nach einer Schlacht von Waterloo und Belleallianee! Nicht alle Wundärzte in einem blutigen Kriege können Männer sein, welche durch langjährige Studien Humanität gelernt haben; man ist zufrieden, wenn man Arme genug findet, um zu schneiden und zu verbinden."

Alexis erzählt dann, wie sein Kamerad und Freund, der nachherige Mineraloge Neumann in Königsberg, so verwundet wurde, daß die Kugel ihm unter dem Kinn eindrang, einige Zähne fortnahm und zur Backe wieder hinausging. Er wurde fortgebracht, dann kam ein Wundarzt, der ein paar hundert Verwundete flüchtig besichtigte. Er öffnete Neumann leicht mit dem Finger den Mund und wandte ihm dann mit dem lauten, kalten Urteil: „Incurable" den Rücken. Aber zum Glück galt der Ausspruch eines Wundarztes nicht für unfehlbar. „Es war damals auch Untergebenen erlaubt, an den Aussprüchen ihrer Oberen zu zweifeln, wo es die Rettung eines Menschenlebens galt. Der „Incurable" ward auf seine oder auch auf die Fürbitten anderer noch nicht in die Grube geworfen, sondern, ich glaube, in einen Kahn verpackt und nach Düsseldorf geschickt, wo er unter der sorgfältigen Pflege edler Menschen und minder beschäftigter Ärzte in einigen Wochen vollkommen wieder hergestellt wurde. Er versicherte uns oft nachher, das Wort „Incurable" von den Worten des Chirurgen dröhne ihm noch nachts und tags in den Ohren, und dabei bemeistere sich seiner eine Wut, die ihn, den sehr ruhigen Mann, zittern machte." Ein Glück, daß wir heut hundert Jahre weiter sind!

Auch Marschall Ségur, der Adjutant und Liebling Napoleons, mußte während des spanischen Feldzuges ähnliche Erfahrungen machen. Er hatte drei schwere Wunden, deren eine sein ganzes Herz freigelegt hatte. Napoleon war darüber untröstlich und sandte ihm einen eigenen Arzt zu seinem Beistande. Ségur schildert dies folgendermaßen: „Der Doktor gehörte zu denjenigen, die fürchten, den Feind anzuziehen, wenn sie ihn angreifen. Er wagte nichts. Aus Furcht zu töten, ließ er lieber sterben... Und in diesem Fall wurde der schüchterne Doktor zu seinem System noch mehr ermutigt, da die letzten Grüße seiner Freunde und das Urteil seiner Vorgesetzten ihn überzeugten, daß keine Hilfe mehr möglich sei. Ich war dem Erstickungstode nahe, konnte mich nicht mehr verständlich machen. Kaum vermochte ich meinen Kammerdiener Legrand zu unterscheiden, der auf der Erde neben meinem Bette saß und heiße Tränen weinte. Doch ich wollte nicht weich werden und klammerte mich krampfhaft an den letzten Lebensfaden, der mir noch geblieben, als ich hörte, wie der Arzt dem treuen Diener die letzten Pflichten, die er mir schulde, ans Herz legte. Er sollte meine Sachen gut bewahren, einige Andenken für meine Familie aufheben und mich anständig bestatten lassen. Da war es mit meiner Resignation vorbei. Das empörte mich. War das die einzige Verordnung, die ich von diesem Arzte zu erwarten hatte? Eine so vollkommene Verlassenheit rief meine größte Entrüstung hervor, und mit einer letzten Anstrengung rief ich ihn durch eine Handbewegung heran. Er kam, beugte sich über mich, und es gelang mir, ihm verständlich zu machen, daß, wenn er noch ein letztes Mittel zu versuchen habe, er es anwenden müsse. „Ihnen zur Ader lassen?" antwortete er, „aber Sie sind ja viel zu schwach!"... Da streckte ich ihm mit einer gebieterischen Bewegung den Arm vor und brachte ihn endlich zum Entschluß: mein Blut spritzte, und ich war gerettet. Noch am selben Abend erklärte mich der Doktor ganz stolz außer Gefahr. Aber ich glaube, innerlich mißtraute er doch immer noch meinem Wiederaufleben... Es ging so schnell vor sich, daß er, der es eilig hatte nach Madrid zu kommen, mich drei Tage danach in den Wagen des Obersten setzte und durch den eisigen Schnee nach der spanischen Hauptstadt beförderte. Er scheute sogar nicht davor zurück, mich während der Nacht, als ich vor Frost und Fieber zitterte, unter einem elenden, offenen Schuppen auf feuchtem Stroh liegen zu lassen, wo während 12 gräßlichen Stunden eine dicke Schicht Schnee auf meine Decke fiel, in die er mich eingewickelt hatte. Derartige Leiden entschwinden niemals dem Gedächtnis..."



Aus alten Zeitschriften.

Ein reichbeladenes französisches Schiff, das von Smyrna kam, lief Gefahr, von einem Korsaren genommen zu werden.

Der Kapitän, überzeugt, daß er zu schwach zum Widerstande sei, ließ die ganze Mannschaft eiligst in dem untersten Raume des Schiffes verbergen und nur einen verschmitzten Ragusaner auf dem Verdeck.

Der Kaper näherte sich und tat einige Schüsse. Der Ragusaner schwang dagegen ein weißes Schnupftuch in die Luft als ein Notzeichen. Der Kaper hielt mit dem Schießen ein und rief: man solle die Segel streichen!

Der Ragusaner antwortete: „Ach! dazu fehlt es mir an Kraft; kommt und tut es selbst. Ich bin ein Passagier auf diesem Schiffe; wir kommen von Smyrna, und die Pest wütet unter uns. Der Kapitän und der größte Teil der Mannschaft ist schon daran gestorben, es sind unserer nur noch fünf Mann, aber wir müssen auch unstreitig ein Opfer des Todes werden, wenn wir nicht bald von diesem angesteckten Schiffe fortgebracht werden. Um Gottes willen rettet mich!"

Der Kaper rief zornig: „Fahr' zum Teufel!" und machte Anstalten sich zu entfernen.

Der Ragusaner bat nun noch dringender um Rettung. Da reichte man ihm endlich von dem Kaperschiffe einige Flaschen Weinessig auf einer Stange, und der Kaper suchte schleunig einer so gefährlichen Nachbarschaft zu entkommen. Das Schiff lief glücklich in den Hafen von Marseille ein.

*

— „Wem mag wohl," wurde in einer Gesellschaft junger Männer die Frage aufgeworfen, „der ebenso reiche als geizige Bankier Y. seine vier Töchter, die sämtlich auf Offiziere bestehen, zudenken?" „Dem Mindestfordernden unfehlbar," meinte jemand, „wie dies bei Lieferungen fürs Militär so hergebracht ist."

*

— Nach der unglücklichen Schlacht von Jena am 14. Oktober 1806, wo viele Preußen sich flüchteten, befand sich auch auf einer Fähre, die über die Memel setzte, ein preußischer Gardist und ein Jude.

Die Fähre war mit Menschen überfüllt, und an dem andern Teile derselben, wo die beiden Vorgenannten dicht nebeneinander standen, begann sich die Fähre etwas zu senken.

Der Jude wollte erschrocken sich etwas zurückdrängen, da ergriff der Gardist ihn unsanft beim Kragen und rief:

„Ich glaube gar, Jude, du fürchtest dich vor dem Wasser?" „Gotts Wunder!" versetzte der Schlaukopf. „Mancher fürchtet sich vorm Wasser, mancher wieder vorm Feuer."

*

— Ein Student wurde von einem großen Fleischerhunde angefallen, der wütend auf ihn loskam. Er zog den Degen und durchstach seinen Feind, daß er augenblicklich zur Erde fiel. Der Eigentümer des Hundes verklagte den Studenten, und dieser mußte beim Prorektor erscheinen. Auf die Frage, warum er den Hund getötet? antwortete er: er habe sich seiner Haut gewehrt. „Sie hätten sich aber nicht gleich Ihres Degens bedienen sollen!" „Hätte der Hund mit seinem Schwanze gewedelt," antwortete der Student, „und wäre auf mich losgekommen, so würde ich meinen Hut abgenommen und ihm mein Gegenkompliment gemacht haben; da er mich aber mit aufgesperrtem Rachen anfiel und mir seine scharfen Zähne zeigte, so glaubte ich ihm auch etwas Scharfes zeigen zu müssen, und ich hatte zu der Zeit nichts anderes als meinen Degen." Der Prorektor war mit dieser Antwort zufrieden und sagte dem Fleischer: „Lerne Er künftig seinem Hunde mehr Höflichkeit, so wird Ihm keiner tot geschlagen werden."

*

— Einst führte man zu Bordeaux die komische Oper „Die Jäger" auf, worin ein Bär vorkommt. Während der Vorstellung entstand ein fürchterliches Gewitter und ein Donnerschlag ließ das ganze Haus erzittern. Der Bär, der in diesem Augenblick auf der Bühne war, war so erschrocken, daß er sich in die Höhe richtete und das Zeichen des Kreuzes machte. Dieser Anblick verwandelte auf einmal den Schrecken der Zuschauer in lautes Gelächter.

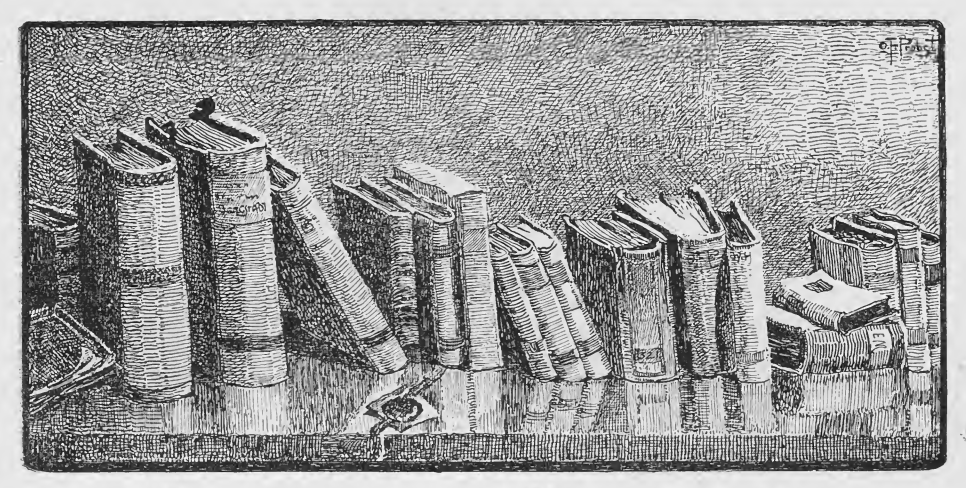
*

— Zwei Engländer sprachen einst über das menschliche Elend. „Aber es ist doch nicht recht," fing unter andern einer von ihnen an, „daß die armen Tiere, die nichts verbrochen haben, an unserer Verstoßung aus dem Paradiese und dem damit verbundenen unglücklichen Schicksale teilnehmen müssen. Was gibt es wohl elenderes als so einen Droschkengaul?" „Wer weiß," versetzte der andere, „ob seine Voreltern nicht auch verbotenes Heu gefressen haben."

*

— In K. entleibte sich ein Rechtsanwalt wegen Mangels an Erwerb. Sein Wandel war von der Art gewesen, daß man seinen Verlust nicht betrauerte; dennoch bemitleidete A. solchen sehr. „Was haben wir denn an dem verloren?" fragte B. „Sehr viel; denn er ist der einzige von allen, der einen kurzen Prozeß machte," erwiderte A.

„Feierstunden" 1821.



Bergstädters Bücherstube.

Friede im Kriege, Licht im Leid.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Als ich dieses zu schreiben begann, stand das Weihnachtfest vor der Tür. Die Glocken verkündeten alsbald die Geburt des Friedensfürsten, wenngleich jetzt nicht dessen Herrschaft. Dennoch wissen wir: sie besteht. Freilich nicht während dieser blutigen Monate, Wochen und Tage im äußeren Frieden, jedoch sicher und gewiß in vielfältigem inneren und zweifelsohne zum Frieden. Und wird von neuem auch nach außen bestehen, wenn unsere Sehnsucht sich erfüllt hat, wenn die weißen Schwingen des Segensengels das Kriegsgewölk durchschneiden und die Stimme von oben laut wird: „Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind."

Wer war und ist dies nicht? Die Frage wird dann bereits, und zwar richtend, in Gerechtigkeit ausgleichend, zwischen den Völkern beantwortet worden sein. Die Schuldigen werden gelitten haben und leiden. Die Abklärung wird schon Fortschritte gemacht haben, nicht zuletzt dort, wo Leid und Leiden Schuldlose traf, soweit wir fehlhaften Menschen von Schuldlosigkeit sprechen dürfen. Jeder einzelne kehre da bei sich selber ein, jeder einzelne aber wisse auch: Alles Leid ist letzten Endes ein Friedensbote Gottes.

Eine Richtung wollte sich Bahn brechen, die betonte: Leid ist nicht gottgewollt, Leiden ist im Bestfalle eine ausschließliche Zulassung, nie eine Fügung Gottes. In diesen Zeiten schweren Kummers lernten und lernen wir es anders. Hell und heller leuchtet die rettende Wahrheit auf: Der Kreuzesweg ist der Königsweg; Leid und Leiden sind die Beseligungsschule des alliebenden Vaters. „Leidensschule" nennt Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, sein jüngstes Buch (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Erstes bis fünfundzwanzigstes Tausend. 8° VII u. 156 S. geb. 2,40 ℳ). Es wird noch mehr als sein bis dahin berühmtestes Werk: das jetzt bis zu hunderttausend Exemplaren über die ganze gebildete Welt verbreitete „Mehr Freude", den Frieden im Kriege, das Licht im Leide verbreiten helfen, denn noch unmittelbarer als jenes ist es geschöpft aus den tiefsten Quellen der Gotteserkenntnis durch eigenste Lebenserfahrung. Zugleich aber umschließt es, wie das Vorwort besagt, die Leidensweisheit der Menschheit, der Jahrhunderte. Es ist die Leidenslehre des Christentums. „Es ist der Trost dessen, der verheißen hat: Ich, ich selber will euch trösten. (Js. 51, 12.) Es ist der Trost dessen, der selber alles Erdenleid durchgekostet, der durch Leiden erlöst und das Leiden erlöst hat." Die Anlage des Buches, sagt der Verfasser, sei etwas ungewohnt, aber reiflich erwogen. Lange Ausführungen habe er, als nicht am Platze, vermieden. Der Leidende trage keine Geduld für umfangreiche Auseinandersetzungen. Deswegen die kurzen Abschnitte, Denksätze, Andeutungen und Anmutungen. Wer aber bedächtig lese, werde finden, daß der innere Zusammenhang nicht fehle und der Unterrichtsgang dieser Schule folgerichtig sei.

Den neuzeitlichen Ton des Persönlichsten im Persönlichen hat das Büchlein haarscharf getroffen, ohne deshalb Konzessionen zu machen. Vielmehr steht es unerschütterlich auf dem Grunde, der niemals weicht, der — wie heißt es doch im protestantischen Kirchenliede? — „unsern Anker ewig hält“. Gleich der Anfang zielt auf das Ich des Ichs. „Nun ist es wieder da. Ich ahnte, daß es komme.“ „Nacht um mich, über mir, in mir. Das dunkelste Dunkel in mir, sodaß mir vor mir selber graut.“ Kann man persönlicher reden? denken? empfinden? Dann die Allgemeinheit: „Kein Menschenleben ohne Leid.“ „Das Joch liegt auf der ganzen Menschheit.“ „Das Leiden ist eine Großmacht, welche die Menschheit beständig in Atem hält, auf den Plan ruft, herausfordert, besteuert, aussaugt. Hochkultur erleichtert das Leiden nicht, sondern macht es schwerer. Die überfeinerte Lebensweise, die gesteigerte Genußsucht verweichlicht; die Hetzjagd des modernen Betriebes legt alle Nerven bloß.“ „Der Krieg ist das Leid in der höchsten Potenz... Da erfährt die Leidenskraft der Menschheit ihre jammervollsten Niederlagen, da feiert sie ihre ruhmreichsten Triumphe.“ Einen fortwährenden stillen, heimlichen Krieg aber führt die ganze Menschheit gegen das Leid selbst. Und hier heißt es: Jeder trage seine Last (Gal. 6, 5). Das Leid aber macht alles und alle gleich. Sofort jedoch scheidet es wieder alle in zwei Klassen: „in solche, die recht leiden, und in solche, die schlecht leiden; in solche, die so leiden, daß des Leidens Zweck an ihnen erreicht wird, und in solche, die diesen Zweck selber vereiteln: in Helden des Leidens und in Feiglinge des Leidens.“ Zum Heldentum des Leidens möchte das Buch uns allen verhelfen. Den Weg zeigt es uns in dreiundzwanzig Kapiteln: Das große Leid; der Menschheit Leidenslast; Kleine Leiden und Leiden der Kleinen; Ruhig Blut und fester Mut; Gut Freund; Das Leid als Lehrer; Das Leiden als Erzieher; Des Leidens Adel; Heilkräfte der Natur; Die Welt und das Leid; Das Leiden im Christentum; Christus und das Leiden; Die Schmerzensmutter; Der Trost der heiligen Schrift; Mea culpa; In kranken Tagen; Seelenleiden; Wespenstiche; Kriegsnöten und Kriegslehren, Leidensweisheit; Unsere Leidensgenossen drüben; Taborhöhen; Todesleid. Ein herrliches Schlußwort mit dem Hauptmotiv „Und ihr seid traurig?“ bestrahlt noch einmal „des Leidens besten Trost: recht leiden“, lenkt endgültig den Blick der Seele vom äußeren hinein in den inneren Tag, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Zeitlichen auf's Ewige. Überschauen wir nochmals den geführten Weg, so beglänzen ihn Sterne von dem ihn überwölbenden Himmel. Auf einige habe ich schon gedeutet; hier geschehe dies ein wenig des weiteren: Mein Leiden ist nicht rein etwas für sich; es steht in innerem Zusammenhang mit der Leidensaufgabe meiner Familie, mit der Leidensbürde meines Volkes und der ganzen Menschheit, sowie in der Schlacht jede Einzelwunde zum Ganzen gehört und in ihrem Blut die Schmach der Niederlagen oder die Glorie des Sieges sich spiegelt. Für mich und die Meinen, für mich und mein Volk und die ganze Menschheit ist es nicht gleichgültig, ob ich mich als Leidenssklaven oder als Leidenshelden erweise. — Darin liegt die große Bedeutung der kleinen Leiden: wir sollen an ihnen uns einexerzieren gegen die großen. — Das Hauptmittel, um im Leide zur Sammlung der Kraft zu kommen, heißt: schweigen und stillehalten. Das Leiden schult den Christen in der Geduld. In der Geduld aber wird erst jede Tugend erprobt und bewährt. — Die moderne Wissenschaft ist in Lösung der Leidensfrage um keinen Schritt weiter gekommen, wenn sie nicht in christliche Bahnen einlenkt. — Die göttliche Wahrheit und Kraft der christlichen Religion offenbart sich im Leiden am herrlichsten und feiert ihre schönsten Triumphe. — Die christliche Lösung der Leidensfrage ist gegeben in einer Person: in Jesus Christus als dem e i n e n vollkommenen Leidensvorbilde der Menschheit. — Jede schwere Krankheit ist eine Art Kriegszustand. — E i n e r darf nie kapitulieren; einer muß das Regiment in Händen behalten, auch wenn er alle Außenwerke preisgeben müßte und nur noch in der Hauptfestung im Innern des Reiches sich behaupten könnte — der Wille.

Aus dem prachtvollen Kapitel „Kriegsnöten und Kriegslehren“: Uns steht fest, daß ein so furchtbarer Eingriff in das Leben der Menschheit, wie es der Krieg ist, nur mit Gottes Zulassung und Fügung, nur mit seinem heiligsten Willen erfolgen kann. — Der Krieg ist eine Leidenskur für Nationen, ein operativer Eingriff in kranke Völkerorganismen, eine Operation auf Leben und Tod mit großem Blutverlust, mit schweren Amputationen. — Der Krieg ist ein Lehrer und Erzieher großen Stils. Er ist auch ein Prophet, der mit Donnerstimme den Unglauben, die Leugnung und die Lästerung jäh zum Schweigen bringt und in die Gewissen der Menschheit hineinruft die gewaltigen Worte: Schuld und Sühne, Tod und Ewigkeit, Gott und Christus. Gute Erfolge aber kann er nur da erzielen, wo im einzelnen und im Volk noch ein gesunder, sittlicher und religiöser Kern vorhanden ist. — Wir werden mit allen Kräften zu verhindern suchen, daß unsere Siege einmünden in die moralische Niederlage eines unchristlichen, religionsfeindlichen, gottlosen Übermutes. — Wir wollen das Unsere tun. Wir wollen vor allem die Leiden der Kriegszeit in Taten, in Opfer der Liebe umsetzen. — Trösten ist eine große Kunst. Die lehrt nur das Leiden und die Liebe. — „Das Sterben ist des Lebens größte Tat.“ Darum gebietet die Vernunft, diesem großen Endpunkt des irdischen Lebens mit offenem Auge, freier Stirn und

festem Schritt entgegenzugehen. Je fester man den Tod ins Auge faßt, desto mehr schwindet die Furcht vor ihm.

Eben dies große Letzte haben ungezählte unserer Helden schon wahr gemacht, und es fürder wahr zu machen, sind andere ungezählte bereit. Denn in ihnen flammte und flammt Gott. Wunderbar bewährte und bewährt sich nun im deutschen Volke das mächtige „Wach auf!", von dem P. Sebastian von Oer in seinem gleichnamigen Schriftchen mit dem hübschen Titelblatt so eindringlich spricht, daß wir es in alle Reihen unserer Krieger wünschen möchten (Freiburg i. Br. 12°. 18 S. 15 St. 6 M). Derselbe Verlag gibt auch zu den von uns an anderer Stelle der „Bergstadt" angezeigten prächtigen „Feldbriefen" von Heinrich Mohr, und der Erweiterung des einen unter diesen: „Der Held in Wunden", vom gleichen Autor unter der Überschrift: „Krieg und Friede. Lose Blätter für Heimat und Feld", ein Serienunternehmen heraus, dessen zweites Heft: „Die goldene Zeit" zum Jahresanfang erscheinen wird, dessen erstes: „Weihnachten", eben jetzt verheißungsvoll vor mir liegt. (Gr. 8°. 32 S. 30 Pf., 50 St. 12,50 M.) Heinrich Mohr führt das Ganze ein mit einer köstlich-heimlich trauten „Weihnachtsandacht im Feld". Gleich mit der ersten ausgeführten Frage: „Wo ist deine Seele, Freund?" hat er den Leser. Man denke: „Jetzt sitzt sie" — die wie ein kleiner schneller Vogel über Tal und Berg, Strom und Wald geflogene Seele — daheim „am verschneiten Fensterbrett und blickt durch die Scheibe in die helle Stube. Der brennt..." Und so fort. Da soll einer widerstehen oder gar das Herz verhärten wollen gegen das liebende Heimweh, das nur ein Abbild ist des ewigen... Enrica von Handel-Mazzetti mit ihrem mittelalterlich getönten lieblichen „Weihnachtslied" schließt sich an. Dann folgen: Heinrich Frh. v. Steinaecker, Generalleutnant z. D., mit anschaulicher Erinnerung aus dem 1870/71er Kriege: „Mein Weihnachten in Feindesland", Marie M. Schenk mit den herzfrischen Schilderungsszenen „Daheim", der Herausgeber als Verdeutscher von Maxime du Camp's ergreifender Kindergeschichte „Der zerrissene Mantel", die als „Regenböglein des Friedens am Himmel dieser Kriegsweihnacht" begrüßt werden möchte, Universitätsprofessor G. Pfeilschifter mit der geistvollen und zugleich leicht verständlichen Abhandlung „Der Weltkrieg im Lichte der Geschichte", endlich M. Herbert mit einer jener unmittelbar wirkenden, echt künstlerischen Skizzen aus dem Volksleben, wie sie vor allem ihr gelingen: „Der Feind".

Ein allerliebstes Weihnachtsbüchl, das unsern von der Heimat getrennten Kriegern gewiß viele und dauernde Freude bereitet hat und das, zumal mit seiner reichen Liederauswahl, auch des ferneren „da draußen" sehr willkommen sein dürfte, ist das textlich und illustrativ erfreulich mannigfache „Weihnachtsgrüße unseren tapferen Soldaten ins Feld gesandt vom dankbaren deutschen und österreichischen Volke". Kevelaer, Butzon und Bercker Kl.8°. 33 S., feldpostfertig 50 Pf.) Derselbe Verlag läßt jetzt ein zweites wesensähnliches Werkchen, nur offensichtlicher katholisch-religiös geprägt, folgen im prächtig ausgestatteten „Des deutschen Kriegers Festbuch. Eine religiös vaterländische Gabe" von Theodor Temming. Mit einer Kriegschronik und einem gut zusammengestellten Liederanhang (kl. 8°, 64 S., in halbsteifem Umschlag, Goldschnitt, feldpostfertig 50 Pf., in feldgrauem Leinenband, Gold- und Farbenpressung, Goldschnitt 80 Pf.). „Heldentod. Trostgedanken für schwere Zeit" nennt sich ein „den deutschen Frauen gewidmetes tiefschürfendes und tiefeindringendes Büchlein von Prof. Dr. Norbert Peters (Paderborn, Verlag der Bonifacius-Druckerei, steif brosch. 1,25 M, geb. 1,80 M). Der Inhalt, für alle intellektuell gebildeten und geweckten Kreise geeignet, verbreitet sich in erhebender, unmittelbar von Herz zu Herzen sprechender Weise über den nun für die ganze Welt eröffneten gewaltigen Zug des Todes, sowie über den Segen des Leidens, über den Tod für Gott und Vaterland und das aus dem Tode erblühenden Leben, über die „Geheiligten des Herrn" und die rechte Trauer, über den Trost der Arbeit und des Tröstens. Ein Schlußwort: „Sei getrost!" verweist nochmals auf das Ziel des Ringens nach Gott in Gesinnung und Tat als die höchste Entfaltung des Menschentums, als die Herausbildung der reinsten Blüte edelster Menschlichkeit in dem „heiligen" Menschen — d. h. in jedem, der in Gottes Gegenwart atmet, weil er aus Liebe zu Gott dessen Willen durch freie Wahl zu seinem eigenen macht und eben dadurch die Frucht der heldenhaften Ergebung, des Friedens der Kinder Gottes und der Himmelsseligkeit, im Wiedersehen der ihm vorangegangenen Teuren, erntet. Denn: „Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebendigen: ihm leben alle!" — Als „Die große Volksmission Gottes" bezeichnet in einer gleichnamigen Schrift (Warendorf, Verlag der J. Schnell-schen Buchhandlung, C. Leopold, kl. 4°, 49 S., steif brosch. 40 Pf.) Dr. Augustin Wibbelt den Krieg, dies furchtbare Völkerringen unserer Tage. Man liest wie umwogt von Glockenklang und dem tiefen Ton eines mächtigen Mahnrufs: „Empor die Herzen!" Der Aufbau ist packend wie der Gesamtinhalt, von Anfang bis Ende. Die Einleitung: „Am Vorabende der Mission", läßt uns lauschen auf „Die Kirchenglocken", auf „Die Narrenschellen der falschen Propheten" und auf „Die uralte Missionsglocke". Das Hauptthema: „Die Mission", erfährt beleuchtende Durchdringung durch fünf Predigten: gehalten vom Glöckner Tod über die Eitelkeit

der Welt, von Sankt Michael über Gott, vom Erzvater Adam über Paradies und Sünde, von Sankt Petrus über das Heil, von Sankt Johannes über die zweifache Vollendung. Der „Schluß der Mission“ öffnet uns dann noch Herz und Ohr für das ferne Erbrausen des „großen Tedeums am Tag, den der Herr gemacht“, am „Tag des Friedens und der Freude“. — Wibbelt ist ein echter Dichter und zeigt sich als solcher auch hier. So diene uns denn dieses sein „Ernstes Mahnwort in schwerer Zeit“ als Brücke ins Land der gebundenen Rede, ins Reich der Lyrik, die jetzt auch zu sagen weiß vom Weltgeschick, zu singen vom Riesenstrom der Weltbegebnisse, deren Fluten uns umbranden — und die dennoch, dennoch uns den Frieden mitten im Kriege, das Licht inmitten des Leids nicht ganz zu verdecken oder gar zu rauben vermögen.

„Eiserne Zither“ heißt der Strauß Kriegslieder 1914“, die Ludwig Ganghofer seinen Freunden, und damit einem großen Teil des deutschen Volkes, schenkt (Stuttgart, Adolf Kewz u. Comp., kl. 8°, 94 S., geb. 1 M). Es steht nicht just gut um die Sichtung des Gesammelten vom kritisch-künstlerischen Standpunkte aus; immerhin aber birgt das Büchlein manches Kraftvolle, auch Bedeutende. Das Ganze aber, so wie es ist, läßt den schütternden Schritt der Zeit im Echo: sei es im starken, kraftvollen, sei es im schwächer hallenden, widertönen. Ähnliches gilt von dem Werke eines österreichischen Dichterpaares, das — auch sonst eng verbündet — sich hier zu Gemeinsamem einte, ob zum besten Vorteile des Gebotenen, bleibe dahingestellt: „Schwarzgelb und Schwarzweißrot. Kriegsgedichte“ von Richard von Kralik und Franz Eichert. (Verlag der Katholischen Union für Österreich, Wien 1, Singerstraße 15. Gr. 8° 71 S.). Das Vorwort besagt, daß dieser poetische Zusammenschluß eine Art Testamentsvollstreckung der Pläne Hlatkys, Domanigs, Traberts bedeute. Die hier veröffentlichten Gedichte seien zwar zum größten Teile unter dem frischen Eindruck der Kriegsereignisse entstanden; die Aufnahme einiger der im früheren Geisterkampfe erwachsenen Streiflieder Eicherts solle aber bekunden, daß es in diesem Weltkriege noch mehr als um die materiellen Interessen um die höchsten geistigen Güter geht, um Gott und Glaube, um Recht und Sitte, um Bildung und Kultur. Gerade hierin dürften wir alle uns wohl jetzt einig sein, und so wird, trotz der vorklingenden habsburgischen Note, das Büchlein der beiden Österreicher mit dem patriotischen Aufdruck und Inhalt, seinem deutschen Kern auch bei uns manchen warm zustimmenden Leser finden. Nur hätte meinem Empfinden nach, des mitreißenden Eindrucks halber, Eichert nicht bloß mit dem in Musik gesetzten Einzelliede, sondern mit seinem Gesamtbeitrage: den drei Kapiteln „Das neue Österreich“, „Von der Maas zur Weichsel“, „Heiliger Krieg“ im Bande voranstehen sollen als der ungleich Flammendere, lodernd Feurigere, überhaupt Unmittelbarere der beiden. Möglich zwar, daß der Aufbau des Büchleins als Steigerung gedacht wurde. Auch bei Kralik („Neue Heldenzeit“) findet sich einzelnes Wuchtige, aber im ganzen mehr des Erdachten als des Erfühlten, mehr des Erlebten als des Durchlebten. Zudem wirkt die von ihm mit Vorliebe verwendete Strophe gerade für diese Themen leicht ungünstig, erinnert — vielleicht absichtlich — an das Bänkelsängerische verschwundener Zeiten. Anders bei Eichert. Bei ihm braust es nicht selten daher wie Sturmwind, wie Glutenstrom — dem Tempo und der Stimmung jetziger Zeitentwicklung entsprechend. Kaum ein Stück, das wir entbehren möchten. Und immer wieder steigt es vor einem auf: Was könnte dieser Dichter wirken, wenn er ausschließlich er selber sein möchte. ...

„Leier und Schwert: Kriegslieder 1914“ überschreibt sich das erste Kapitel eines lyrischen Bändchens, das sein jugendlicher Autor Heinrich Zerkaulen „Blühende Kränze, Neue Verse und Märchen“ benannte (Wiesbaden, Verlag von Hermann Rauch, 8° 99 S.). Max Geißler hat ein Geleitwort dazu verfaßt: „Glück auf zur Fahrt!“. Es ist reichlich abhandlungsmäßig geraten, und dem Dichter selbst fallen nicht viele Sätze zu. Doch in und zwischen den Zeilen steht des Lobes genug, dem ich voll zustimme. Diese blühenden Kränze, heißt es dort, seien nicht das Geschenk eines verliebten Zufalls. (Nach Max Geißlers Überzeugung werden Dichter „nicht geboren“, sondern sie ringen sich durch im Kampfe „mit Himmel und Erde um den endlichen Sieg“.) Sie seien die Errungenschaft eines freudigen Kampfes. Sie seien siegeswillig, aber — hier kommt die an sich notwendige und darum gerechte Einschränkung — noch lange nicht der Sieg. Die ganze Art jedoch, wie Geißler den jungen Sänger auf- und anfaßt, zeigt, daß er, wie ich, an dessen Entwicklung zum endgültigen Siege in Sonnenglanz und strahlender Helligkeit glaubt. — Was das Büchlein birgt, ist der Hauptsache nach eine schöne Verheißung, die schon hie und da Vollaufgeblühtes, ja -ausgereiftes („Abend“, „Die Nacht“) umschließt. Persönlichkeitsstimmung, auch einmal franziskanische („Blumen“), umweht einen wie der Duft aus lockenden Gärten der Einsamkeit („Freude“, „Aus meiner Not“, „Hoffnung“, „Der reine Tor“). Bei aller Sehnsucht zukunftsstarke Gesundheit („Glaube“, „Der Selfkant“, „Der See“, „Ein König will ich...“). Und allerlei Einfälle, die auf Reichtum deuten weit mehr als auf Eigenwilligkeit oder gar Eigenbrödelei. Die angefügten fünf „Märchen“ wüßte ich lieber — anderswo, da ich ungern Verse und Prosa, ob dichterische, derartig verquickt sehe; in ihnen erkennen wir den Dichter des

jederzeit von mir herzlich empfohlenen „Hans Heiners Fahrt ins Leben“. — Besonders gut gefällt mir der „Leier und Schwert“ vorangestellte „Vorspruch“. „Kriegszeit macht wahr und eisenhart“ heißt es darin. Und: „Frei und offen die Augen, in der Faust den Säbel und im Herzen die siegfrohe Lebensbejahung! Das ist Deutschlands Sieg! Das ist die Jugend.“ Mit verdoppeltem Interesse schaut man sich daraufhin die Kriegslieder selber an. Sie haben einem nicht just Neues zu sagen, aber sie tun einem gut. Denn sie stärken das Vertrauen auf das Kommende, auf Deutschlands fruchtverheißende Jugendblüte. — Wie der Verlag mitteilt, ist der Verfasser zum Heeresdienst einberufen worden. „Hauen will ich — hauen!“ sang er im „Scholarenlied“; vielleicht, daß der heiße Wunsch sich ihm bald erfüllt. Möge er heil und gesund wiederkehren, um hinfort auf seinem eigensten Felde zu säen, zu reifen und zu ernten.

Mit Ergriffenheit habe ich neulich einen lyrischen Band aus der Hand gelegt, dessen letzte Blätter auch schon „1914“ gelten: „Gedichte“ von Ina Seidel (Berlin, Egon Fleischel u. Co., 8° 127 S., geb. 2 *M*). Kürschner 1914 hat diese Autorin noch als „Erzählerin“ vermerkt. Als „Eine neue Dichterin!“ hat sie niemand geringerer als Börries Frhr. v. Münchhausen unlängst in einem Lobesartikel eingeführt. Als rein lyrisches Talent stellt er sie neben die beiden „balladischen“: Lulu v. Strauß und Torney und Agnes Megel. Ich muß gestehen: als ich das erste, reichlich phantastische Gedicht im Bande las: „Besuch beim Schnaterermann“, dachte ich an jene beiden, ohne von Börries v. Münchhausens Urteil zu wissen. Mir wurde nicht sofort warm bei der Lektüre — bei Sarkasmus wird mir das nie. Und hier handelte es sich mindestens um sarkastischen Humor, der freilich, das merkte auch ich, in die Tiefen des Symbolischen stieg. Münchhausen hat gerade diese „längeren“ Gedichte als solche für die ganz Wenigen geschrieben bezeichnet, als jene, „in denen das Verhältnis des Einzelnen zur Menge, des Künstlers zur Masse der Kunstgenießer in fast gespenstischer Klarheit erfaßt und dann in verblüffender Bildkraft meist unter einem Symbol dargelegt ist.“ Gut. Auch mich packte diese Erkenntnis. Und dann hatte ich mich bald — im guten Sinne — verloren an dieses Buch, aus dem mir immer Schöneres entgegenblühte. Schon bei „Leben“ setzte das überwältigend ein. Sehnsucht ist auch bei dieser Berufenen der Grundton. Aber die Kunst, die herrliche, zwingende, steht darüber. Auch jetzt noch einzelne „längere“ Gedichte, aber von aufrüttelnder Kraft, der verborgene Tiefen sich erschließen. Und das Leben bis in seine letzten Gründe tut sich auf. Das Schicksal tritt hervor aus heiliger Einsamkeit, taucht unter — und hinter ihm „schließt sich der Reigen“. Die Persönlichkeit, das Eigentlichste im Ich, blickt uns aus dunklen, dann wieder aus sonnenhellen Augen an, das Heimweh singt sein Klagelied, der Schmerz zwingt unsere Ehrfurcht auf die Knie, die Qual weist den Weg zum ewigen Brunnen. Graue Tage, schwerer Traum, Müdigkeit bis zum Sterben; Heimatgefühl bis zur Erschütterung, tragisches Versäumnisbewußtsein; Erkennen bis zum rückhaltlosen innersten Miterleben; Naturliebe bis zum heiligen Erschauern; Rückblick in verdämmerndes Jugendparadies; Suchen der Seele und Sieg über Verlorenheit und Trennung; Geheimnis, Sehnsucht, Ruhe und Erfüllung der Liebe; Frauen- und Mutterglück; Dichtertraurigkeit und -seligkeit: von dem allen kündet dieses Buch. Und tut es in hervorragend künstlerischer Sprache, in einer Einfachheit, die Größe an sich ist. Die letzten Lieder sind dem Vaterlande, seinem schweren Ringen gesungen, — fünf sind es nur, aber sie wiegen Dutzende anderer auf. Schon zuvor (S. 64) schauen wir den Krieg als müdegespielten, vergessenen Riesen, der nun plötzlich aufsteht im Wetterdröhnen — die Erde bebt, die Städte wanken, wie Blut schwimmt's in der Flüsse Lauf... Und da die zukunftsbange Frage: „Vor dem uns graut, den wir ersehnen — wie wirst du uns erfinden, Krieg?“ Die Antwort erfolgt auf den Schlußseiten des Bandes. Eine blanke Wage schwebt über uns. Deutschlands Recht liegt in der rechten, in der andern Schale lastend liegt die Welt. Und: „Gott ersteht im Eisentanze, Gott ersteht im schweren Wetter... Opfre, Deutschland, wie er will! Deinem Rächer, deinem Retter, der dich glüht zu neuem Glanze. Halt ihm still!“ Ob der Schicksalsmai rot blüht wie Himmelsfeuer und Opferglut, „rot und heiß und teuer aus junger Herzen Blut... Deutschland, du lächelst noch verklärt durch tausend Tränen: Ein Frühling ist es doch!“

Unmittelbar kraftvoller Herzschlag durchpulst eine kleine hochpatriotische Sammlung, die ich mit großer Freude anzeige: „Deutsche Treue. Kriegslieder einer deutschen Frau“ von Ilse Franke (Leipzig, Hesse u. Becker Verlag, 8° 62 S. 80 Pf.) Die Dichterin ist uns durch ihre lyrischen Bände „Iris“ und „Von beiden Ufern“ als bemerkenswert eigenartiges Talent bekannt. Hier hat sie nun eine Tat getan, die Bestes hätte bedeuten können, wenn sie nur ein weniges mehr der sichtenden und feilenden Hand unterstellt gewesen wäre. Nur ein paar Blätter ausgeschieden, und wir hätten ein in seiner Art Vollkommenes gehabt. Aber auch so wie es vorliegt, haben wir allen Grund, das Büchlein mit warmem Danke zu begrüßen. In den meisten Gedichten ist uns — so empfinden wir — das Wort aus der Seele gehoben: „Und brennt um uns die ganze Welt, die deutsche Treue wächst in Flammen“. „Die deutsche Treue ist das Wort, an dem muß einst die Welt genesen“ („Zum

Geleit"). Aus „Mütter": „Und das ist Trost, wenn eine Wunde brennt, daß uns das Volk mit heiligem Namen nennt." Aus „Sturm": „Der Sturm erlöst! Er greift mit Eisenhänden in alle Winkel dumpfer Seelen ein. Sie wollen wieder opfern und verschwenden, sie wollen größer als sie selber sein." Aus „Jung Deutschland, merk's!": „Die Wahrheit sei dein Felsenhort, und hassen sollst du Lug und Schein. Und jedes Wort sei Ehrenwort, und bleibe stark und treu und rein, Jungdeutschland!" Aus „Vaterland": „Herrgott, wo ist unser armes Weh! Die Siegessonne schmolz es wie Schnee. Wir sind nicht mehr an uns selbst gebannt, wir sind nur ein einziges Vaterland." Aus „Deutsches Wort": „Die Welt soll wissen, daß ein Wahrheitshort mit so viel Opfern muß erstritten werden, daß feige Lüge zischend untergeht." Aus: „Herrlich ist es...": „Herrlich ist es, wie Gottes Hand uns urweltmächtig zusammenrüttelt. Und aus allen Fugen den Staub ausschüttelt. Licht, Luft, Freiheit fürs Vaterland!" Aus „Der Fahnenträger"! „Was Tod und Leben! Was Blut und Blei!" Für Deutschland alles! Der Geist ist frei!" Aus „Fahre wohl, Emden!": „Stehe auf, Emden, stehe auf! Der Geist deiner Treu bis zum Tod kann nicht sterben, du Stolz und Sporn noch für späteste Erben, solang Deutschland lebt, glänzt dein Siegeslauf. Stehe auf, Emden, stehe auf!" Aus: „Komm stolzer Friede...": „Gott ist im Kreuz. Und wer es heilig trägt, zwingt Gottes Hand, daß sie das Unrecht schlägt. Die Zukunft unser! Aus der blutigen Saat wächst deutscher Glaube: treue, deutsche Tat!"

Nicht wahr? Solcher Mut, solcher Glaube, solches Verstehen deutscher Frauen und Mütter, die ihr Liebstes in Todesgefahr und Not wissen: das ist Frieden im Kriege, Licht im Leid.

Neue Bücher.

Die Kirche in der modernen Welt. Vorträge für Gebildete von P. Sigismund Brettle O. M. C. Paderborn 1914, Verlag von Ferdinand Schöningh. 8[0] 222 S. 2 M.

Hier handelt es sich um die katholische Kirche. Dem katholischen Laien, der Gelegenheit hat zu polemischem Austausch bei gegenseitiger Gutwilligkeit, kann das Buch als Waffenkammer dienen, dem Nichtkatholiken, der sich in ruhiger Weise über Wesen und Ausprägung des Katholizismus übersichtlich unterrichten möchte, als besonnener Lehrer und Führer. Der die Darstellung durchdringende Geist wird viele ansprechen, desgleichen die Form, in der sich kundgibt. Ein noch Jugendlicher friedlicher Gesinnung und in erprobter, neuzeitlich überprüfter Kampfeswehr Ausgerüsteter setzt sich hier durch, wird es auch ferner tun.

E. M. Hamann.

Das Gute des Weltkrieges. Von Chr. Ludw. Poehlmann. München, Verlag Hugo Schmidt. 8[0] 50 S. 80 Pf. Der Reingewinn aus dem Absatz der ersten 3000 Exemplare fließt dem Roten Kreuz zu.

Ein Büchlein der Beruhigung und Ermutigung aus dem Grunde sicherer Lebensüberschau und -Erfahrung heraus. Der Verfasser kennt seinen gewaltigen Stoff, kennt die Politik seiner Nation, kennt sein Volk. Er ahnt nicht nur die segenbringenden, sondern auch die schweren Folgen eines Weltkrieges wie des heutigen und weiß — was eine Hauptsache ist — Mittel und Wege zur Abhilfe der überall drohenden Not, der äußeren wie der inneren. In knapper, zugleich ansprechender Form legt er seine Gedanken dar, die vielen wie aus einem Lichtborn geflossen erscheinen werden. Die Schrift übermittelt nicht nur Positives, sie regt auch an zu eigenem Nachsinnen und Unterscheiden. Und sie tut es in gesund weckender, auf Gesundung zielender Art, weshalb ich sie herzlich empfehle.

E. M. Hamann.

Der Krieg und die Frauen. Novellen von Thea von Harbou. Neue wohlfeile Ausgabe 1914. 6. bis 10. Tausend. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8[0] 318 S. geb. 1,80 M.

Von dem schweigenden Heldentum der Mütter und Schwestern, der Gattinnen und Bräute der Kriegbewehrten handeln diese acht Novellen, die zum größeren Teile der allerjüngsten Neuzeit enthoben sind. Der rasche Absatz der ersten Auflage beweist, daß der Inhalt den Erwartungen vieler entsprochen hat. Und doch erhebt er sich weit über die Gewohnheitsansprüche des breiteren Lesepublikums. Denn er ist ganz auf seelische Tiefe und künstlerisches Empfinden gestellt. Die noch junge Bühnenkünstlerin, die hinter diesem Buche steht, ist seit längerer Zeit durch ihre rege Teilnahme an einer geistigen Ausgestaltung der Frauenbewegung bekannt, auch durch feinsinniges kritisches Urteil auf literarischem Gebiete. Sie selbst hat sich schon als Märchenerzählerin, Novellen- und Romandichterin betätigt, und zwar in einer Weise, die auf fernere günstige Entwicklung einer schönen Begabung deutet. Hier haben wir nun ein gut Stück krönender Erfüllung des bereits gegebenen Versprechens. Eine maßvolle Warmherzigkeit und eine Unmittelbarkeit echter Frauengüte bekundet sich in diesem

hochpatriotischen Buche, sodaß sich der oben angedeutete Erfolg wohl begreift. Nirgends irgendwelche Schönfärbereien. Und doch ein herzerquickender Optimismus, wie er uns gerade jetzt doppelt nottut. Ein Adel vaterländischer Gesinnung, der überzeugt und zu gleicher Zeit flammend mitreißt. Eine Anschaulichkeit, die nur aus dem vollen Miterleben, der restlosen menschlichen und künstlerischen Hingabe des Dichters erfolgen konnte. Ich wünsche das Buch in alle häuslichen Büchereien, nicht nur der Frauen, sondern auch der Familien. Jedes Stück ist ein Kleinod, mit der einen Ausnahme etwa der vierten Novelle, insofern diese auf die Berechtigung der „heiligen" Lüge zielt und es eben darum in der ausreichenden Motivierung fehlen läßt. Schließt man das Buch, so leuchtet einem im Rückerinnern des Gesamtinhaltes die Wahrheit des Vorwortes hell auf: „... Und doch offenbart sich die innere Größe eines Volkes ebenso lebendig in der Gesinnung seiner Frauen wie durch die Taten der Männer. Und doch sind die Frauen ebenso berufen, an der Entwicklung ihres Landes mitzuschaffen, wie der Mann. Die Frau von heute, die sich nach großen Aufgaben sehnt, hier findet sie die größte: Trägerin der Zukunft soll sie sein." E. M. Hamann.

Kritische Schriften. Von Otto Brahm. Berlin, S. Fischer. 2 Bände. Geh. je 5 *M*, geb. je 6,50 *M*.

Otto Brahm war lange Jahre Leiter des Lessingtheaters zu Berlin, das auch in den anderen deutschen Großstädten wiederholt Gastspiele gegeben hat. Die wichtigsten, in angesehenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichten Kritiken des 1912 verstorbenen Vorkämpfers der Moderne vereinigt Paul Schlenther in dem ersten der beiden stattlichen Bände. Berühmte Namen wie Pauline Lucca, Josefine Gallmeyer, Ernestine Wegner, Agnes Sorma, Ludwig Barnay, Friedrich Haase, Adolf Sonnenthal, Josef Kainz klingen wiederholt an unser Ohr, verschiedene Vorstellungen der Meininger und des Deutschen Theaters werden gewürdigt; mit besonderer Teilnahme verfolgen wir die literarischen Kämpfe der achtziger und Mitte der neunziger Jahre, die Gründung der Freien Bühne, vor allem die ersten Aufführungen Ibsenscher Werke in Deutschland und die Anfänge Gerhart Hauptmanns. Der andere Band bringt eine Reihe größerer Essays, die als Vorstufe für eine Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelten können. Von deutschen Künstlern werden u. a. Freytag, Scheffel, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Spielhagen, Rudolf Lindau, Fontane in ihrem Wesen und ihrer Eigenart beleuchtet. aber auch die Ausländer Tugenjew, Zola, Björnson und Ibsen zieht Brahm in den Kreis seiner Betrachtung. Diese Aufsätze, von denen der über Gottfried Keller besonders hervorgehoben zu werden verdient, kennzeichnet am besten ein brieflich gefälltes Urteil C. F. Meyers: „Dieselben sind fein, gescheit, sorgfältig, mit den Anzeichen einer sich bildenden scharfen, eigentümlichen kritischen Methode." Die beiden Bände sind äußerlich gut ausgestattet, Register erleichtern das Nachschlagen, und auch die Bildnisse Brahms werden sicherlich vielen Lesern willkommen sein.

Dr. Hellmut Wocke.

Nachdenkliche Geschichten. Von Hugo Salus. Leipzig, Philipp Reklam jun., 1914.

Wie ganz anders urteilt man doch über einen Dichter, sobald man ihn persönlich kennen gelernt, ihm einmal ins Auge geblickt hat. Erst dann können wir eigentlich seine Schöpfungen würdig genießen und uns von dem Wesen und der Eigenart seiner Persönlichkeit die rechte Vorstellung machen. Gar manche mögen sich davon überzeugt haben, als zu Beginn des eben vergangenen schicksalsschweren Jahres Hugo Salus in einem Breslauer Verein Gedrucktes und Ungedrucktes aus seinen Werken vorlas. Es wäre ein vergebliches Bemühen, Salus einer literarischen „Richtung" eingliedern zu wollen. Sein Dasein hat er in den edlen Dienst der Schönheit gestellt. Er will nicht „das Poetische realisieren", sondern „das Reale poetesieren". Das Leben oder ein Stück wirklichen Lebens schildert er in seinen Büchern, aber durch den Zauber poetischer Stimmung weiß er zugleich seine Darstellung in eine höhere Sphäre zu heben. Still und einsam wandelt er seinen Weg, einsam im Grunde seiner Seele wie jeder tief empfindende Mensch. Zart und feinsinnig sind seine Schöpfungen, die lyrischen wie die prosaischen. Mühelos scheinen sie entstanden zu sein. Diesen Eindruck erhält man auch von den vier Erzählungen, die unter dem Namen „Nachdenkliche Geschichten" zusammengefaßt sind. Sie betiteln sich: „Der Schreibdoktor", „Der Ruhm", „Greisenbekehrung", „Das Märchen aller Märchen" und zeichnen sich durch Feinheit der Charakteristik, Schlichtheit der Schilderung und meisterhafte Beherrschung der Sprache aus. Zwei von ihnen kennen wir bereits aus der schönen Sammlung „Seelen und Sinne". Den Vorzug geben wir dem „Märchen aller Märchen", in dem sich die ganze Gemütstiefe des Dichters offenbart. Wenn Salus sich einmal entschließen wollte, eine Auswahl aus seinen sämtlichen bisherigen Werken (etwa in zwei Bänden) zu veröffentlichen, er könnte gewiß sein, daß sie bei seinen Verehrern die freundlichste Aufnahme finden würde

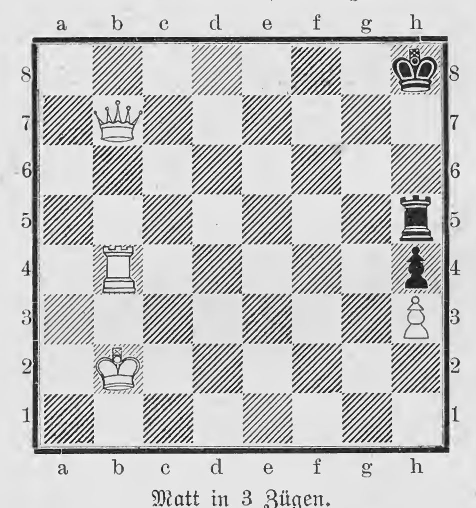
Dr. Hellmut Wocke.



(Originalbeiträge.)

Aufgabe Nr. 53

von A. Kraemer, Büdingen.

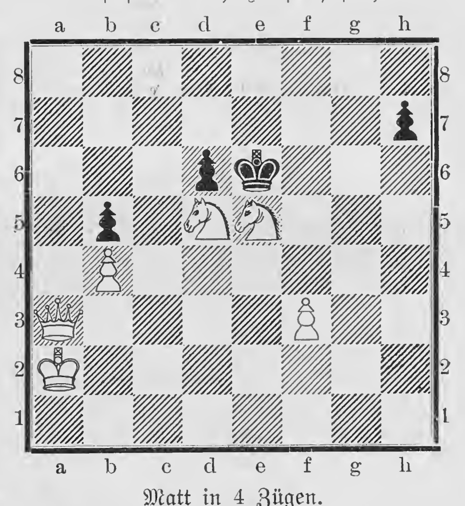


Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kb2, Db7, Tb4, Bh3; Schwarz: Kh8, Th5, Bh4 (4+3 = 7 Stück).

Aufgabe Nr. 54

von Pastor Bernh. Hülsen, Pechüle.



Matt in 4 Zügen.

Weiß: Ka2, Da3, Sd5 u. e5, Bf3; Schwarz: Ke6, Bb5, d6 u. h7 (6+4=10 Stück).

Endspielstudie Nr. 15

von E. Plönnigs, Wittenberg.

Weiß zieht und macht remis.

Weiß: Kc1, Lh8, Sb5; Schwarz: Kd3, Lb8, Bc2 (3+3 = 6 Stück).

Lösung der Aufgabe Nr. 51

von v. Gottschall.

Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kh4, Df8, Lb5 u. b6, Sf3, Be4 u. g3; Schwarz: Kg2, Lh1 (7+2 = 9 Stück).

1. Df8—a8, Kg2×h3; 2. e4—e5#. Einfach, aber doch nicht ganz leicht!

Lösung der Aufgabe Nr. 52

von Seyfert.

Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kf8, De7, Te3 u. g5, Le4; Schwarz: Kf2, Le8, Bb7, e5, g7 u. h7 (5+6=11 Stück).

1. Tg5—g1, Kf2×g1; 2. De7—h4, beliebig; 3. Te3—e1#. 1..... Kf2×e3; 2. Tg1—e1+ (vierfache Königswendung), Ke3—d4 oder f4, oder d2 oder f2; 3.De7—b4 oder h4 oder b4 oder h4#.

Lösung der Endspielstudie Nr. 14

von Karstedt.

Weiß am Zuge gewinnt.

Weiß: Ka8, Tc2, Ba7; Schwarz: Ke7, Tb1 (3+2 = 5 Stück).

1. Tc2—c8, Ke7—d6! [1.....Ke7—d7; 2.Tc8—b8, Tb1—h1; 3.Ka8—b7, Th1—b1+; 4. Kb7—a6, Tb1—a1+; 5. Ka6—b6, Ta1—b1+; 6. Kb6—c5, Tb1—c1+; 7. Kc5—d4, Tc1—d1+. 8. Kd4—c3, Td1—c1+; 9. Kc3—d2 und gewinnt.] 2. Tc8—b8, Tb1—h1; 3. Ka8—b7, Th1—b1+; 4. Kb7—c8, Tb1—c1+; 5. Kc8—d8, Tc1—h1!; [5.....Tc1—g1; 6. Kd8—e8, Tg1—g8+; 7. Ke8—f7 und gewinnt]; 6. Tb8—b6+, Kd6—c5; [6....., Kd6—e5; 7. Tb6—a6, Th1—h8+; 8. Kd8—c7, Th8—h7+; 9. Kc7—b6, Th7—h6+; 10. Kb6—a5 u. gew. bezw. 8....., Th8—a8; 9. Kc7—b7 u. gew.]; 7. Tb6—c6+!! Kc5—b5 (oder d5) [7..... Kc5×c6? 8. a7—a8D+]. 8. Tc6—c8 und gewinnt.

———

Partie Nr. 29.

Gespielt in der 2. Runde des Meisterturniers des Deutschen Schachbundes zu Mannheim am 21. Juli 1914.

Weiß: Bogoljuboff. Schwarz: Duras.
Eröffnung Caro—Kann.

1. e2—e4 c7—c6
2. d2—d4 d7—d5
3. Sb1—c3 d5×e4
4. Sc3×e4 Sg8—f6
5. Se4×f6+ g7×f6. Von den Meistern Niemzowitsch und Carls mit Vorliebe gespielt; schwächer ist e7×f6;
6. c2—c3 Lc8—f5
7. Lf1—d3 Dd8—d5
8. Ld3×f5 Df5×d5
9. Dd1—f3 Df5×f3
10. Sg1×f3 Sb8—d7
11. Lc1—f4 0—0—0
12. 0—0 Sd7—b6

Schwarz hat ein völlig gleiches Spiel erlangt und keinen Druck auszuhalten. Aber bis zum Gewinn ist noch ein weiter Weg. Es ist interessant, wie der geniale Taktiker und zäheste aller Endspieler seinen starken Gegner langsam umgarnt, um dann mit gewaltigem Schlage die feindliche Stellung zu zertrümmern.

13. Tf1—d1 e7—e6
14. Kg1—f1 Lf8—g7
15. a2—a4 Th8—e8
16. a4—a5 Sb6—d5
17. Lg4—d2 f6—f5

17.... e6—e5 würde dem feindlichen Springer das Feld f5 freigeben.

18. g2—g3 f7—f6
19. Sf3—h4. Weiß will hiermit 19..... e6—e5 verhindern. Indessen mußte er nun konsequenter Weise auf dem Damenflügel spielen: 19. c3—c4!, Sd5—e7; 20. Ld2—c3.
19. .... Sd5—e7
20. f2—f4 Se7—g6
21. Sh4—f3 h7—h5!

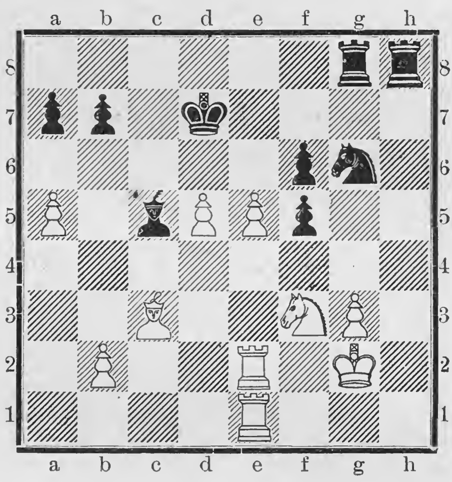
Ein Vorgehen im Zentrum würde nun nur zur Auflösung und Ausgleich führen. Daher richtet sich der Angriff jetzt gegen den durch die Bauernzüge geschwächten Flügel auf der Königsseite.

22. Kf1—f2 Te8—h8
23. Td1—e1 Das Eingeständnis, daß 13. Tf1—d1 nicht richtig war. Der Turm gehörte sofort auf die e-Linie.
23. .... Td8—e8
24. Te1—e2 Kc8—d7
25. Ta1—e1 Lg7—f8
26. c3—c4 Lf8—d6
27. Ld2—c3 h5—h4
28. d4—d5 c6×d5
29. c4×d5 h4×g3+
30. h2×g3 Ld6—c5+
31. Kf2—g2 e6—e5
32. f4×e5 Te8—g8!

Nun ist Duras in seinem Fahrwasser. Es droht Matt in 3 Zügen (siehe Diagramm).

Stellung nach dem 32. Zuge von Schwarz.

Schwarz: Duras.



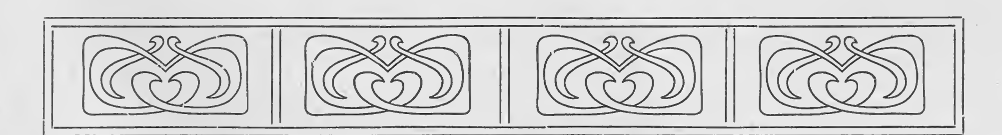
Weiß: Bogoljuboff.

33. e5—e6+ Kd7—e7
34. d5—d6+ Um den Läufer abzulenken, da der König den Bauern wegen 35. Te2—d2+ und 36. Lc3—d4 nicht nehmen darf.
34. .... Lc5×d6
35. Te2—d2 Sg6—f4+
36. Kg2—f2 Sf4—h3+
37. Kf2—e2 Ld6×g3
38. Lc3—b4+ Ke7×e6
39. Te1—f1 Lg3—f4
40. Sf3—d4+ Ke6—f7
41. Td2—c2 Tg8—d8
42. Sd4×f5 Th8—e8+
43. Ke2—f3 Td8—d3+
44. Kf3—g2 Te8—g8+
45. Kg2—h1 Sh3—f2+

Weiß gibt auf; ein problemartiger, des böhmischen Großmeisters würdiger Schluß.

(Anmerkungen von Paul Krüger in den „Deutschen Schachblättern".)

Bearbeitet von Julius Steinitz.



Handschriftdeutungen.

Zur Ermöglichung eines Urteils sind mindestens 20 Zeilen der unverfälschten Handschrift, am besten Teile von unbeeinflußt geschriebenen Briefen erwünscht. Das Honorar beträgt 1 Mark nebst Porto und ist mit der Schriftprobe einzusenden an die Redaktion der „Bergstadt“, Breslau 16. Nichtabonnenten haben 3 Mk. Honorar zu zahlen.

Dr. A. Die feine Schrift, die sich durch große Klarheit, Harmonie und Schönheit — in graphologischem Sinne — auszeichnet, deutet auf eine edle Gesinnung und Geisteshoheit. Besonders die kerzengerade nach rechts auslaufenden Endungen in seinen Briefen sind mustergültig für Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe. Im Hinblick auf die sonst so zarten Buchstaben sind einzelne Querstriche am „t“ fast zu stark markiert.

Besten Dank für die Zeitungen, wenn auf das

Sie geben durch ihre Stärke kund, daß der Schreiber seine Freimütigkeit nicht immer in milder, gütiger Weise zum Ausdruck bringt, sondern recht bestimmt und energisch. Er kann auch manchmal schonungslos offen sein, ist es jedoch niemals in grober Art, da die Schrift nicht gewöhnlich ist, sondern auf viel Selbsterziehung deutet. Im übrigen offenbart der intelligente Schrifttypus noch, daß in dem Charakter die geistigen Eigenschaften, literarische Interessen, Gelehrtentum, Schönheitssinn und Idealismus vorwiegend vertreten sind. Der Herr wird alles mit Sachlichkeit, mit feinsinniger Beobachtungsgabe und großem Scharfblick beurteilen. Er besitzt auch eine schnelle Auffassungsgabe, Klarheit im Denken und strenge Ansichten über Sitte und Moral, ist aber dabei nicht unduldsam, da er mit seiner guten kritischen Beanlagung sehr wohl imstande ist, die Menschen ihrer Individualität entsprechend zu beurteilen und zu behandeln, und paßt sich auch selbst den gegebenen Situationen vorzüglich an. E. P.

Rätsel und Aufgaben.

Militärisch und unmilitärisch.

Von unserm Heer bin ich ein Teil —
Oft macht' ich schon dem Feind zu schaffen.
Nimmst du das Haupt mir, bin ich ein Phantom
Und taug' nicht in die Welt voll Waffen.

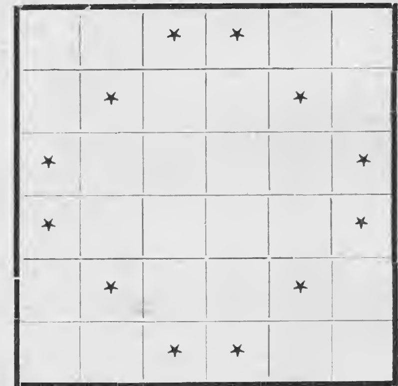
Silbenrätsel.

Die Silben — a, auf, be, blu, chlo, chro, der, des, dis, e, en, fel, form, in, le, le, ly, ma, me, na, nen, nik, o, ra, rei, ro, sa, satz, si, ser, son, sucht, ta, trau, um, ven was, ran — sollen so verbunden werden, daß zwölf Wörter entstehen. Diese sind:

1. Als großer Feldherr wird's mit Ruhm genannt.
2. Als stolze Blume ist's auch wohlbekannt.
3. In Schlaf versenkt's den Schmerz, der nagt und brennt.
4. Es ist ein Ort, wo man den Schmerz nicht kennt.
5. In Welschland liegt's als Stadt nicht weit vom Meer.
6. Als edle Kunst steht's überall in Ehr'!
7. Ihr alle kennt's, als fernes, reiches Land.
8. Es löscht als Frucht den Durst beim Sonnenbrand.
9. Es schmückt den Tisch bei manchem frohen Mahl.
10. Wen es befällt, dem bringt's als Krankheit Qual.
11. Es liegt als Stadt auf russischem Gebiet.
12. Getreu und schlicht berichtet's, was geschieht.

Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter nennen einen bestimmten Tag, die Endbuchstaben, aber in umgekehrter Reihenfolge, die unangenehme Bescherung, die er oft mit sich bringt.

Buchstabenrätsel.



Aus den 36 Buchstaben der nachstehenden acht Wörter: BRAILA, DISTEL, KUR, MOOR, PEDANT, ROLLE, SEE, WEG sind sechs andere Wörter zu je sechs Buchstaben neu zu bilden und in die Felder der obigen Figur derart einzusetzen, daß die Buchstaben der Sternfelder einen lieben Hausfreund nennen.

Die zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. ein Handwerkszeug der Garbenbinder, 2. ein Damenhandarbeitserzeugnis, 3. eine amerikanische Münze, 4. eine geräumige Einfahrt, 5. einen russischen Hafen, 6. einen weltberühmten Volkspark. Heinrich Vogt.

Logogryph.

Du hast mich im Schauspiel wohl mehrfach gesehn,
Du siehst mich auch wirkend im Leben entstehn.
Zwei Zeichen hinzu — dann durchblättre mich,
Belehre, langweile und ärgere dich.
Die letzten zwei streiche — drei andre setz' an,
Dann bin ich die Tat nach bemessenem Plan.
Streich' letzte zwei hurtig' setz' eines ans End',
So bin ich wie's Gold dir ein Hauptelement.
Stell' her Nummer 3, spann' zwei Zeichen vor,
Dann gehe ich rückwärts verspottet als Tor.
Ein Zeichen füg' ein, und du hast ein Gericht,
Das handelt nach strenger, gemessener Pflicht.
Es richtet und sichtet und dichtet und — wacht,
Es hat auch dies alles erdacht und gemacht!

A. V.

Charade.

Nimm mich getrennt', und ich deute Dir
Gemütliches trauliches Dunkel,
Zur Zeit, wo Dir plaudernd das Herz aufgeht
Bei der bleichen Sterne Gefunkel.
Lies mich vereint und erkenn' in mir
Die Jahreszeit erlaubter Betörung,
Gefeiert mit Bällen und Mummenschanz,
Mit wilder Geister Beschwörung.

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 4.

Magische Quadrate:

S	E	M
E	D	I
M	I	T

T	O	R
O	D	È
R	E	H

T	A	G
A	G	A
G	A	U

F. G

Ausscheidungsrätsel:

1. Riegel — Leier = g
2. Robert — Borte = r
3. Atelier — Leiter = a
4. Opfer — Oper = f
5. Grenze — Neger = z
6. Stange — Angst = e
7. Gimpel — Gleim = p
8. Spiel — Seil = p
9. Cholera — Choral = e
10. Schall — Lachs = l
11. Streifen — Fenster = i
12. Tropfen — Pforte = n

„Graf Zeppelin".

Königsmarsch-Rösselsprung:

Das Gespenst.

Nachts um die zwölfte Stunde
Ertönet ein Gebrumm,
Da regt sich's und bewegt sich's:
Es geht im Hause um.

Die Treppe auf und nieder,
Die Gänge hin und her,
So schlürft's und schürft's allnächtig
Und ächzt und stöhnt so schwer!

Durchstört die Korridore
Und seufzt vor jeder Tür,
Und brummend, wie's gekommen,
Verschwindet's brummend schier.

Das ist des Gasthofs Hausknecht;
Wenn alles längst zur Ruh',
Dann macht er seine Runde
Und sammelt Stiefel und Schuh'.

Franz Graf.

Rätsel:
Auster, General, Australneger.

Homonym:
Viola.

Silbenrätsel:
Harmonie.

Bücherschau.

Bis Anfang Februar sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen bleiben vorbehalten; Rücksendung der Bücher erfolgt nicht.

Arndt, Ernst Moritz: „Geist der Zeit. 1. u. 2. Teil. „Aus tiefster deutscher Not." Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Ernst Hladny. Wien, F. Tempsky, Verlag, Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H. 239 S. 1,30 M.

Bonn, Peter, Cöln a. Rhein: Die Hungersnot in unseren Großstädten und wie man diese Quelle der Verbrechen verstopfen kann, mit einer Einführung von Dr. Karl Kumpmann, Privatdozent der Staatswissenschaft in Bonn. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. 86 S. 1,20 M.

Klette, Dr. Werner: Unsere Feinde wie sie einander lieben. Kritische Äußerungen berühmter Franzosen, Engländer, Russen, Belgier, Japaner über ihre Verbündeten. München, Delphin-Verlag. 186 S. mit 75 Karikaturen. geh. 3 M. geb. 4 M.

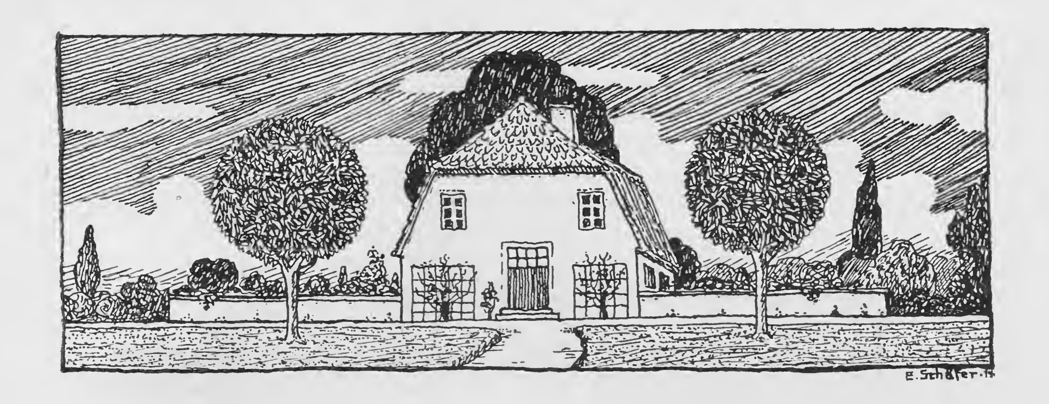
Münter, Dr. med. Friedrich, Stabsarzt im Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst (1 Hannov.) Nr. 10: Die Pflicht gesund zu sein. Wege und Ziele gesundheitlicher Lebensführung. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling, Verlag d. „Deutschen Offizierblattes. 63 S. m. 1 Umschlagbild nach der Prometheus-Skizze von Prof. Dr. Otto Greiner, Rom. 80 Pf.

Noll, Joseph, Pfarrer: Das katholische Pfarramt, sein Geschäftsgang und Interessenkreis für die praktische Seelsorge bearbeitet. Wiesbaden, Hermann Rauch. Gr. 8°, 32 u. 544 S. geb. 8,50 M.

Friedrich Pautsch: Unterm Kreuz







Ferien vom Ich.

Roman von Paul Keller.

(5. Fortsetzung.)



Sommerabend. Die Arbeit war getan; ich war frei; Eigentlich wollte ich hinauf zum Hirtenhaus, aber ehe ich mich's versah, schlenderte ich doch wieder zum Forellenbauer hinab. Ich redete mir ein, ich müsse mich um mein Sorgenkind Piesecke bekümmern und so nebenbei könne ich ja auch mal nach Eva fragen, deren kranker Fuß allerdings von einem Kollegen behandelt wird. Das Mädchen saß vor der Haustür auf der grüngestrichenen Bank und putzte Gemüse. Sie heißt hier einfach „Hanne“. Einen Familiennamen führt sie nicht, ebensowenig wie Anneliese, die sich in „Barbel“ umgetauft hat.

Am Hoftor blieb ich stehn. Welch ein liebes Bild! Die Abendsonne bestrahlte das schöne Mädchen, eine weiße Taube saß auf der Rückenlehne der Bank, ein goldgefiederter Hahn blinzelte mit seinen Äuglein zu dem Mädchen empor, wartend, ob für ihn etwas abfalle. Dann kam der große Zottelhund, wedelte mit seinem buschigen Schwanz den Hahn gutmütig aber bestimmt zur Seite, nahm dessen Platz ein und saß in stummer Bewunderung vor der schönen Frau.

Und noch ein anderer schaute verliebt zu dem Mädchen hin, das war Piesecke, der an der Stalltür lehnte und eine Sense in der Hand hielt. O, den armen Piesecke scheint es ganz arg erwischt zu haben. Er verdrehte die Augen und seufzte einmal so laut, daß man es über den Hof hinweg hörte. Ich ärgerte mich über den Menschen. Gleich wurde mir eine Genugtuung. Eine derbe Faust kam aus der Stalltür heraus, gab dem träumenden Piesecke einen Stoß in den Rücken, daß er samt seiner Sense in den Hof taumelte, und eine rauhe Stimme rief:

„Schlaf nicht, du Döskopp! Mach, daß du aufs Kleefeld kommst!“

Die schöne Hanne blickte auf und lachte, Piesecke geriet in Wut, fuchtelte mit seiner Sense ein wenig vor der inzwischen geschlossenen Stalltür herum und ging dann niedergeschlagen über den Hof. Am Tor traf er mich.

„Das ist eine Gemeinheit,“ sagte er und hatte Tränen im Auge.

„Piesecke“, tröstete ich ihn; „ich bin Zeuge dessen gewesen, was jetzt vor-

fiel. Das ist gegen jede Ordnung, ist gegen den Sinn unseres Ferienheims. Der Knecht Ignaz hat sich gegen einen Kurgast solche Frechheiten nicht herauszunehmen. Ich werde energisch mit dem Bauern reden. Oder soll ich Sie auf einem anderen Hofe unterbringen?"

„Um Gottes willen nicht," rief Piesecke erschrocken; „ich — ich — da hielte ich's ja gar nicht aus auf einem anderen Hofe — — —, ich — ich hab mich ja schon so — so — an den Grobian gewöhnt."

Und er ging gesenkten Hauptes mit seiner Sense davon. Ich begrüßte eben die blonde „Hanne", da trat auch schon der Bauer Barthel aus der Haustür. Das war mir nicht lieb, und so sagte ich ein bißchen unwirsch:

„Barthel, das geht aber nicht, daß Sie Knechte mieten, die unsere Kurgäste verprügeln. Denken Sie mal, wenn das in der Öffentlichkeit bekannt würde? Da käme niemand mehr zu uns. Den langen Ignaz müssen Sie entlassen."

„Ich kann nicht, Herr Dukter," erwiderte Barthel achselzuckend. „Ma kriegt su schwer 'n gutten Knecht. Kurgäste kriegt ma zehnmal leichter wie 'n Knecht. Und a Ignaz, den kenn' ich vu Jugend uff, dos is a ganzer Kerle. Der schofft's! Wos sull ich machen, jetzt, wu die Ernte kummt? Ich konn doch nich die Ernte mit'm Piesecke machen! Se sullten mal zuseh'n, Herr Dukter, wenn der Piesecke Gras haut. Bluß die Spitzen schneid' a ab, de Sense fuchtelt immer in der Luft rum. Oder sie bleibt in eem Maulwurfhaufen stecken. Es is jämmerlich!"

„Wie lange wird denn Herr Piesecke hierbleiben? fragte Hanne.

„Das dürfte ich eigentlich nicht sagen;" erwiderte ich, „aber ich glaube ein ganzes Jahr!"

„Um Gott's willen!" stöhnte Barthel. „A Jahr lang! Da hat mir der Kerl a ganzen Hof ruiniert. Was soll ooch so'n Sargfabrikant von der Bauerwirtschaft versteh'n."

„Wieso — Sargfabrikant?"

Barthel lächelte überlegen.

„Eener vom Grundhofe kennt ihn. Piesecke is Sargfabrikant in Hannover und heeßt eegentlich Robert Ebbing. Ich hab das vom Sargfabrikanten gleich geglaubt, denn 'n sehr traurigen Eindruck macht a doch. Aber ich hab' mir gesagt, a muß doch da wos von der Tischlerei versteh'n. Da sollt' a mir vorgestern 'ne Kiste zunageln. Das hätten Se seh'n müssen! Olle Nägel krumm oder in die Luft gekloppt. Das weeß ich: in een Sarg, den der Piesecke gemacht hat, leg' ich mich amol nich! Eh' da die Sänger mit „Es ist bestimmt in Gottes Rat" fertig wären, bräch der Boden und ich läg draußen!"

„Also, das alles glaub' ich nicht," warf die blonde Hanne lachend ein; „Piesecke stammt aus einer besseren Familie; das merkt man ihm schon an."

Ich zuckte die Achseln.

„Es darf hier ein jeder vermuten, was er will."

„Meinetwegen mag er sein, was er Lust hat," sagte Barthel brummig; „Hauptsache, ich wär' ihn los."

„Geduld, Barthel, Geduld!"

„Geduld braucht ma mächtig viel mit den Städtern. Also fünfundzwanzig Stück Kurgäste hab' ich jetzt. Außer mit der kleen' Bärbel hab' ich mit ollen Scherereі. Na, ich brumm' nich etwa, Herr Dukter; für die Ärgerei mit a Städtern bin ich ja da und hab' ich ja mei feines Auskumm'. Ich sag bloß: Ärger machen se alle."

„Aber doch nicht ich!" rief Hanne.

„Sie ooch," sagte Barthel melancholisch; „meine Alte is uff Sie eifersüchtig."

„Barthel!"

Dem Mädchen blieb der hübsche Mund offen stehen.

„Ja, ja, ich hab' ihr zwar gutt zugeredt' und gesagt: Alte Schraube, es paßt sich nich, daß du uff deine alten Tage eifersüchtig wirst. Aber se sagt, es paßt sich nich, daß ich su oft mit Ihn' plaudere und ich tät Augen machen."

„Was täten Sie machen?"

„Augen! Nu ja, ich kann doch nich als Blindekuh vor Ihn' stehen!"

Das Mädchen machte ein erheuchelt ernstes Gesicht.

„Also, Barthel, diese „Augen" lasse ich nicht auf mir sitzen. Ich werde Ihre Frau Gemahlin zur Rechenschaft ziehen."

„Um Gottes willen nich! Wenn das rumkummt, schrei'n ja die Leute Feuer!"

Da trat Frau Susanna Barthel aus der Haustür.

„Hatt' ich mir's nich geducht? Steht a nich schon wieder?" sagte sie.

„Ja, Frau Barthel," rief Eva, „und er macht Augen auf mich!"

„Nich wahr, Fräulein Hanne, Sie haben ooch Ihren Spaß mit dem alten Esel?"

Das Weiblein fing an zu lachen, daß ihr die Augen tränten.

„Also, wenn der Augen macht," schluchzte sie unter Lachen, „da kommt keen gestoch'nes Kolb dagegen auf."

„Weib", schrie Barthel erbost; „du bist eifersüchtig. Du hast keen' Grund dazu!"

„Nee, nee," schlenkerte die dicke Susanne prustend mit den Händen; „du kannst um de ganze Welt rum Augen machen. 's fällt keene druff rein!"

Und sie ging vergnügt ins Haus zurück. Barthel stopfte ob des vernichtenden Urteils über seine männliche Anziehungskraft die Hände in die Hosentaschen und sagte:

„Das is eene Gemeinheit! Immer lacht se, schon wie se noch meine Braut war, lacht' se mich immer aus."

„Seien Sie doch froh, Barthel, daß Sie eine so lustige Frau haben."

„Nee, nee, Herr Dukter, olles mit Respekt gesagt, aber das versteh'n Se nich! Sie sind nich verheirat'. Seh'n Se, wenn a Weib schimpft, oder wenn se flennt, oder wenn se mit Tellern schmeißt, oder wenn se furtlooft, könn' Se sich immer noch ihren Kupp uffsetzen; aber wenn se lacht, sind Se geliefert."

Nach dieser Bemerkung hob der Philosoph aus dem Volke den Kopf und lachte selber. Und ich benutzte die Gelegenheit und bat Barthel, mir seine Meinung über seine Kurgäste mitzuteilen. So wenig ich mich sonst um den Stand der von mir persönlich nicht behandelten Kurgäste kümmere — wer auf dem Forellenhof lebt, weiß ich. Ach, ich wollte es mir ja immer noch nicht zugestehn, aber ich glaube oft, daß ich selbst „Augen" auf die schöne Eva Bunkert mache, die hier „Hanne" heißt. Und wenn ich ehrlich sein will, ist das auch der Grund, warum ich gerade die Besucherliste des Forellenhofs kenne. Jetzt sagte ich gutgelaunt:

„Also, Barthel, schießen Sie mal los mit ihrem Ärger über unsere Kurgäste."

Ich hatte mich inzwischen zu Hanne auf die Bank gesetzt, Barthel hockte auf einem umgekehrten Kartoffelkorb uns gegenüber. Er machte sein philosophisches Gesicht und sagte:

„Ärger kann man's eigentlich nich nennen, man muß mehr sagen, keen' richtigen Respekt nich. Also, vom Piesecke will ich nich reden, der ärgert mich wirklich. Das is'n Huhn! Wahrscheinlich hat a zuviel Särge gemacht, zuviel Geld eingenummen und da is es halt su geworden. Aber zum Beispiel der Lempert. Also, in dessen Kurverordnung, die er mir als 'm Hausherrn doch abgeben muß, steht: Aufstehn ½6. Um halb sechs geht der Ignaz

wecken. Lempert brummt nich amal. Um $^3/_4$ weckt Ignaz wieder. Lempert schreit: a sull die Schnauze halten! Um sechse geh' ich selber und hau an die Türe. Lempert schmeißt seine Stiefel dagegen, und schreit, ich sull mich zum Teufel scheren. Um $^1/_4$7 trommeln wir beide so an die Türe, daß 's ganze Haus wackelt. 's rührt sich nischt. Um ½7 drohn wir, die Türe einzuhaun'. Da kummt Lempert hinter uns die Treppe rauf und fragt, warum wir eigentlich vor seiner Tür so eenen Skandal machen; a wär doch schon lange munter. Is das Beest heimlich uffgestanden und hat die Türe von außen verschlossen. Nächsten Tag dieselbe Chose. Um ½6 Ignaz (Sempert brummt), um $^3/_4$6 Ignaz (Schnauze halten!), um 6 ich (er schmeißt mit Stiefeln). Jetzt, Ignaz, sag ich is Schluß, jetzt steht er heimlich uff. Um neune is 'n Bote vom Rathaus bei mir, warum der Lempert nicht zur Kur gekommen sei. Schläft der Vagabund noch! Da soll ma sich nich ärgern!"

Eva bestätigte Barthels Erzählung und meinte:

„Wir glauben, daß Lempert Geschäftsreisender ist; er wartet immer darauf, hinausgeworfen zu werden."

In Wirklichkeit war Lempert ein berühmter Rechtsanwalt aus Leipzig.

„Fahren Sie fort, Barthel. Schildern Sie mir noch einige Ihrer Kurgäste."

„Also, da ist der Emmerich, der komponiert mir 'n ganzen Hof voll. Auf'm neubehobelten Kartoffelwagen hat a 'n ganzes Brett vollkomponiert, er komponiert die Hausflurwände voll, er komponiert ans Butterfaß, er komponiert auf die Tischtücher, er hat sogar (entschuldigen Fräulein Hanne!) auf den Klosettdeckel einen „Rundgesang" komponiert. Su ein verrücktes Huhn is das! Ich hab'n gefragt, ob er Kapellmeister oder Kanter wär', da hat er gesagt: Nee, er wär' Gesanglehrer in eener Taubstummenanstalt. — Von sei'n Schülern ließe er seine Kompositionen aufführen. Das nennte sich primitive Kunst. Und gerade so'n Schmierfinke wie der Emmerich is der Methusalem. Das is erst eine Nummer! Der behauptet, er wäre 998 Jahre alt. In zwei Jahren zu Pfingsten feiert a sein' tausendsten Geburtstag. Da will er uns alle einladen. Den nächsten Tag tät er dann sterben, da könnten wir gleich zum Begräbnis dableiben. Die Sache hätte sich so zugetragen, daß er vor etwa tausend Jahren 'n mächtiger König gewesen wär; aber er hätt'n Verbrechen begangen, und da hätt'n een sehr kräftiger Fluch getroffen, und da hätt' er gleich nach seinem Tode sich immer wieder aus'm Grabe rausbuddeln und in andrer Gestalt 'n neues Leben beginnen müssen und es sei immer sehr bergab gegangen mit sei'n diversen Leben, bis er zuletzt hätte als deutscher Maler auf die Welt gemußt. Da sei das Maß seiner Buße voll geworden und er dürft' jetzt definitiv sterben. Also — was hat dieser Methusalem gemacht? Ich hab' ein neues Schaff gekauft. 's erste Mal kommt's in Gebrauch. Schneeweißes Buchenholz. Da schüttet meine Frau Rüben in das Schaff, pfeift 'm Methusalem und sagt: „Methusalem, stampfen Se mal die Rüben hübsch klein!" Was macht er? Er beguckt sich das schöne weiße Schaff, dreht's um, schüttet die Rüben auf's Pflaster und malt auf'n auswendigen Boden vom Schaff meine Alte. Die is nu immer wieder hergelaufen gekomm', hat gelacht und geschimpft auf den Methusalem und er hat sie immer angeguckt und drauf losgestrichelt. Da is se ausgerückt, und er 's Schaff sich über'n Kopp gestülpt und immer hinter der Susanne her. Und wo er sie erwischte, schnell ihr ins Gesicht geguckt und 'n paar Striche gemacht. Und

dann ging die Jagd von neuem an. Das nennt sich nu landwirtschaftlicher Betrieb bei uns!"

„Hat denn der Methusalem die Zeichnung fertiggestellt?"

„Und ob! Fünf Tage lang is a mit sein'm Schaff auf'm Kopp hinter der Susanne wie wahnsinnig hergerast. Se is ganz außer Atem gekomm' und hat gesagt, a müßt' wirklich 'n sehr schwerer Verbrecher sein. Aber das Bild is nu fertig. Ich sag' Ihn', su 'ne alte Eule haben Se Ihrer Lebtage noch nich gesehn."

„Kann man das Bild nicht mal sehen? Sie haben dieses Schaff hoffentlich nicht wieder als Schaff benützt?"

„Nee! Meine Alte hat das Bild abscheuern woll'n, aber da haben alle Kurgäste Lärm gemacht."

„Die Zeichnung ist nämlich köstlich!" warf Eva ein.

„Wo ist denn das Schaff?"

„Oben in seiner Stube hat's der Methusalem eingeschlossen. Aber ich hab' ja 'n zweiten Schlüssel."

„Holen Sie's mal!"

„Wenn mich die Susanne erwischt, kommt sie gleich mit der Schmierseife und der Scheuerbürste hinter mir hergesaust."

„Holen Sie es. Wir steh'n Posten."

Ich wußte, daß dieser Methusalem ein bekannter ausgezeichneter Karikaturist war. Als Barthel mit dem Schaff ankam, und ich die Zeichnung sah, hätte ich schreien mögen vor Entzücken. Ich sah ein Meisterwerk! Diese ganze pfiffige, durchtriebene, lachlustige, dicke Susanne lebte, atmete, schimpfte, lachte, kommandierte, pfiff auf der Zeichnung.

„Es ist herrlich", rief ich; es ist zum küssen schön!"

„Weib!" schrie da Barthel begeistert, „Weib, komm' raus, der Herr Doktor will dir 'n Kuß geben."

Susanne kam heraus, sah das Schaff, kreischte, versuchte einen wilden Angriff auf ihr Bildnis und erstarrte, als ich sagte, wenn Herr Stefenson die Zeichnung sähe, würde er wahrscheinlich ein- oder zweitausend Mark dafür zahlen.

Die erblaßte Susanne rief:

„Ich kann doch keene so scheußliche alte Schachtel sein wie die da!"

„Das ist keine scheußliche alte Schachtek," sagte Eva freundlich; „das ist eine sehr liebe, lustige Muttel!"

„Siehste Alte," höhnte Barthel, „wenn du um die ganze Welt reistest, 's könnte dich keen Maler schöner uffmalen, als du eben bist. Aber ich bin nich eifersüchtig, wenn ooch der Methusalem fünf Tage lang hinter dir hergerast is wie verrückt."

Mit dieser rachsüchtigen Bemerkung schlug Barthel seine Gattin aus dem Felde.

„Holdrioho hoho!" jodelte einer draußen vor dem Tor.

„Um himmelswillen," rief Barthel, „das is der Methusalem. Wenn der spürt, daß ich in seiner Stube gewest bin. Der tausendjährige Kerl hat Kräfte wie 'n Bär."

Und Barthel nahm das Schaff auf den Kopf und verschwand eilends im Hause.

Eva-Hanne sagte:

„Ich hab' immer gern in meinem Leben gelacht, aber soviel wie in den drei Wochen, da ich hier bin, noch nie."

„Das Lachen ist sehr gesund."

„Ganz gewiß. Ich sehe, wie alle um mich her täglich gesünder und heiterer werden. Heiter kann man es zwar nicht nennen, mehr ausgelassen."

„Ja, sehen Sie, Eva, die Ausgelassenheit ist nur ein ansteigender Talweg zu dem Berg der Gesundheit und des Glückes, die Heiterkeit ist der letzte, klare Gipfel. Zu ihm gelangen wir spät, erst, wenn wir lange und mühevoll gestiegen sind, erst, wenn es ganz still und einsam um uns geworden

ist, erst, wenn unsere Augen weithin sehen können, über alle Tiefen, die unter uns und alle Höhen, die über uns waren."

„Sind Sie selbst schon auf der Höhe?"

„Ich! Gewiß nicht. Ich bin nichts als ein Wegzeiger, der im Tale steht, die Hand ausstreckt und sagt: Da geht es hinauf!"

„Vielleicht ist's gut so," sagte Eva nachdenklich; „wenn Sie selbst schon oben ständen, könnten Sie nichts anderes als winken. Und da würde sich mancher sagen: was will der winkende Mann auf dem steilen Gipfel; er ist wohl in Not und fürchtet sich allein dort oben?"

„Ich finde, Fräulein Eva, daß wir uns ausgezeichnet verstehn!"

Ich sah ihr heiß in die Augen. Ihr Blick begegnete mir freundlich aber kühl. Da senkte sie das Haupt und sah vor sich hin. Der lange Ignaz schlurfte vorbei. Er brummte einen Gruß und rückte kaum am Hut.

„Ein unfreundlicher Mensch," sagte ich, nur, um etwas zu reden. „Wenn er nur nicht mal Unheil anrichtete!"

„Der Bauer braucht ihn."

„Holdrioho hoho!" jodelte es nun dicht vor dem Tor. Ein starker Kerl erschien, der brachte eine dicke Weibsperson auf einer Radwer gefahren."

„Das ist Methusalem," belehrte mich Eva; „er bringt die dicke Cenzi vom Felde heim.

Cenzi war — wie ich wußte — die Gattin eines Berliner Bankiers. In ihrem Dirndlkostüm sah sie ein wenig schnurrig aus. Methusalem fuhr seine holde Last bis in die Mitte des Hofes, kommandierte: Alles aussteigen! und kippte die Radwer um. Cenzi quiekte, überkugelte sich zweimal, kam dann jauchzend auf uns zu in einer merkwürdigen Gangart, die etwa so aussah, als wenn eine Ente den Trippelschritt einer Taube versucht, und sagte:

„Denken Sie, der schlechte Mensch, auf der Radwer fährt er mich, aber zeichnen mag er mich nicht!"

Methusalem schnitt ein Gesicht hinter ihr, das deutlich ausdrückte: „Lohnt nicht den Faßboden!" Dann sagte er:

„Ich bin kein Zeichner; ich bin ein Feldarbeiter. Und das Radwerfahren ist wichtiger für Sie, Cenzi, als das Geportraitiertwerden. Sie haben drei Heukappen auf einen Platz zusammengetragen und waren daher mit Recht so erschöpft, daß Sie per Achse nach Hause gebracht werden mußten."

„Er ist über so viele Steine hinweggefahren," klagte Cenzi, „ich bin buchstäblich gerädert."

„Das wird besser werden, Cenzi," tröstete Methusalem, „wenn unser Vater Barthel erst eine Radwer mit Federung und Gummirad angeschafft hat. Es ist ein Skandal, daß er noch keine solche besitzt. Er ist ein rückständiger Landwirt."

„O, Sie Spötter!" flötete Cenzi; „aber passen Sie auf, morgen habe ich wieder drei Pfund abgenommen. Denken Sie, Herr Doktor, sechs Pfund habe ich bei Ihnen in zwei Wochen abgenommen und das ohne jede Medizin."

Sie setzte sich zu mir und wollte mich in den Zauber eines Gespräches über ihren Gesundheitszustand verwickeln; ich aber sagte, sie möge das alles ihrem Arzt in der Sprechstunde mitteilen. Da war sie auch zufrieden.

Ein Hilfsbriefträger erschien. Er übergab Eva einen Brief. Den Brief hatte die Reichspost mit der richtigen Adresse im Rathaus abgegeben. Dort war der Brief in einen neuen Umschlag gesteckt und mit „Hanne — Forellenhof" adressiert worden. So hatte ihn der Hilfsbriefträger überbracht. Er blieb nach dieser Amtshandlung wartend stehen.

„Nanu, Briefträger," sagte Methusalem, „Sie warten wohl auf'n Trinkgeld? Sie wissen doch, daß wir alle

in diesen gesegneten Landen nicht 'n roten Heller in der Tasche haben."

„Eine Zigarre möcht' ich gern," sagte der Briefträger.

„Gibt' 's nich," schimpfte Barthel aus der Haustür heraus. „Drei Stück sull a bloß am Tage roochen und die kriegt a ooch täglich geliefert. Nu is a extra Briefträger geworden, daß a in a Höfen um Tobak rumschnorr'n kann."

Der Briefträger (er war im Zivilleben Fabrikbesitzer im westfälischen Industriebezirk) machte einen sehr niedergeschlagenen Eindruck.

„Drei Stück so leichte Zigarrchen ist ja nichts für einen, der ein starker Raucher gewesen ist," sagte er. „Die drei Dingerchen hole ich mir früh um sieben ab und verrauch' sie alle drei nach dem Frühstück. Und dann habe ich den ganzen Tag nichts."

„Trösten Sie sich," sagte Barthel grob, „vielleicht werden Se ooch noch gescheidt um 'n Kopp!"

Nur die dicke Cenzi war mitleidig. Sie hatte sich eben eine Zigarette angesteckt und sagte:

„Briefträger, ich krieg bloß zwei Stück am Tag. Aber Sie dürfen einmal dran ziehen."

Sie steckte dem Briefträger ihre Zigarette in den Mund und der sog sich gierig daran fest, blies den Rauch durch die Nase, sog so fest, daß er binnen Sekunden die ganze Zigarette aufgefressen hätte, wenn Cenzi sie ihm nicht entrissen hätte.

„Den laß ich nie wieder ziehen!" sagte sie empört.

Eva hielt ihren Brief in der Hand. Sie war ein wenig blaß und unruhig geworden.

„Er ist von meinem Vater," sagte sie leise zu mir. „Begleiten Sie mich bis zum Tor!"

„Also", fuhr sie fort, während wir langsam gingen und sie sich auf mich stützte, „hat er meinen Aufenthaltsort erfahren. Ich mag den Brief jetzt nicht lesen. Ich weiß, daß er nichts erfreuliches enthält, und ich will mir den schönen Abend nicht verderben."

So war der alte Streit zwischen Waltersburg und Neustadt in einer ganz neuen Form wieder ausgebrochen. Die Tochter des Konkurrenten war bei uns zur Kur und der Vater protestierte. Anders konnte es nicht sein.

„Es wäre sehr, sehr schade, wenn Sie unser Heim verlassen müßten," sagte ich und fühlte, daß eine heiße Angst in mir aufstieg.

Sie sah finster zu Boden.

Dann riß sie den Brief auf.

„Ich will nicht feig sein!"

Sie las — las — staunte. Dann reichte sie mir den Brief.

„O! das hätte ich nicht gedacht! Lesen Sie!"

„Liebes Kind! Es ist ja nicht nett von Dir, daß Du hinter meinem Rücken ins Lager unseres sogenannten Feindes übergegangen bist. Aber die Sache kann sich noch gut zurechtschieben. Die Neustädter, deren ganzer Sache ich auf die Beine geholfen habe, machen mir schon seit langem das Leben sauer und möchten mich nach und nach übrig machen. Nun erhielt ich gestern von Mister Stefenson aus Amerika einen Brief, in dem er mich anfragt, ob ich geneigt sei, den Bau der noch fehlenden zwanzig Höfe in der Waltersburger Kuranstalt zu übernehmen und auch fernerhin die baulichen Unternehmungen dort zu leiten. In diesem Falle möge ich mit der Waltersburger Direktion, die verständigt sei, in Verbindung treten. Ich bin nach Lage der Verhältnisse gar nicht abgeneigt, der Sache näher zu treten und freue mich jetzt, daß Du bereits Dein Interesse für das jedenfalls sehr aussichtsreiche Waltersburger Unternehmen bekundet hast.

In den nächsten Tagen werden wir uns sehen."

Ich gab Eva den Brief zurück.

„Sie werden nicht glauben, daß ich eine Ahnung von diesen geschäftlichen Dingen gehabt habe," sagte sie ängstlich.

„Gewiß nicht; ich habe ja selbst nichts davon gewußt."

Ihre Stirn war finster.

„Es ist schwer für mich, das zu sagen, — aber Sie sollen mich nicht falsch beurteilen: es gefällt mir nicht von meinem Vater, daß er von den Neustädtern zu den Waltersburgern übergeht. Er hätte drüben Stange halten müssen — jetzt erst recht!"

„Braves, liebes Mädel!" dachte ich; doch ich sagte, um sie zu beruhigen:

„Sie sind ja auch zu uns gekommen!"

„Das ist etwas anderes. Ich bin nicht Eva Bunkert, ich bin Hanne vom Forellenhof. Ich schade den Neustädtern nichts. Aber mein Vater — der Gründer von allem! Wenn der übertritt!"

„Fräulein Eva, Ihr Vater ist wohl längst da drüben nicht mehr ganz mit dem Herzen dabei. Seine ursprünglichen Waldheime sind dem öden Hotelbetrieb gewichen. Ich glaube, er mag darunter gelitten haben. Kaltherziges Geschäftskonzern spricht allein in Neustadt. Wenn sich nun Ihrem Vater ein Feld neuer Tätigkeit bietet, das ihn mehr befriedigt, ist es recht von ihm, wenn er zusagt."

„Sie sind ein sehr lieber Mensch," sagte sie dankbar und meine Augen flammten auf, und auf einen Augenblick war es mir, als flöge meine Seele einem seligen Lande zu. Das Herz stockte, der Atem setzte auf Sekunden aus, ein seliger Taumel faßte mich — Draußen an der Tür erhob sich ein Singen:

„Abend wird es wieder;
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt."

Das alte Abendlied wurde von vierstimmigem Chor gesungen. Da öffnete der lange Ignaz das Tor. Er hatte in der Nische gelehnt und ich hatte ihn vorher gar nicht gesehen. Vielleicht hatte er alles gehört, was wir gesprochen hatten. Jetzt blickte er mich mit finsterem Gesicht an. Aber ich beachtete ihn nicht. Ich sah auf die Sänger, die durch's Tor zogen. Sensen und Rechen trugen sie über die Schultern, alle mit Feldblumen geschmückt, voran schritt Emmerich, der Chormeister, mit einem mit Kornblumen geschmückten Taktierstock.

„Nur der Bach ergießet,
Sich am Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer immerfort.
So in deinem Streben
Bist mein Herz auch du,
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh!"

Als letzte in der Reihe kamen die kleine Luise und eine Frau, die das Kind an der Hand führte. Diese Frau war wohl noch jung; sie war von hoher schöner Figur. Das Gesicht konnte ich nicht sehen, weil das bunte Kopftuch, das sie trug, weit vorgeschoben war. Luise, die jetzt sehr häufig auf dem Forellenhof war, schmiegte sich dicht an ihre Begleiterin.

„Wie heißt die Frau, mit der Luise geht?" fragte ich Eva.

„Sie nennt sich Magdalena, ist sehr still und bleibt fast immer für sich allein. Aber das Kind hängt an ihr."

Behutsam zog ich mein Notizbuch. Dort hatte ich die Kurgäste des Forellenhofes verzeichnet.

„Magdalena... geschiedene Frau Kaufmann Agnes Blassing aus Aachen, behandelnder Arzt Dr. Michael," stand dort verzeichnet.

Das Abendlied verklang; die Leute zerstreuten sich unter Lachen und Scherzen. Ein paar wuschen sich an der Brunnenröhre oder am Bach; die

meisten aber zogen doch vor, ihre Abendtoilette auf dem Zimmer zu besorgen.

Draußen auf der Straße knarrte noch ein Wagen. Trotzdem schloß der lange Ignaz das Tor. Das war eine neue Heimtücke von ihm; denn vor dem Tor stand Piesecke mit einem Fuder Klee und wußte nicht, wie er es anstellen solle, die Zügel der Pferde, an denen eines sehr unruhig war, nicht loszulassen und doch an das Tor zu klopfen.

So schrie er: „Es ist zu! Es ist zu! Bitte machen Sie gefälligst auf!" und es klang wie ein jammernder Hilferuf. Die Leute, die noch im Hofe waren, lachten, und niemand dachte daran, Piesecke in seiner Not beizustehen. Da eilte die kleine braune Annelies über den Hof und versuchte, das schwere Tor zu öffnen. Ich half ihr dabei, und ich sah zum ersten Mal, wie reizend dieses Mädchen war. Wie eine süße, junge, rote Rose! Ihre Sternenaugen grüßten mich wieder so freundlich, und ich glaubte, zu ihrem Herzen würde ich den Weg wohl leichter finden als zum Herzen der stolzen Eva. Und sah doch wieder zu dieser Eva hin.

Nun sollte zur Abendmahlzeit gerufen werden. In anderen Höfen geschah das durch eine Glocke. Hier im Forellenhof trat Emmerich mit seiner Leibgarde auf. 4 Mann. Zwei mit Becken, einer mit einer Trommel, einer mit einer Pauke. Dieser Tischruf war so gewaltig, daß die Leute drunten in Waltersburg wußten, wann im Forellenhof gegessen wurde. Damit aber auch der lyrische Teil dieser Emmerichschen Kunstleistung nicht fehle, wurde ein Kanon gesungen, den Emmerich gedichtet und komponiert hatte:

„Lobt den Herrn hat's zu bedeuten,
Wenn zur Ruh die Glocken läuten,
Doch dabei nicht zu vergessen,
Kommt zum Essen! Kommt! Kommt!"

Die vier Sänger sangen diesen Kanon mit tiefem Gefühl. Bald sammelten sich die Abendgäste an der großen Tafel im Garten. Emil Barthel saß an der Spitze und präsidierte. Es gab Bratkartoffeln, Milch, Weißkäse, Butter und Brot, grünen Salat, frische Kirschen und Haselnüsse. Dieses Abend-„Menu" habe ich glatt von Lahmann im „Weißen Hirsch" übernommen, weil es kein besseres gibt.

Piesecke behauptete, wenn er Milch, Kirschen, grünen Kopfsalat und Weißkäse zusammenäße, bekäme er auch zusammen die Ruhr, den Typhus und die Cholera. Er war deshalb mit noch einem anderen Kurgast an einen Extratisch gesetzt und bekam besondere Kost. Nach vierzehn Tagen, als Piesecke sah, daß die Gäste am „Normaltisch" sich sehr wohl fühlten, wurde er seiner Einsamkeit überdrüssig und verlangte zu den anderen.

Ich aß an diesem Abend mit im Forellenhof und ich hatte große Freude, zu sehen, wie herrlich es den Leuten schmeckte. Auch die Tischgespräche, die geführt wurden, gefielen mir. Weit weg war alles gespreizte, verlogene Getu, weit weg aller Phrasenklingel, alles ästhetisierende Jongleurtum, alle pseudophilosophische Geistreichelei, jede auch noch so versteckte Prahlerei mit wirklichen oder vermeintlichen Werten aus dem früheren Leben.

Der dicke Franzel erzählte dem dürren Heinrich (einem Zoologen aus München), daß er drei Maulwürfe erlegt habe, worauf Heinrich entrüstet erklärte, das sei eine ungeheure Dummheit, da der Maulwurf als Insektenvertilger und nachweislicher Nichtpflanzenfresser niemals ein Würzelchen der Wiese, dagegen aber täglich soviel schädliche Engerlinge verspeise, wie er selbst schwer sei. Vater Barthel, zum Schiedsrichter angerufen, entschied: „Den Büchern nach ist der Maulwurf sehr nützlich, aber dem Bauerverstand nach schlagen wir ihn tot.

Von wegen seiner Hausen!" Heinrich zuckte die Schultern und sagte, es werde wohl auch in diesen finstren Aberglauben noch einmal Licht kommen. Vom Ausroden zweier Weiden erzählte einer, vom Pflanzen von Sellerie ein Mädchen, von der Aussaat von Winterrettich und Wirsing eine andere. Die meisten sprachen von der lustigen Heuernte, von dem rotblühenden Kleefeld oder von dem Wiesenwässerlein, über das eine neue schmale Brücke mit einem birkenen Geländer gelegt worden war. Bäuerliche Themen, manchmal mehr altklug behandelt, wie Kinder schwätzen, als wirklich erfahren, wie Vater Barthel war, der aber sehr wohlwollend alles anhörte. Weil es an St. Barnabas geregnet habe, erklärte ein Rheinländer, würden die Trauben dieses Jahr von selbst ins Faß schwimmen, und wie das Wetter am Johannistag sei, so würde es bis Michaeli sein, behauptete ein anderer.

Ich sah mir die Leute an, die so sprachen. Sie gehörten alle zu den gebildeten Schichten der Bevölkerung. Würden sie je in ihrem eigenen Leben solche Unterhaltung führen, so wären sie als Sonderlinge, als komische Käuze, vielleicht als albern gebrandmarkt. Hier wären sie lächerlich, wenn sie von hoher Politik, von gesellschaftlichen Ereignissen und Beziehungen, von künstlerischen oder philosophischen Streitfragen zu reden begännen.

Diese Leute haben wirklich alle Ferien von ihrem Ich gemacht.

Und ich sehe, daß ich meine Idee nicht bis in die Einzelheiten selber auszudenken brauche; hier dichten alle mit an dem großen Sturmlied, das wir gegen den Jammer unseres modernen Lebens anstimmen wollen; hier hilft jeder bauen an der Brücke, die über den Strudel der Zeit zu dem stillen Eiland des Friedens führt, hier stützt einer den andern. Betrachtet den Soldaten, der schwer beladen sein junges Leben in täglich vielstündigem mühseligen Marsch gegen die Feuerschlünde der Feinde schleppt — er würde auf seiner furchtbaren Reise erlahmen, liegen bleiben, verzweifeln nach der dritten oder vierten Stunde, wenn er allein wäre. Aber der Rhythmus der Masse hält seine Glieder im Gang; nicht am Feuer, einzig am klingenden Bewußtsein der Gegenwart von tausend anderen hält er sich aufrecht.

So ist es hier auch. Nimm den einzelnen Kulturmenschen, setze ihn in eine Bauernstube, heiße ihn leben und arbeiten, wie es ein Bauer tut, und das Heimweh packt ihn am achten Tage und treibt ihn davon. Mit Hunderten, ja mit Tausenden seinesgleichen aber ist er glücklich, legt er alle Tage Strecken auf dem Wege der Gesundheit zurück, deren er sonst nie fähig wäre, kommt er trotz aller Anfeindung durch sein bequemes, verzärteltes tyrannisches Ich zum Sieg.

— — — — — — — — — — — —

Mein Bruder Joachim guckte über den Gartenzaun. Und als sich die Gesellschaft auflöste zum Abendspaziergang, fügte es sich leicht, daß Eva und Annelies, Joachim und ich uns zusammenschlossen. Im Poetenwinkel der Lindenherberge standen die Fenster offen, da sangen eben zwei junge Männer zur Laute:

„Rosenbusch holderblüh'
Wenn i mei Mädle g'sieh —

Wir blieben stehen und hörten zu. Die Sänger reichten zwei volle Gläser zum Fenster heraus, und unsere Mädchen nippten daran und lachten.

Annelies hatte meinem Bruder zugetrunken und es war mir schon aufgefallen, wie seine sonst so stillen ernsten Augen aufleuchteten. Dann aber, als der fröhliche Singsang überging in „Drauß' ist alles so prächtig und es

ist mir so wohl“, bemerkte ich, daß Joachim heimlich nach Annelieses Hand faßte, die ihm das Mädchen traumverloren überließ.

Eva stand ans Fenster gelehnt. Der Duft der Weise schlug mir schwer in die Sinne. Glühwürmchen funkelten durchs Gras. Droben im einsamen Hirtenhaus blies auf seinem Waldhorn der freiwillig Verbannte, dessen Liebesleiden ich kenne, Eichendorffs traurige Weise:

„Sie hat einen andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist alles anders gekommen,
Ich wollt', es wär wieder Krieg!“

Über die Wiese gingen zwei langsam dahin. Die Frau vom Forellenhof, die sich Magdalena nannte, und die kleine Luise. Das Kind erkannte mich und eilte auf mich zu. Die Frau blieb abgewandt stehen.

Da rief die Kleine:

„Magdalena, Magdalena, kommen Sie doch her! Hier wird so schön gesungen!“

Die Frau schüttelte den Kopf, wandte sich aber doch langsam um. Und ob es auch schon dämmrig war, der Abend hatte mich scharf sehend gemacht; ich sah, daß das Weib, das dort einsam auf der Wiese stand, Joachims erste Frau, Luises Mutter, war.

Der Bruder aber sah sie nicht, und seine Augen waren gehalten, und er erkannte auch sein Kind noch immer nicht.

Langsam tastete wieder seine weltmüde und doch immer noch glücksuchende Rechte nach der kleinen Anneliese keuscher Hand.

„Magdalena, kommen Sie hierher!“ rief das Kind abermals und dringend.

Die aber schüttelte den Kopf und ging davon.

Das Kind schmiegte sich an mich; vom Berge her klang noch immer die Melodie des Eichendorffliedes und ich sah den Bruder an und hörte aus dem Klang des Hornes die Worte:

„Ich aber war weit schon gegangen,
Jetzt sieht sie mich nimmermehr.“

In der Nacht.

Die Nacht war schwüler als der Abend. Es war, als ob von irgendwoher heiße Gewitterluft über unsere Häupter getragen würde. Ich saß wach am Fenster. Als ich heimgekommen war, hatte ich einen Brief von Stefenson gefunden. Er machte mir Mitteilung, daß er an den Baumeister Bunkert geschrieben habe und ihm die Leitung unserer ferneren baulichen Unternehmungen übertragen wolle. Dann kam der inhaltsschwere Satz des Briefes: „Ich verhehle Ihnen nicht, lieber Freund, daß meine tiefe Neigung für Fräulein Eva Bunkert, deren ich mir inzwischen ganz klar geworden bin, mich zu dem Angebot an ihren Vater geleitet hat. Dieser Neigung werden Sie — dessen versichert mich Ihre ehrliche Freundschaft — immer Rechnung tragen.“

Wie schwül die Nacht war, wie unruhevoll die Seele, schmerzlicher Wünsche, heißer Angst, tiefer Niedergeschlagenheit voll, da das schöne Traumbild von Liebe und Glück von drohendem Wetterleuchten überstrahlt an meinem Himmel stand.

Aber da bäumte sich der Wille im jungen Herzen auf, und ich sagte mir: Oho, mein Freund, wie kommst du dazu, mir den Verzicht auf meine junge Liebe zu dekretieren? Steht dieses Recht in unserem Kontrakt? Ist Liebe ein Schacher, in dem du mich überbieten kannst? Bist du mein Herr und ich dein Sklave, dem du befehlen kannst: Laß ab von jenem Mädchen, das ich für mich will! Oder, wenn du es auf die Freundschaft hinausspielen willst: wo war je in der Welt Freundschaft stärker als Liebe, wo wäre sie

im Kampfe mit ihr nicht unterlegen? Komm nur zurück, alter Geschäftemacher, und kämpfe um die Braut! Wenn du zu lange ausbleibst, wirst du sie als die Meine finden und sie mir gewiß nicht mehr entreißen.

So wollte ich das Recht auf mein Lebensglück wahren. Aber neben dem Willen saß der Zweifel. Ich wußte, daß Evas Herz vielmehr zu Stefenson neigte als zu mir. Ich war wohl für das Glück der Liebe nicht bestimmt. Niemals im Leben hatte es mir ernsthaft gewinkt. Vielleicht war ich zu albern scheu, zu verträumt meinen Lebenspfad gegangen. Auch die kleine Anneliese, die junge rote Rose, hatte ich übersehen.

Nun streckte der Bruder die Hand nach ihr, und auf der Wiese stand des Bruders Weib und sah mit verlorenen Augen nach ihm hin.

Auch da fühlte ich ein böses Wetter aufsteigen...

Nach der Ernte.

Das ist doch ein kostbares Geschenk, das der Herrgott seinen Erdenkindern machte: die Arbeit. Hast du ein Leid im Herzen, das nicht heilen will, das dir den Tag grau färbt und deine Nächte qualvoll macht, geh zur Arbeit, zu der herben tüchtigen Frau, sie wird dich mit so klaren Augen anschauen, mit so morgenheller Stimme zu dir sprechen, daß du das Haupt hochheben und tief atmend einen frischen Luftstrom des Lebens einsaugen wirst; bist du einem Irrlicht nachgegangen und auf sumpfigem Pfad von Schlingpflanzen tiefer Verzagtheit umschlungen worden, rufe die Arbeit, die tüchtige Frau, sie wird dich mit derber Hand herausziehen aus deiner Bedrängnis und dich wieder auf eine feste Straße stellen; hast du Güter verloren, welcher Art es immer sei, wende dich an die Arbeit, die reiche Frau, die leere Taschen und leere Herzen immer neu zu füllen vermag; sind dir alle Unterhalterinnen des Lebens überdrüssig geworden, laß die Arbeit an deinem Tisch sitzen bis zum letzten Tag deiner Kraft!

Denn sie ist deine beste Freundin; sie schützt deine Gesundheit, sie stärkt deine Muskeln; sie würzt dir das Mahl und salzt es, daß es nicht faule; sie spricht dir alle Tage aufmunternde Worte über deinen Wert ins Ohr und hütet dich doch vor Übermut durch kleine oder große Mißerfolge; sie gibt dir für deine Feste das rechte Lachen mit, sie schenkt dir zu deinem Becher den rechten Durst und schließt dir alle Abende mit leisem Finger die Lider!

— — — — — — — — — — — —

So bin ich durch die Arbeit über meine Zweifel und Leiden hinweggekommen, so sind meine Eigenwünsche still geworden und wie kleine Heimatbächlein hineingerieselt in den großen Strom des Willens zum Dienst der Allgemeinheit.

Von dem lasse ich mich tragen. Manchmal gluckst noch ein silbernes Stimmlein alter Sehnsucht auf; aber es verklingt, und ich freue mich der starken Alltagswelle, die mein Schiff trägt.

Von den Patienten, die zu mir kommen und ihre Lebensbeichte vor mir ausbreiten, haben die meisten an der Liebe gelitten. Männer wie Frauen. Denn nicht immer sitzt auf dem Felsen am Fluß die Lorelei und in dem scheiternden Kahn unten der Mann; oft schwimmt die Lore unten und der Mann sitzt oben, wenn er sich auch nicht sein „golden Haar“ kämmt, sondern vielleicht nur einen schwarzen Schnurrbart streicht. Die Tragik ist immer die gleiche: der Kahn kippt um. Steht man dann als Leibes- und Seelenarzt am Ufer und wirft seinen Rettungsring aus, so ist das ein aufregendes aber schönes Geschäft, und ich denke, nach und nach wird sich bei mir die Aufregung in eine

milde Seelenheiterkeit umwandeln. Hab ich so ein pudelnasses Menschenkind, das im romantischen Rheinstrom der Liebe verunglückte, ans Land gezogen, so lasse ich es erst ein wenig zu Atem kommen und dann forsche ich es langsam aus, ob die (oder der) so auf dem Felsen gedudelt hat, nicht auch mancherlei Schwächen haben möge und wird die Frage ein wenig zähneklappernd bejaht, so frage ich langsam weiter, bis sich ergibt, daß die (oder der) so auf dem Felsen gedudelt hat, eigentlich minderwertig, hingegen der (oder die) so in dem Kahn umkippte, wesentlich wertvoller sei, weshalb die ganze Unglücksfahrt eine Torheit gewesen, nach welcher man klüger geworden und Gottlob ans feste Land und in trockene Kleider gekommen sei.

In den meisten Fällen hilft meine Methode; sie führt durch das Türlein: „Er (oder sie) ist es nicht wert, daß ich mich opfere" in den Garten der Gesundung.

Einige Fälle sind hoffnungslos oder doch so schwerer Art, daß immer nur auf die Zeit gerechnet werden kann, die ihren langen Geduldsfaden spinnt. Die stehen dann wie verloren und verzürnt in dem lustigen Ferienheim vom Ich, werden zuerst auf einsame Posten geschickt, wo ihnen kein lauter Ton wehe tut, aber wo eine kleine feste Pflicht sie aufrecht hält und steigen, wenn die Lebenssehnsucht wieder erwacht, Stufe um Stufe ins Tal zurück.

Meine Kurmittel sind nicht ganz gewöhnlicher Art. Es gibt Ärzte, die den Sitz allen Übels in dem Magen suchen; andere begeistern sich für die Leber; wieder andere schwören auf warme Füße; ganz alte bequeme Knaben geben immer zum Schwitzen ein oder verordnen immer Laxiermittel; wieder andere sagen, außer mit Chinin, Digitalis und Quecksilber sei überhaupt nichts anzufangen; diese werden von den Wasserdoktoren Giftmischer genannt, und alle werden von den Homöopathen verachtet. Ich misch mich da nicht ein; ich sage: ihr habt alle recht und der, der am wenigsten tut, tut am meisten.

Meine Kuranstalt Ferien vom Ich ist etwas Neues, und es sind auch meine Kurverordnungen teilweise sehr neu. So habe ich in der kurzen Zeit meiner hiesigen Praxis meinen Patienten in einundfünfzig Fällen die Anschaffung eines Dackels verordnet. Der Dackelhund als Heilmittel ist in der medizinischen Wissenschaft gewißlich ein Novum, aber er ist gleicherzeit — das kühne Bild ist in einem Tagebuch erlaubt — nichts anderes als ein Ei des Kolumbus. Ich habe selbst seit Jahren einen Dackelhund (in Amerika drüben nennen sie ihn german dog) er heißt „Spezi", weil er mir in der Tat ein Spezialfreund geworden ist, und ich kenne die gesundheitsfördernden und erziehlichen Werte seiner Gegenwart zu gut, als daß ich in meiner Berufstreue und Nächstenliebe nicht auch anderen das Glück eines solchen Besitzes gönnen sollte. Eine wissenschaftliche Arbeit schreibe ich ja hier nicht; nur eine Tagebuchplauderei. Aber ich will eine erweiterte Abschrift dieses Kapitels meinen Kollegen geben, die ein wenig die Nase über den „Chef" rümpfen, der so viele „krummbeinige Medizin" (wie sie sich unter sich ausdrücken) verordnet, daß neulich sechsundzwanzig Dackel auf dem Lindenplatze eine Art Generalversammlung abhielten und greulichen Unfug verübten. (Dr. Fritzen hat mir damals gekündigt mit der Begründung, daß er ein ernst zu nehmender Arzt sei, und ich habe ihn ohne Trauer ziehen lassen. Hol' doch der Fuchs alle Spießer, die nur ihr Schuleinmaleins ableiern können!)

Einen Dackel verordne ich zunächst demjenigen, bei dem ich als Pfahl-

wurzel seiner Leiden zu große Eigenliebe erkenne. Die gewöhnt ihm der Dackel alsbald gründlich ab. Kein noch so eingefleischter Nietzscheaner behauptet auf die Dauer seinem Dackel gegenüber die „Herrchen-Natur“. Das „Herrchen“ ist der Dachs; da kann einer dagegen tun, was er will; es nutzt alles nichts. Zum Beispiel! Der Philosoph, in schwere Gedanken versunken, strebt auf seinem Abendspaziergang gen Westen. Der begleitende Dackel — einen Igel erschnuppernd — biegt gen Süden ab. Der Philosoph wird sich anfangs um den kläffenden Köter ganz und gar nicht kümmern; aber dann wird er pfeifen — einmal, zweimal, dreimal leise — dann lauter, dann rufen, drohen — die Fäuste ballen, toben, aus seiner schweren Gedankenbahn geschleudert werden, umkehren, gen Süden wallen und Betrachtungen darüber anstellen, ob nun ein Dachshund oder ein Igel das widerborstigere Tier sei. Der notgedrungene Gleitflug aus der luftarmen Höhe eisigen Denkens ist durch einen Deckel ertrotzt.

Gut so — in den Ferien vom Ich!

Oder ein Misantrop. Sitzt der da in dem ganzen Katzenjammer seines elenden Weltschmerzes und sein Dachshund setzt sich ihm gegenüber mit der ungeheuerlichen Leidensmiene seiner durchtriebenen Viehsvisage: die Stirn in hundert Runzeln, die Ohren hängend, den Schwanz melancholisch eingeklemmt, die Augen verdreht und die Stimme leise jaulend, wimmernd, stöhnend, so wird der Misantrop dieses Jammerbild nicht lange ertragen, mit dem Vieh auf die Straße flüchten und sich nicht schlecht wundern, daß der scheinheilige Jämmerling plötzlich wie ein Berserker der Lebenslust umherrast.

Etwas abfärben wird es schon. Das nächste Mal, wenn er und der Dachs so trübselig einander gegenübersitzen, wird sich der Misantrop selbst nicht recht trauen und auf die Straße gehen.

Der alten Jungfer, die sich ihr Leben lang nach einem Mann gesehnt hat, verordne ich einen Dackel. Dann hat sie endlich den ersehnten Tyrannen, den sie pflegen und füttern kann.

Die kleinliche, ordnungswütige Hausfrau, die ihrem Mann wegen eines Zigarrenstäubchens eine Szene machte und Kinder und Dienstboten teufelte, bis sie zu uns abgeschoben wurde, bekommt einen Dackel und erhält als Antwort auf ihre entrüstete Klage, daß ihr das „entsetzliche Vieh“ die Hausschuhe verschleppe, und in eine gute gestickte Decke ein Loch geknappert habe, die Antwort, die Welt sei weit, der Himmel sei hoch, die Hausschuhe und gestickten Decken seien im Universum von nur nebensächlicher Bedeutung und ohne Dackel können sie nicht gesund werden.

Die ganz unheilbar musikalische Donna Luisa, von der mir ihr Hausarzt im verschlossenen Brief mitteilte, sie brächte ihre Nachbarschaft durch ihr ewiges Klavierspielen zur Verzweiflung, erhielt ein Klavier und einen Dachshund verordnet. Das Klavier hat sie aufgegeben; der Dachs hat es so verbellt und verheult, daß es ihr zur Unmöglichkeit wurde.

Allen den sehr nervösen Herren, die zu mir kommen, und von denen ich weiß, daß sie trotz ihrer Gereiztheit draußen in der Welt als Richter oder Examinatoren auf arme Opferlämmer losgelassen werden, verordne ich einen Dackel und bitte sie, sich seiner künftighin auch vor ihren Amtshandlungen zu bedienen. Ich denke dabei an die Wirkung milde ableitender Mittel. Einer, der einen Hund gestreichelt hat, kann keinen Menschen ohne äußerste Not zu Boden schlagen, auch, wenn seine Nerven noch so ruiniert sind.

Ferien vom Ich!

Das ist so die fieberstillende Wirkung der „krummbeinigen Medizin“. Aber der Dachs wirkt auch stärkend und aufbauend.

Einer, der an keine Treue auf der Welt mehr glaubte, bekam einen Dachshund. Nach acht Tagen sagte er mir, der Dachs sei, wie alle Kreaturen, ein „untreues Luder“. Er gehe ihm stets durch die Lappen, immer seinem tierischen Instinkt nach, geradeso, wie es die Menschen täten! Vier Wochen darauf war der Mann bekehrt. Er sagte mir: „Bis ich am Hang am Berge bin, ist der Dackel in alle Winde. Aber wenn ich zwei Stunden dort oben gesessen habe, kommt der Hund zu mir mit schmutzigen Pfoten und bedreckter Schnauze. Und es ist mir, als ob er treuherzig sagte: „Liebes Herrchen, es gibt zwar noch tausend Mäuselöcher, in die ich schnubbern möchte, aber es ist doch am schönsten bei dir! Das ist immerhin eine gewisse Treue!“

Endlich verordne ich einen Dackel allen denen, die ein gespreiztes, hoffärtiges Gebahren haben, denen, die „sich tun“, wie die Leute sagen. Es sind ihrer sehr viele. Wer „tut sich“ heutzutage nicht? Der Dichterling, der reiche Kaufmann, der Herr Beamte, das ganze Weibsvolk. Bindet ihnen nur einen Dackel ans Bein, der sie an den Hosen, oder am Humpelrock zerrt, gleich ist ihre Hoheit dahin. Man kann nicht geziert, nicht unnatürlich tun und sein, wenn man mit einem Dackel geht. Das rustikale Viehzeug verdirbt allen aufgeblasenen Stil, zerrt einen widerwillig in die Natürlichkeit zurück.

Gewiß, der Dackel ist ein stobiger Philister, ein täppischer Biedermeier, ein Kleinbürger, aber auch ein Nihilist gegen alle Gespreiztheit, ein genialer Spötter.

Ich wüßte nicht, warum ich ihn nicht als ein Heilmittel gegen mancherlei Gebrechen unserer Zeit in unseren Kurplan einsetzen sollte!

Anfang September.

Die Genovevenklause ist freigeworden. Den Sommer über wohnte eine Witwe mit ihrem Söhnchen darin. Eine vornehme Dame, die nach dem Untergang ihres Eheglücks aus ihrer bunten Gesellschaft in die Einsamkeit der Klause flüchtete. Das Häuslein ist halb in den Berg hineingebaut, ein Kreuz ist über dem Felsen, der Bach fließt vorbei, ein zahmes Reh grast vor seiner Tür. Es vertritt die Hirschkuh. Dort bei der Genovevenklause ist meist tiefe Stille; nur ein schmaler Fußweg führt zu ihr hin und es ist dort recht einsam. Nur die Heimwehfluh mit dem Hirtenhaus ist ebenso still.

Nun ist die Frau fortgezogen. Sie mußte in die Welt zurück und hatte Tränen in den Augen, als sie Abschied nahm.

„Wenn das Grab meines Gatten hier wäre, möchte ich nie mehr ausziehen aus der lieben Klause,“ sagte sie.

„Sie müssen es wegen Ihres Sohnes,“ entgegnete ich ihr; „Sie dürfen keinen Schmerzensreich, keinen Parsifal aus ihm machen; Sie müssen ihn vorbereiten für das Leben.“

„Mir graut vor dem Leben,“ sagte Frau Herzeleide und zog davon. — —

Heute war ich in der Direktion. Der Direktor war nicht anwesend, und ich mußte ein wenig warten. Da kam sie zur Tür herein — Magdalena vom Forellenhof — die Frau meines Bruders Joachim. Als sie mich sah, erschrak sie und strebte zur Tür wieder hinaus. Ich hielt sie zurück.

„Was wünschen Sie, Magdalena? Der Herr Direktor wird gleich hier sein. Warten Sie nur einige Minuten!“

Sie war äußerst verwirrt.

„Ich wollte — ich möchte — ich wollte nur anfragen, ob es vielleicht

möglich sei, daß ich in die Genovevenklause ziehen könnte, da sie frei geworden ist."

„Gefällt es Ihnen nicht mehr auf dem Forellenhof?"

Sie wich aus.

„Ich möchte sehr gern in tiefere Einsamkeit."

„Ist Ihr Arzt damit einverstanden?"

„Ja."

Irgend ein Angestellter kam und meldete, der Direktor sei zur Bahn gefahren.

„Nun, dann warten wir jetzt vergebens auf ihn, Magdalena. Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir zusammen nach der Klause und sehen, wie es dort steht. Ich werde schon dafür sorgen, daß Sie die Klause bekommen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Doktor, aber ich möchte Ihnen meinetwegen den Weg nicht zumuten."

„Nicht der Rede wert; ich gehe jetzt sowieso spazieren. Kommen Sie!"

Ich merkte, wie ungern sie mir folgte. Ihr Gesicht war sehr blaß, und ihre Lippen zitterten Das ehemals so prachtvolle rotblonde Haar war schwarz gefärbt; das veränderte sie am meisten. Aber auch der früher so rosige Teint war verloren; die Haut schimmerte blaß und feucht; die Kinderaugen, die so übermütig blitzen und lachen konnten, hatten wohl ihre wunderbare Schönheit noch, aber sie blickten müde und traurig.

Während wir so gingen, sprach ich über harmlose Dinge, über die Ernte, über Vater Barthel. Sie gab kurze Antworten, blieb immer einen Schritt hinter mir und vermied es, mir ins Gesicht zu schauen. Als wir an den schmalen Pfad kamen, atmete sie ersichtlich auf. Jetzt konnten wir nicht mehr nebeneinander gehen. Sie bestand darauf, daß ich voranschritt.

So kamen wir zur Klause. Hoch ragte das Bild des Erlösers, und ich dachte an jenen kalten Wintertag, da ich grausam zu dieser Frau gewesen war und mir nachher der milde Freund Mariens von Magdala in Reue einfiel. Heute wollte ich nicht grausam sein. Diese Frau war ja so müde, so geschlagen; sie brauchte keine Strafe mehr.

„Magdalena", sagte ich; „ich habe gehört, daß Sie gern mit unserer kleinen Luise gespielt haben. Das Kind ist viel auf dem Forellenhof. Wird es Ihnen hier nicht fehlen?"

Sie seufzte schwer.

„Ja, es wird mir fehlen. Aber auf dem Forellenhof nimmt es jetzt meist das junge Fräulein, die Bärbel, und mir hat Luise versprochen, daß sie mich alle Tage besuchen will. Sie spielt gern mit dem Reh."

„Und Sie haben dem Kinde auch viele Geschichten erzählt?"

„Ja, sie hört gerne Märchen."

„Haben auch mit ihr gelesen, geschrieben und gerechnet?"

„Ja, ich tue das sehr gern."

„Hm."

Ich machte eine Pause.

Dann sagte ich:

„Das Kind ist ja bald hier, bald dort, und es soll sich auch weiterhin austoben. Aber als ständiges Unterkommen hätte ich für die Kleine gern ein stilles Heim. Wenn es Ihnen recht ist, Magdalena, gebe ich Luise zu Ihnen in Pflege."

Da schrie sie so jäh auf, daß das Reh erschreckt von seinem Mooslager aufsprang.

„Herr Doktor, wenn Sie das tun, erweisen Sie mir eine Gnade."

Ich sah ihr in die aufflammenden Augen und sagte:

„Ich werde es tun."

Nun faßte Sie mich an den Händen; ihr ganzer Körper bebte.

„Eine Gnade!" wiederholte sie. „Ich bin so verlassen, und ich habe das Kind so lieb!"

Sie ließ mich los, legte einen Arm über die Augen, trat ein wenig zurück

Alfred Broge: Stille Stunden



und stand so ein Veilchen stille da. Plötzlich begann sie bitterlich zu weinen.

„Was ist Ihnen, Magdalena?“

„Es geht nicht; es geht nicht!“ schluchzte sie; „wenn Sie — wenn Sie wüßten, wer ich bin, würden Sie mir das Kind nicht übergeben. Ich bin eine — eine schlechte Frau!“

Da quollen auch mir die Augen über; ich ging zu der Unglücklichen, legte einen Arm um ihre Schultern und sagte erschüttert:

„Du bekommst das Kind doch, obwohl ich weiß, wer du bist!“

Sie prallte zurück.

„Sie wissen — wer — ich — —“

„Ja, Käthe, ich hab' dich erkannt!“

Da warf sie die Arme in die Luft, stieß einen Schrei aus und verschwand um den Felsen in den Wald.

Ich eilte ihr nach und holte sie mit Mühe ein.

„Wenn Joachim mich erkennt, schlägt er mich tot!“ wimmerte sie.



„Er erkennt dich nicht. Niemand kennt Dich außer mir. Und ich werde Dich schützen!“

Sie mußte sich an mich festhalten, als ich sie zur Klause zurückführte. Dort setzte ich sie auf die Bank vor der Haustür und streichelte ihren Scheitel.

„Jetzt sind Sie wieder Magdalena und ich bin wieder der Herr Doktor. Wir kennen uns nicht. Das, was jetzt hier geschah, ist nicht gewesen! Morgen früh bringe ich das Kind. Beruhigen Sie sich, Magdalena, fürchten Sie nichts, ängstigen Sie sich nicht. Das Kind darf sich ja nicht wundern. Es soll ja eine heitere, zufriedene Pflegerin haben. Auf Wiedersehen!“

Als ich schon gegangen war, hörte ich, daß sie in laute schluchzende Gebetsworte ausbrach:

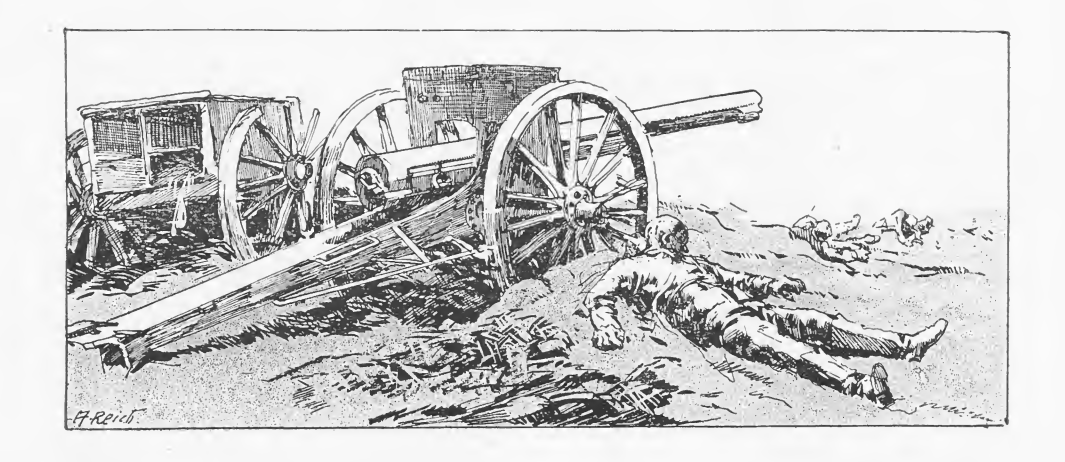
„Vergilt ihm das, Herr, vergilt ihm das!“

(Fortsetzung folgt.)

Erwartung.

Grete Schenk.

Noch blüht es nicht. — Noch liegt auf Flur und Hain
Erwartungsvoll ein glühendes Verlangen.
Noch hält's der kalte Frühlingswind gefangen;
Noch wartet es und horcht in stummer Pein.
Nur rühre nicht, nur grabe nicht danach!
Halt' tausendfach in Knospen es bereitet,
Bis daß der Sonne Licht darüber gleitet
Und küßt dir alle deine Kräfte wach. —



Quitt.

Und zogen sie Seite an Seite aus,
Im gleichen Schritt und Tritt,
Er und sein Feind vom Nachbarhaus —
Sie nahmen die Feindschaft mit.
Die Augen brannten ihm scharf und hart,
Er preßte die Lippen im braunen Bart:
Brüderlein, wir werden quitt!

Und dann — die herzbeklemmende Gier,
Das Fieber vor erster Schlacht.
Heran, nur heran! Nun kommen wir,
Und nun wird Ernst gemacht!
Sie sprachen alle, und wußten nicht was,
So fremd und so ferne war Liebe und Haß. —
Die erste Granate zerkracht!

Im Schützengraben. In Lehm und Stroh.
Langweilig ist der Spaß!
Die Russen treffen nur so, so,
Doch unten ist's kühl und naß.
Und wie es sie am innigsten fror, —
Ein Befehl! Ein Ruck! Sie stürzen vor!
Wie blitzen die Augen so froh!

Und mit Hurra den Dachsbau gestürmt! Das Gewehr
Wie zum Schuß, so zum Schlage bereit.
Da kippt ein Haupt vornüber, schwer — schwer —
Rot schießt es aufs feldgraue Kleid.
Ein Schreck — ein Straucheln — nun alles gut!
Ach Marie, ach Mutter — — wie wohl das tut —
Ein Schwingen und Klingen von weit. —

Aber wehe!! Ein schmerzhafter Druck — ein Licht — —
Gott! Gott! Ob schon einer so litt!
„Bist du des Teufels?" „Ich lasse ihn nicht,
Ich zerre, ich schleppe ihn mit!!"
Die Hunde! — Verstärkung kam, Artillerie — —
In den Graben! In Deckung! „Grüß' sie — Marie! —
Sag' ihr — wir — wurden quitt! —"

Margarete Kiefer-Steffe.





Altes Kloster in der Krim.

Bachtschi-Sarai, die Perle der Krim.

Von A. Kett, St. Petersburg.

Noch dunkelt's nächtig überall,
Süß Tauris üpp'ge Fluren träumen;
Fern aus den duft'gen Lorbeerbäumen
Klingt der Gesang der Nachtigall.

Bleich folgt am wolkenlosen Himmel
Der Mond dem strahlenden Gewimmel
Der Sterne, hüllt mit blassem Schein
Wald, Hügel und Gefilde ein.

(Aus der Bodenstedtschen Übersetzung von Puschkins: „Der Brunnen in Bachtschi-Sarai".)

Es ist wie ein Traum. In später Abenddämmerung schon rasselt der Zug über die schmale Landenge von Perekop, welche die Krim mit dem europäischen Festlande verbindet. Das Auge erschrickt zuweilen vor den gespenstischen unbestimmten Formen, welche die Heu- oder Getreideschober in der Dunkelheit der weiten, weiten Steppe annehmen, die noch fast zwei Drittel der Krim einnimmt. Dann verliert sich alles in schwärzester Nacht. Und während sich auf unsere vom vielen Schauen ermüdeten Augen unruhiger Schlummer senkt, durchfahren wir das Steppenland und steigen unter dem Schnauben und Stöhnen der Lokomotive in die Hügelregion. Am frühesten Morgen wecken uns plötzlich die Rufe der Schaffner: „Bachtschi-Sarai!" Statt über weites Steppenland mit seinem unbegrenzten Horizont schweifen unsere Augen über ein herrliches, eng eingeschlossenes Gebirgstal mit üppigstem Grün und sprudelnden Quellen. Wir sind in Bachtschi-Sarai,

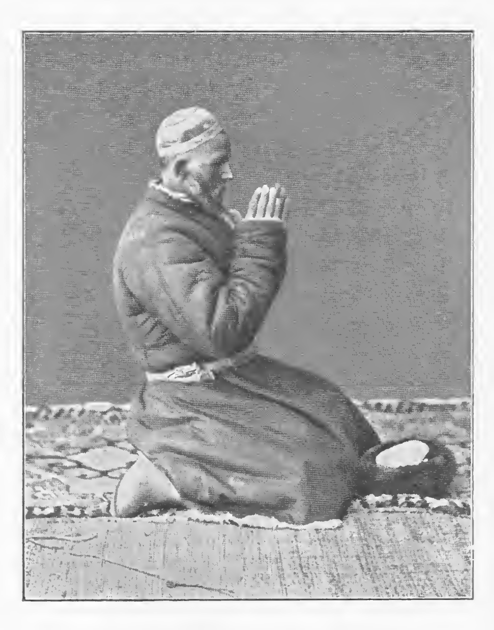
d. h. dem Schloß der Gärten. Hinter uns liegt Nordrußland mit seinen meist einförmigen, unwirtlichen Landstrecken, hinter uns ist Südrußland mit seinen wegelosen Steppenländern, wo rasende Wüstenstürme toben. Uns umspielen die linden Lüfte des Südens; die reiche Vegetation des Südens erquickt unsere Augen. Hinter uns aber liegt auch jenes Rußland, wo noch ein wenig europäisches Wesen heimisch ist, wir sind im Orient. Denn Bachtschi-Sarai ist eine orientalische Oase inmitten einer Halbinsel, die nur noch zu einem Drittel von Tataren bewohnt wird. Es ist das Granada der Krim, wie man oft gesagt hat, aber treffender noch: das Mekka der Krimmschen Tataren, nach welchem sie alle einmal ziehen, welches sie alle einmal sehen möchten.

Bachtschi-Sarai ist ein alter, den Tataren ehrwürdiger Ort. Schon im Jahre 1252 wurde es erbaut auf Befehl des Chans Botu, eines Enkels des Tschingis-Chan, der mit seinen nomadischen Horden Europa überflutete. Die Chane der Krim machten sich dem türkischen Sultan tributpflichtig, um den Schutz des allmächtigen türkischen Halbmondes zu genießen. Jahrhunderte lang beunruhigten sie Rußland und Polen. Unter Katharina II. hatte die Freiheit der Krimschen Chane ihr Ende erreicht. Nach dem Kriege, den diese Kaiserin mit Unterstützung Josephs II. von Österreich gegen die Türken führte, kam das nördliche Ufer des Schwarzen Meeres in russische Hände, der letzte Chan mußte abdanken, das Chanat der Krim hatte für immer aufgehört zu existieren. Die Residenz der Chane, Bachtschi-Sarai, wurde von den Russen unversehrt gelassen, und das Leben in diesem Stückchen Orient auf russischem Boden hat sich gegen einst fast in nichts geändert. Die wenigen Nicht-Moslemen, die heute in Bachtschi-Sarai wohnen, leben ganz abgesondert.

Ein tatarischer Kutscher bringt uns in seinem bequemen Wagen in die Stadt, die etwas von der Station entfernt liegt. Zu so früher Stunde, es ist noch vor fünf Uhr, herrscht in den engen, staubigen Straßen wenig Leben. Aber alles, was uns begegnet in dieser heute gegen 17 000 Einwohner zählenden Stadt, trägt orientalische Kleidung. Zu den Obergeschossen der elenden Häuschen führen wackelnde, lebensgefährliche Außentreppen, die ohnehin mehr als schmalen Straßen sind noch versperrt durch Warenballen, auf welchen gleichmütig dreinschauende tatarische Wächter hocken — zu Hause würden wir den Kopf schütteln oder gar ein „Donnerwetter!" dreinschicken, aber hier — finden wir es entzückend. Die herrlichen, phantastischen Gärten! Wir verstehen bald, warum die Stadt ihren Namen erhielt. Die goldenen Strahlen der ersten Morgensonne gleiten über Zypressen und Pinien, vorüber an tausendfarbigem Blumenflor, über ein Meer üppigsten Grüns. Traumbefangen bleiben wir stehen. Und plötzlich dringt's in näselnder Stimme bald laut, bald leiser an unser Ohr: „Ha-i-je al' es salath! Ha-i-je al' el fellah! Ve Allah u ekber! Ve Allah' u ekber! La ilah' il Allah!" (Kommt zum Gebet! Kommt zum Tempel des Heils! Großer Gott! Großer Gott! Es gibt keinen Gott außer Gott!) Auf der Galerie des schlanken Minarets in der Nähe sehen wir den Mueddhin, den Gebetsausrufer, beim Rezitieren des Eran, der Gebetsverkündigung. Feierlich verbeugt er sich nach allen vier Weltgegenden, damit auch alle Gläubigen seinen Ruf vernehmen.

Die Sonne steigt höher. Die Gassen beleben sich mit schlanken und plumpen Gestalten. Gleichgültig, ohne Verwunderung, fast ohne aufzusehen schreiten die Männer an uns vorüber. Auf dem rasierten Kopf tragen sie die Fer-

mólka, ein kleines, mehr oder weniger reich gesticktes Käppchen, das sie niemals — auch nicht in der Moschee — absetzen. Die bräunlichen, ovalen Gesichter sind von einem wallenden Bartwuchs umrahmt. Über einem langen ärmellosen Rock tragen sie den bunten Chalát, eine Art Kaftan oder Schlafrock, den in der Taille ein Gürtel umspannt. Ebenso wie die Frauen geht die Mehrzahl der Männer in weichen, nogaischen Halbstiefeln. Die Tracht der Frauen ist etwas reicher. Über die weiten Pumphosen, die bis zu den Knöcheln reichen, werfen sie ein bis zwei weite Oberkleider. Der Dschigeß, ein mit Silberdraht und Seide gesticktes Tuch, bedeckt den Kopf und das Gesicht bis zu den blitzenden Augen, die neugierig umherschauen. Durch den Schleier schimmert der niedere rote Tatarenfeß, welcher mit goldenen Münzen benäht ist. Die Fingernägel sind bräunlich gefärbt, die Lider der verführerisch funkelnden Augen am Rande schwarz. Ach, könnte man, doch unter den Schleier schauen! Obwohl dem Tataren mehrere Weiber gestattet sind, begnügt er sich doch mit einer; nur wenige Reiche nehmen deren zwei.



Tatarischer Bauer betet zu Allah.

Ohne bestimmte Absicht folgen wir zwei patriarchalischen Alten, die gemessenen Schrittes vor uns hergehen. Sie lenken ihre Schritte zu einer Moschee, aus deren geöffneter Tür der laute Ruf zum Gebet tönt. Unbehelligt treten wir mit ihnen ein. In einem kleinen Vorraum unterziehen sie sich an einer Röhre, aus der unausgesetzt frisches Wasser hervorsprudelt, den vorgeschriebenen Waschungen und legen ihre Schuhe ab. Wir folgen ihrem Beispiel. Als wir aber nach heimischer Sitte beim Betreten des Gotteshauses unsere Kopfbedeckung abnehmen wollen, drückt uns ein Moslemin mit gutmütigem Lächeln den Hut wieder auf den Kopf. In ehrfürchtiger, gesammelter Haltung strömen von allen Seiten die Gläubigen in die Moschee. Vor dem Mihhrab, der Gebetsnische, welche die Richtung nach Mekka angibt, brennen einige Lichter auf hohen Leuchtern. Auf einer auf Säulen ruhenden tribünenartigen Erhöhung liest ein Mueddhin Koransprüche vor. Seine Stimme schnarrt durch den sonst lautlosen Raum, auf dessen mattenbedecktem Boden die Gläubigen in gänzlicher Versunkenheit der Verehrung Allahs obliegen. Sie fallen nieder, berühren den Boden mit ihrer Stirn, richten sich auf, erheben die Hände flehend zu Allah und fallen wieder nieder — alles lautlos, aber mit einer Innerlichkeit, daß keine Störung von außen sie zu zerstreuen vermöchte. Der Anblick einer solchen religiösen Ausdrucksweise wirkt sympathisch, ja erhebend.

Nachdem wir die Moschee verlassen, durchwandeln wir nochmals das bunte Städtchen mit seinen ineinandergeschachtelten Holzbauten, überschreiten

den Tschuruk-Su, ein kleines Flüßchen, das an der Stadt vorbei oder besser durch sie hindurchfließt, und stehen endlich am Ende der Basarstraße vor den hohen Mauern des Schlosses der Chane, dem einzigen großen Denkmal maurischer Baukunst in Europa. Durch das weite Tor, dessen Rundbogen ein Pavillon krönt, treten wir in einen geräumigen Hof, an dessen rechter Seite sich das Schloß erhebt. Die Architektur des Palastes ist fein und anmutig. Wohl abgetönte, ziemlich flache Ziegeldächer springen weit vor; reichgegliederte Baulichkeiten zerfallen in verschiedene Pavillons; hölzerne und steinerne Treppen steigen an der Außenmauer empor, die von seltsam geformten, malerisch vergitterten bunten Fenstern durchbrochen ist. Die Türen im Innern sind mit bunten und holzfarbigen, sich auf tausendfache Art kreuzenden Rechtecken geschmückt. Malereien in vorwiegend weißer, roter und blauer Farbe sowie Gold-, Silber- und Perlmutterverzierungen bedecken die Wände. Auf dem Boden liegen weiche Teppiche, auf den rings an den Wänden fortlaufenden Diwanen kostbare orientalische Stoffe, deren Wert durch ihr Alter ins Fabelhafte gestiegen ist. In einigen Räumen ist die Hälfte des Fußbodens erhöht, Treppauf, treppab geht's durch die vielen Säle, Zimmer und Pavillons. Durch das Speise- und Rasierzimmer kommt man in den Gerichtssaal, wo der Chan von oben hinter einer Holzgitterwand den Verhandlungen zuhörte, und landet endlich im Gartensalon, wo die Chane, auf schwellenden Polstern hingestreckt, manche Stunde verträumten, umfächelt von dem Duft der südlichen Pflanzen, sanft eingewiegt von dem Plätschern der Diamanttropfen in den Marmorbassins. Auf dem Hofe finden sich drei idyllische Brunnen. Aus einer reich mit bunten maurischen und arabischen Verzierungen und Inschriften geschmückten Marmorwand sprudelt leise zwischen zarten Ranken ein krystallner Quell. Seine perlenden Tropfen fallen in eine schwalbennestartige Schale, springen heraus und zerschellen in zwei rechts und links tiefer befindliche Schalen und setzen so unermüdlich ihr fröhliches Spiel fort, bis sie all die Schalen rechts und links und links und rechts durchsprungen haben.

Dem Palast gegenüber erhebt sich die zierliche Moschee. Weiße Säulen tragen die Decke, kostbare persische Teppiche decken den Boden. Ungefähr in halber Höhe befindet sich das Oratorium der Chane, zu welchem eine Außentreppe hinaufführte. Von der Decke herab hängen hölzerne Vielecke, an denen Öllämpchen befestigt sind, die bei großen Festen brennen. Rechts von der Gebetsnische erhebt sich ein hölzener Mimber mit einem Überbau, der an unsere Kanzeln erinnert. Steife Holztreppen führen zum Mimber hinauf. Im Eingang zur Moschee sind die üblichen wasserspendenden Röhren und nebenan sogar eine Medresse, die mohammedanische Akademie, welche die Mollahs, d. i. Priester und Richter heranbildet.

Einen traurigen Beweis für die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und Pracht bilden die Grabstätten im Hintergrunde des Gartens. Um die zum Teil mit Turbanen gekrönten marmornen Grabsteine wuchert Gras und Unkraut. Die kaum noch leserlichen Goldlettern sagen uns, daß manche der Gräber bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen. Viele der Ruhestätten sind in achteckigen Pavillons untergebracht. Die dort stehenden, mit Stoff überzogenen Särge sind noch ziemlich gut erhalten. Die Särge der einzelnen Chane schmückt am Kopfende ein Turban, die ihrer sie umgebenden Frauen eine auf eine Stange gepflanzte Mütze. In diesem ver-

lassenen, von Europa kaum gekannten Winkel ruhen die Ueberreste einer Dynastie, die etwa 350 Jahre (1438—1783) auf dem Throne saß. Sie zeichnete sich aus zuweilen durch Großmut, manchmal durch Grausamkeit, immer durch Tapferkeit; sie hielt jahrhundertelang die Spannung Europas wach, befehdete oftmals Rußland, zerstörte wiederholt Moskau, lag im Kriege mit Polen — wer kennt sie noch heute außer den Historikern? Der letzte Chan Schagin-Gerai mußte 1783 zugunsten Rußlands abdanken.

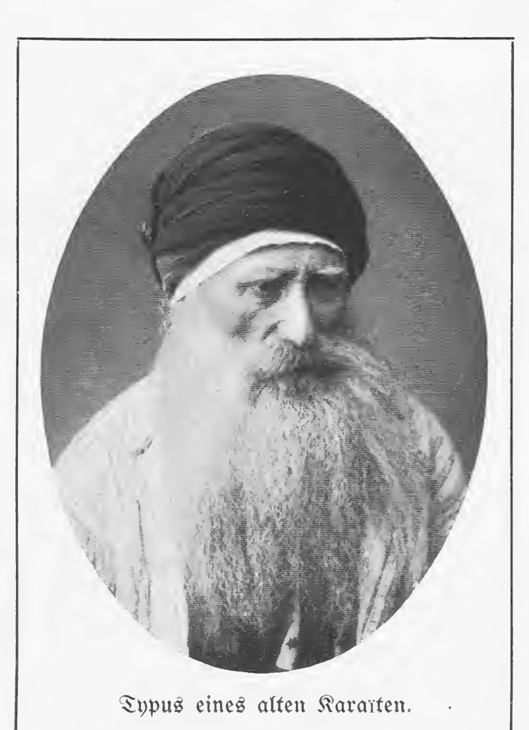
Im Basar herrscht reges Leben. Eine schreiende und gestikulierende Menge drängt sich in der engen Gasse. Inmitten der ausgelegten Waren kauern mit untergeschlagenen Beinen in morgenländischer Ruhe die Verkäufer. Scheinbarteilnahmslos lassen sie ihre listigen Augen über die Passanten gleiten, in Wirklichkeit aber harren sie nur des Augenblicks, wo sie alle Schleusen ihrer Beredsamkeit über einen Kauflustigen ausschütten können. Zu kaufen gibt's fast alles, was man haben will: Pantoffel, Shawls, gestickte Jacken und Mützen, Tuch- und Seidenstoffe, Teppiche und Decken neben lebendigen und geschlachteten Schafen, Pfeifen, Lederarbeiten und Gewürze neben den Erzeugnissen einer Garküche. Wir verzehren mit gutem Appetit etwas Pilaf und Dolma, d. h. Reis mit kleinen Stückchen Hammelfleisch und weichgekochte, mit gehacktem Fleisch gefüllte Gurken. Es ist zu bemerken, daß die Tataren viel mehr wie andere Orientalen auf Ordnung und Reinlichkeit hal-



Das alte Schloß der Chane in Bachtschi-Sarai.

ten. Dann steigen wir die wackelige Außentreppe eines Kaffehauses empor und lassen uns in einem halbdunklen, mit Matten belegten Raume mit einiger Mühe nach orientalischer Sitte nieder, um aus einem zierlichen Täßchen angenehm duftenden Mokka zu trinken. Rings an den Wänden, die mit Koransprüchen verziert sind, kauern unbeweglich rauchende und schlürfende Tataren. Ihre Augen verraten über unsere Anwesenheit weniger Verwunderung als unsere Augen über die ihrige, obwohl sie ja eigentlich ganz an ihrem Platze sind.

Von Bachtschi-Sarai führt eine steinige Straße zu der auf einem über 500 Meter hohen Felsenrücken gelegenen alten Karaïten-Stadt Tschufut-Kale. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Stadt, die heute verlassen und zerfallen daliegt, der Hauptsitz der jüdischen Sekte der Karaïten. Ihr Name leitet sich von dem hebräischen Worte Kara, d. i. „das geschriebene Wort", ab; sie selbst nennen sich Karai. (Mehrzahl Karaïm), d. h. Bekenner der Schrift. Die Bildung ihrer Sekte bedeutete einen Protest gegen den Talmud. Sie entstand im 8. Jahrhundert in Babylon, von wo sie sich schnell verbreitete. Ihre Anhänger sind im Grunde genommen die Nachfolger der Sudducäer, wenngleich sie im Gegensatz zu diesen an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Die Karaïten haben sich um die hebräische Schriftforschung sehr verdient gemacht. Man schätzt ihre Gesamtzahl heute auf wenige Tausende, von denen zwei Drittel über die Städte der Krim verteilt sind, besonders in Eupatoria, Koßlów und auch in Bachtschi-Sarai sind viele ansässig. Sie ernähren sich durch Handel und sind wegen ihrer Redlichkeit gerühmt. Von der russischen Regierung sind sie weniger als die übrigen Juden in ihren Rechten beschränkt. Sie kleiden sich wie die Tataren in lange, fließende Gewänder und sprechen auch deren Sprache.



Typus eines alten Karaïten.

Auf halbem Wege nach Tschufut-Kale liegt das Tal Josaphat. Fernab von jedem Geräusch der Welt schlummern hier die Väter und Ahnen der Karaïten unter schattigen Bäumen. Seit fast 2000 Jahren dient dieser romantische Ort als Friedhof, viele Grabsteine deuten auf den Anfang unserer Zeitrechnung. Hier sehen wir auch einige Angehörige dieser Sekte, stattliche Menschen mit edlen, ausrucksvollen Zügen, Männer wie Frauen.

Ernst gestimmt schreiten wir auf der steinigen Straße weiter den Abhang hinauf. Die Nachmittagsonne strahlt



Frühling in der Krim. Nach einem Gemälde von Kratschkowski im Alexander-Museum in St. Petersburg.

freigebig auf uns herab und macht uns den Weg nicht leichter. Aber bald haben wir die Höhe erreicht und bleiben noch einmal stehen, um Atem zu schöpfen. Über uns wölbt sich der tiefblaue Himmel, aber da — draußen, ganz fern, da schillert das Meer, der blaue Himmel spiegelt sich in den Fluten des alten Pontus Euxinus, des unruhigen Schwarzen Meeres. Unsere Müdigkeit ist vergessen. Wir wenden uns um. Zu unseren Füßen liegt im engen Tale eingebettet Bachtschi-Sarai, inmitten herrlicher Gärten. Die schlanken Minaretts seiner zahlreichen Moscheen grüßen zu uns herüber. Im Hintergrunde erheben sich drohend kahle, jähe Felsen.

Dann sind wir auf dem schmalen, engen Plateau. Der Anblick macht uns frieren trotz der heißen Sonnenstrahlen. Die Häuser sind zerfallen; statt freundlicher, blumengeschmückter Fenster, statt fröhlich bemalter Türen starren uns gleich tränenlosen, verhärmten Augen schwarze Löcher entgegen. Oft fehlt ein Teil des Daches, die Mauern bröckeln ab — ein riesiger Steinhaufen. Und doch kann man verstehen, warum die Karaïten nach und nach ins Tal gezogen sind, seit Rußland Herrin der Krim wurde. Auf diesem Felsrücken wächst kein Baum, kein Strauch, nirgends sprudelt ein Quell — nur Steine, kahle, öde Steine ringsumher.

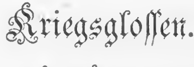
Mitten in diesem Steinhaufen findet sich ein merkwürdiges Denkmal. Einer unglücklichen Prinzessin, die sich aus Liebesgram von diesem Felsenplateau hinabstürzte, baute der trostlose Vater, ein Chan, ein Mausoleum. Auch dieses wirkt heute nur noch wie eine Ruine,



Alte Richtstätte der Tataren in dem Felsen von Tschufut-Kalé.

nur der schöne Marmorsarg im Innern scheint wohl erhalten. Nicht weit davon befinden sich, tief in den Felsen eingehauen, zwei schreckliche Orte. Nach grauer Überlieferung wurde im ersten das Urteil über arme Sünder gefällt, im zweiten das Todesurteil vollzogen. Das Felsenplateau fällt hier jäh ab. Hinter einem schmalen Tale gegenüber steigen Felsen auf. Hoch und höher türmen sie sich übereinander, bis ganz oben der Tschatürdagh, mit seinen 1700 Metern der höchste Berg der Krim, über alle hinwegschaut. Ein schmaler, jäh abfallender Pfad führt zu den Höhlenwohnungen, die unterhalb Tschufut-Kales in den Felsen gegraben sind. Welches Volk sie gebaut, zu welcher Zeit sie entstanden, ist ungewiß. Manche Historiker wollen sie sogar in die vorhistorische Zeit verlegen. Als ziemlich gewiß steht fest, daß diese unregelmäßigen Räume mit den runden, als Fenster dienenden Öffnungen während der Christenverfolgungen als Zufluchtsstätten gedient haben und auch die Karaïten sich in Kriegszeiten mit ihrer Habe hierher flüchteten. Durch ein üppig grünes Tal, zwischen hohen Felsen mit zahlreichen Quellen führt der Pfad nach Bachtschi-Sarai zurück. Freundlich blickt von oben ein russisches Kloster ins Tal und führt unsere Gedanken nach all dem Geschauten wieder in die Gegenwart zurück. Auf dem unteren Wege kommen wir an tatarischen Bauern vorbei; die Mehrzahl der Tataren ist auch nach dem Aufgeben des Nomadenlebens Viehzüchter geblieben und hat sich dem Ackerbau zugewandt.

Noch einmal lassen wir unsere Blicke schweifen über die engen Gassen, die baufälligen Holzhäuser, die prunkenden Gartenanlagen der „Stadt der Gärten". Dann nehmen wir Abschied, unser Wagen rollt die Chaussee nach Sebastopol hinunter. Kreischende Tatarenwagen aus Weidengeflecht mit Zeltdächern kriechen bestaubt vorüber. Die untergehende Sonne taucht die weißen Kalkwände der Tatarenhäuser am Wege und die Kuppeln der kahlen, gelben Felsen in rosenrote Farben. Ein lauer Abendwind trägt uns die Rufe der Mueddhins zu: Ha-i-je al' es salath! Ha-i-je al' el fellah! Ve Allah u ekber! Ve Allah u ekber! La ilah' il Allah! Es gibt keinen Gott außer Gott!



Von Ferdinand Bruger.

Der Krieg ist dem schwachen Volk ein Stachel,
dem starken ein Sporn.

Die furchtbare Gottheit des Krieges stürzt alle
Friedensgötzen von ihrem Thron.

Die Lüge gleicht dem Ballon;
je größer sie ist, um so leichter kommt sie hoch.

Wenn man die blendende Schale der Lüge zerschmettert,
treten noch viele in die Scherben.

Was ist Kultur? Im Frieden Bildung des Geistes,
im Krieg Bildung des Herzens.



Aus der Umgebung des Grabes der Christin: Flußbett des Chiffa.

Das Grab der Christin.

Von Gustav W. Eberlein in Zürich.

Mit fünf Abbildungen.



Nach ihm, nicht nach den Leuchttürmen richten die Schiffer ihren Kurs, wenn sie sich der Küste Mauretaniens nähern. In einem Umkreis von einigen Tagreisen beherrscht es das Land. Von pyramidaler Wucht, ragt es auf aus grenzenloser Einsamkeit, riesenhaft.

Schon nach diesen drei Sätzen wird sich jedes fragen: das Grab einer Christin soll das sein? Und wenn ich noch hinzufüge, daß diesem gigantischen Bauwerk der Stempel der Antike so deutlich aufgedrückt ist, daß ihn ein Laie erkennen kann, wird er ausrufen: aber damals begrub man die Christen doch in Katakomben! Es wäre ja unsinnig gewesen, die Aufmerksamkeit der Feinde solchermaßen auf die Grabstätten der verhaßten Sekte zu lenken!

Wer so spricht, braucht nun auch den Mut zum Stolz nicht mehr zu scheuen. Denn: Generationen und Abergenerationen kamen nicht auf diesen scheinbar so naheliegenden Gedanken, durch Jahrhunderte und Aberjahrhunderte vererbte sich der Glauben, daß man es hier mit dem Grab einer Christin zu tun habe, drei Nationen tauften den Bau mit diesem Namen. Das heißt, die Spanier wiederholten nur den Fehler der Araber, indem sie deren Kbur-Rumia in Fuesa de la Christiana übersetzten; die Franzosen machten daraus einen Tombeau de la Chrétienne, unter welcher Bezeichnung das imposante Denkmal längst vergangener Zeiten noch heute bekannt ist und selbst in den fachlichen Handbüchern aufgeführt wird.

Ebenso geheimnisvoll und irreführend wie sein Name ist auch die Geschichte des Grabes. Den Eingang kannte man nicht. Zahllose Sagen und Legenden wußten aber von den unermeßlichen Schätzen zu berichten, die unter dem kolossalen Steinhaufen schlummerten. An seiner Nordseite entdeckte man wohl eine Türe, aber sie erwies sich als blind,

und den Türstock zierte ein Kreuz. Das war den Arabern oder Türken Beweis genug, daß außer den brauchbaren Schätzen auch der allahverfluchte Leib eines Rumi dahinter verborgen lag! Und also hatte das Kind zunächst einmal einen Namen.

Darauf gerieten die Spanier im 16. Jahrhundert auf den Gedanken, daß sie vor dem Mausoleum Cavas ständen, jenes über alle Maßen schönen Mädchens, das der Gothenkönig verführt hatte, worauf der mächtige Vater der Unglücklichen aus Rache Spanien den Muselmanen auslieferte. Natürlich bemächtigten sich auch alsbald die Märchenerzähler des dankbaren Gegenstandes. Einmal bemerkte ein Hirte, der in der Nähe sein Vieh weidete, daß seine Lieblingskuh allnächtlich verschwand, seltsamerweise aber am Morgen friedlich wieder inmitten der Herde ging. Da faßte er eines Nachts Mut und ging ihr nach: sie schlug den Weg zu dem Grabmal ein, und kaum vor dessen Mauern, war es, als ob die sich plötzlich auftaten und hinter ihr sogleich schlossen. Der Hirte, nicht faul, hing sich das nächste Mal im entscheidenden Augenblick an ihren Schwanz und geriet so in diesen algerischen Sesam. Die Taschen voll Gold kehrte er auf dem nämlichen Wege zurück. Unnötig hinzuzufügen, so schließt die Mutter in der ersten Kolonie Frankreichs das Märchen, daß der Hirte diesen nächtlichen Spaziergang öfters wiederholte.

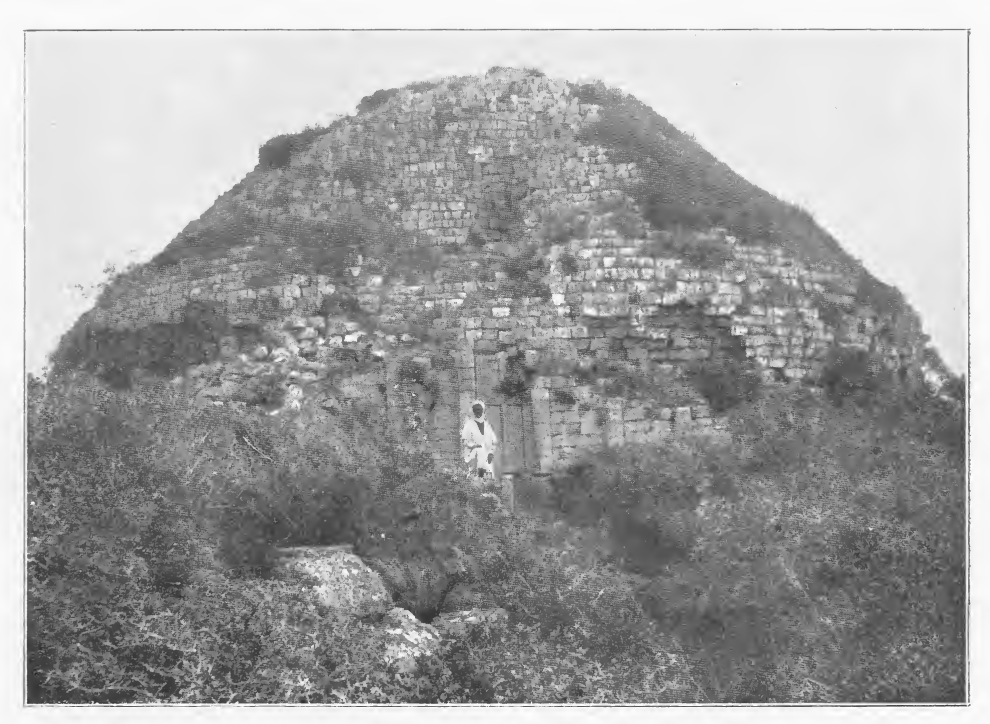
Ein anderes Mal fiel ein Araber in die Hände eines Christen, der ein gar schlimmer Zauberer war. Er versprach dem Gefangenen, ihm die Freiheit zurückzugeben, wenn er in das Grab ginge und dort gegen Osten gewendet ein magisches Papier verbrenne, das er ihm auch gleich in die Hand drückte. Zitternd gehorchte er. Kaum war das Papier in Rauch aufgegangen, als die Mauern sich auftaten, und — o Wunder: ein breiter Strom blanker Goldstücke flutete heraus, fort, hinüber nach Spanien in die Hände des lachenden Hexenmeisters.

Aber dieses Mittel scheint nur einmal geholfen zu haben, denn die zu Algier hausenden Seeräuber griffen zu praktischeren Zauberformeln: zu Kanonen. Allein die ungeheure kompakte Steinmasse schüttelte die Kugeln ab wie ein Pferd die Fliegen. Nun befahl Sala Reïs, der Pascha, einer Anzahl Christensklaven, eine Bresche in die Mauer zu brechen. Nach kurzer Zeit mußte die Arbeit abgebrochen werden, denn große Schwärme giftiger, schwarzer Hornissen dezimierten die Goldsucher. Ein Dei nach dem andern setzte die Versuche seines Vorgängers fort, immer mit demselben Mißerfolg. Mehr litt das Bauwerk unter der Vorliebe der Eingeborenen, aus den Steinen Geschützkugeln zu formen. Nicht einmal die Erdbeben richteten so viel Schaden an wie die Zerstörungswut der Enttäuschten.

Erst als der Gelehrtenfleiß als letztes Aufgebot ins Feld rückte, zerstob das Geheimnis der Sphinx. Auf Kosten Napoleons III. wurde an eine planmäßige Untersuchung des Bauwerkes gegangen, und als selbst nach Wegräumung des Schutts und viermonatelangem Suchen kein Eingang gefunden wurde, erfolgte ein direkter Vorstoß ins Herz des Rätsels: ein Schacht wurde gegraben und ein Tunnel, im Innern der Erde stiegen die zähen Forscher unmittelbar aufwärts und kamen so in die Schatzkammer. Ihre fiebernden Augen fanden sie — leer.

Ausgeraubt bis auf den letzten Knochen. Die Weltgeschichte hatte sich wieder einmal einen Witz gestattet.

Immerhin, die mühselige Arbeit Berbruggers und Mac-Carthys war des Schweißes wert, die Wissenschaft ging nicht mit leeren Händen aus.



Der Wächter des Grabes. (Eingangspforte.)

Auf einem Bergkegel, der als einer der letzten in der Kette des Sahel 260 Meter aus dem Küstenstrich aufsteigt, erhebt sich bis zu annähernd Turmhöhe das Grab der Christin. Die Höhenwirkung (rund 40 Meter) wird stark beeinträchtigt durch die Breite, die an der Basis einen Durchmesser von nicht weniger denn 64 Metern aufweist. Wenn sich dieses Grabmal auch nach Größe und Bestimmung den ägyptischen Pyramiden vergleichen läßt, weicht es in der Form doch völlig von diesen ab: ein ungeheurer Kegel, jetzt Kegelstumpf, der auf einen stark gedrückten, trommelförmigen Zylinder aufgesetzt ist, den ein Gürtel von 60 griechischen (!) Säulen schmückt. Leider fehlt den meisten das Kapitäl. Ich machte mich deshalb auf die Suche nach den wichtigen Ornamenten. Schon nach kurzer Zeit erwies sich mir das Glück als hold. Die biederen Kabylen in dem benachbarten Duar, die von einer hochwohllöblichen Kolonialverwaltung zu „Wächtern" des Grabes bestellt sind, hatten nämlich mit den schönen, jonischen Kapitälen den — Misthaufen garniert. Das ist so die französische Pietät.

Der massive Bau wurde aus großen Schnittsteinen konstruiert, die zum Teil mit Bleiklammern zusammengehalten waren, ein Material, das den Janitscharen, den Herren des Landes, bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, sehr zweckmäßig erschien, daraus Flintenkugeln zu gießen. Vier große Türen schauen nach den verschiedenen Himmelsrichtungen, sind aber nur Blendtüren und mit großen Kreuzen geschmückt, die meines Erachtens mehr zu der falschen Namengebung des Monuments beitrugen als das rein ornamentale Kreuz über der nördlichen



Das Grab der Christin. (Die verwucherte Südseite.)

Türe. Müßte man von der Spitze des Grabes nicht einen Ausblick genießen, der mindestens zwei Bädekersterne wert ist? Gedacht, getan. Da des Hauses redlicher Hüter — ich meine die Eingeborenenhütte — irgendwo in der stachlichten Wildnis den Schlaf des Gerechten schlief, gewann ich einen seiner Sprößlinge gegen ein gutes Backschisch, mir als Führer zu dienen. Er hatte die Kletterei besser los als ich, schlug, auf der Höhe angekommen, die Beine untereinander und grinste mir zu. Meinen französisch gehaltenen Vorwurf widerlegte er mit dem logischen Einwand, daß ich ihm ein Extratrinkgeld schulde, weil er zuerst hier oben gewesen wäre. Im übrigen, drückte seine Geste aus, verstehe er nur arabisch.

Aber — ah! dieses Schauen! Bei uns zulande würde man neben dem Tombeau sofort einen Aussichtsturm mit elektrischem Aufzug errichten. Der Blick ist entschieden großartiger als der von der Cheopspyramide. Rings um den Bau lastet die drückende Einöde, drüben aber schimmert in Türkischblau das Meer, alle Buchten lassen sich unterscheiden und der mächtige Sattel des Chenoua, der seine Füße so schroff und trotzig in die salzige Flut stemmt. Und jenseits das Gebirge! Kette an Kette hinter-, übereinander. Über die grünen Ausläufer des Sahel die braunen Züge des Tell, über jene hinauswachsend in riesenhafter Herrlichkeit der Atlas. Der dort mit dem Schnee auf dem alles überragenden Haupte, das ist der Dschebel Djurdjura — er, der das Himmelsgewölbe trägt. Nun versteht man die antike Sage. Nach diesen augenfälligen großen Umrissen kommt einem das Verlangen an, auch die Täler, die ausgetrockneten Flußbette, die Duars und europäischen Kolonistendörfer da unten mit Namen kennen zu lernen, für einen halben Franken schwindelt der Knirps von Führer aber, daß die Geographie der ganzen Gegend ins Wackeln gerät.

Wieder auf sicherem Boden, zündet er eine Fackel an. Dann holt er aus seinem weiß gewesenem Haïk, der zugleich Hemd ist, ein monströses Instrument hervor, das man mit wohlmeinender Phantasie als Schlüssel ansprechen kann. Nun kann es losgehen. Sesam, tu dich auf!

Zu dem Eingang, der von den Forschern natürlich bald gefunden war, nachdem sie das Herz der geheimnisvollen Gruft in Händen hielten, muß man einige Stufen hinunterkriechen, worauf man, es ist unter der östlichen Blendtüre, zunächst in einen Vorraum gelangt von der Größe eines mittleren Zimmers, dessen Höhe eine aufrechte Haltung ermöglicht. Von hier scheint ein Gang direkt in das Zentrum des Riesenkreises, den der Bau, wie gesagt, in seiner Grundfläche darstellt, zu führen, doch entpuppt er sich bald als Sackgasse. Dagegen öffnet sich rechts eine Art Portal, das zwei Skulpturen ziemlich mittelmäßiger Ausführung schmücken, ein Löwe und eine Löwin, die sich gegenüberstehen. Auf sieben Stufen steigt man nun hinauf zu einer Galerie, die, sogleich erwacht dieser Gedanke, ins Allerheiligste führt. Der Gang ist in Form eines Tonnengewölbes gebaut, wie ein Tunnel möchte man sagen, durch den Steinwall gebohrt. Von genügender Breite und Höhe, daß zwei Menschen nebeneinander gehen können, beschreibt er einen fast vollen Kreis von 150 Meter, biegt aber, in der Nähe des Ausgangspunktes angekommen, scharf ab und zieht die Spirale bis zum Mittelpunkt. Hier erweitert er sich zu zwei aneinanderstoßenden Kammern, in die in Reichhöhe Nischen eingelassen sind. In keiner hat man etwas von Bedeutung gefunden, nur ein paar Perlen aus seltenen Steinen und Schmucküberreste lagen verstreut umher. Die unbekannten



Ernst Pöche: Letztes Leuchten

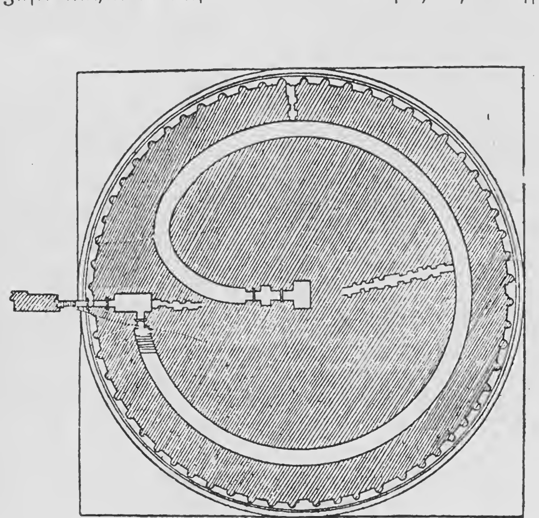


Räuber, die — niemand weiß, wie und wann — in das Grab eingedrungen waren, hatten gründliche Arbeit gemacht.

Es ist einem nicht gerade recht behaglich zumute, so allein durch das ewige Dunkel des langen Ganges zu tasten, denn man fühlt sich ganz in die Gewalt des von der Kultur unbeleckten Führers gegeben, der freilich als Grund, warum er hinter dem Fremdling marschiert, angeben kann, auf diese Weise werfe er ihm den ohnehin sehr kärglichen Fackelschein voraus. Doch der Ansturm der Gedanken, die den Geist in die graue Vorzeit entführen, läßt ein eigentliches Gefühl der Unruhe nicht aufkommen. In Zwischenräumen von je 3 Meter sind kleine Nischen in der Wand angebracht, die zur Aufnahme der Lampen dienten, was Aschenspuren beweisen. Hier und da stößt man auch auf Haufen von Tonscherben, die mir weniger römischen Ursprunges zu sein scheinen als vielmehr verraten, daß die Keramik der Kabylie, noch heute in Blüte, schon vor Jahrtausenden einen Erwerbszweig des rauhen Bergvolkes bildete.

Wer aber baute nun das Mausoleum — denn ein solches ist es ohne Zweifel — welche Schattengäste nahm es auf?

Pomponius Mela, ein lateinischer Geograph, der im ersten Jahrhundert nach Christus lebte, gibt die Antwort darauf: er spricht in seiner Beschreibung des Bauwerks von einem „monumentum commune regiae gentis". Ein Königsgrab!

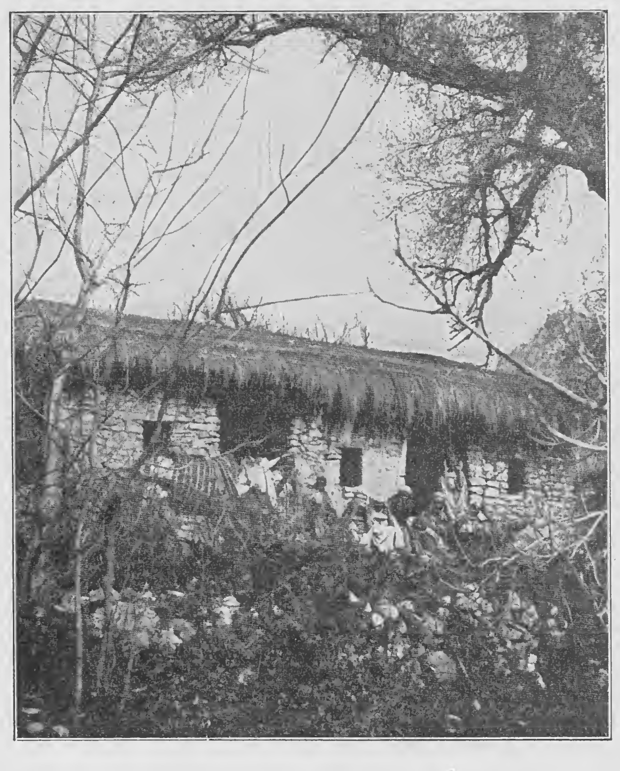


Grundriß des Grabes der Christin.

Von der Höhe des Berges aus beherrscht es das ganze Land, nur von Cäsarea aus war es seltsamerweise nicht sichtbar. Dort aber war die Residenz des genialsten Herrschers, den je das nachchristliche Nordafrika trug: Jubas II. In ihm verband sich das wechselreiche Geschick und die Tatkraft eines Alexanders mit dem Kunstsinn eines Praxiteles, die Weisheit eines Sokrates mit dem Scharfblick eines Lykurg. Sein Vater, Juba I., hatte als König von Numidien Partei ergriffen für Pompejus gegen Cäsar und war unterlegen. Sein Söhnchen wurde zu Rom vom Diktator im Triumphe aufgeführt. Als Spielgefährte des Oktavius wuchs es dort auf und Cäsar war ein so weitherziger Protektor, daß der erwachsene Juba das Schwert für ihn gegen Antonius und die Kleopatra zog. Oktavius wurde Augustus, als Kaiser schenkte er dem Jugendgespielen ein Königreich und eine Gemahlin, die aus dem Liebesbunde Antonius' und Kleopatras hervorgegangene schöne Selene. Nun erklomm Juba schnell den Gipfel seines Ruhms. Einer der ersten, der, vielleicht aus Klugheit, den göttlichen Augustuskult einführte, umspannte sein Geist, weit über die Grenzen seines Reiches Mauretanien hinausgreifend, die ganze Welt. Er wurde Schriftsteller, Geograph, Kunstkritiker und selbst Künstler; kein Gebiet der Wissenschaft, worüber er nicht Bücher schrieb. Er las selbst die

Lateiner, Karthager, Griechen und Orientalen. Aber dank seiner hellenischen Erziehung war sein Innerstes durch und durch mit edlem griechischen Geiste erfüllt. Die Athener errichteten ihm ein Standbild. Plinius der Ältere schöpfte aus seinen Quellen, Plutarch nicht minder. Und Cäsarea, das Jol der Phönizier, das nach dem Sturze Karthagos in die Hände der Mauren gefallen war, das heutige Cherchel, wurde als Jubas Residenz zu solcher Pracht gehoben, daß die ganze Provinz davon zehren konnte. Ein Luxus, wie ihn das kaiserliche Rom kaum größer kannte, überwucherte Theater, Thermen und Stadien; der Zirkus mit seinem dreiteiligen Siegestor hatte ein Ausmaß von einem halben Kilometer! Meterdicke jonische Granitsäulen — deren einige wenige heute als Ruhebänke in den Anlagen dienen! — trugen die Hallen; auf Onyxpflaster trat der Fuß der eleganten Welt. Schiffe ohne Zahl kreuzten zwischen Jol und Rom und Athen. Die Bildhauer fanden in Mauretanien eines ihrer besten Absatzgebiete. Schließlich verbot der Kaiser, Cäsarea als Verbannungsort zu wählen, „da man dort doch nur von einem Rom in das andere komme".

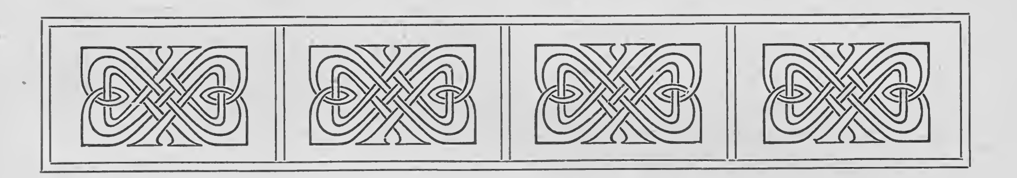
Juba war seiner Zeit vorausgeeilt, ein Titus und Trajan seinem Lande geworden. Einem so überragenden Geiste gebührte ein ebensolches Denkmal nach seinem Tode. In dem „Grab der Christin" — und nun empfindet man den ganzen Widersinn dieses Namens — schuf er es sich selbst. Vielleicht wurde er durch seine Gattin, die ja eine Ägypterin war, zu einer Königsgruft von der Großartigkeit der Pyramiden angeregt; sicher ist jedoch, daß er von dieser Bauweise bewußt sich losmachte, indem er sich das Grabmal seines großen Ahnen Masinissa zum Vorbild nahm, das noch heute in der Provinz Constantine stehende sogenannte Medracen, das aber bedeutend kleiner ist. In einer Wildnis, die Wüste war, in einer Einsamkeit von trostloser Öde türmte er Stein auf Stein, lieh ihnen aber seine griechische Künstlerhand. Der Eingang mußte Geheimnis bleiben, um die Toten von aller Welt abzuschließen, vor dem wühlenden Hunger der wilden Tiere und der Habgier der Menschen zu



Im Duar.

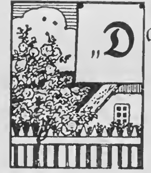
schützen. Welch feierliche Prozessionen mag der geheimnisvolle Spiralengang gesehen haben! In der Vorkammer scheint die Einäscherung der Leichen vorgenommen worden zu sein.

Zunächst verzehrten die läuternden Flammen den königlichen Leib Selenens. Erst ein Vierteljahrhundert später folgte ihr in das Reich der Schatten ihr hoher Gemahl. Ptolemäus, beider Sohn, der von den unvergleichlichen Geistesgaben seines Vaters nichts, dagegen von seiner Großmutter Kleopatra das ausschweifende Leben geerbt hatte, wurde im Theater zu Rom, wo sein kostbarer Mantel größere Bewunderung erregte als der des Kaisers, von ihm, Caligula, aus Neid verhaftet und in den Kerker geworfen, wo er verschmachtete. Es darf aber wohl als sicher angenommen werden, daß seine Asche in die heimatliche Erde übergeführt und im königlichen Mausoleum beigesetzt wurde. Nun schlossen sich für immer die Steine, das große Geheimnis webte seine Schleier um eines der seltsamsten Baudenkmäler der alten Welt.



Vom heiligen „Eigennutz“.

Von Paul Keller.



„Da nahm ihn der Teufel mit sich auf einen hohen Berg, zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach: „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“

Und Jesus sprach: Weiche von mir, Satan!“

Dieser Herr Jesus Christus bekam eine Krone von Dornen, wurde gefangen genommen und getötet.

Sein Reich war nicht von dieser Welt...

Heute wird so manch hoher Diplomat von England mit auf die Warte der Zeit genommen, und England zeigt ihm die Reichtümer Deutschlands, Österreich-Ungarns und des Morgenlandes und sagt:

„Davon will ich dir geben, wenn du umfällst und mir dienst.“

Da sagt der Diplomat:

„Bleib' ein wenig bei mir; wir wollen es überlegen, wie es zu machen wäre!“

Darauf überlegen sie zusammen, und was dem Diplomaten nicht einfällt oder nicht in den Sinn will, das souffliert oder „erklärt“ ihm Mister Mephisto.

Bis es der andere begriffen hat.

Dann steigt der Führer des Volkes in die Ebene hinab und beginnt also zu sprechen:

„Liebe Brüder! Unsere bisherigen Freunde Deutschland und Österreich stehen im Kampfe mit übermächtigen Feinden. Unsere ganze Sympathie begleitet sie. Wir wollen freundliche Neutralität halten; denn wir sind ein edles Volk.“

Wie die Zuhörer das von der Neutralität und vom edlen Volk hören,

rufen sie Beifall; denn es ist erfreulich, edel zu sein und in Sicherheit zu sitzen.

Ein braver Mann aus der Zuhörerschaft steht auf und sagt:

„Deine Worte sind gut, o Führer! Wenn wir auch nicht selbst in den Kampf eingreifen, so haben wir das für uns, daß unsere Freunde solche Hilfe nicht verlangen, weil sie ihrer nicht bedürfen. So bleibt unser Haus in Frieden und unsere Seele rein!“

Mit diesen Worten jedoch ist dem Führer nicht gedient, obgleich er ihnen wenigstens mit halbem Nicken Beifall zollen muß.

„Ja,“ sagt er bekümmert, „leider muß ich Euch böse Kundschaft sagen: unsere Freunde haben sich — o wie weh tut uns das! — gegen Recht und gute Sitte vergangen, und das können wir nicht dulden; denn wir sind ein edles Volk!“

Nun treten falsche Zeugen auf, welche schwören und sagen: „Diese haben das und das gesagt; diese haben dies und jenes getan! Ihre Gegner aber sind so rein wie Schnee!“

Andere Zeugen kommen, aber man knebelt sie heimlich und wirft sie hinaus. Die Menge aber runzelt die Stirn.

Der Führer fährt fort:

„Ich will nicht sagen, daß wir uns an der Bestrafung jener Schandtaten jetzt schon beteiligen sollten, aber der Fall könnte eintreten, daß —“

Der brave Mann aus der Zuhörerschaft fährt ihm dazwischen:

„Du willst doch nicht sagen, der Fall könne eintreten, daß wir unseren eigenen Brüdern in der Stunde der Not in den Rücken fallen sollten? Nur tolle Hunde schnappen nach des eigenen Freundes Hand.“

Der Führer lächelt.

Es gibt ein Wort in der Geschichte, das heißt „Tauroggen“. In Tauroggen verließen die Preußen ihre französischen Bundesgenossen und gingen zu den feindlichen Russen über. Mitten im Krieg. Waren sie tolle Hunde?“

Die Menge erschrickt und denkt nach. Der Beweis saß! Dem einen fällt ein, daß jene Bundesgenossenschaft der Preußen mit Napoleons verhaßten Scharen eine vom allmächtigen Todfeind ertrotzte, nicht mit einem Freunde freiwillig geschlossene gewesen ist, daß es höchste Pflicht der Preußen war, den unter Seelenpein erzwungenen ungültigen Eid zu brechen, sobald es ging. Das fällt dem braven Manne ein; aber er sagt es nicht. Die Volksstimmung will es bereits anders.

„Liebe Freunde,“ sagt der Führer, „ich will Euch ein Wort sagen, das heute in schwerer Zeit, wo sich alle Schicksale neu gestalten, einzig und allein Geltung haben kann, das Wort vom „heiligen Eigennutz“. Denkt darüber nach, besinnt Euch auf Euch selbst, fragt Euch, ob es ein höheres Gesetz für uns geben kann, als einzig und allein den Vorteil unseres Vaterlandes im Auge zu haben?“

Da schreit die Menge vieltausendstimmig:

„Nein! Nein! Nein!“

Der Führer lächelt stolz. Der plumpeste Falschmünzer in der Schmiede der Moral schafft heute leicht sehr gern genommene Münze aus Blech und Blei, wenn er nur das Nationalwappen recht kraß herausarbeitet.

Der brave nachdenksame Mann ist noch immer etwas stutzig. Es fällt ihm ein, daß die Grundlage der Staaten die Familie sei, daß die Maxime vom „heiligen Eigennutz“, heute tausendfältig als das einzig Wahre für das Leben der Völker ausgerufen, morgen auf die Familien-, auf die Einzelleben sich übertragen kann und daß sie furchtbare Zustände schaffen muß — Bestiendistrikte!

Aber er schweigt. Die Volksstimmung will es so.

Schon stürzen neue Ankläger gegen Deutschland in den Saal. Zu der alten Leier von der Neutralitätsverletzung heulen sie von Kindermord, Weiberschändung, Mordbrennerei, Raub und Barbarei.

Keiner erhebt sich, der beweist, daß die „Neutralität“ Belgiens ein Schwindel war, den wir in Deutschland lange vor dem Krieg kannten, wenn wir ihn auch erst jetzt mit Dokumenten belegen können; keiner hat so viel Mut, zu sagen: Wir kennen seit undenklichen Zeiten das deutsche Volk ganz anders denn als Hunnen und Mordgesindel.

Die Menge tobt. Sie glaubt an das, worum sie tobt. Nur der Führer lächelt. Er denkt an die Abmachungen mit dem länderverschenkenden Mephisto.

Wo aber sich ein zartes grünes Hälmlein des Gewissens regt, kommt wie Wintersturm die Lehre vom „heiligen Eigennutz“ und begräbt es in kalter Nacht. — Der Eigennutz ist heilig gesprochen. — —

Inzwischen ringt Deutschland seinen einsamen Heldenkampf gegen die, die es schon vor vielen Jahren zum Tode verurteilten und ihm in aller Stille tausend Henkerstricke drehten.

Über allem Streit thront in ewigen Fernen Jesus Christus.

Auch ihm wurden alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt; auch ihm wurde gesagt:

„Dies alles will ich dir geben, wenn — du dich zum heiligen Eigennutz bekennen willst.“

Er wollte es nicht, und so kam er ans Kreuz.

Christus war kein Diplomat.

Sein Reich war nicht von dieser Welt.

Aber seine goldene Siegeskrone leuchtet durch alle Ewigkeiten.

Gelobt sei Jesus Christus!

Der Erblindete.

Er geht im Garten. Seine Augen sehen
hinauf, wo hoch am Himmel eine Sonne geht.
Wird nicht das Sonnenlicht die Augen ihm erlöschen?
Doch ruhig wandelt er und steht

jetzt neben einem Strauch, daraus schon brechen
die ersten Knospen eines neuen Auferstehns.
Weshalb nur zittert über diese Blüten
die Hand? Lauscht er der Weise Kommen und Vergehns?

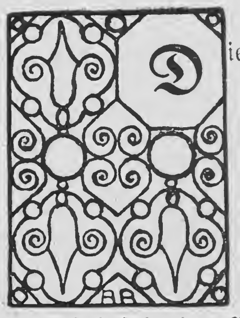
Weshalb erfaßt sein Auge nicht der Blätter Leben
und ist noch immer nach dem Sonnenlicht gerichtet?
Sei still. Er spricht. Hat er mit stillen Worten
den Kampf in seiner jungen Brust geschlichtet?

A. von Hatzfeld.

(Der in Frankreich lebende Verfasser ist erblindet. Red.)

Aus türkisch-russischem Grenzgebiet.

Reiseerinnerungen von Emmy Haertel.



Die Namen Batum, Tschoroch, Adzara, die jetzt aus den türkischen Kriegsberichten herausklingen, tragen für mich eine Reihe phantastisch-bunter Erinnerungen in sich. Ich sehe den Weg, auf dem jetzt unsere türkischen Bundesgenossen in Rußland eindringen, im strahlenden Licht köstlich frischer Oktobertage vor mir oder in der sengenden Glut der Septembersonne, Meer, Berge und Himmel angestrahlt von beseligender Licht- und Farbenfülle.

Ich habe das Gebiet um Batum und Batum selbst in mehrwöchigem Aufenthalt bei russischen Freunden kennen gelernt, die einen Landsitz in Tsichiz-Dziri, einer Villenkolonie am Ufer des Schwarzen Meeres, nordöstlich von Batum, ihr eigen nennen und dahin alljährlich aus Petersburg für einige Herbstwochen reisen, um für den finsteren, starren Winter der Hauptstadt, noch einen Erinnerungsvorrat an Licht und Wärme aus ihrem südlichen Besitztum mitzunehmen. Nachdem ich diesen Bergsitz und seine Umgebung kennen gelernt und mich entzückt hatte an den Bildern, die diese subtropische Natur bietet, begreife ich es vollkommen, daß man die Unbequemlichkeiten einer 120stündigen Bahnfahrt — man fährt von Petersburg im Expreßzug fünf Tage und Nächte bis Batum — nicht scheut, um sie aufzusuchen, und sich auch durch die Malariagefahr dieser Landesteile und manches Abenteuerlich-Bizarre in ihren Lebens- und Verkehrsverhältnissen davon nicht abschrecken läßt. Es ist die Schwelle Asiens und gerade Batum als Binnenhafen der Durchgangspunkt, durch den Orient und Okzident im lebhaftesten Austausch stehen.

Der Okzident ist vertreten durch das handelstreibende Rußland; dagegen zeigt das Hafenbild von Batum, wie überhaupt das Verkehrsbild ganz Transkaukasiens vom Schwarzen Meer bis zu den Küsten des Kaspisees, ein nichts weniger als europäisch-internationales Gesicht. Es ist der Boden, auf dem sich das rätselhafte Gewirre der Kaukasusvölker bewegt, und Europa hat an seinem Leben nur soweit Anteil, als Rußlands Machtsphäre und sein gesellschaftlicher Einfluß reichen. Neben diesen Schichtungen bilden den Hauptbestandteil der Volkselemente dieses Mischlandes die grusinische — der Russe nennt Grusien, was wir Georgien nennen —, armenische und türkische Bevölkerung, und aus dem Dächergewirr von Städten und Flecken ragen, gewissermaßen als steinerne Fingerzeige für die Orientierung nach Volks- und Glaubenszugehörigkeit, bald schwerfällig ausladende, orthodoxe russische Kathedralen mit Zwiebeltürmen oder ähnlichen Gebilden, bald armenische

Kirchen mit der für sie charakteristischen hellgrünen Bedachung der Glockentürme oder kerzenschlanke Minarette auf; Batum hat obendrein einen gotischen Ziegelbau aufzuweisen, die Kirche der Römisch-Katholischen.

Der Staatszugehörigkeit nach war dieses Land noch vor wenigen Jahrzehnten türkisch, und gerade der Ort, an dem sich das Schicksal der Meeresküsten im äußersten Südostrand des Schwarzen Meeres, des alten kolchischen Gestades, zugunsten Rußlands entschied, ist für mich einer der erinnerungsreichsten. Ich habe unzählige Male die malerisch unter Efeu und Lianengrün schlummernden Ruinen der türkischen Feste besucht, deren Fall damals das Schicksal des Landes besiegelte. Nach ihr trägt der Villenort, wo wir wohnten, noch den türkischen Namen Tsichiz-Dziri („Unter der alten Festung"), und ihre Mauerreste sahen vom Nachbarhügel gerade in unser Gartenland hinein. So war der Weg dahin nur kurz, und der Festungshügel grüßte verlockend herüber. Hoch und kühn hält er Ausschau über grenzenlose Weiten. Sonnenuntergänge von da oben gesehen an klaren Abenden, wo einer Vision gleich am Horizont aus bläulichem Fernendunst die schneeigen Häupter und Zacken des Kaukasus herüberblitzten und das phantastisch-wilde Gewirr der pontischen Berge, von Goldglut umstrahlt, sich als farbenprächtiger Rahmen um Meer und Buchten schlang, oder Sturmtage, wo das Meer brüllend und schäumend sich in schier endlosem Brandungsgürtel zu haushohen Gischtwolken am Strande zerschlug und die Nebelschwaden um wilde Bergrücken rechts und links, in dunkle Fetzen zerrissen, landeinwärts jagten — das zählt für mich zu dem Schönsten, was ich je gesehen.

Aber nicht nur die Großartigkeit der Landschaft und die verschwenderische Gabenfülle einer ans Tropische grenzenden Flora, die den Küstensaum fast erstickt unter Frucht- und Pflanzensegen, sondern ganz besonders das höchst eigenartige Völkergewühl macht das Villenleben, das sich unter der russischen Beamtenschaft des Südkaukasus dort am Meeresstrande aufgetan, so unendlich anziehend, wenn es auch freilich nach der anderen Seite eine Menge materieller Nachteile, ja sogar Gefahren in sich birgt. Man begegnet auf Schritt und Tritt, sobald man aus der Einsamkeit und Ruhe der Bergsitze sich herausreißt, sei es um in Batum Besorgungen zu machen oder Ausflüge zu unternehmen, den bizarrsten Gestalten, Typen der verschiedensten Volksstämme und -Stämmchen des Kaukasus, deren Ortszugehörigkeit und Sprache meist ein Geheimnis bleibt, denn sie sprechen gar nicht oder nur ganz unvollkommen russisch; dazu Persern, oft mit rotbraun gefärbten Bärten und Fingernägeln, Kurden, ab und zu auch Tataren, Armeniern, Grusiniern und Türken. Eine Fahrt nach Batum in einem Wagen dritter Klasse, wo sich alle diese Volkstypen mitunter in einem Abteil zusammenfinden, oder ein Blick in das Bahnhofs- oder Hafengetriebe in Batum waren für mich ebenso wie für meine russischen Bekannten, die offenen Auges immer wieder von neuem dieses bunte, heißströmende Leben gerne beobachteten, ein Gegenstand des Entzückens, und wir mieden geflissentlich die zweite Wagenklasse, in der das Einerlei der russischen pensionierten Generale oder sonstiger Vertreter der höheren russischen Gesellschaftsschicht uns langweilte und das Auge vergeblich nach Buntem, Reizvollen, Eingeborenem Ausschau hielt.

Im allgemeinen aber ist es nicht ratsam, den Eingeborenen allein oder auf einsamen Wegen zu begegnen. Die meisten, namentlich die Bergbewohner, neigen zu Räubereien, und es genügt manchmal schon ein Blick in die dunkelglühenden Augen eines Kaukasiers, mit

denen er den Vorübergehenden verfolgt, um es angezeigt erscheinen zu lassen, ein Alleinsein mit ihm zu vermeiden. Auch Grusinier und Armenier, die als historische Völker auf ganz anderer Bildungsstufe stehen als alle die unzähligen geheimnisvollen Bergstämme, sind hinsichtlich ihrer bürgerlichen Tugenden nicht immer hoch einzuschätzen; ihr Verhalten gegen das weibliche Geschlecht zeigt das nur zu deutlich. Während man als Dame durch das ganze übrige Rußland unbesorgt und unangefochten allein reisen kann, ist das Alleinreisen im Kaukasus stets nur unter gewissen Bedingungen ratsam und schließt von vornherein ein Abgehen von der breiten Heerstraße aus. In den letzten Jahren ist das Räuberunwesen immer mehr ins Kraut geschossen, und von Überfällen auf Postzüge, Dampfer und Kraftwagen reicher Privatleute kann man fast täglich hören.

Unter diesen Verhältnissen stößt das Leben der russischen Gesellschaft, die als Beamten und Kolonisten nur eine dünne Oberschicht in diesem Lande bildet, auf manche wirtschaftliche Schwierigkeit. Man ist meist in Verlegenheit, Dienstpersonal zu bekommen; russisches gibt es zu wenig, und eingeborenes nimmt man nur gezwungen ins Haus. Da ist es nun gerade die türkische Volksschicht, die sich als unentbehrliche und unersetzliche Hilfskraft erwiesen hat und sich allgemein größter Schätzung erfreut. Überall in den Utschastoks, den Villenbesitzungen, die sich auf den Hügeln längs der Meeresküste hinziehen, und so auch in unserem Tsichiz-Dziri, waren Türken als Hausmeister und Gartenleute tätig. Ihre roten Feze leuchteten an allen Stellen auf, wo ernste, stetige Arbeit not tat, und manches Gartenbesitzers Herz war leicht oder sorgenschwer, je nachdem die Frage des Arbeitstürken in seinem Revier gelöst war oder nicht. Diese Türken sind meist nicht naturalisiert und leben auf russischem Boden unter denselben Bedingungen wie irgend welche andere Ausländer, unterstehen also allen Paßvorschriften usw. Hätte ich ahnen können, daß eben diese Türken, die ich dort unten so fleißig und friedlich arbeiten sah in russischem Lohne, kaum ein Jahr später unter dem Zeichen des Halbmondes als Feinde in dieses Land einrücken sollten, als unsere Bundesgenossen in dem großen Völkerringen, dann würde ich ihnen noch viel mehr Aufmerksamkeit zugewandt haben, als ich es ohnedies schon tat. Ich hatte ja täglich Gelegenheit, mit ihnen in engste Berührung zu kommen, denn natürlich hatten auch wir unseren Haustürken.

Unser Ised war wirklich der Mustertyp eines treuen Hausgeistes. Er versah mit seiner zwölfjährigen Tochter Aischà die gesamte Gartenarbeit auf einem Gelände von ganz ungeheurer Ausdehnung, legte an den Berghängen Terrassen mit Mandarinen an, rodete unermüdlich Farnkräuter und sonstiges Unkraut aus, das in dem feuchtwarmen Klima dieser Zone in ganz unglaublicher Schnelligkeit aufschießt und der Malariagefahr wegen ferngehalten werden muß, und trug Wasser vom Quell am Bergeshang herauf nach unserem Hause, soviel da nur immer gebraucht wurde. Ised wie auch die übrigen Türken erfreuten sich einer beneidenswerten Lungenkraft. Überall in den Utschastoks sieht man an den Berglehnen Erdstufen eingetreten, die, bequemere Zickzackwege abschneidend, kerzengrade in die Höhe führen. Auf diesen steilen Pfaden eilen die Türken im Sturmschritt bergauf, gleichviel ob sie Lasten tragen oder nicht, unbekümmert um sengende Sonnenglut. Wir hatten Ende September mehrmals 36 Grad R., aber das war für Ised kein Hinderungsgrund, schwerbeladen auf diesem Gemsenpfad bergauf zu stürmen.

Was Ised für unser Hauswesen, das waren die verschiedenen Achmede, Husseine und Saladine für die der Nachbarn: überall der gleiche Fleiß, die gleiche Redlichkeit und die gleiche Mäßigkeit im Essen und Trinken. Eine auf dicker Steinschüssel über dem offenen Kohlenfeuer gebackene polentaähnliche Speise, eine Handvoll Feigen und einige Weintrauben bildeten die Tagesnahrung, und den Durst löschte ein Trunk aus dem Bergquell, der uns mit Wasser versorgte. Alle diesen guten Eigenschaften der Türken heben sie bergehoch über die übrige Kaukasusbevölkerung heraus; sie fanden aber auch in der russischen Gesellschaft die richtige Würdigung. „Die Türken sind die ehrlichsten Leute der Welt, man kann sich in allem auf sie verlassen.“ Das waren die ersten Worte, die ich aus russischem Munde zu ihrer Kennzeichnung vernahm. Es war gelegentlich der Dampferfahrt, die mich von Odessa nach Batum brachte, daß ich im Gespräch mit einem höheren Beamten über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Lebens im Kaukasus Aufklärungen erhielt. Dieser Mann kannte die Türken nicht nur als Gartenarbeiter, sondern auch im geschäftlichen Leben und war voll des Lobes über ihre Zuverlässigkeit und ihr Pflichtgefühl.

Ernst, sittsam und fromm ist die Lebensweise dieses türkischen Arbeitsvolkes. Die einzige Unterbrechung, die es sich von schwerer Arbeit gönnt, sind die dreimaligen Gebete: früh, mittags und abends. Wenn man diese schlichten Menschen ihre Andacht verrichten sieht, so versteht man, was für diese Glaubenswelt ein heiliger Krieg bedeuten mag. Wenn Ised unten am Meeresstrande — wir konnten das von unserer hohen Warte aus mit dem Fernglas beobachten — auf den glühendheißen Kieseln knieend und mit über der Brust gekreuzten Armen, den Oberkörper bald zur Erde neigend, bald wieder zum Himmel emporwendend, sein Mittagsgebet verrichtete, dann war das allemal für mich ein ergreifendes Bild. Das winzige menschliche Wesen in der grenzenlosen Natur, so ganz in Glaubensinbrunst versunken, schien in innigstem Wesenszusammenhang mit dem glühenden Tagesgestirn zu stehen, zu dem seine Gebete aufstiegen. Und unvergeßlich bleibt es mir, wie ich Ised einmal seine Gebete im Mondlicht verrichten sah. Es war ein arbeitsheißer Tag gewesen, die Zeit zum Abendgebet bei Sonnenuntergang hatte sich nicht abmüßigen lassen, und da stahl sich Ised beiseite, als er mich und einige Damen spät abends von einer Nachbarbesitzung zurückbegleiten mußte. Wir entdeckten seine Abwesenheit, weil uns ein paar angetrunkene russische Schutzleute in Angst gebracht hatten, die im Vorüberreiten lärmten und zu schießen drohten, wenn wir nicht aus dem Wege gingen. Das besorgten wir natürlich gründlichst, indem wir uns ins Gebüsch seitlich des Weges drückten und angstvoll nach unserem türkischen Beschützer ausspähten. Da sahen wir ihn auf einer Anhöhe im hellsten Mondlicht ganz in seine Gebete versunken. Das Stimmengewirr schreckte ihn auf, und er war in wenigen Augenblicken bei uns. Mir aber schien es wie ein Tempelraub, daß seine Andacht unter dem weiten, glitzernden Nachthimmel so jäh abgebrochen worden war.

Ised war schon lange, ehe der Feldzug der Söhne Osmans gegen Rußland begann, zur Fahne nach der Türkei einberufen worden, ebenso alle die anderen Arbeitstürken, und es mögen für die russischen Kolonisten schwere Zeiten gewesen sein, als plötzlich alle die langerprobten Arbeitskräfte verschwanden und die ausgedehnten Ländereien unbearbeitet bleiben mußten. Vielleicht ist auch diese Türkenschar schon auf dem Marsche am Tschorochfluß entlang über die Höhen von Adzar nach Batum be-
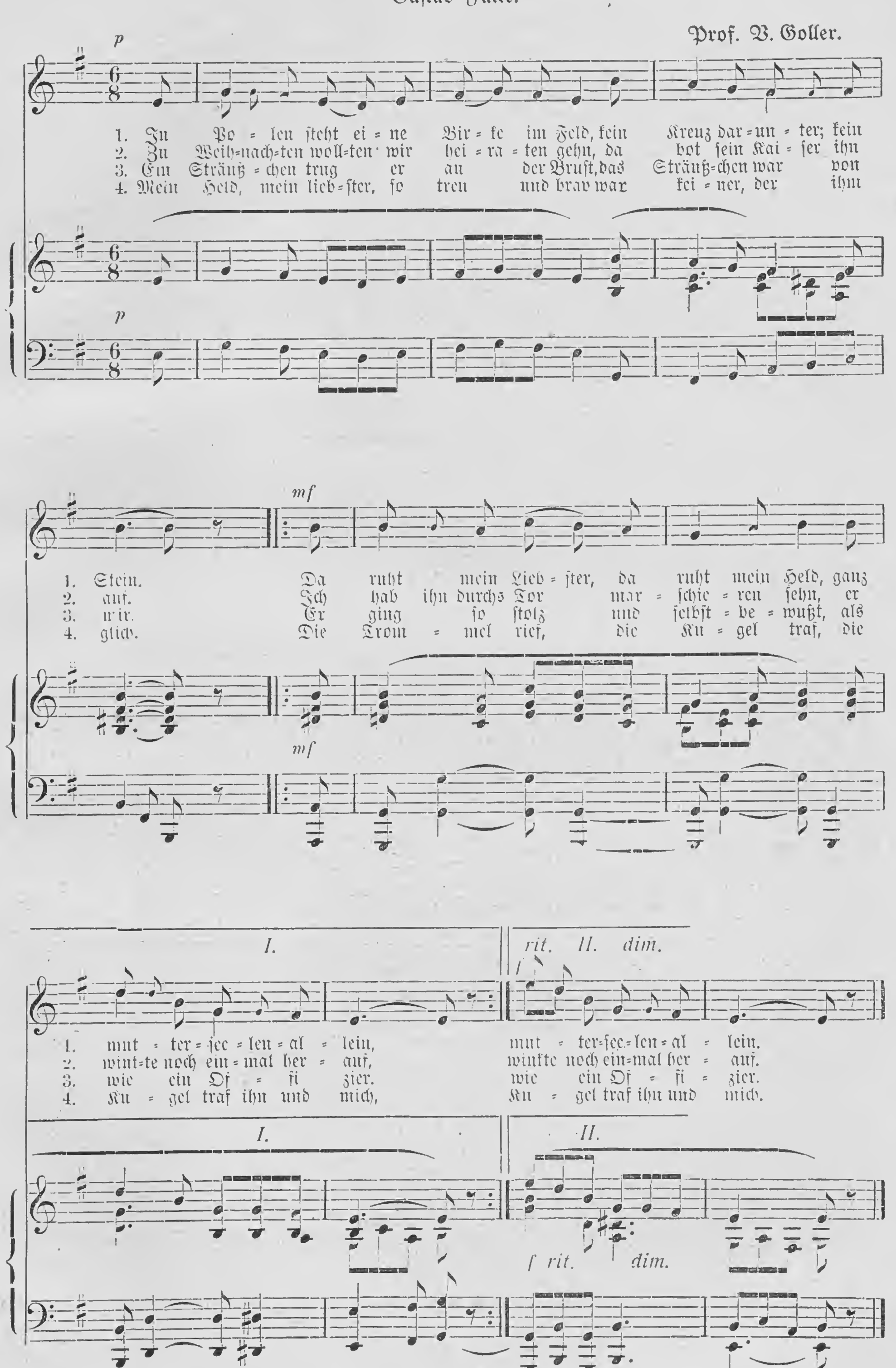
griffen, auf dem Wege, den ich zum großen Teil kenne und nun in Gedanken mit verfolgen kann. Vielleicht auch sieht die alte efeuumsponnene Feste von Tschiz-Dziri in einiger Zeit wieder den Halbmond über ihren Trümmern aufleuchten. Wer weiß, was der Zeiten Schoß noch in sich birgt? . . . . Dem Volke aber, das uns im Kampfe gegen eine feindliche Welt jetzt die Hand gereicht hat, schenke ich Vertrauen, denn ich habe gesehen, daß seine bescheidensten Söhne stark und fest sind in der Arbeit wie im Glauben.
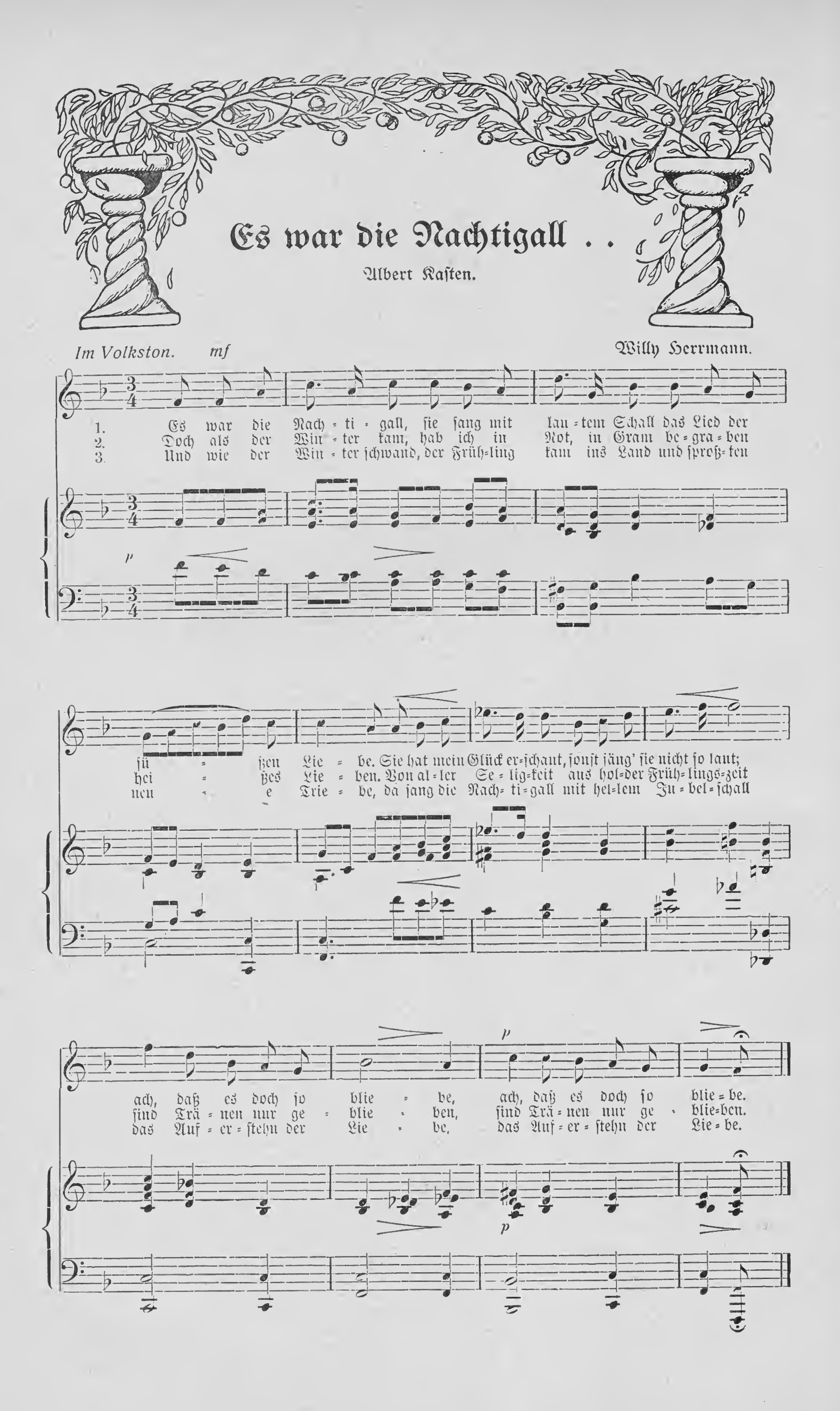


Abendstimmung im Schützengraben.

In Polen steht eine Birke im Feld.

Gustav Falke.




Es war die Nachtigall . .
Albert Kasten.
Im Volkston. mf
Willy Herrmann.
1. Es war die Nach - ti - gall, sie sang mit lau - tem Schall das Lied der
2. Doch als der Win - ter kam, hab ich in Not, in Gram be - gra - ben
3. Und wie der Win - ter schwand, der Früh-ling kam ins Land und spross - ten
p
sü - ßen Lie - be. Sie hat mein Glück er-schaut, sonst säng' sie nicht so laut;
hei - ßes Lie - ben. Von al - ler Se - lig-keit aus hol-der Früh-lings-zeit
neu - e Trie - be, da sang die Nach- ti-gall mit hel-lem Ju - bel - schall
ach, daß es doch so blie - be, ach, daß es doch so blie - be.
sind Trä - nen nur ge - blie - ben, sind Trä - nen nur ge - blie-ben.
das Auf - er - stehn der Lie - be, das Auf - er - stehn der Lie - be.
p
p

PAR BALLON

MONTÉ

Décret du 26 septembre 1870

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

Affranchissement
OBLIGATOIRE
FRANCE-ALGÉRIE
20 CENTIMES
ÉTRANGER
Taxe ordinaire

M ....

ART. 2 Le poids des lettres expédiées par les aérostats ne devra pas dépasser 4 grammes.

Luftpostalisches.

Von Leopold Katscher*).

Am 9. September 1911 versandte ich acht Luftpostkarten von London aus an Freunde in Deutschland, Österreich, Ungarn und der Schweiz, und sie kamen alle wohlbehalten an, wenngleich ziemlich verspätet. Luftpostkarten? Ganz richtig! Am genannten Tage wurde nämlich in London ein regelrechter Luftpostverkehr eröffnet.

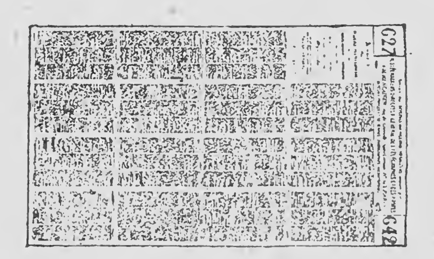
Als es noch keine Flugmaschinen, sondern nur Luftballons gab, wurde deren Verwendung zu Postzwecken von gar mancher Seite eingehenden Erörterungen unterzogen. Die Aktenbände verschiedener Postverwaltungen bekunden, daß es nicht an erfinderischen Geistern mangelte, denen die Lösung der noch zu überwindenden Schwierigkeiten am Herzen lag. Der bekannte reichsdeutsche Oberpostrat P. D. Fischer sagte der Ballonpost eine bedeutende Zukunft voraus, vorausgesetzt, daß die Lenkbarkeitsfrage eine günstige Erledigung fände. Solange dieser entscheidende Punkt nicht sichergestellt ist, kann weder der alte Ballon noch das neue Luftschiff für den regelmäßigen Postbeförderungsdienst in Betracht kommen. Das erwies sich sowohl anläßlich der Pariser Versuche von 1871, auf die ich weiter unten zurückkomme, als auch während der Londoner Postflugwochen.

Vom 9. September 1911 an war die tägliche regelmäßige Versendung mehrerer Säcke voll Luftkarten und Luftbriefen von London—Hendon (Aerodromstation) nach Windsor geplant. Elf Luftpostämter waren vorübergehend eingerichtet worden und der Zuspruch war trotz der hohen Preise (6 Pence pro Karte und 1 Schilling pro Brief außer der Frankatur) ein gewaltiger: rund 200 000 Stück während der sechs Annahmetage für die Linie London—Windsor. Auch fürs Ausland bestimmte Sendungen konnten aufgegeben werden, denn von Windsor aus wurde alles auf dem gewöhnlichen Postwege weiterbefördert.

Wie unsicher der Luftverkehr sich noch immer gestaltet und wie wenig vorläufig an eine allgemeine, regelmäßige Luftpost zu denken ist, ergibt sich aus dem Umstande, daß die Beförderung wiederholt schwere Störungen infolge ungünstiger Windverhältnisse erlitt. Nicht nur mußten mehrere ein- bis zweitägige Unterbrechungen eintreten, es waren auch drei gefährliche Unfälle der Flieger zu verzeichnen, obgleich die Luftentfernung der Strecke nur rund 30 Kilometer betrug. Es wurde denn auch beschlossen, den Versuch einstweilen aufzugeben. Dagegen beschäftigt man sich in Frankreich mit den Vorarbeiten für ein ähnliches Experiment zwischen Calais und Dover, also übers Meer.

Frankreich war auch dasjenige Land, welches den ersten und bisher einzigen Versuch gemacht hat, den Luftballon in Kriegszeiten zu friedlichen Postzwecken zu verwenden, und damals zeigte sich, daß er in Notfällen ein trotz aller Unzuverlässigkeit recht wertvolles Hilfsmittel bilden kann. Während der 1871er Belagerung von Paris durch das deutsche Heer ließ die französische Postverwaltung die ersten Postballons anfertigen, die es je gegeben. Sie gab eigene Ballonkarten und Briefumschläge aus dünnem Papier und in kleinem Format aus. Das Gewicht des Briefes war auf 4 g beschränkt. Im ganzen wurden 65 Ballons abgelassen, welche 91 Personen, 363 Brieftauben, dritthalb Millionen Briefe und Karten, sowie zahlreiche Zeitungen und amtliche Schriftstücke beförderten.

*) Der Artikel war schon vor dem Kriege angenommen. Red.



Auf einen nicht minder interessanten Luft-Notbehelf der Pariser Postverwaltung während der 1871er Belagerung, die Taubenpost, komme ich sofort zurück.

Einen regelrechten Taubendienst richtete bereits Sultan Mureddin (12. Jahrhundert) ein; von seinen Nachfolgern weiter ausgebildet, war dieser Dienst schon um die Mitte des 13. Säkulums zu einer gut organisierten Post geworden, die sich streckenweise noch im Anfang des 17. wegen ihrer Schnelligkeit eines guten Rufes erfreute. Als in späteren Zeiten die Brieftaubenzucht auch in Europa aufkam, entstanden zwischen einzelnen wichtigen Handelsstädten Taubenposten, die alle dringenden Mitteilungen politischer und geschäftlicher Natur beförderten. Noch 1848 verkehrten zahlreiche Tauben zwischen Paris, Brüssel und Antwerpen, um die belgische Presse von den französischen Neuigkeiten zu unterrichten, und dies geschah so rasch, daß die belgischen Zeitungen die betreffenden Ereignisse zumeist gleichzeitig mit den Parisern bringen konnten.

Damals wurden nur ganz kurze und auf dünnstem Seidenpapier möglichst kleinen Formats geschriebene Briefe angenommen und anfänglich im Original befördert (in Beutelchen, die man den Tauben mitgab). Aber wenn auch sehr viele Absender ihre Briefe auf den dritten oder vierten Teil der zulässigen Größe beschränkten, so würde die Anzahl der zur Beförderung gelangenden Sendungen bei der geringen Zahl der vorhandenen Tauben verhältnismäßig eine kleine geblieben sein, hätte Dagron nicht einige Apparate erfunden, die durch ein sinnreiches Verkleinerungsverfahren die Massenverschikkung von Taubenbriefen ermöglichten. In Tours, dem Sitze der „provisorischen Regierung", wurden alle aus den Provinzen einlaufenden Schreiben gesammelt und ohne weiteres in sehr kleinen Buchstaben spaltenweise hintereinander abgedruckt. Die gedruckten Spalten übertrug man dann, zu Seiten von je vier Spalten zu drei Kolumnen zu vier Unterabteilungen vereinigt, auf photomikroskopischem Wege auf ein recht dünnes und durchsichtiges Kollodium- oder Gelatinehäutchen. Auch das amtliche Blatt wurde in dieser Weise nach Paris befördert, und die Tatsache, daß eine ganze Seite dieser Zeitung in der Verkleinerung nur ein Sechstel eines Quadratzolles beanspruchte, zeugt laut für den hohen Wert jener Erfindung. Schließlich rollte man die Häutchen zusammen, schloß sie — im Durchschnitt 18 Stück pro Taube — in einen kleinen Federkiel und befestigte diesen an der Mittelschwanzfeder des Vogels, der somit Hunderttausende von Worten in die Hauptstadt entführte. Im Pariser Taubenpostamt wurden die eingetroffenen Massendepeschen durch eine mit elektrischem Licht versehene Vergrößerungsvorrichtung derart wiedergegeben, daß das Gedruckte in der Größe von Plakatlettern auf einer weißen Wand erschien, um sofort abgeschrieben zu werden.

Der regelmäßigen Verwendung der Tauben zu Postzwecken stellen sich jedoch mancherlei Hindernisse entgegen, deren Überwindung nicht gänzlich gelungen ist. Gerade der erstaunliche Orts- und Heimatssinn, der allein die Taube zur Briefbeförderung befähigt, läßt sie mit einer für Postbeamte während des Dienstes unstatthaften Vorliebe an ihr wohlbekannten Orten verweilen. Überdies werden die kleinen Luftbriefträger nicht selten die Beute gefiederter Piraten (Habichte usw.), die im Kampfe ums Dasein vor der Verletzung des Briefgeheimnisses nicht zurückscheuen. Die im Pariser Akklimatisiergarten für militärische Zwecke gehaltenen Brieftauben werden mit kleinen Glöckchen versehen, deren durchdringend heller Ton beim Fliegen lebhaft erklingt. Dieses Mittel soll sich in China als zweckmäßig erwiesen haben, um die Tauben vor den Angriffen der Raubvögel zu schützen.

Sind im Bereiche der eigentlichen Luftpost nur geringe Fortschritte zu verzeichnen, so ist es gelungen, eine gute und verläßliche unterirdische Luftpost zu ersinnen: die in Europa, besonders in London, Paris, Wien, Prag und Berlin eingeführte Rohr- oder pneumatische Post. Die schmiedeeisernen Röhren liegen mindestens einen Meter unter dem Straßenpflaster.

Zur Aufnahme der Rohrpostkarten, -briefe und -telegramme dienen Büchsen aus getriebenem Stahlblech, die durch einen Lederüberzug verschlossen werden. Sie sind 15 Zentimeter lang und können je 20 Sendungen aufnehmen; zehn bis zwölf Büchsen bilden, hintereinander gelegt, einen Zug, der durch den „Treiber" abgeschlossen wird, d. i. ein der Gestalt nach den Büchsen gleichender, massiver, ebenfalls mit Leder überzogener und überdies mit einer ledernen Manschette versehener Holzzylinder, durch den das Rohr ziemlich dicht geschlossen wird.

Die Beförderung der Rohrpostzüge erfolgt entweder nach dem Blasrohr- oder dem Heberprinzip, d. h. durch Stöße mit verdichteter oder Ansaugen mit verdünnter Luft. Die Beförderungsgeschwindigkeit beträgt 1000 Meter in der Minute; dennoch ist es durch die Einrichtung der Apparate ermöglicht, daß die Züge, die in Berlin jede Viertelstunde, in Wien jede 20 Minuten abgelassen werden,

ohne Anprall einlaufen, vielmehr langsam in die Maschine gleiten. Die einzelnen Teile der letzteren sind aus unserer Abbildung ersichtlich. Die Büchsen kommen in der Empfangskammer K an. Unter dem Fußboden bei M treten die von weiterher kommenden Röhren ein. Z ist eine für das Ein- und Ausströmen der Luft vom oder in den Röhrenstrang bestimmte Abzweigekammer, die durch das Rohr N mit dem Hauptbeförderungshahn B in Verbindung steht. R ist das Zuführungsrohr, das die Empfangskammer mit den unterirdischen Rohrleitungen verbindet. In die Klappe H werden die Büchsen gelegt. A ist der Luftwechselhahn, der durch die Röhren T und T 1 mit den Behältern für verdünnte und verdichtete Luft in Verbindung steht. Das Rohrstück S vermittelt Luftwege durch A und B und ist durch das kleine Rohr u mit der Einlegeklappe H verbunden. Die übrigen Bestandteile des Apparates sind zu sehr fachtechnischer Natur, als daß wir sie hier berücksichtigen könnten. Bei Beförderung eines Zuges durch verdichtete Luft wird der den Luftbehälter von der Rohrleitung abschließende Hahn A geöffnet, so daß die Luft ungehindert auf den Zug wirken kann. Kommt verdünnte Luft zur Anwendung, so wird beim absendenden Amt die das Beförderungsrohr R schließende Scheibe f durch die Zugstange F in die Höhe gezogen und sodann durch Umlegen des Hahnes D das Rohr u mit dem Rohre r verbunden; sobald der Zug abgegangen, wird der Hahn D geschlossen und der Hahn B geöffnet.

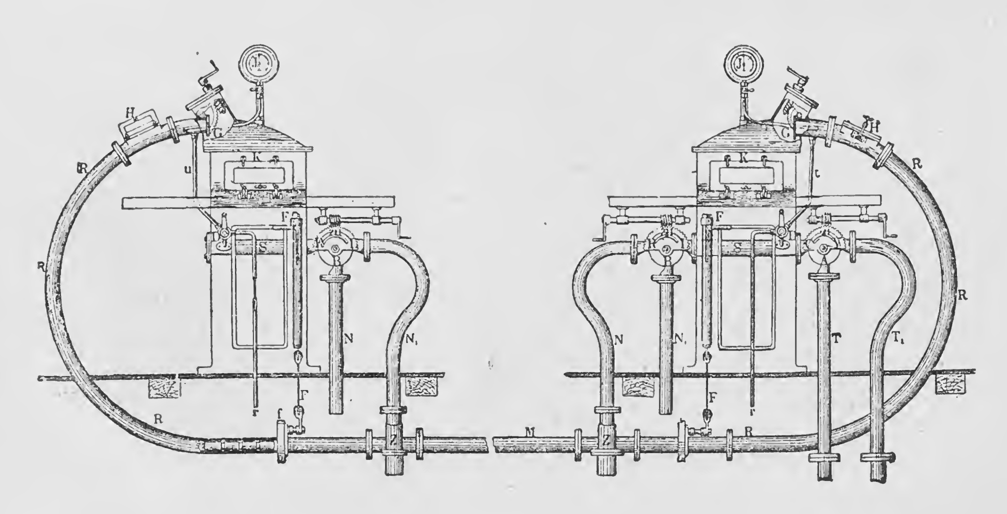
Eine großartige Ausgestaltung hat das Prinzip der Rohrpost in Nordamerika erfahren. Im Jahre 1903 lief durch die gesamte Presse die telegraphische Nachricht, die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten habe statt der von der Postverwaltung geforderten 500 000 Dollar deren 800 000 „behufs Erweiterung des Milhollandschen Postrohrnetzes in den Großstädten" bewilligt.

Der Telegraph und das Telephon arbeiten schnell, eignen sich aber nicht zur Beförderung greifbarer Dinge. Die pneumatische Röhre dagegen besitzt den Vorzug, ein Beförderungsmittel zu sein.

Der Erfinder des pneumatischen Pakettransports ist der amerikanische Ingenieur J. C. Batcheller. Sein Rohrsystem dient zwei Hauptzwecken. Die schleunige Beförderung der Post zwischen den Bahnhöfen und den Postämtern einerseits und der Stadtbriefpost zwischen den einzelnen Stadtteilen andererseits bildet die Hauptaufgabe, während die Nebenaufgabe in der Verteilung der Einkaufspakete der großartigen Warenhäuser an die Käufer im Weichbilde der Großstadt besteht. Das größte Rohrnetz für Post- und das bisher einzige für Handelszwecke hat Philadelphia, der Sitz der „Batcheller Pneumatic Tube Company", aufzuweisen.

Die Beförderung von Briefen und dergleichen erfolgt durch diese Röhren so verblüffend rasch, daß eine schriftliche Mitteilung den Empfänger viel schneller erreicht als ein auf dem raschesten Wege befördertes Telegramm. So werden die Stadtdepeschen überflüssig. Während z. B. in New-York früher zwischen dem Aufgeben und dem Abliefern eines Telegramms vom Hauptpostamt an die Produktenbörse notgedrungen eine Stunde verfloß, genügt hierzu heute eine einzige Minute! Ebenso für einen Brief.

Ein philadelphisches Blatt berechnet die Zeit der Briefzustellung innerhalb Philadelphia nach der alten Methode mit zwei bis zehn Stunden, nach der neuen mit 1,38 bis 10,45 Minuten. Wodurch wird diese Zeitersparnis und jene beim Verkehr zwischen den Bahnhöfen und den Postämtern erzielt? Dadurch, daß die Tragbüchsen mit einer Geschwindigkeit von 96 Kilometer pro Stunde durch die pneumatischen Röhren jagen. Mit dieser verblüffenden Schnelligkeit treibt ein künstlich erzeugter Wirbelwind vollgepackte Zylin-



der (mit Zeitungen, Briefen, Paketen usw. usw.) bis zum Gewicht von 180 kg vor sich her. Der ganze Verkehr wickelt sich ohne jede Verwirrung, fast automatisch ab. Das ist natürlich nur mit Hilfe wunderbar sinnreicher, dabei aber einfacher Vor- und Einrichtungen möglich. Wenn z. B. — um ein kleines Detail zu erwähnen — mehrere Büchsen gleichzeitig in der Röhre sind, werden sie durch ein eigenartiges „Zeitschloß“ abgehalten, einander zu nahe zu kommen. Man stelle sich ein Telephonsystem vor, bei welchem jeder Draht ein acht- bis zwölfzölliges Rohr ist, in dem ein gefangener Orkan sieben- bis elfzölligen Warenbomben nachjagt, und man hat einen ungefähren Begriff von der Batchellerschen Erfindung. Die ursprünglich acht-, dann zehnzölligen Röhren werden künftig durchweg zwölfzölligen weichen; während diese 90 Prozent aller Einkaufspakete der Warenhäuser befördern können, gehen in jene nur 60 bezw. 70 Prozent hinein, weil die übrigen zu groß sind.

Wieviel Geld und Zeit wird der New-Yorker Detailhandel nach Fertigstellung des dortigen Paketnetzes ersparen! Gegenwärtig kostet ihm die Ablieferung der Pakete an die Käufer täglich 100 000 Dollar, wobei die Lieferung ins Haus durchschnittlich erst zehn Stunden nach dem Einkaufen erfolgt. Mittels Rohr geschieht die Zustellung in allerkürzester Zeit und für weniger als die Hälfte der gegenwärtigen Kosten. Dabei können Haustiere und die empfindlichsten Gegenstände — wie Eier, Porzellan u. dgl. — ohne jede Gefahr befördert werden. Vielleicht wird man über kurz oder lang durch die Pneumatik kleine Kinder zu Besuch in entfernte Stadtteile schicken oder sich warme Mahlzeiten aus künftigen Riesenrestaurants ins Haus kommen lassen können?

Ebenso bemerkenswert und technisch kühn wie die Art, in der Batcheller die scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit, die Büchsen in den eingesperrten Orkan hinein zu bekommen, bewältigt, ist die Weise, wie er sie dem Wirbelwind wieder entreißt, ohne daß sie bei ihrer Ankunft heftig an den Boden des Rohres schlügen oder ohne daß er das letztere öffnen und dadurch die Luft mit einem Heidenspektakel entweichen bezw. die Büchsen 12 Meter hoch emporschießen ließe. All dies wird durch die geistvoll erdachte Empfangsvorrichtung vermieden — einen Röhrenabschnitt, dessen eines Ende geschlossen ist und einen Luftpolster bildet, der als „Empfangskammer“ bezeichnet wird. Die eintreffenden Büchsen laufen mechanisch und ganz ruhig in diese auf Zapfen ruhende Kammer hinein, die mit einem Kolben verbunden ist, durch dessen Bewegungen sie — die Kammer — genügend umgelegt wird, um die Büchse auf eine mit Zapfen versehene Wiege fallen zu lassen, die dann durch das Gewicht der Büchse in eine wagerechte Lage geschaukelt wird. Die Einzelheiten sind im höchsten Maße sinnreich. Geradezu genial jedoch sind und eine erstaunliche technische Kunstleistung bilden die Mittel, die der große Erfinder anwendet, um die scheinbar allerschwierigste Aufgabe, die Stahlzylinder unterwegs anzuhalten und automatisch an den Zwischenstationen abzuliefern, zu lösen. Diese vermeintliche Unmöglichkeit besiegt er mit Meisterschaft fast spielend und in einfachster Weise.

Ich schließe mit dem auf die eigentliche Luftpost bezüglichen Ausspruch des amerikanischen Luftschiffers Wise, daß nach Entdeckung der Lenkbarkeit „unsere Kinder jeden Erdenwinkel ohne Dampf, Rauch und Seekrankheit mit einer Geschwindigkeit von 160 Kilometer die Stunde werden erreichen können.“



Walther Kneesch: Neuschnee







Das erste Kapellenauto. Links der Kardinal Felix von Hartmann von Köln.

Der begrabene Heiland.

Erzählung aus dem Feldzug im Osten.

Von

Felix Janoske.



Den ganzen Tag hatte die rote Flut um den kleinen Ort im Tale getost. Die weißen, weichen Wattewolken mit ihrem todsprühenden Kern hatten nicht aufgehört, darüber zu schweben; unten waren tausend sturmumwehte Feuerfahnen aus den Häusern geflattert. Dann waren lange, windende Schützenschlangen auf das Dorf zu gepeitscht, hatten sich in die Glut gestürzt, hatten mit wildem Grimme jedes Gehöft umklammert und trotz Rauch und Brand und hundert Wunden nicht losgelassen.

Nun war es Abend. Ein stiller, blauer Rauch stieg senkrecht aus den Häuserskeletten mit den gebrochenen Dachrippen. An der Dorfstraße lagerten Soldaten; alte Leute mit verwilderten Bärten und schwarzen Schildmützen, die vorn ein großes Kreuz zeigten: oberschlesischer Landsturm.

Ein kleiner Trupp hatte sich auf einem Wegübergange ein Feuer angezündet, das mit den angekohlten Resten eines Zaunes genährt wurde. Der Zaun hatte ein großes Kreuz umfriedigt, das den Heiland, in merkwürdiger Kleinheit, trug. Eine Granate hatte es einen

Meter über dem Boden zerschmettert und umgerissen. Der splitternde Stumpf ragte in die Luft.

Der Gekreuzigte hatte sich im Sturz von dem Holze gelöst und war in das Granatenloch gefallen; verwelkte Blumenketten und blasse, künstliche Rosen lagen verstreut herum.

Ein kleines Mädchen saß auf dem Kreuzbalken. Es hatte einen Rock mit schwarzen, grünen und gelben Längsstreifen und einen ebensolchen Überwurf; an den Füßen trug es feste Stiefelchen. Das Kind versuchte mit ungeschickten Fingern ein paar Rosen zum Kranze zu winden, schaufelte dann mit einem breiten Kreuzsplitter ein Grab und wollte den Heiland hineinlegen.

Wie es aber das kalte Metall berührte, schauerte es zusammen, wickelte den Gekreuzigten in den Umhang und trippelte zum Feuer, um ihn zu erwärmen.

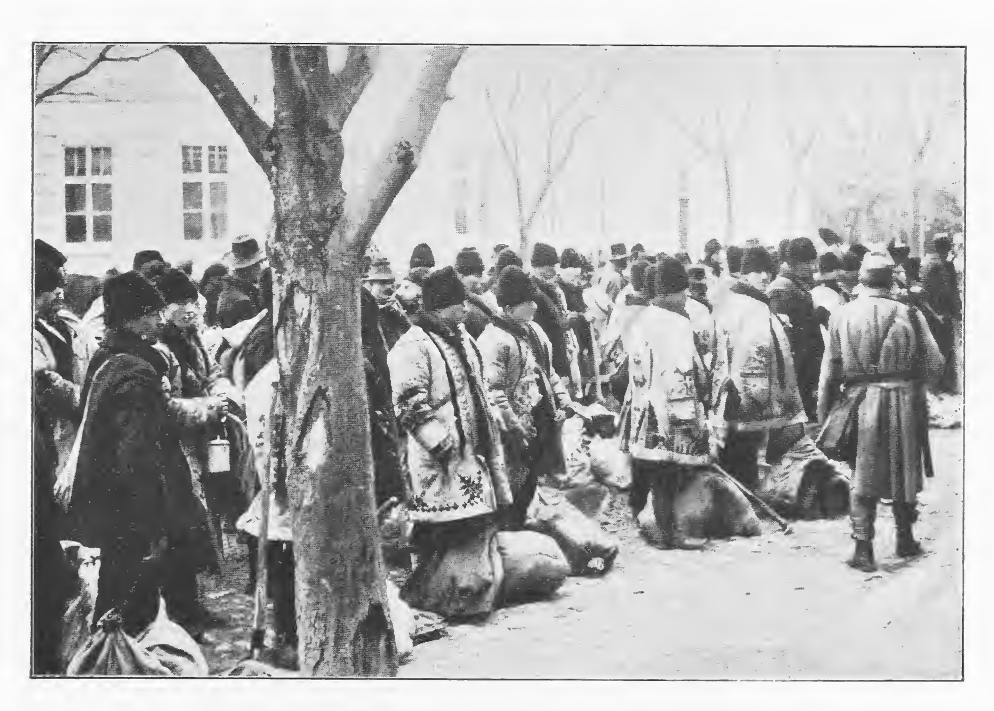
Die Soldaten achteten nicht auf das Mädchen. Die gewaltsamen Eindrücke der letzten Stunden hatten ihre Gesichter versteint. Die starre Furchtbarkeit der Sieger war ihnen aufgeprägt.

Die Kleine lief zu ihrer Grube zurück, bettete die Figur in das Grab, schaufelte einen kleinen Hügel darüber und legte ihren Kranz darauf, besteckte auch die ganze Höhlung mit Blumen und Blättern und sang mit eintöniger Stimme mehrmals hintereinander:

„Der Herr Christus ist tot. Ich habe ihn begraben.“

Dann rannte sie auf einen Krieger zu, der auf dem aufgekanteten Tornister saß und eine dicke Schnitte Brot in den Händen hielt. Sie lehnte sich an das Knie des Mannes, griff nach dem Brote und sagte:

„Maria hat Hunger. Maria will Brot.“



Ungarische Arbeitertruppen in ihrer malerischen Tracht.

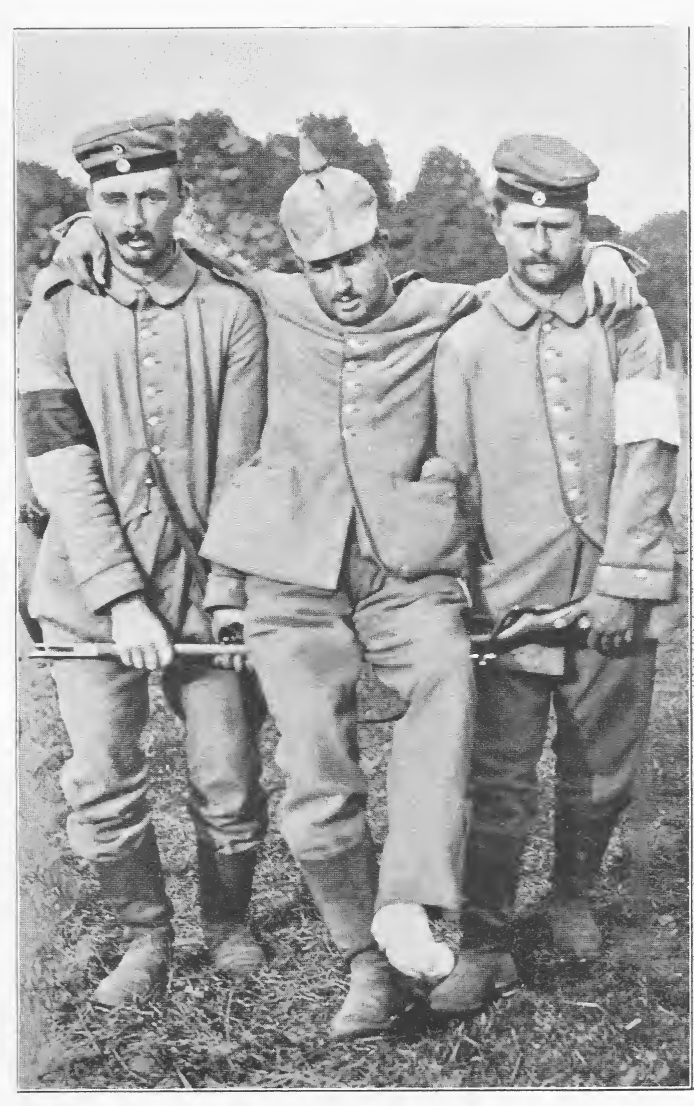
Der Soldat ließ ihr das Stück, das sie ihm aus den Händen genommen hatte, und das Mädchen blieb zutraulich bei den Landstürmern, spielte mit den Troddeln am Seitengewehr und befühlte die Patronentaschen. Die Männer wehrten ihr das nicht, beachteten das Kind aber auch weiter nicht, bis Maria einmal dem Feuer zu nahe kam. Da zog sie einer rauh am Arme zurück, damit sie nicht Schaden nähme. Die Kleine merkte nicht die gute Absicht, sondern spürte nur den rauhen Griff, verzog den Mund und fing bitterlich zu weinen an.

Die Tränen schienen die Starre in den Gesichtern der Soldaten zu erweichen, und einer fragte mit teilnehmender Poltrigkeit auf polnisch:

„Warum heulst du denn?"

„Weil der Picha so grob gewesen ist. So ein alter Junggeselle versteht halt nichts von Kindern," entgegnete der Gefreite Mucha mit seiner hohen Fistelstimme, die immer etwas von Jammer und Klage an sich hatte. „Komm, Maria," suchte er das Mädchen zu beruhigen. „Komm, ich tu dir nichts."

Picha zwirbelte die Enden seines langen Hängeschnurrbarts, und seine Augen flackerten. Doch sagte er nichts, setzte sich die Kleine auf das Knie, schaukelte sie sacht hin und her und sang ein polnisches Liedchen dazu. Da hörte sie zu weinen auf und griff nach dem Barte des Soldaten, der mit gemachter Schrecklichkeit nach ihren dicken Fingern schnappte. Sie lachte herzlich darüber und konnte kein Ende des



Kameraden tragen einen Verwundeten aus der Schlachtfront.

neckischen Spiels finden. Dazwischen fragte er:

„Wo ist die Mutter?“

„Mutter ist fort, tot,“ antwortete das Kind und zauste wieder lachend den Bart.

„Und der Vater?“

„Vater auch tot. Maria weiß nicht.“

Eine lange Pause. Dann brach der dicke Fabig los; sein Gesicht bildete eine einzige schwarze Haarwildnis, aus der nur die Augen heraus glühten:

„Wer d e n Krieg auf dem Gewissen hat, wird einen tausendfachen Tod sterben. Fluch über die Großfürsten!“

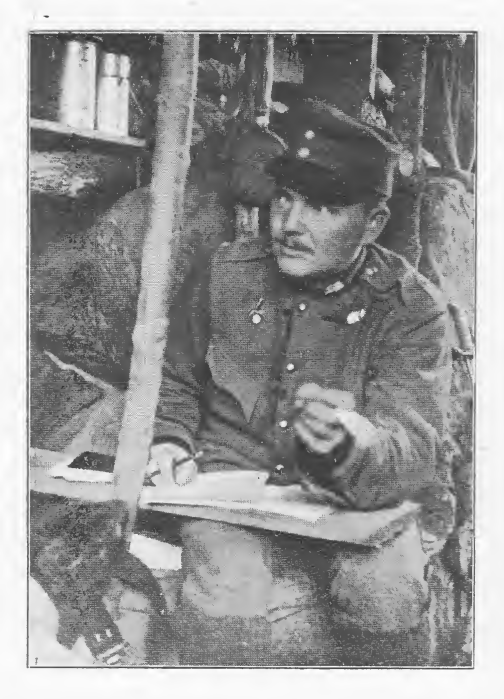
„Was sollen wir denn nun mit dem Dinge anfangen?“ fragte der Gefreite.

Die Frage war kühn. Sie zeugte von einem gewissen Maß der Verantwortung und von einem Mitleid, dessen sich die rauhen Landstürmer voreinander schämten.

„Für die Nacht müssen wir für ein



Persischer Nomadenhäuptling, ein alter Feind der Engländer.



Im österreichischen Schützengraben.

Unterkommen sorgen; morgen können wir uns natürlich nicht mehr um das Mädel kümmern,“ entschied Picha.

„Natürlich nicht. Kinder gehören nicht zur Kompagnie,“ meinte Mucha. Doch hatte jeder bei dem „natürlich“ seine Hintergedanken.

Da aber die allgemeine Meinung dahin gegangen war, daß es Pflicht sei, diese Nacht für das Kind zu sorgen, so zogen Mucha und Fabig aus, ein Quartier zu suchen; nur Johann Picha rührte sich nicht. Es mußte doch einer zurückbleiben, um auf das Mädchen achtzugeben. Solche kleine Dinger machen leicht eine Dummheit.

Er wartete, bis die Kameraden im Dämmergrau verschwunden waren, dann kramte er in seinem Tornister. Maria sah gern zu. Als ihr ein buntes Taschentuch besonders gefiel, nahm er es heraus und band es ihr um den Kopf; denn es fing an, empfindlich kühl zu

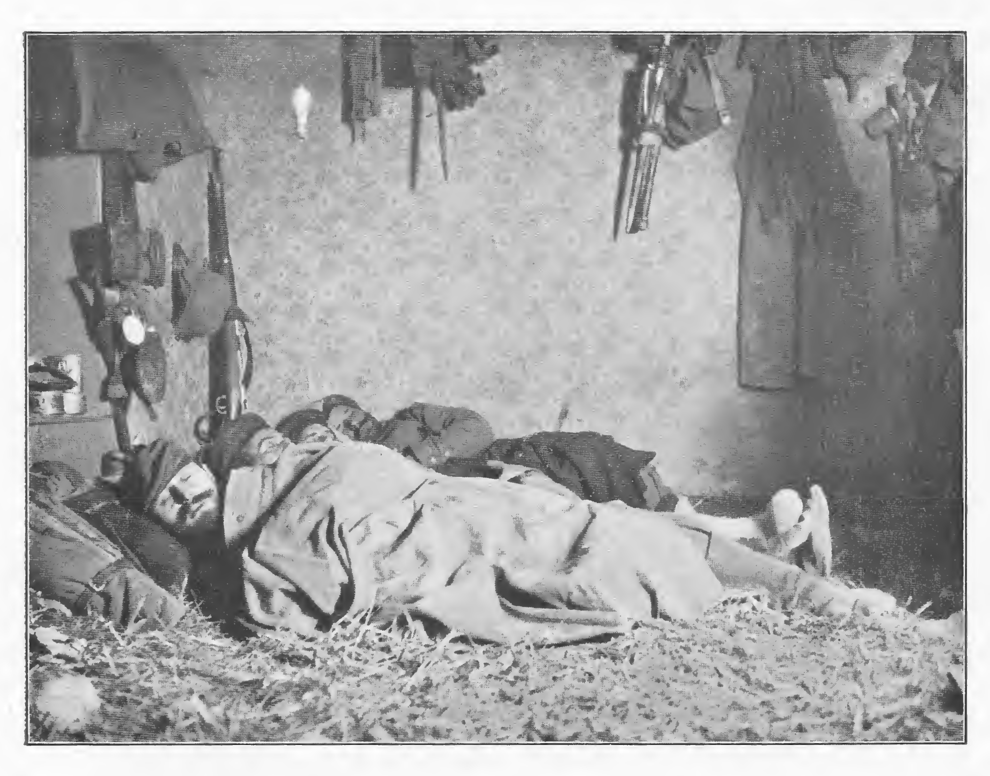
werden. Sie sah ihn verklärt an, daß er nicht anders konnte, er mußte sie an sich drücken. Darauf suchte er weiter, fand einen reinen Fußlappen und formte nun eine Maus. Das Kind lachte hellauf, als er ihr das weiße Tier zuwarf.

Da kehrten die Kameraden zurück; Picha schürte verlegen das Feuer. Sie hatten einen Stall gefunden, dessen steinerne Mauern noch standen. Eine Ecke hatte sogar noch ein Dach und bot hinreichend Schutz.

Die Soldaten richteten sich gleich für die Nacht ein. Ursprünglich sollte das Mädchen an der Mauer liegen. Es stellte sich aber heraus, daß die Wand kühl und feucht war; auch wollte es jeder neben sich haben; deshalb wurde für gut befunden, es in die Mitte zu nehmen, Fabig und Picha links und rechts, der Gefreite zu Füßen.

Freilich, zum Schlafen kamen die vier nicht gleich. Die bärtigen Krieger trieben ein fröhliches Spiel mit dem Kinde, trotzdem der Tag starke Forderungen an Leib und Geist gestellt hatte. Es war, als suche die Seele in diesem Spiel ein Gegengewicht für die Wildheit der vergangenen Stunden, eine himmlische Ruhe.

Endlich aber wurde um des Kindes willen beschlossen, ans Schlafen zu denken. Die Soldaten legten sich hin und stellten sich träumend. Der unruhige Geist versuchte vergeblich, sie zu neuem Spiel zu ermuntern. Da warf sich die Kleine auf ihr Lager, hüpfte aber gleich wieder in die Höhe, schüttelte ihren rechten Nachbar recht



Im Nachtquartier.

kräftig am Arme und verlangte, daß er mit ihr bete.

Picha stellte sich ein wenig ungeschickt an; es war ihm auch lieb, daß die Dunkelheit sein Gesicht verbarg; doch mußte er seine Sache gut gemacht haben; denn nach dem Avemaria und dem Vaterunser nahm ihn das Kind um den Hals, gab ihm einen Gutenachtkuß und schlief darauf befriedigt ein.

Es schlief ausgezeichnet in wohliger Wärme, denn drei Soldatenmäntel haben eine schöne Dicke. Die Landstürmer fröstelten am Morgen, standen zeitig auf und machten Feuer. Da starker Kaffee Gift für ein Kind ist, so wurde für Maria ein schwacher besonders gekocht. Als Ersatz für die Milch stiftete Fabig ein Ei, das mit ihrem letzten Zucker verrührt, in einem Aluminiumbecher geschlagen und in den Morgentrunk gegossen wurde.

Als sich Maria die Augen rieb, waren alle drei um sie her. Fabig beanspruchte das Vorrecht, ihr den Kaffee zu reichen; Picha fragte, ob sie das Brot lieber mit Speck oder ohne wünsche. Sie aß beides und obendrauf ein Stück Schokolade, das sich in Muchas Brotbeutel gefunden hatte.

Die drei Kameraden sahen zu, freuten sich über die Eßlust des Mädchens, das sich unter ihrer Pflege augenscheinlich wohl fühlte, und ließen ihren eigenen Kaffee kalt werden.

„Ein hübsches Kind," sagte Fabig auf deutsch. Schmeicheleien dürfen Kinder nicht hören, sie werden eitel dabei.

„Und artig," fügte Picha hinzu und wischte der Kleinen das Gesicht mit einem Tuche ab, über das er den lauen Kaffee gegossen hatte.

„Mit kleinen Mädels hat man gar keine Mühe," setzte Mucha den Gedankengang fort; „die wachsen von selber groß. Um Jungens muß man sich vielmehr sorgen."

Allseitiges tiefes Nachdenken.

„Sie wird doch Verwandte oder Bekannte haben," meinte Picha, „vielleicht in Glowno oder Lowicz. Jedenfalls könnte man sie dort unterbringen."

Mucha griff diese Möglichkeit sofort auf.

„Dann wäre es Christenpflicht, die Kleine bis zum nächsten größeren Orte mitzunehmen. Hier kommt sie um."

Dem Dicken kam ein Gedanke.

„Wartet einen Augenblick," rief er, nahm das Kind auf den Arm und rannte mit ihm in wunderlichen Faunsprüngen davon. Bald kam er freudestrahlend zurückgalloppiert.

„Der Feldwebel hat erlaubt, sie auf dem Küchenwagen bis Lowicz mitzunehmen; dort muß sie aber unbedingt ihren Verwandten übergeben werden."

Die drei Verbündeten waren über diesen Ausgang äußerst erfreut, obwohl sie noch nicht wußten, wo sie die nötigen Verwandten hernehmen sollten.

So kam Maria in die Küche. Der Küchenunteroffizier konnte nur deutsch und nannte das Mädchen Mariechen. Trotzdem verstanden sich beide so gut, daß auf den Speisezettel Schlesisches Himmelreich gesetzt wurde, was eigentlich für hohe Festtage zurückgestellt worden war.

Mariechen war mit den Feldgrauen bereits so vertraut, daß sie jeden Soldaten als guten Freund betrachtete und zu gelegentlichen Ritterdiensten heranzog, auch den Herrn Oberleutnant und Kompagnieführer. Der Küchenunteroffizier, dessen Obhut das Mädchen übergeben worden war, verlor alle Farbe aus dem Gesicht — und ein Küchenunteroffizier hat viel Farbe, sehr viel Farbe — als sein Schützling unter Nichtachtung des militärischen Instanzenweges vertraulich an den Offizier herantrat, ihm den Fußlappen vorwies, der vorher eine Maus gewesen war und ihn dringend ersuchte, irgend ein Spielzeug daraus zu formen. Und wahrhaftig!

Der Herr Oberleutnant bildete ein puppenähnliches Machwerk und ließ es auf dem Finger tanzen und komische Bewegungen machen, um den Wert seiner Arbeit ins rechte Licht zu setzen. Wunderbar, höchst wunderbar!

Die Kompagnie rückte dem abziehenden Feinde nach. Es ging nicht schnell, denn eine polnische Landstraße ist nicht für den Verkehr da, am allerwenigsten für den Truppenverkehr. Sie hat nur den Zweck, so ganz im allgemeinen die Richtung nach einem Orte festzulegen. Wenn man neben ihr hingeht und Glück hat, kommt man schließlich einmal an ein Nest, das von weitem wie ein Negerdorf aussieht.

Aber die Wagen! Und die Pferde! Und die Kutscher!

Wer acht Tage in polnischem Schmutze kutschiert und seinen Wagen ohne großen Schaden aus den Löchern herausgebracht hat, und seine Pferde ohne Beinbruch und seinen Geist ohne Gehirnknacks, der sollte zum K. K. Leibkutscher ernannt werden, mit lebenslänglicher Pension.

Wehe, wenn ein Wagen stecken bleibt und die folgenden an der Seite vorbei durch noch gefährlichere Stellen trecken müssen! Dreimal wehe, wenn ein Rad bricht! Oft bleibt dann nichts übrig, als Mannschaft und Ladung zu retten und das Gefährt dem Untergange zu überlassen. Solche Wracks ragen, den Fahrern ein Warnungszeichen, aus dunklen Gründen in die Höhe, bis kühne Strandräuber sie bei günstiger Ebbezeit einmal ans trockene Land bringen.

Nach drei Stunden Marsch waren die wackeren Landstürmer mit ihrem Fuhrgepäck um eine Meile vorwärts gekommen, ohne Schiffbruch zu leiden. Maria saß hinten im Wagen, im Kochkessel der Kompagnie, der dick mit Decken ausgelegt war. Sie winkte ihren Freunden zu, und die Soldaten wateten bisweilen mit Lebensgefahr an das Fuhrwerk, um eine überflüssige Frage zu stellen oder ihr etwas aus Tasche und Brotbeutel zu schenken.

Ein Dorf war erreicht. Die Leute freuten sich auf die Unterkunft in unbe-



Russen feuern zwecklos im Schneegestöber.

schädigten Häusern und machten Pläne für Essen und Schlafen.

Der dicke Fabig hatte schon in unbegreiflicher Vertrauensseligkeit das Kochgeschirr aufs Feuer gesetzt und Mucha kratzte sich gar den Schmutz von den Stiefeln, da hieß es, ins alte Quartier zurück, d. h. nur die Fuhrkolonne ratterte dahin, die Kompagnie machte auf halbem Wege eine Schwenkung nach Süden und hob eine Viertelstunde vor dem Dorfe Schützengräben aus.

Marienbader und andere körperlich begabte Menschen mögen ihre eigenen Gedanken über den Segen solcher Arbeit haben: den Soldaten fehlt nach einem tüchtigen Marsch die Begeisterung dafür. Das hinderte natürlich nicht im mindesten die Vollendung des Grabens. Gegen Schlafenszeit war er fertig, und jeder hatte die Berechtigung, sich auf dem weichen Grunde nach Gefallen auszustrecken.

„Was nur unser Mädel tun mag?" fragte Fabig.

„Hoffentlich kümmert sich der Küchenunteroffizier um sie," sorgte sich Mucha; „Mädchen wollen besonders gut gepflegt werden."

„Er versteht das Kind nicht, und sie ihn nicht," sagte Fabig bekümmert.

Indessen fragte der Oberleutnant einen Zugführer: „Haben Sie nicht einen Förster, Schmuggler oder Wilddieb zur Hand, der Augen und Ohren zu brauchen weiß? Wir müssen herauskriegen, ob das Dorf vor uns besetzt ist. Es ist aber eine gefährliche Arbeit."

„Der Picha ist ein vorzüglicher Schütze und kriecht wie eine Eidechse. Ob er zum schwarzen Handwerk gehört, hat er noch nicht verraten," entgegnete der Offizier-Stellvertreter.

Natürlich war Picha sofort bereit, die gefährliche Patrouille zu machen. Das schlug in sein Fach und machte mehr Spaß als in dem schlammigen Graben zu liegen. Der dicke Fabig schloß sich ihm an; als der Oberleutnant seine Bedenken äußerte wegen der hindernden Leibesfülle, zwinkerte der Schwarze mit dem rechten Auge und meinte:

„Wir haben früher manches Geschäft gemeinsam gemacht."

Da war der Chef zufrieden. Den Mucha ließen die beiden nicht mit, er hatte acht Kinder zu Hause.



Auf Patrouille im Schnee.

Oben war es sternenklar, unten lag grauer Nebel. Sie bogen weit rechts aus, um nicht auf vorgeschobene Posten oder Schützengräben zu stoßen. Nach einer Viertelstunde sahen sie einen schwachen Feuerschein vor sich. Jetzt hieß es vorsichtig sein. Auf Ellenbogen

und Fußspitzen krochen sie vor, mit einer Gewandtheit, die auf viel Übung schließen ließ.

Ein leises Surren. Fabig war an einen dünnen Draht gestoßen, der in geringer Höhe über dem Erdboden gespannt war. Sie krochen den Draht entlang. Er führte hinter ein kleines Birkengehölz. Die beiden wußten Bescheid. Eine Batterie hatte dort ihre gedeckte Stellung. Sie rutschten den Weg wieder zurück und weiter. Mit einem Male stieg der Draht schräg in die Höhe, und sie sahen in zerflatterten Umrissen eine riesenhafte Windmühle vor sich.

„Telephon zum Beobachtungsposten," hauchte Fabig.

Der Erfolg reizte zu neuen Taten. Ein Weg. Jedenfalls führte er zum Dorfe, das unmöglich weit sein konnte. Picha kroch jetzt zehn, zwanzig Schritte voraus, dann folgte der Kamerad, während der vordere wartete. So blieben sie in fortwährender Verbindung, und einer konnte immer ungestört lauschen.

Ein Zirpen mahnte Fabig zur Vorsicht.

Zu beiden Seiten des Weges waren Schützenlöcher für die Posten, die sich halblaut unterhielten. Die Freunde umschlichen die Stelle und schlüpften durch einen verfallenen Zaun in einen Garten. Dicke Holzscheite lagen dort in wirren Haufen. Beinahe hätte Picha laut geflucht, denn der Mist und Gestank war schier für seine Nerven zu viel.

Da stockte er. Inmitten des Unrates, mit einem Scheit als Kopfkissen, war da eine lange Gestalt mit einem Mantel bedeckt und schnarchte. Eine Mütze lag daneben.

Picha lockerte das Seitengewehr, verwarf dann sein Vorhaben und kroch mit Fabig zum nächsten Gehöft, woher zwischen Wohnhaus und Scheune ein Lichtschimmer drang.



Auf einsamer Wacht im Schnee.

Der Hof bot einen wunderlichen Anblick. Die Soldaten hatten, vermutlich um genügend Raum zu schaffen, allen Hausrat ausgeräumt. Trotzdem hatten nicht alle Platz zum Schlafen gefunden, einige hockten um ein kleines Feuer, ein paar lagen auf Stroh, das aus der halboffenen Scheunenwand wirr herausgerissen war.

An dem Wohnhause stand ein kleiner Tisch mit einer überglasten Madonna. Ein alter Bauer kniete zusammengesunken davor, der Kopf lag auf den gefalteten Händen an der Tischkante. Mitunter, wenn das Feuer heller aufbrannte, spiegelte sich die rote Glut in dem Glasdach und gab der Madonna einen blutigen Heiligenschein.

Die beiden Lauscher wollten sich zurückziehen; jeder Schritt weiter, jedes längere Weilen mußte hohe Gefahr bringen. Da packte Picha den Freund am Arme.

„Siehst du, da, am Zaun, auf dem dritten Pfahl!"

Fabig sah angestrengt hin. Auf dem Zaun, an der Gegenseite des Hofes, saß oder hing eine Puppe. Ein Soldat mochte sie dort zum Scherz hingebracht haben.

„Das wäre etwas für unser Kind," flüsterte der Dicke begehrlich.

„Bleib' hier und warte. Ich wag's," sagte Picha entschlossen. „Wenn ich in fünf Minuten nicht zurück bin, dann mache, daß du fortkommst; dann ist es brenzlich."

Picha kroch zu dem Schläfer und borgte sich dessen Mütze. Fabig blieb auf der Lauer am Scheunengiebel und starrte nach der Puppe. Jetzt ging jenseits des Zaunes eine Gestalt, eine Hand griff nach dem Spielzeug und verschwand. Donnerwetter, war das ein Spaß! Aufregender und schöner noch als Schmuggeln.

Aber wie sich Fabig halb aufrichten wollte, um den Kameraden zu empfangen, hörte er schwere Tritte und brechende Zweige knacken, wie wenn ein großes Wild im Walde stampft. Das konnte unmöglich Picha sein. Der Lauscher warf sich an die Wand, da stolperte es brummig heran und über ihn weg; eine schwere Masse fiel auf ihn wie ein Mehlsack, tastete an ihm herum und torkelte nach dem Feuer zu.

Ein durchdringendes Zirpen. Fabig suchte seine Mütze, fand sie aber nicht. Er tat noch einen Blick nach der Gruppe am Feuer. Es war eine Unruhe hineingekommen; einige Soldaten sahen auf den Neuankömmling, der eine preußische Soldatenmütze in der Hand hielt, dann in der Richtung nach der Scheune, wo Fabig lag oder vielmehr gelegen hatte; denn ehe sich in den langsamen, schläfrigen Köpfen der Gedanke in die Tat umsetzte, war er verschwunden. Picha hinter ihm her.

Es war drei Uhr nachts, als sie ihrem Oberleutnant die Meldung brachten. Dem Kompagnieführer schien sie so wichtig, daß er die beiden ins Dorf zurückschickte, ja selber mitging, um dem Brigadekommandeur die Nachricht zu überbringen.

Der alte Herr war sofort auf den Beinen, er strahlte übers ganze Gesicht, klopfte seinen Landstürmern auf die Schulter und schickte sie dann zur Bagage, damit sie sich gründlich ausschliefen.

Am nächsten Morgen, als sich der Nebel verzogen hatte, gab es einen schönen Spaß. Erst schoß die Artillerie die Windmühle zusammen, darauf wurde das feindliche Geschützfeuer merklich unsicher und hörte bald ganz auf, als das Birkengebüsch rechts des Dorfes mit Granaten zugedeckt wurde.

Während dieses Geschützdonners schliefen Picha und Fabig fest auf ihren wohlerworbenen Lorbeeren an der gestrigen Lagerstätte, wie nach einem gutgelungenen Grenzgeschäft. Das Krachen

störte sie nicht, sie hatten das ihrige getan.

Aber so kurz vor Mittag wurde Picha doch munter. Da hatte sich nämlich ein kleines Mädel sehr energisch auf seinen Leib gesetzt und zeigte ihm vorwurfsvoll sein Geschenk, das er ihr vergangene Nacht in den Arm gelegt hatte. Die Sägespäne rieselten aus dem Puppenleibe.

Picha blinzelte verschlafen und dämselte weiter, denn die Last und das Plappern des Kindes dünkte ihm ganz angenehm.

Das war aber nicht nach Marias Sinne. Sie hielt ihm die Puppe vors Gesicht und griff ihm mit ungeschickten Patschen in Mund und Bart.

Nun mußte er sich doch aufrichten und den Schaden besehen.

Er holte aus dem Tornister Nadel und Zwirn hervor und begann die Wunde sachgemäß zu flicken. Maria saß auf dem Knie, guckte zu und gab gute Ratschläge, die er soweit wie möglich gewissenhaft befolgte. Mit einem Male nahm sie den alten Junggesellen um den Hals, küßte ihn und sagte mit Überzeugung:

„Du, ich bin dir gut.“

Picha machte ein ziemlich blödes Gesicht, wie es in dieser Vollendung der Mensch nur bei unerwarteten und ungewohnten Ereignissen fertig kriegt, sah dann auf Kamerad Fabig, ob der wohl noch schliefe, lächelte unbeholfen, fühlte sich aber doch verpflichtet, die Herzlichkeit väterlich zu erwidern.

Es war erstaunlich, wieviel zärtliche Würde er in diesen Augenblicken aufbrachte. Es mochte ihm wohl zum Bewußtsein gekommen sein, wieviel ein leeres Männerdasein in der Hinsicht nachzuholen hätte.

Als Fabig aufwachte, stellte Picha die schöne Beschäftigung ein, ging nachdenklich ein Stück ins Dorf und kam erst nach einer halben Stunde wieder.

„Du, Fabig, weißt du, wir sind doch beide Junggesellen.“

Da diese Tatsache unbestreitbar war und Fabig nicht wußte, wohinaus der Freund wollte, so begnügte er sich mit einem zustimmenden Grunzen.

„Das Mädel gefällt mir.“

„Mir auch,“ sagte Fabig.

„Es hat weder Vater noch Mutter, auch keine näheren Verwandten mehr, wie ich eben erkundet habe. Wie wäre es, wenn wir es an Kindesstatt annähmen. Ich bin der Vater, du die Mutter.“

Fabig warf sich in die Brust. Er meinte, seine Mutterrolle wäre bei ihm in den besten Händen. Eben habe er z. B. entdeckt, daß Maria unbedingt neue Untersachen brauche. Da es zweifelhaft sei, ob man in dieser jämmerlichen Gegend die Kleider in rechter Güte bekäme, wolle er auf alle Fälle nach Kattowitz schreiben. Am besten wäre es überhaupt, eine ganze Ausstattung zu bestellen. Geld dürfe dabei keine Rolle spielen.

Picha stimmte dem zu. Alle unterlassene Liebe der vergangenen Jahre brach bei den beiden rauhen Menschen hervor, während sie über die Zukunft des Mädchens sprachen.

Da hörten sie ein scharfes Geknatter aus der Richtung der Schützengräben.

Die Soldaten lauschten.

„Es scheint ernst zu werden. Machen wir uns auf alle Fälle marschbereit,“ sagte Fabig.

Sie warfen den Tornister über, griffen nach den Gewehren und sahen nach dem Kinde, um ihm Lebewohl zu sagen.

Es lehnte sitzend an der Stallmauer, mit der Puppe im Arm. Der Kopf war leicht nach vorn geneigt, das Gesicht leichenblaß. Es rührte sich nicht.

„Maria,“ schrie Picha auf. Er nahm ihre Hand in die seine. Sie war schon kalt.

Ein kleines Loch vorn im Umhang und Leibchen zeigte ihnen, welchen Weg die verirrte Kugel genommen hatte. Der herbeigerufene Sanitäter konnte nur den Tod bestätigen.

„Wir wollen sie begraben, wo wir ihr zuerst begegneten," schluchzte Fabig fassungslos.

Picha hob den leichten Körper auf und trug ihn fort. An dem Kreuzesstumpfe schaufelten sie ein Grab. Sie fanden dabei den vergoldeten Heiland.

Fabig wußte nicht recht, was er mit ihm anfangen sollte und hielt ihn zögernd, voll religiöser Scheu in der Hand. Da legte ihn Picha dem Mädchen in den rechten Arm, der linke hielt die Puppe, und sagte leise:

„Lassen wir ihn bei unserem Kinde. Jetzt ist er tot. Er wird mit ihm auferstehen."

Sie schaufelten das Grab zum Hügel und stellten das abgesplitterte Kreuz am Kopfende auf. Picha schrieb mit Kreide darauf: Maria.

Dann beteten sie stumm ein Vaterunser und eilten in den Kampf.

* * *

Ein Heldengrab.

März.

Victor von Athmann.

Goldner Sonne Strahlenenden
Tauchen in die Tiefe nieder,
Und der Wind mit warmen Händen
Streichelt grüner Saat Gefieder.

Hoch vom blauen Himmel träumen
Weiße Wolken auf die Erde;
Hinterm Pflug an losen Zäunen
Lenkt der Landmann seine Pferde.

Durch die Welt, die Herzen leise
Spinnt der Frühling grünes Band,
Und in jung-alt ew'ger Weise
Zieht die Hoffnung durch das Land.

Ein Kampf.

Leo Sternberg.

Es krallt sich vom Schnee noch immer ein Rest
Im Schatten des Damms an der Grasschräge fest
Und will nicht fort von der Erde.

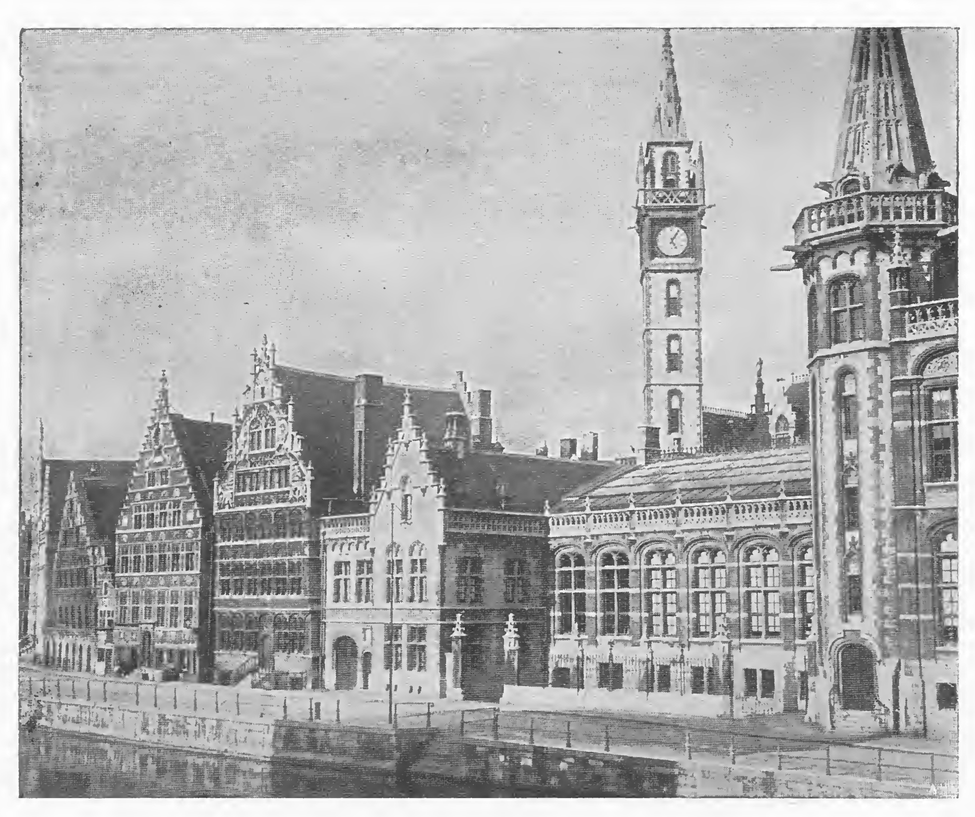
Die Sonne macht sanft ihm die Hände los:
„Nun komm, alle Dämme und Hänge sind bloß."
. . Ein Bächlein schluchzt in die Erde.

Seelen.

Gustav W. Eberlein.

Die den Vorfrühling verstehen
Und sein leises Schreiten hören,
Sind rein.
Die da reinen Herzens aber
Sprach ein Gott der Liebe selig,
Sie sind sein.

In der Winterwende Waffen
Krachend muß das Morsche stürzen
Und verwehen . . .
Unter tausend Schmerzen lächeln
Die da an die Liebe glauben,
Denn sie verstehen.



Alte Patrizierhäuser in Gent.

Die „deutsche Soldat" als Mädchen für Alles.

Bericht eines Landsturmmannes. Nacherzählt von Magda Trott.

Zwischen Mecheln und Antwerpen liegen verschiedene kleine Dörfer, Städte, Schlösser, Vorwerke, die teils gänzlich zerstört, teils völlig verlassen sind. So sind auch die Bewohner des Örtchens Dendare geflohen, als unsere Truppen mit schwerem Geschütz heranrückten, haben alles stehen und liegen gelassen und erst ganz allmählich, nachdem Antwerpen längst in unserem Besitz war, kehrten sie voller Angst zurück, jeden Augenblick bereit, wieder davon zu laufen, wenn ihnen die „Barbaren" ans Leben gehen wollten.

Unweit des Örtchens liegt ein schönes altes Schloß Veldkant, dessen Besitzer ebenfalls geflohen ist und dieses Schloß gibt uns Landsturmleuten, die wir hier zur Wache liegen, recht angenehmen Unterschlupf. Ganz allmählich haben wir uns mit der anfänglich so scheuen Bewohnerschaft angefreundet, und wenn uns auch hie und da ein mißtrauischer Blick trifft, wenn auch manchmal die Kinder bei unserem Anblick noch laut schreiend auseinander stieben, so fangen die Einwohner doch bereits an, in uns auch Menschen zu sehen, zumal dieser oder jener von uns, da wir wirklich viel freie Zeit haben, ihnen bei der Wiederinstandsetzung der Wohnung geholfen hat.

Vor wenigen Tagen passierte es, daß zwei von uns auf eine jammernde Frau trafen, die uns auf unsere Frage mitteilte, daß in ihrem Hause wohl alles in Ordnung sei, daß sie aber in die verschlossenen Schränke und Kisten nicht hinein könne, da bei der schnellen Flucht wahrscheinlich die Schlüssel verloren gegangen seien. Der einzige Schmied im Ort war im Kriege, ratlos stand die Frau und wußte nicht, was beginnen. Wir versprachen ihr Hilfe

gingen zurück, holten den Landsturmmann Wagner, von dem wir wußten, daß er in Friedenszeiten ein ehrsamer Schlossermeister war, und dieser besuchte erst die Frau des Schmiedes, borgte sich dort das notwendige Handwerkszeug und ging dann zu der Jammernden. Als der wohlbeleibte stämmige Mann eintrat, schien sie es wieder mit der Angst zu bekommen, denn sie bedeutete dem Schmied, sie wolle seine Hilfe nicht, er solle nur wieder gehen. Als alles gute Zusprechen nichts nützte, die Verständigung war ohnehin schwierig, machte sich unser Landsturmmann einfach daran, den ersten besten Schrank zu öffnen, um der Frau zu zeigen, daß sie nichts zu fürchten brauche. Aber weit gefehlt. Die Frau warf sich dem Manne zu Füßen, rang die Hände, weinte, jammerte und war schließlich doch unter Tränen bereit, ihm die verschlossenen Kisten zu zeigen. Ihr Erstaunen kannte freilich keine Grenzen, als unser braver Landsturmmann mit Leichtigkeit die Behälter öffnete und dann davonstampfen wollte. Sie hatte geglaubt, er würde zumindest alles durchsuchen und das Beste mitgehen heißen. Ein Dankesschwall entströmte ihrem Munde, doch der Schlossermeister verstand nichts weiter davon als die immer sich wiederholenden Worte: „Die deutsche gute Soldat“. Von jenem Augenblicke an sind wir im Ansehen der Leute gestiegen. Man hält uns nicht mehr für Diebe und Räuber, ja, man glaubt sogar, „die deutsche Soldat“ könne alles, denn vertrauensvoll brachte uns tags darauf eine alte Frau ein paar zerrissene Kinderstiefel mit der Bitte, dem Kinde die Schuhe zu flicken, es seien die einzigen. Da sich aber unter uns kein einziger Schuster befand, so mußten wir der Frau die zerrissenen Stiefel wieder mitgeben. Unser Erstaunen kannte aber keine Grenzen, als uns eines Morgens eine Frau aufsuchte, die uns bat, doch hin und wieder nach ihrem zwei Jahre alten Kinde zu sehen, da sie auf das Feld müsse, um ihrer Arbeit nachzugehen. Da das Haus nicht weit war, da die Frau auch niemanden hatte, so versprach es einer von uns, und er hat auch getreulich seines Amtes gewaltet. Wie gut er die Kinderfrau vertreten haben muß, geht daraus hervor, daß wenige Tage später zwei Frauen mit dem gleichen Ansinnen an uns herantraten. Herr Leutnant lehnte ab, aber die Frauen baten so herzlich, daß er schließlich doch ja sagte, und so waren von uns drei vollauf mit Kinderwartung beschäftigt. Es kam uns auch nicht darauf an, den hungernden Kleinen von unserem eigenen Gelde etwas zu kaufen, dachten wir doch, da wir alle Familienväter waren, unserer Kinder daheim, und es war für uns selbst eine Freude, wenn uns die Kleinen freundlich anlachten.

Die Hilfsbereitschaft des „deutsche Soldat“ sprach sich herum bis ins nächste Dorf. Eines Tages erschien sogar von dort eine junge Frau, einen Säugling auf dem Arm und bat uns, das Kind tagsüber hier zu behalten, sie wolle gern etwas bezahlen, aber sie müsse auf Arbeit und könne sich um das Kind nicht kümmern. Wir sahen ein, das ging so nicht weiter und so beschlossen wir da sich freiwillig niemand erbot, die Kinderpflege zu organisieren. Wir suchten uns eine nette junge Frau, stellten die beiden Parterresäle unseres Schlosses zur Verfügung, richteten hier einen Kindergarten ein und die Frau mußte gegen geringe Bezahlung auf die Kinder aufpassen, aber, das ließen wir uns nicht nehmen, alles unter militärischer Aufsicht.

So kommt es, daß jetzt schon einer oder der andere von uns vlämische Kinderliedchen singen kann, sogar mit den Kleinen spielt und es herrscht großer Jubel, wenn „die deutsche Soldat“ mitspielt, im Kreise kauert und wie ein Hund bellt oder wie eine Katze miaut. Die Zahl unserer Kinder wird immer größer, aber es wächst auch die Zuneigung der Bevölkerung und so hoffen wir, daß auch nach dem Kriege die dort lebenden Bewohner „die deutsche Soldat“ in guter Erinnerung behalten werden.



Drohung gegen London.

Häfen von London, angefüllt mit Masten!
Kaufhäuser Londons, Tausende, die ihr ragt!
Straßen von London, wimmelnd von dem Hasten
Der busineß=Leute und der money=Jagd!

City, Kontor verkrämerter Nation,
Buchführend Hirn des Reichs der Warenkisten!
Träumt euch in manchen Angstenächten schon
Ein Debet, aufgestellt in Totenlisten? . . . .

London, Altar, mit Sackleinwand bespannt,
Des Schachergottes, dessen Opferflamme
Zumeist von Räuberbeute loh gebrannt,
Gehegt von Gier nach Gold, der giftigen Amme:

Wir bringen einen Buchrevisor: Tod,
Der rechnet gut und prüft dir jede Zahl,
Der schreibt mit Tinte, die fließt blutig rot,
Und Säbelklingen sind ihm Lineal.

Der führt in surrendem Propellerritt
Die fliegenden Geschwader weißer Schiffe,
Und mit dem Riß von Stahl und Dynamit
Zerfetzt er deiner Rechnung Lugbegriffe . . .

Vielleicht vernimmst du schon das Hämmerschlagen,
Gestöhn der Dämpfe und der Werft Gekeuch:
Das alles zimmert Flöße, ihn zu tragen,
Den Mars, den Tod gen euch!

Walther C. F. Lierke.

Gabriel Metsu (1630 – 1667): Das Liebespaar beim Frühstück

Kgl. Gemäldegalerie in Dresden







Bergstädtische Kriegsberichterstattung.



Wir haben den Sascha Mutschatschek, oder wie er sonst hieß, wahrhaftig nicht erschossen, obwohl er sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befand. Er war zwar nur ein Russe; doch wenn er ein Franzose gewesen wäre, hätten wir's ganz gewiß auch nicht getan. Wir Bergstädter sind nicht so, und wenn General Joffre mit seiner allbekannten Behauptung auch uns gemeint haben sollte, müßten wir ihn des Irrtums zeihen oder gar einen Verleumder nennen. Der arme Sascha mag wohl schon ein totkranker Mann gewesen sein, als Väterchen ihm sagen ließ, daß er sein friedliches Häuschen bei Petschora, sowie Weib, Kind, Pferdchen, Schwein und Kuh verlassen und sich als tapferer Infanterist am großen Zuge nach Berlin beteiligen müsse. Möglich ist es freilich, daß er sich sein schweres Herzleiden erst auf dem Marsche zugezogen hat; denn in den großen Zug kam er erst, nachdem er in ärgster Ratlosigkeit mit vielen Kameraden die Flinte weggeworfen und die Hände hochgehalten hatte. Bis dahin war die Reise Werst um Werst durch endlose Weiten meist zu Fuß gegangen, und wen seine dreißig Pfund Gepäck oder seine zerschundenen Füße oder seine quälerische Müdigkeit mit unwiderstehlicher Gewalt zu einer kleinen Rast an den Wegrand



General Joffre.

zogen, dem hatte der diensthabende Leutnant mit Fäusten und Fußtritten und unheimlichen Ermahnungen frische Kraft eingeflößt. Der Sascha wurde von der Eisenbahn in unser Kriegslazarett gebracht, und der „notgetraute" Mann meines Dienstmädels, der ebenfalls dort liegt, hat mir erzählt, wie eifrig der Arzt bemüht war, den hartgeprüften Petschoraner am Leben zu erhalten. Gegen ein solches Leiden aber war kein Kraut gewachsen, und so hat der feindliche Fremdling bei uns den ewigen Frieden gefunden. Mit militärischen Ehren ist er begraben worden, und seine Heimat wird vergeblich warten, daß er wiederkehre. Nur einer von vielen, vielen Hunderttausenden war er, denen der Heimweg durch den Riegel des Todes verschlossen worden ist, und obwohl das Gemüt mit allen seinen heiligen Liebeskräften vollauf beschäftigt ist, allen den hingesunkenen jugendfrischen Helden, die ihm nahe-

gestanden, den Zoll des ruhmvollen Gedenkens und der innigen Verehrung zu spenden, so vermag es doch nebenher noch dem bangen Schicksal eines solchen gegnerischen, in Qual und Verderben gehetzten Irrfahrers eine Andacht des liebenden Mitleids zu widmen.

Wenige Tage lang befand sich im bergstädtischen Lazarett auch ein hoher russischer Offizier. Der sprach deutsch, und als ihm mein Freund, der Arzt, einen frischen Verband anlegte, begann er vom Kriege zu sprechen. Dabei entfuhr ihm eine bemerkenswerte Äußerung. Er sagte mit verhaltenem Ingrimm: „Jawohl, Ihr Hindenburg hat die masurischen Seen gekannt! Wir aber kannten sie besser. Zwei Jahre lang bildeten sie jeden Mittwoch den Gegenstand des Unterrichts für unsere Generale und Stabsoffiziere. Wir hatten die herrlichsten Pläne, nach denen wir die Deutschen in die Moräste drängen wollten, und mit diesen Plänen, die wir im Kopfe trugen, sind wir hingezogen. Daß sich unsere Generale in die Falle treiben ließen, die sie selber aufgestellt hatten, ist für uns die furchtbarste Schmach. Ich war ja willens, mir eine Kugel in den Kopf zu jagen; doch ich besann mich anders, weil ich bei dem Gericht, das hoffentlich nach dem Kriege gehalten werden wird, mit als Ankläger auftreten will.“

„Demnach“, erwiderte darauf der Arzt, „könnten wir ja die Feldherrnkunst unseres Hindenburg gar nicht genug bewundern.“

„Leider!“ gab der Russe zu.

Durch die Erschütterungen, die der Krieg erzeugt, geraten auch die am festesten gefügten Weltanschauungen ins Wanken. Manche stürzen zusammen wie Häuser beim Erdbeben, und ratlos steht der Mensch an den Trümmern seiner teuer erworbenen Weisheit. Ich hätte bisher darauf geschworen, daß der alte Satz: „Willst du dich erkennen, so höre, was deine Feinde von dir sagen!“ das wirksamste Mittel zu einer gesunden Selbsterziehung darstelle. Nun aber weiß ich, daß er nichts taugt. Er ist ein blanker Unsinn und eignet sich weder zum persönlichen Gebrauch, noch für die große Gemeinschaft eines Volkes. Zu dieser kläglichen Erkenntnis kam ich, als mir neulich vom Vorsitzenden unseres Löwenbundes aufgetragen worden war, einen Vortrag über „Deutschland im Urteil seiner Gegner“ zu halten. Ich durchblätterte zu diesem Zwecke ganze Stöße von Zeitungen, und meine Forschungen ergaben ungefähr folgendes: Wir Deutsche sind nach dem Urteil der Franzosen, der Engländer und der Russen blutberauschte Wütlinge, sanfte Seelen, Hunnen, Kulturmenschen, Mörder, Spitzbuben, Räuber, Redlichkeitsfanatiker, fromme Christen, Kirchenschänder, gottlose Wichte, zerstörungssüchtige Scheusäler, hochherzige Beschützer, Schurken, Gentlemen, Rechtsbrecher, Rechtsbolde, Feiglinge, Helden, Barbaren, Dummschädel, grundgescheite Köpfe, brutale Tölpel, Teufel, ritterliche Naturen, sittlich verkommene Horden, Männer der strengen Zucht und Sitte, höllisches Geschmeiß, Abschaum der Menschheit, die Geißel der Völker und gutmütige Narren. Ich hätte noch eine ganze Kiste voll derartiger Beiträge zur Kennzeichnung des deutschen Wesens sammeln können; doch ich wußte für mein Teil genug, und ich besaß auch reichlich viele Beweise für die Richtigkeit dieser feindlichen Äußerungen, da jede Bezeichnung, jeder Schimpf und jeder Ehrentitel ausführlich und geistvoll begründet war, meist auch durch die Schilderung wahrhaftiger Begebenheiten. Oder wagt einer zu behaupten, jene Geschichte vom gefangenen deutschen Hauptmann, der trotz seines rasenden Durstes den ihm freundlich dargereichten Labetrank wütend mit den Worten zurückwies: „Blut will ich trinken — heißes

Franzosenblut!", von französischen Zeitungsleuten aus den Fingern gesogen worden sei?

Man könnte starr werden vor Entsetzen, wenn man da liest, was für eine grausige Rotte wir sind; man müßte, wenn man nicht ein würdiges Glied dieses greulichen und schamlosen Volkes wäre, zugrunde gehen aus lauter Ekel vor sich selbst. Da begreift man aber auch, weshalb jene vornehme französische Dame vom Roten Kreuz die Bitte eines gefangenen deutschen Arztes um einen Schluck Wasser für einen verwundeten Soldaten damit beantwortete, daß sie ihm ins Gesicht spuckte, daß die feine Gesellschaft von Le Bourget die ihr zur Schau preisgegebenen gefangenen Hunnen mit Steinen, Unrat, faulen Äpfeln, Tellern, Tassen, alten Pantoffeln und anderen Dingen bewarf, daß die Herren Offiziere an der Wiege der Kultur den wehrlosen Deutschen unter grimmigen Verwünschungen tapfer die Ehrenzeichen von der Brust rissen, daß zarte Dämchen leurs amis in Feldpostbriefen gebieterisch beschworen, keinen Pardon zu geben, da doch die Deutschen nur Ungeziefer seien, das von der Erde vertilgt werden müsse, und daß jener Turko, dem eine Schar Verwundeter anvertraut war, dem herbeikommenden Arzte melden konnte, die „Prussiens" seien allesamt gestorben und nur die Franzosen noch am Leben . . .

Ruhig, ruhig, liebe Seele! Da hilft kein Empören! Ein schrankenlos trauriges Kapitel ist es, und es geht ins Ungeheuerliche. Wer es fortsetzen wollte, würde nie zurande kommen.



Bei Steinbach gefangen genommene Franzosen (meist leicht verwundet) auf dem Transport nach einem Gefangenlager in Deutschland.

Nur Besonnenheit und Kraft ist jetzt vonnöten. Wenn erst die Feinde völlig niedergerungen sind, werden wir besser Zeit haben, über alle die Dinge nachzudenken, die geeignet sind, uns irre zu machen an der Würde der Menschheit, an den Segnungen der Kultur, an der Vernunft. Wir werden dann auch abrechnen können mit den streberischen Lügnern, die es verstanden haben, den bestialischen Haß zu entflammen und ihm fortwährend durch neue Lügen neue Nahrung geben, damit er nicht erlösche. Die im Felde kämpfenden Franzosen glauben längst nicht mehr an die Blut- und Schaudermären, die den Deutschen angedichtet worden. Sie wissen, daß wir wirklich die Gefangenen nicht erschießen und uns auch nicht an Franzosenblut berauschen, ebenso wie es die englischen Seeleute wissen, daß die amtliche Behauptung, friedliche Handelsdampfer würden von deutschen Unterseebooten ohne äußerste Not mutwillig mitsamt der Besatzung vernichtet, den Tatsachen widerspricht. Alle diese Kämpfer merken, daß sie es mit unheimlich starken und gefährlichen, aber anständigen Gegnern zu tun haben, und so regt sich auch in ihnen eine Ritterlichkeit, die ihnen anfänglich fremd war. Schon im Januar geschah es, daß der „Temps“, der sonst immer am tollsten gegen den Barbarismus der Deutschen gewütet hatte, in hohen Tönen das Betragen unserer Truppen in der großen Industriestadt Saint-Quentin pries und seinen Lesern erzählte, wie sie mit der Bewohnerschaft in bester Verträglichkeit leben, sich wie höfliche Gäste betragen und die bürgerlichen Verwaltungseinrichtungen nicht antasten. Andere feindliche Blätter brachten Mitteilungen über die edle Fürsorge, die unsere Armee den hungernden Bewohnern der eroberten Gebiete zuteil werden lasse, und die schnurrigsten Erfahrungen dieser Art sind köstlich bereichert worden durch das Gezeter des italienischen Deutschenfressers Professor Angeli, der in einem römischen Blatte der vornehmen Gesellschaft von Paris vorwarf, sie bewundere Deutschland aus voller Seele. Zwar betone sie immer den Haß; in Wirklichkeit aber sei Deutschland in ihren Augen überaus schön, mächtig und stark, und jedes Lob, das irgendein deutscher Prinz dem französischen Heere zolle, versetze sie in Entzücken. Es sei ein wahres Glück, daß wenigstens das französische Volk die Deutschen zu hassen wisse; von den oberen Zehntausend würden sie bewundert . . . Der letzte Satz kann nicht ganz stimmen; denn Reichsgenossen, die aus der französischen Gefangenschaft heimgekehrt sind, sowie andere Zeugen erzählen übereinstimmend, daß sie Pöbeleien fast immer nur von gebildeten



Die russische Illustrierte Wochenschrift „Mir“ (Die ganze Welt) reproduzierte in einer ihrer letzten Nummern ein Bild, betitelt „Deutsche Räuber vor Warschau“. Die Unterschrift lautet: „Es glückte unserem Künstler, dem Photographen N—ß—ko, eine Gruppe von Marodeuern, Repräsentanten der deutschen Armee, aufzunehmen, deren Hände mit geraubter Beute gefüllt sind. — Das Bild ist dagegen am 9. Juli 1914 beim großen Armee-Jagdrennen im Grunewald aufgenommen und stellt die Gewinner des Kaiserpreises: Leutnant Prieger, Leutnant von Egau-Krieger und Leutnant von Herder dar.

Franzosen zu erdulden hatten, während sie unter den gewöhnlichen Leuten viel edelmenschliches Wohlwollen fanden.

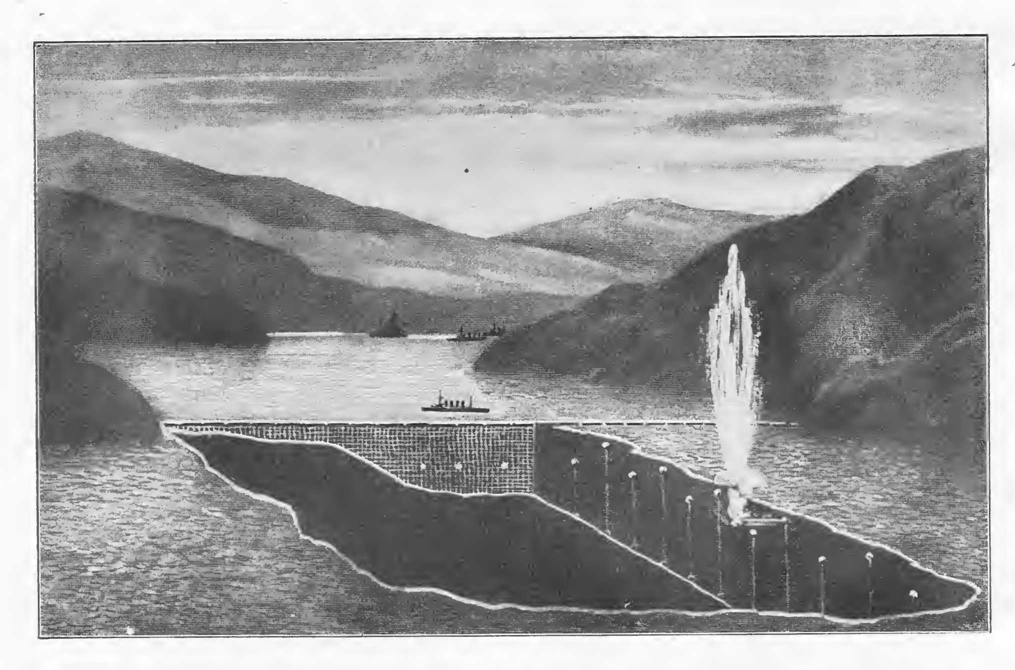
Ich habe meinen Vortrag gehalten, muß mich aber der Anerkennung schämen, die mir zuteil geworden; denn aus dem Wirrwarr von feindlichen Urteilen, Meinungen und Behauptungen über unser Volk und Land gelang es mir selber nicht, Klarheit zu gewinnen über die Frage, wie unsere Gegner über uns denken. Meine Zuhörer werden das jetzt wahrscheinlich noch weniger als vorher wissen, obwohl mir sogar der Bürgermeister, der ein heller Kopf ist, sagte, daß er nun in mancher Beziehung



Eine Ansicht aus Calais mit dem berühmten Stadttor.

deutlicher als früher sehe. Bei mir behielt ich den Rat, gar nicht mehr hinzuhorchen, wie im gegnerischen Auslande über uns gefaselt, gelogen, geschimpft und lobend geredet wird. Wir wollen weiter Ruhm gewinnen, und da werden sich, wie Goethe lehrt, die Leute anders besinnen. Zum schmählichen Ärger der Greys, Poincarés, Nikoläuse und deren profithungrigen und ehrsüchtigen Hintermänner hat dieses Andersbesinnen schon überall begonnen. Wir erleben es in Belgien, erfahren davon aus Frankreich und aus Rußland und vernehmen es sogar vereinzelt aus englischen Stimmen. Das wird uns aber nicht hindern, die Abrechnung gründlich zu vollenden, besonders mit den Krämern an der Themse.

Weitaus fesselnder und lehrreicher war ein zweiter Vortrag, der von Lichtbildern begleitet war. Professor Schermann hielt ihn, und aus seinen großzügigen Ausführungen ergab sich ein riesenhaftes und anschauliches Bild des gesamten Weltkrieges. Er sagte, daß es der deutsche Geist sei, der dem deutschen Schwerte die sieghafte Stoßkraft verleihe, schilderte die fabelhaften Errungenschaften, zu denen die deutsche Technik in unermüdlicher und heißer Arbeit gelangte, und die es uns jetzt ermöglichen, gemeinsam mit unseren treuen österreichisch-ungarischen Waffenbrüdern weit überlegenen Gewalten, darunter auch dem Mutterlande der Eisenindustrie, mit glorreichem Erfolge Trutz zu bieten, sprach mit hinreißender Begeisterung von den ans Wunderhafte grenzenden Leistungen unserer Flotte und namentlich unserer Unterseeboote, und zeigte, wie es unsere Soldaten binnen kurzer Zeit fertig gebracht haben, die russischen Meister des Erdfestungsbaues zu übermeistern. Eine Reihe vorzüglicher Bilder stand ihm zu Gebote, zum Teil solche,



Die Darstellung eines Minenfeldes, sowie eines schweren Stahlnetzes, welche in diesem Kriege angewandt werden, um die Eingänge zu den Häfen zu versperren. Rechts eine explodierende Mine.



Französische Soldaten
beim Legen von Telegraphendrähten in Belgien.

die er früher auf seinen Reisen oder in letzter Zeit während der Fahrten auf Liebesgabenautos in feindlichen Landen aufgenommen hat. Da war ein Bild, auf dem vier Kriegshelden auf einem Trümmerhaufen mit dem Spaten für das Vaterland wirkten, während sich ein fünfter die Welt aus seiner Burg Malepartus gemütlich besah.

Der Kriegsmann von heut muß viel mehr können als der von ehemals. Von ihm wird gefordert, daß er nicht nur ein vortrefflicher Schütze und Fechter, sondern auch ein Stück Ingenieur sei. Unter den Pionieren, die innerhalb einer Woche eine feste Brücke von 345 Meter Länge über die Maas und deren wässerige Ufer schlugen, befanden sich nur wenige Mann, die im Brückenbau schon einige Erfahrung besaßen. Die anderen waren Neulinge, und dennoch ist ihnen bescheinigt worden, daß sie ihre Sache musterhaft gemacht haben.

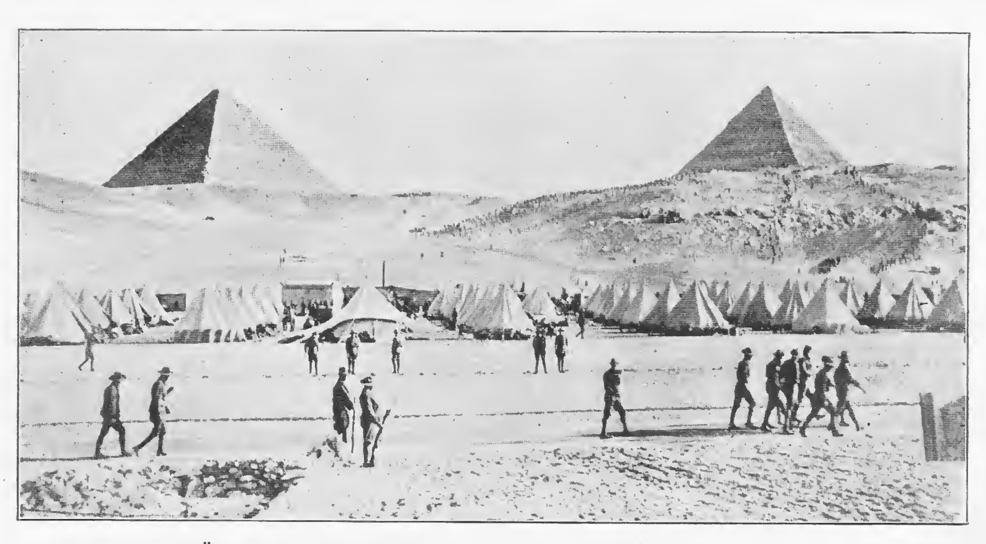
Die Franzosen richten eine schauerliche Verwüstung in ihrem eigenen Lande an. Sämtliche Ortschaften innerhalb der deutschen Stellungen, die für ihre Kanonen erreichbar sind, zerstören sie mit Granaten und überlassen es dem Gegner, für die obdachlos gewordene Bewohnerschaft zu sorgen. Viel Zweck und Sinn hat diese Vernichtungswut nicht; denn die Deutschen lassen sich durch die eisernen Zuckerhüte nicht bangemachen. Hinter Mauerresten graben sie sich in die Erde tief ein, und in diesen Höhlen hausen sie sicherer und wärmer als in kalten Stuben. Sie strecken sich



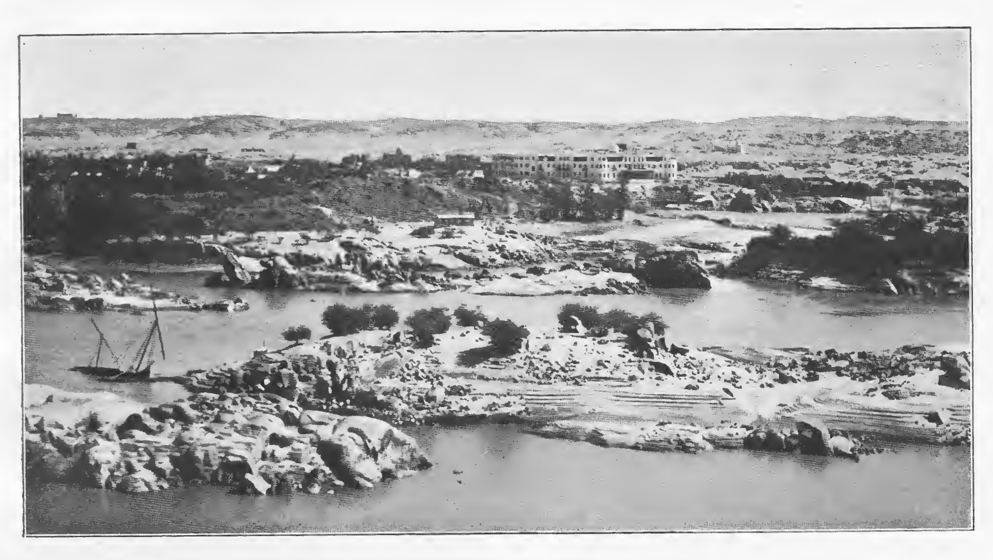
Durch die systematische Beschießung der Ortschaften hinter der Front wurden unsere Truppen gezwungen, sich unter den Trümmern dieser Dörfer Höhlen zu graben, in denen sie einigermaßen vor dem verheerenden Feuer geschützt sind. Viele der Dörfer in der Umgebung von Reims bilden nur noch große Schutthaufen und gerade diese Überreste sind unseren Soldaten als Deckung ihrer Erdhöhlen sehr willkommen, da selbst die schweren Granaten diese starke Decke nicht mehr durchschlagen können. Wir bringen eine Aufnahme aus dem Dorfe Vaudesincourt östlich von Reims, welches durch die Erdhöhlen vollständig unterminiert ist.

darin auf Polstermöbel, die aus echtem Haferstroh und echter Sackleinwand gefertigt sind, und fühlen sich wohlig und behaglich. Zahlreiche Dörfer in der Gegend von Reims bestehen nur noch aus Schutthaufen, und gerade an diesen Überresten finden unsere Streiter ein riesiges Gefallen. Bessere Deckungen können sie sich gar nicht wünschen, als unterhalb der steinernen Grundmauern. Sie wissen es so einzurichten, daß selbst die wuchtigsten Geschosse nicht imstande sind, durch die Decken zu schlagen. Das erwähnte Bild stammt aus Vaudesincourt, einem Dorfe, das von unseren Truppen vollständig unterhöhlt worden ist.

Auch ins Reich der Pyramiden schweifte der Redner in seinen Ausführungen. Dorthin haben die Engländer allerlei fremdes Volk zusammengeblasen, aus Angst vor dem Heiligen Kriege. Sie selber sind nicht fähig, das gestohlene und vergewaltigte ägyptische Reich gegen die anstürmenden Banner des Halbmondes und des Propheten zu verteidigen; da mußten Australier und Indier dorthin verfrachtet werden. Gesindel jeglicher Art ist ihnen willkommen; denn fremdes Blut ist von jeher der Kitt, mit dem sie ihre Macht zu festigen suchen, und wenn sie von Soldatenehre sowie von der Heiligkeit der Fahne reden, so ist das eine widerwärtige Heuchelei. Eines der Bilder veranschaulichte ein ausgedehntes Zeltlager der Australier, und ergötzlich sah es aus, wie eine kleine Kumpanei den Marschtritt übte. Jeder der Helden tat das nach eigenem Gutdünken, und die Gliedmaßen schlenkerten nach freiem Belieben umher. Mit Himmeldonnerwettern dürfen dort die Korporale nicht dreinfahren, weil es sonst geschehen könnte, daß die rüden Rotten aus dem fünften Weltteile rappelköppisch werden, und darauf darf es Old England diesmal nicht ankommen lassen. Die Soldsklaven dürfen jetzt verlangen, als Herrschaften behandelt zu werden; denn ohne sie läßt sich kein Krieg gegen die Türken führen. Ihre Fußtritte bekommen sie erst, wenn sie gehörig ausgenützt worden sind, vorausgesetzt daß sie bis dahin nicht ihrer Bestimmung, als Kanonenfutter zu dienen, anheim-



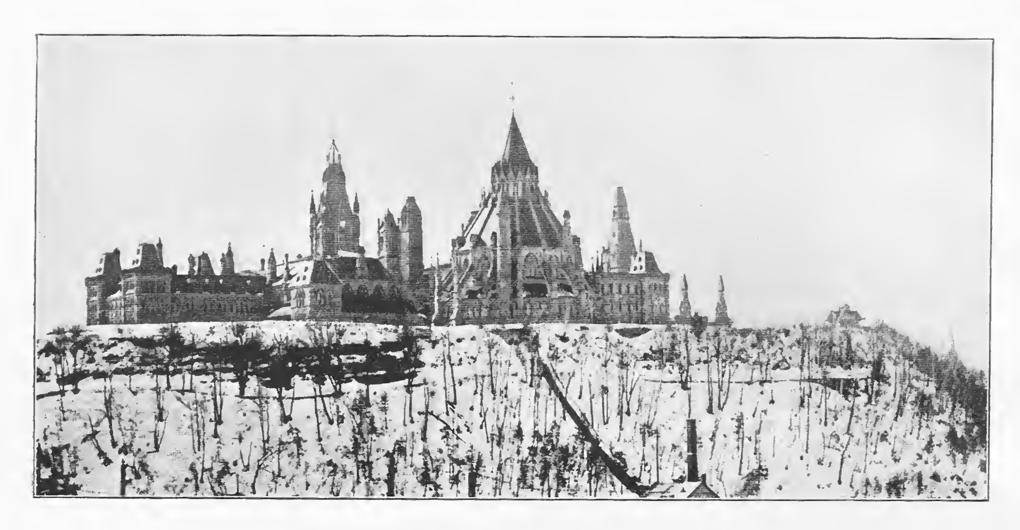
Lager der in Ägypten gelandeten australischen Hilfstruppen am Fuß der Pyramiden. Die Engländer benutzen diese Truppe als Vorhut gegen die anrückenden Türken.



Teilansicht der Nilkatarakte in Assuan.



Die deutschfreundlichen Kundgebungen der Bevölkerung von Palästina vor dem Gebäude der Deutschen Palästina-Bank in Jaffa. Die Menge trägt schwarz-weiß-rote Fahnen.



Parlamentsgebäude in Ottawa, Canada.

fallen. Mit den Islamiten ist jetzt nicht gut Kuchen essen. Sie gehen so scharf wie nie zuvor ins Zeug, und sie haben gelobt, sich des unerträglich gewordenen Alpdrucks ein für allemal zu entledigen. Noch sehr viel fremdes Blut und Gebein werden die britischen Blutkäufer erschachern oder, was noch billiger ist, gewaltsam in ihren Dienst zwingen müssen, um Schutzwälle daraus zu bilden für ihre ägyptischen Mammonstempel gegen die wild anstürmenden Scharen der Rache. Mehrere andere der ausgezeichneten neuen Bilder, die durch den Vortragsredner nach der Bergstadt gekommen sind, sollen ebenfalls auf diesen Blättern ihren Platz finden. Sie sprechen so ganz für sich selbst, daß sie der Begleitworte nicht bedürfen.

Ich muß da noch rasch eine Geschichte mitteilen, die geeignet ist, jedes deutsche Herz mit stolzer Befriedigung zu erfüllen und es höher schlagen zu lassen, obgleich es sich dabei nur um Schuhwerk handelt. Am Vortragsabend begleitete mich der Inhaber einer Schuhwarenhandlung ein Stück Weges heimwärts, und da berichtete er mir ein Erlebnis.

Ich wurde — sprach er — von einem schlesischen Geschäftshause befragt, ob ich ihm Abnehmer für neunhundert Paar Kavalleriestiefel verschaffen könne. In der Heimatstadt dieses Hauses liegen nämlich Husaren, und zu Beginn des Krieges war der Andrang von Offizieren und Kriegsfreiwilligen auf die dortigen Schuhläden so mächtig stark gewesen, daß einer der Händler und Fabrikanten schleunig große Massen dieser Ware herstellen ließ. Zu früh aber ließ der Kaufeifer nach, und nun weiß der Mann nicht, was er mit all dem Reitstiefelzeug anfangen soll. In schwierigen Fällen wendet er sich gern an mich, und da wir gute Geschäftsfreunde sind, unternahm ich den Versuch, ihm gefällig zu sein.

Er sandte mir auf mein Ersuchen mehrere Probestiefel. Sie sahen schön aus und waren gut und fest und sauber gearbeitet. „Die wollen wir schon los werden!" dachte ich bei mir, setzte mich auf die Bahn und fuhr nach

Breslau ins Militärbekleidungsamt. Als ich dort mein Anliegen vorgetragen hatte, führte mich ein Soldat zu einem Hauptmann. Der empfing mich in einer wohltuend entgegenkommenden Art, nahm die Probestiefel, betrachtete sie außen und innen genau und schüttelte dann den Kopf.

„Die können wir nicht gebrauchen!"

„Aber, Herr Hauptmann, es ist eine gediegene Arbeit!"

„Gewiß! Der Fabrik, die sie hergestellt hat, alle Ehre! Für uns aber genügen sie nicht."

Nun hielt mir dieser Offizier einen Vortrag, wie ein Militärstiefel beschaffen sein müsse. Dabei erläuterte er sämtliche Mängel, die dem in seinen Händen befindlichen Probestiefelpaare anhafteten. Die technischen Ausdrücke schwirrten nur so, und jede Ledersorte bezeichnete er mit dem richtigen Namen. Ich bin nun seit siebenundzwanzig Jahren im Schuhhandel tätig, habe neben meinem kaufmännischen Entwicklungsgange das Schusterhandwerk und den Fabrikbetrieb gründlich erlernt und mir eingebildet, daß es auf der ganzen Welt keinen Menschen gebe, der von solchen Dingen mehr als ich verstünde. Da tritt zu meiner Schande dieser Hauptmann in mein Leben und entreißt mich meinem eitlen Wahn. Ganz versunken war ich in seine Darlegungen; sie entzückten und begeisterten mich, und ich hätte ihm am liebsten zurufen mögen: „Herr Hauptmann, Sie sind der genialste Schuster, der mir je vor Augen gekommen ist! Sie sind der Schuster aller Schuster!"

Er sagte mir, daß das Bekleidungsamt tagtäglich viele Hundert Soldatenstiefel herstelle und nebenher noch in Privatfabriken arbeiten lasse, und er zeigte



Die Bewohner der durch Erdbeben zerstörten Stadt Avezzano beim Durchsuchen des Trümmerfeldes.



Die wiederholt von den Serben und Österreichern gesprengte Brücke bei Semlin.



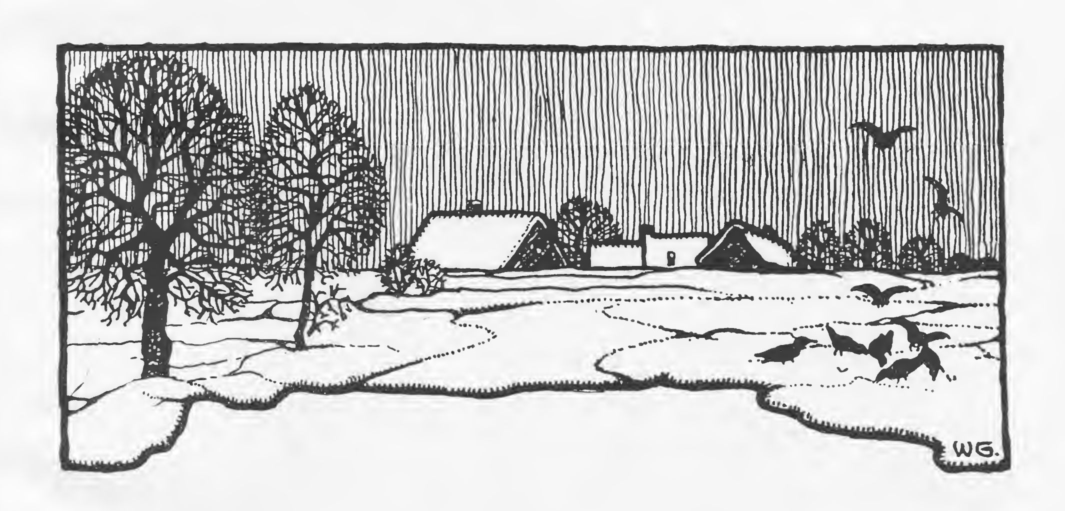
König Peter von Serbien mit seinem Stabe im Felde.

mir solche Ware. Da gewann ich die Überzeugung, daß unsere Krieger mit Schuhwerk ausgerüstet werden, das unverwüstlich ist und auch sonst noch alle nur möglichen guten Eigenschaften besitzt. Ich erkannte ferner, daß die scharfen Blitzaugen dieses soldatischen Schuhmannes keinen einzigen sogenannten Fabrikfehler durchschlüpfen lassen, auch wenn sich dieser so tief versteckt hält, daß er für andere Kennerblicke nicht erreichbar ist.

Das Wort fiel: „Für den Soldaten im Felde ist ein gutes Stiefelpaar noch wichtiger als ein gutes Gewehr!"

„Na," dachte ich mir, „wenn in jedem deutschen Bekleidungsamte derartige Genies sitzen, so sind unsere Soldaten im Feindesland beispiellos gut gekleidet. Der Hauptmann ist ein allererster Meister deutscher Stiefelkunst, und ich werde beantragen, ihn zum Ehrenmitglied des Bergstädtischen Schustermittels zu ernennen."

Bei diesen Worten gab mir der Erzähler die Hand und rannte, vor Kälte bubbernd, seiner Heimstatt zu. Ein unleidlicher Nordwind fegte daher und belästigte mich an den Ohren. Das Quecksilber mochte wohl tief gesunken sein. Immer, wenn ich in solchen eisigen Nächten beim Posten an der Hauptwache vorübergegangen war, hatte mein geistiger Blick viele Tausend Nachtposten im Schneesturm und in singender Kälte auf einsamer Wacht im Bereiche der feindlichen Kugeln gesehen. Ein schneidendes Weh des Mitleids war mir dann durch die Seele gezogen, eine kummervolle Besorgnis, daß diesem oder jenem die Zehen erfrieren könnten. An dem Abend aber, da ich die Begebenheit aus dem Breslauer Militärbekleidungsamt erfahren, ging mir beim Anblick des Postens ein „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" durch den Sinn.





Ein Kiosk des Nachrichtendienstes in Lüttich.

Das deutsche Nachrichtenbureau.

Von Wilhelm Pieper, Düsseldorf.

Je höher der donnernde, giftige Gischt am blanken Gestein hinaufleckt, desto steiler, desto wuchtiger türmt sich die Wehr, die die Organisation, Manneszucht und Opferfreudigkeit als dreifachen Granitwall um das gewaltige Gemäuer der deutschen Hochburg lagerten. Giganten verlangt die Zeit. Sie fand sie. Tatsächlich wird Unermeßliches an Geistes- und Körperkraft aufgewandt. Immerhin, Wert und Fülle der jetzt im Interesse des Vaterlandes geleisteten Arbeit wird unsere Zeit nie abzuschätzen vermögen. Denen, die nach uns kommen, die im Segen unserer Arbeit weiterschaffen, wird das vorbehalten bleiben. Einst werden sie die Bilanz ziehen aus dem schicksalsschweren Hauptbuch der Zeitgeschichte. Dann wird jedoch auch unser Konto nicht ganz frei von Schuld befunden werden. Nicht unserer Ausländerei wird dabei gedacht sein. Gewiß, sie ist schlimm genug und das deutsche Erbübel. Genau wie das Wutkilaster Rußland behaftet. Aber dem Lauf der Dinge weist sie keine Richtung. Es mag uns auch ein Trost sein, daß dieses deutsche Schuldkonto nicht aus der Arena des Kampfes emporwuchs. Es ging dem Völkerringen weit voraus. John Bull trieb mit dem aufdringlich schachernden Eifer eines Methodistenapostels eine gläubige Gemeinde zusammen. Das klimpernde Pfund war sein Evangelium. Der französische Goldfrank tat Wunder. Mit Engelzungen pries man in der weiten Welt die Großherzigkeit und Menschenliebe der Grande Nation. Und selbst der russische Rubel rollte um den Erdball, hierhin und dorthin, und manche beißend kritische Duckerschwärzelauge wandelte er um in moskowiterfreundlichen Balsam, der die Geister des Widerspruchs beschwichtigend beträufelte und eisenumpanzerte Korrespondentenherzen kautschukweich werden ließ. So ward die klingende Münze der goldene Stab, der es zuwege brachte, daß dem Felsen der Völkermeinung ein dreiverbandfreundlicher Stimmungsborn entsprudelte. Indes standen wir bescheiden im Hintergrund. Nicht schmollend! Weshalb auch? Gutes, kursfähiges Gold besaßen auch wir in Fülle. Auch nicht abwartend! Was da vorging, kümmerte unsere Diplomaten nicht, und in tatenlosem Hindämmern schauten wir gemütsruhig zu, wie der Magnet Gold im Lager des Dreiverbandes die Völkermeinung zu sich herüberzog. Wir übersahen aber auch die Vereinsamung, die allmählich um uns Raum griff. Sträflich ist ein gar zu gelindes Wort für diese Lässigkeit. Sie hat uns denn auch ein grimmiges Erwachen beschert. Man war dabei, uns radikal wegzulügen aus der Weltgeschichte. Da regten sich schließlich vereinzelte schüchterne Stimm-

chen, die an den Kultursegen unserer Achtzig-Millionen-Nation gemahnten. Verderblich genug war die Maulwurfsarbeit des Dreiverbandes. Ebensogut hätte sie aber auch zur Katastrophe führen können. Unser Auswärtiges Amt, samt dem Kometenschweif seiner Diplomatensterne wird der Großmacht Presse künftig drinnen wie draußen eine viel eingehendere Aufmerksamkeit schenken müssen. Über das „Wie“ mag zur geeigneten Zeit entschieden werden. Auf jeden Fall ist es aber höchst anerkennenswert, daß ein Teil unserer Presse unter Mitarbeit fähiger Köpfe der Lösung dieser dringlichen Frage bereits näher trat; und nicht nur das, vielmehr schon praktisch und erfolgreich dem Übelstande abzuhelfen bemüht ist. Und da diese augenblicklich noch rein private Organisation voraussichtlich als einer der wichtigsten Verwaltungszweige vom Auswärtigen Amt übernommen werden wird, so dürften einige Feststellungen über die Anfänge derselben zweifellos Interesse begegnen.

Im wirtschaftlichen und geistigen Verkehr der Völker fällt das gegenseitige Wohlwollen als maßgebender Faktor in die Wagschale. Und da ist die Presse der Barometer der Volksmeinung. Sie kann der Herold des Friedens sein, aber auch der Rufer im Streite. Und die widerwärtigste Begleiterscheinung dieses erbarmungslosen Weltkrieges ist der brutale Lügenfeldzug der feindlichen und teilweise leider auch neutralen Presse. Er trieb uns einem schlimmen Konflikt zu. Das Wohlwollen und vor allen Dingen der Respekt der neutralen Staaten gegenüber der deutschen Nation drohte einer Erbitterung, einer Verächtlichkeit zu weichen. Hier mußte der Hebel angesetzt werden. Und da gebührt der Leitung des „Düsseldorfer Tageblattes“ und einem jungen Düsseldorfer Rechtsanwalt Julius Stocky das Verdienst, als erste Georgsritter der gefährlichen Hydra Lüge entgegengetreten zu sein. Bereits anfangs der zweiten Hälfte der Augusttage finden wir das „Düsseldorf. Tageblatt“ mit übersetzten Wolff-Depeschen in den größeren Plätzen Hollands in energischer Abwehr der Tatarenberichte der französischen und englischen Telegraphenbureaus. Gleichzeitig trägt ein Automobil Tausende von „Tageblatt“-Nummern alltäglich durch die Niederlande. Bald folgen diesem Beispiele „Düsseldorfer Zeitung“, „Düsseldorfer General-Anzeiger“, „Kölnische Zeitung“ und „Kölnische Volkszeitung“, und in schneller Aufeinanderfolge „Rheinisch-Westfälische Zeitung“, „Vossische Zeitung“, „Berliner Tageblatt“, „Frankfurter Zeitung“, „Leipziger Neueste Nachrichten“ und der „Tag“. Man muß diesen Blättern, ihren Verlegern und Leitern Dank wissen für die Bereitwilligkeit und Promptheit, mit der sie sich der ernsthaften und kostspieligen Aufklärungsmission annahmen. Sie bewirkte eine gründliche Wandlung in Holland. Zwar keine offenkundige Deutschfreundlichkeit, dazu verstiegen sich unsere bescheidenen Wünsche niemals, aber eine vorurteilsfreiere Würdigung der Dinge. Und mehr wollten wir nicht. Nunmehr bezog man auch das besetzte Belgien ein. Ein wachsender Fortschritt war unverkennbar. Was aber schließlich vorauszusehen war, trat allmählich ein. Im edlen Eifer geschah des Guten allzuviel. Nicht vorgesehene Wirkungen standen in Sicht. Eine Überfütterung mit deutschen Nachrichten mußte



Deutscher Nachrichtendienst in Brüssel.

letzterdings zumal bei den Neutralen Mißtrauen großzüchten. Die Organisation fehlte. Diese übernahm Hand in Hand und unter Mitwirkung der Berliner Zentralstelle für Auslandsdienst, der Werkbundleitung sowie der im Deutschen Handelstag zusammengeschlossenen Handelskammern der eben benannte Düsseldorfer Rechtsanwalt. Ein Stab arbeitsfreudiger Leute sammelte sich. Helle Köpfe mit gleichen Zielen finden sich schnell. Die Düsseldorfer Stadtverwaltung gewährte Heim und Zuschuß von 4000 M. Beigeordneter Knopp nahm die Führung an sich, und so wurde das Düsseldorfer Nachrichtenbureau zwar kein städtischer Verwaltungszweig, aber das Herz einer zeitgemäßen und lebenswichtigen Organisation, dessen belebender Pulsschlag heute weit über das europäische Festland hinaus empfunden wird. Inzwischen haben sich der neuen Vereinigung zahlreiche Ehrenmitglieder angeschlossen, die zum Unterhalt und Ausbau tausende Mark beisteuern. Teils gruppierten sich diese Freunde einer objektiven Aufklärung in den größeren Städten Belgiens und Hollands. Hier überwachen sie unter anderem auch den Zeitungsvertrieb, zu dessen Erleichterung z. B. in Belgien sämtliche verfügbaren Kioske gemietet wurden. Der deutschsprachliche Inhalt ist beileibe kein Hindernis. Den Flamen und vielfach auch den Wallonen ist unsere Sprache sehr geläufig. Daraus erklärt sich auch der steigende Zeitungsabsatz. Zweifellos entsprach es aber einem Bedürfnis, wenn das Nachrichtenbureau neuerdings zur Herausgabe einer französischen Zeitung schritt. „Le Réveil" nennt sie sich und gewann bereits über 10 000 Bezieher. Kürzlich gliederte der bekannte Girardetsche Verlag auch seinen Zeitschriftenvertrieb dem Nachrichtenbureau an. Den Bildern wird ein erläuternder Text in französischer und flämischer Sprache beigegeben, und daß diese Konzession eine Notwendigkeit bedeutet, erhellt daraus, daß allein über 20 000 Blätter dieser Art allwöchentlich von dem französisch redenden Volksteil verlangt werden. Es ist leicht erklärlich, daß die Menge von Erfahrungen, die die großzügige Handhabung des Nachrichtenbureaubetriebes zutage fördert, den Arbeitsradius desselben ständig ausdehnt. Ein Übersetzungsbureau prüft holländische, schweizerische, schwedische, norwegische, italienische und amerikanische Tageszeitungen, versendet Berichtigungen an diese und läd fremdländische Journalisten ein, sich durch Augenschein von diesem und jenem zu überzeugen. Als neuestes Werbe- und Aufklärungsmittel ist die Inpachtnahme belgischer Kinos geplant. Jedenfalls wird man es als ein gut Teilchen Kulturmission ansprechen dürfen, den verhetzten westlichen Völkern Stadt und Land des angeblichen Barbarenstaates und dessen Bewohner im Schaffen des friedlichen Tagewerks im Bilde vor Augen zu führen.

So sucht das deutsche Nachrichtenbureau seiner wichtigen Aufgabe in ehrlichem Streben gerecht zu werden. Seine Gründung entsprang einem Zeiterfordernis. Sein Fortbestand bedeutet einen Eckstein unserer künftigen Weltmachtstellung.



Th. Seib. Humor im Felde.



S. Laboschin: Frühschnee





Aus Großvaters Bücherschrank.

Aus Briefen eines Einjährig-Freiwilligen vom 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth während der Belagerung von Paris 1870/71.

Bonneuil, den 26. 11. 1870.

. . . . Ich bin durch Eure verschiedenen freundlichen Sendungen jetzt im Besitz so mannigfaltiger Leckerbissen, daß ich mir mitunter ganz üppig vorkomme und beim Durchwühlen meiner Schätze oft die eben erst überstandenen Drangsale vergesse. Freilich muß ich meinen biederen Kochkameraden, sowie dem gutmüthigen, aber recht naschhaften Unteroffizier und Korporalschaftsführer das nöthige Deputat abgeben; aber wie gern teilt man mit so anständigen Leuten, wie sie sich zum Glück in meiner Korporalschaft vorfinden! Unter ihnen ragt durch leibliche und geistige Größe der schon neulich erwähnte Stubenkünstler, ein Schweidnitzer Kind, und zwar ein recht ausgetragenes, hervor. Er ist einer der possirlichsten Kerls, die mir in dieser Menschenklasse noch begegnet sind, und von so charakteristischem Aeußern, daß ich nicht umhin konnte, ihn eines Tages auf seinem Strohlager abzuconterfeien. Das Bild gelang über Erwarten und machte den Offizieren, denen es unser Fähnrich zeigte, viel Spaß. Dieser Stuben-Raphael ist über seinen Stand hinaus belesen und voll toller Einfälle, so daß er die Leute auf den Feldwachen meist bei guter Laune zu erhalten weiß.

Wir liegen jetzt hier in Bonneuil gewissermaßen im Standquartier und müssen immer den fünften Tag auf einem Wege, der jeder Beschreibung spottet, nach Dugny auf Vorposten ziehen, woselbst wir 24 Stunden unter freiem Himmel, 24 Stunden in einer von Schmutz und Ungeziefer starrenden Scheuer zubringen.

Das Zimmer, welches wir bewohnen, ist wenigstens freundlich, und auch das Stroh zum Nachtlager ausreichend. Wir wirthschaften, kochen und braten (wenn wir etwas haben) in demselben ganz gemüthlich, zumal nur Deutsche in dem Raum untergebracht sind. Die Polacken befinden sich nebenan in einem zweiten Zimmer, wo sie uns wenig incommodiren können. Morgen geht's auf Vorposten — vielleicht hat Jupiter pluvius ein Einsehen! . . . .

Aulnay, den 1. 12. 1870.

Abermals und ganz plötzlich ist unser Regiment dislocirt worden und zwar, wie Ihr aus diesem Schreiben seht, nach Aulnay les Bondy. Wir wurden gänzlich unerwartet in Dugny auf Vorposten abgelöst, und zwar durch die erste Garde-Infanterie-Division. Es war ein tolles Durcheinander bei dieser plötzlichen Verschiebung nach Osten im Dunklen. In der Nacht vom 28. zum 29. ertönte mächtiger Kanonendonner — es muß ein großer Ausfall bei den Sachsen oder noch weiter östlich stattgefunden haben. Gestern, am 30. vormittags, waren wir fortwährend in Alarmzustand, da die Berge beständig vom Geschützfeuer widerhallten. Natürlich ist unsere Aufregung groß, denn wir müssen jeden Augenblick auf eine Aktion gefaßt sein. Einstweilen haben wir hier die Vorposten in dem uns noch völlig fremden Terrain zu stellen . . . .

Gonesse, den 7. 12. 1870.

Gewiß werdet Ihr Euch bereits gesorgt haben, da ich wieder eine Woche ohne Nachricht habe verstreichen lassen. Aber auch jetzt wird es mir schwer weroen, einen vernünftigen Brief zu schreiben, da die lieben Kameraden in unserer Stube einen furchtbaren Skandal machen. Wir sind nämlich heut seit vielen

Tagen schweren Dienstes wieder einmal zur Ruhe gelangt, und außerdem sind heut endlich Ersatzleute aus der Heimat angelangt. Da gibt es nun natürlich viel zu schwätzen, zu kochen und zu putzen, so daß einem wirklich Hören und Sehen vergeht.

Der Grund unserer letzten Dislocirung von Bonneuil nach Aulnay wird Euch nun bereits bekannt sein, da die Zeitungen genug über den großen Ausfall gegen die Württemberger und Sachsen berichtet haben werden. Unsere Division wurde seit dem Tage des Stellungswechsels in fast unerhörter Weise mitgenommen, so daß der aufreibende Dienst bei strenger Kälte fast unerträglich war. Tag und Nacht hatten wir keine Ruhe, die Quartiere waren elend und das Lederzeug blieb viele Tage auf dem Leibe. Wir kamen buchstäblich nicht mehr dazu, uns zu waschen, und von Kochen war auch kaum die Rede. Man bekam die Glieder nicht mehr warm, und die altgedienten Leute der Reserve, die nicht leicht verzweifeln, haben das Blaue vom Himmel heruntergeflucht.

Am 4. ging's nach Le Bourget auf Vorposten. Dieses Dorf, das mit seinen meist stattlichen Gebäuden einer deutschen Kleinstadt glich, bietet jetzt einen gar traurigen Anblick dar. Selbst im Dunkeln — und nur zu dieser Zeit wird es von den Ablösungsmannschaften betreten — stößt man überall auf die Spuren der Verwüstung. Todtenstille liegt über dem grausigen Ort ausgebreitet, und die Tritte der schweigend hindurchziehenden Colonnen hallen unheimlich wieder in den öden Straßen. Schutthaufen versperren oft den Weg, und der Fuß strauchelt fortwährend über allerlei Hindernisse — Steine, Balken und Granatsplitter. Hier und da liegt ein unkrepirter Zuckerhut, dem in höflichster Weise aus dem Wege gegangen wird.

Der detachirte Posten, den wir in jener Nacht zu besetzen hatten, befand sich auf dem in der westlichen Flanke des Dorfes gelegenen Kirchhof. Die Stunden der Ruhe, d. h. die Zeit, wo wir nicht auf Posten standen, verbrachten wir in einem einigermaßen bombensicheren Erdloch, dicht neben den Gebeinen der Todten. Da die Nacht zwar kalt, aber ruhig war, so fühlte man sich in dieser Nachbarschaft ganz wohl und schlief in feuchter Erde den Schlaf des Gerechten, ohne das Gruseln zu lernen. Ab und zu weckte uns eine Granate, die sich ein Vergnügen daraus machte, die zerschossenen Häuser noch mehr zu demoliren — aber wir achteten ihrer nicht sonderlich. Neben dem einen Postenstand im freien Feld, vor der Kirchhofsmauer, ragte eine Hand aus der Erde — ein schlecht verscharrter Franzose vom 30. Oktober! Die Polen wollten dort nicht gern stehen, aber was half es — „der Bien mußte!".

Am nächsten Morgen lärmten die Rothhosen in der Ebene zwischen Aubervilliers und St. Denis aufs beste mit Exercitium und Spielmannsübungen — das muß man Alles ruhig mit ansehen und hören.

Den Tag, nachdem wir von Aulnay nach Le Bourget marschiert waren, gelang es übrigens, bei Nacht den Franzosen einige Feldwachen auf der Linie Le Bourget—Aulnay zu vertreiben und sich in den Besitz einer Anzahl von Tornistern usw. zu setzen. Der Überfall war so plötzlich, daß die Leute der einen Feldwache nur mit Mühe entkommen konnten. Ihr seht hieraus, wie groß die Verantwortlichkeit der Posten ist, da auf ihre Wachsamkeit alles ankommt.

Bei Aulnay sind die Posten bis 800 Schritt vor den Feldwachen vorgeschoben; da mußte man gewaltig auf seiner Hut sein, zumal der Feind dort starke Patrouillen in die nahen Gehöfte, besonders in das Vorwerk Grosley-Ferme, zu entsenden pflegt.

Was unsere Verpflegung anbetrifft, so ist dieselbe quantitativ sehr gut, aber das ewige Hammelfleisch wird recht langweilig, besonders da man nicht oft Muße hat, auf seine Zubereitung genügende Aufmerksamkeit zu verwenden. Eine gebratene Hammelleber ist und bleibt unter den jetzigen Verhältnissen ein culinarischer Hochgenuß, um den wir uns reißen. Doch von besagtem Hammel eile ich direkt zum Schluß, da es bereits Mitternacht geworden. Um mich her schnarcht Alles in den verschiedensten Tonarten, nur der Maler leistet mir noch Gesellschaft, indem er seine tiefen Gedanken zu Papier bringt. Draußen aber liegt tiefer, tiefer Schnee — weh' uns!

Aulnay, den 22. 12. 1870.

Gestern bedeutender Ausfall gegen Le Bourget und die Vorpostenstellung vor Aulnay. Wir befanden uns im Alarmhaus und besetzten bei starker Kälte die Barrikaden vor Aulnay. Heftiger Geschützkampf von 8 Uhr früh bis 4 Uhr nachmittags. Der Feind ist zurückgeworfen; ich bin unverwundet. Näheres brieflich.

Aulnay, den 27. 12. 1870.

Eine Zeit der schlimmsten Strapazen und Aufregungen ist wieder überwunden, und welche noch schlimmeren mögen uns Ruhelosen noch bevorstehen? . . . .

Von Gonesse aus, woselbst ich den letzten längeren Brief an Euch richtete, mußten wir zunächst wieder die Baracken bei Pont d'Iblon, einen wenig beneidenswerthen Aufenthalt, beziehen. Hier gab es vollauf zu thun, denn mehrere Nächte hindurch mußte die Compagnie Mannschaften zum Barrikadenbau nach Le Bourget, welches jetzt von uns zur Vertheidigung hergerichtet wird, stellen. Diese Barrikade wurde am südlichen Ausgange des Dorfes aus den Trümmern des durch die Pioniere in die Luft gesprengten Bahnhofsgebäudes, zur Absperrung der Straße gegen das Fort Aubervillers, aufgeführt. Die Granaten beunruhigten uns wiederholt bei unserer nächtlichen, mit großer Vorsicht und Lautlosigkeit nach der Postenkette ausgeführten Arbeit.

Am dritten Tage verließen wir Pont d'Iblon, um nach Le Bourget zu rücken. Die Soutiens liegen dort in abscheulichen, engen und dumpfigen Kellern, und wenn das Wetter nicht unerträglich ist, steht und geht man lieber im Hofe umher, als auf faulem Stroh mit 30 bis 40 Mann in diesen Höhlen zu campiren.

Die Keller müssen benutzt werden, weil sie, besonders wenn die Fenster noch dick mit Dünger belegt sind, den Truppen wenigstens einigen Schutz gegen die in Menge einschlagenden Granaten und Bomben gewähren.

Der Feind ließ uns während der zwei Tage unbehelligt, und so konnte ich die schauerlich verwüsteten Stätten durchwandern, in denen vor etlichen Wochen der heiße Kampf getobt.

Von Le Bourget ging es wieder zunächst zurück nach Aulnay durch fast unergründlichen Koth bei finsterer Nacht, wo sofort wieder die Vorposten bezogen wurden. Wir froren gewaltig und sehnten den Tag herbei, der mit Postenstehen, Patrouilliren bei obligatem lebhaftem Gewehrfeuer usw. recht trostlos verging.

Das Postenstehen so nahe dem berüchtigten Gehöft „Grosley-Ferme“ war wieder so ungemüthlich, daß sich Viele fast den ganzen Tag über nicht ablösen lassen wollten, da beim Hin- und Rückmarsch der Ablösungen aus dem erwähnten Gehöft ein angenehmes Schnellfeuer auf etwa 300 Schritt eröffnet zu werden pflegte. Die folgende Nacht verbrachten wir in dem sehr beliebten Alarmschuppen mit umgeschnalltem Lederzeug, an welches wir uns nun nachgerade so gewöhnt haben wie brave Lastpferde an Kummet und Geschirr. Schon in der Nacht traf Befehl ein, daß wir uns am nächsten Morgen um 7 Uhr gefechtsbereit zu halten hätten. Wir schlossen daraus, daß wieder ein Ausfall signalisirt sei, und so war es auch.

Um 7 Uhr morgens begann in der Richtung nach Le Bourget eine von Minute zu Minute sich steigernde Kanonade. Bald ertönte das Alarmsignal, und wir eilten, wieder auf das Schlimmste gefaßt, hinaus aus unserem dumpfen Hammelstall, um bei kaltem Winde die kleinen Verhaue und Barrikaden zu besetzen, welche Aulnay umgaben.

Bald begann auch in unserer unmittelbaren Nähe der Geschützkampf. Die Franzosen fuhren vor Drancy, einem Aulnay nahe gelegenen Dorfe, eine bedeutende Anzahl von Geschützen auf und eröffneten ein lebhaftes Geschütz- und Mitrailleusenfeuer gegen unsere in der rechten Flanke von Aulnay aufgestellten Feldbatterieen die sofort muthig den ungleichen Kampf aufnahmen. Die 9. Compagnie unseres Regiments, welche auf Vorposten gelegen hatte, vermochte sich zu rechter Zeit aufs Dorf zurückzuziehen, ohne Verluste erlitten zu haben. Der Feind avancirte mittlerweile bis zum Bahndamm und logirte sich hinter demselben ein. Unsere Situation wurde immer kritischer, da auch unsere Stellung unter Feuer genommen wurde und die Granatsplitter uns wie Hornissen umschwärmten, während die Schrapnells ihre Ladungen aus weißen Wölkchen herabsandten. Man mußte daher sorgen, daß bei der scharfen Luft und noch schärferer Beschießung die Laune nicht unter den Gefrierpunkt sank, was uns durch reichliche Libationen in Cognac über Erwarten gelang.

Der Feind stand übrigens, wie uns erst später bekannt wurde, in der Ebene von Aulnay in großer Stärke aufmarschirt, wagte aber den Angriff nicht, weil es ihm nicht gelang, im Centrum bei Le Bourget durchzubrechen. Mit dem Dunkelwerden stellten die feindlichen Batterieen das Feuer ein und fuhren allmählich ab. Sofort gingen zwei Compagnien unseres Bataillons zum Angriff auf die Reste der Infanterie über, die noch den Bahndamm besetzt hielten. Der Kampf war kurz; die Franzosen zogen sich zurück und überließen uns die alte Stellung. Unsere Verluste waren trotz des mörderischen Feuers, das die Vorgehenden empfing, gering. Die Kugeln flogen wieder meist zu hoch, da das rasche Avanciren der Unseren dem Feind das Taxiren der Entfernungen erschwerte. Noch bemerke ich, daß unsere 12. Compagnie, zu der ich gehöre, als Reserve der Sturmcolonne gefolgt war und nicht direkt in den Kampf eingegriffen hatte.

Gegen Abend kamen einige französische Ambulanzwagen bis in die Nähe unserer Postenlinie, um Todte und Verwundete zu bergen.

Wie viel schlimmer war es aber mittlerweilen den armen Kameraden ergangen, welche Le Bourget zu vertheidigen gehabt hatten. Das 1. Bataillon unseres Regiments hat viele Stunden lang, im Verein mit den braven Gardeschützen, dem heftigen Anprall der Franzosen widerstanden, welche bereits drei Viertheile des Dorfes genommen hatten. Mit Hilfe der erst spät zur Unterstützung herbeigeeilten Truppen ist es schließlich doch gelungen, den Feind mit dem Bajonett wieder hinauszutreiben. Auf dem Kirchhof sind über hundert Mann des genannten Bataillons nach rühmlicher Vertheidigung in die Hände der Rothhosen gerathen. Die zahlreiche feindliche Artillerie hat gewaltig aufgeräumt, aber alle Anstrengungen waren schließlich doch wieder vergebens.

Die beim Ausfall betheiligt gewesenen französischen Truppen müssen jetzt trotz der strengen Kälte vor den Forts in Biwaks campiren, deren Feuer wir bei Nacht leuchten sehen.

Den zweiten Tag nach diesen Kämpfen bezogen wir in Aulnay abermals die Vorposten, jeden Augenblick auf einen erneuten Durchbruchsversuch gefaßt. Von Grosley-Ferme knatterten ab und zu Salven nach den Feldwachen und Posten herüber, ohne jedoch

Schaden anzurichten — überhaupt bewegte sich der Feind mit großer Ungenirtheit in unserer Nähe, unterhielt in einem Gehölz bei Grosley seine Kochfeuer usw. Dies konnte er Alles ungestraft thun, da wir strengen Befehl haben, nicht unnöthigerweise ein Feuergefecht zu beginnen, welches stets die Alarmirung der Reserven usw. zur Folge haben würde.

Am Nachmittag des 23. begann der Gegner in einer Entfernung von etwa 2500 Schritt, in der Ebene von Bondy, gerade vor Aulnay, Batterieen schweren Kalibers aufzufahren und eröffnete plötzlich ein gewaltiges Granatfeuer auf letzteres. Wir mußten schleunigst die Quartiere räumen und suchten hinter der Kirche und anderen festen Gebäuden Deckung. Steine und Granatsplitter sausten durch die Straßen, und die Situation war wieder eine recht ungemüthliche, zumal wir völlig wehrlos waren. Nach etwa zweistündigem Bombardement schien die Wuth des Feindes sich abgekühlt zu haben, und er ließ die Geschütze verstummen.

Am 24., während wir auf Vorposten lagen, wurde das Feuer zur selbigen Stunde wieder eröffnet. Die Geschosse sausten so dicht über unser Bahnwärterhäuschen, in dem die Feldwache einlogirt war, hinweg, daß die Fenster klirrten und wir jeden Augenblick gefaßt sein mußten, mitsamt dem schützenden Obdach vernichtet zu werden. Aber auch diesmal wurde man wieder glücklich verschont, und das Feuer verstummte nach dreistündiger, fast ununterbrochener Täthigkeit.

Der Weihnachtsabend verlief in dem eiskalten Alarmschuppen, wo wir fast übereinander lagen, so trostlos wie nur irgend möglich. Dank der großen Ermattung schlief man nach dem Hochgenuß von schwarzem Kaffee nebst Cognac und Commißbrot bald ein, wodurch einem alle trüben Relationen und Vergleiche mit früheren heiteren Weihnachtsabenden erspart wurden. Am ersten Feiertag verschonte uns der Feind mit furchtbaren Festgrüßen, und so konnten wir wenigstens ungestört frieren und uns auf die müden Füße treten. Am zweiten Feiertag quartirten wir aus dem Alarmschuppen in den Saal des großen schmucken Schlosses um, und hier liegen wir noch heut friedlich beieinander und ruhen von den Strapazen auf ziemlich reinlichem Stroh aus.

Die in letzter Zeit an mich gelangten Sendungen trafen sämtlich in die tolle Zeit hinein, in der ich wirklich nicht dazu kam, Euch meinen Dank auszusprechen. Wie wehmüthig berührte mich der Anblick des kleinen Christbaums, aber unter den obwaltenden Umständen konnte ich ihn nicht einmal anzünden. Die Kälte ist jetzt recht stark, und das häufige Kampiren im Freien, auch bei Nacht, sowie das Postenstehen bei 8 bis 10 Grad unter Null ist kein Vergnügen, besonders wenn man keine Aussicht hat, sich nachträglich gründlich auszuwärmen....

Urteile über England.

In seinen Lebenserinnerungen spricht sich der Afrikaforscher Stanley, selbst ein geborener Engländer, folgendermaßen über die Engländer aus:

„Dinirte in Alexandria mit G. D. und seiner Frau. Unter den Gästen befindet sich ein junger Mann namens F. Er scheint häufiger Gast hier zu sein, und die bösen Zungen von Alexandria wissen sich merkwürdige Dinge über ihn zu erzählen. Echt englisch das! Bei aller zur Schau getragenen Christlichkeit, Moral und gutem Geschmack und was sonst noch drum und dran hängt, sind sie immer bösartig, klatschsüchtig und niedrig. Ach, wenn ich nur eine Insel entdeckte, wo es keine gäbe!

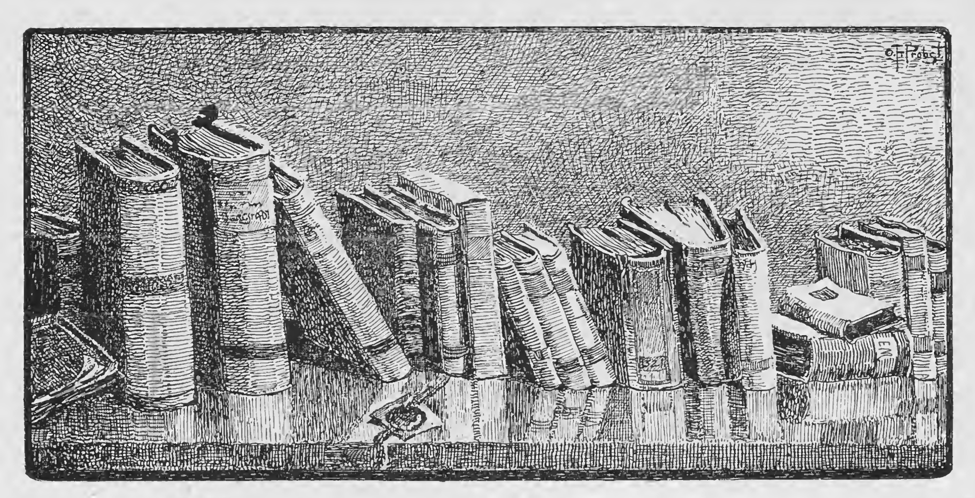
„Das erinnert mich an eine Reise nach Suez. Zwei hübsche junge Leute fuhren mit mir in demselben Abteil. Sie waren sichtlich reiseunerfahren und schüchtern. Ich war weder das eine noch das andere. Ich hatte mich verproviantirt. Sie nicht. Und als wir durch den uns von allen Seiten umwirbelnden Staub und die heiße, brütende Landschaft fuhren, und uns der feine, glühende Sand ins Gesicht flog, mußten sie sich aufknöpfen und ihre Köpfe verhüllen, und das schien ihnen außerordentlich unbequem zu sein. Ich bot ihnen Orangen, Wasser, Sandwiches usw. an. Ihre Schüchternheit verschwand, und wir aßen und lachten. Endlich kamen wir in Suez an, und da man mich im Hotel kannte, bekam ich ohne weiteres ein Zimmer. Während ich mich wusch, hörte ich Stimmen nebenan. Nebenan sprachen meine jungen Reisegefährten über mich. Es ist ein altes Sprichwort: „Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand“. Aber wäre ich ein Leprakranker oder ein Paria gewesen, man hätte nicht abfälligere Worte über mich gebrauchen können. Das ist das dritte Mal in 14 Monaten, daß ich mit Engländern zusammentraf, die mir ins Gesicht höflich waren und hinter meinem Rücken über mich schimpften. Es ist etwas Entsetzliches um solch öden, dummen Klatsch. Wenn jemand in meiner Gegenwart abfällig über andere spricht, so tut er es hinter meinem Rücken über mich gewiß ebenso. Das wenigstens habe ich daraus gelernt.“

Ein französisches Urteil über englische Politik finden wir in dem Werk des berühmten Begründers des Suezkanals, Ferdinand von Lesseps, der in der Förderung seiner großartigen Pläne in England einen hartnäckigen Gegner fand. „Ich bin“, schreibt er, „überzeugt, daß England mehr als jedes andere Land Vorteile aus der Verkehrsstraße ziehen wird. Aber man kann sich nicht verhehlen, daß die alte, egoistische Politik Großbritanniens ins Herz getroffen ward... Ich war teils durch die Erzählungen meines Vaters, teils durch meine eigne Erfahrung besser als irgend jemand imstande, die englische Politik



Der neugierige Page.

in Ägypten während der verschiedenen Epochen zu verfolgen. Warum haben sie ihre ganze Macht aufgeboten, die Expedition Bonapartes zum Scheitern zu bringen? Warum haben sie später die Mameluken beschützt, die das Land spalteten, den fremden Handel zurückwiesen und das fruchtbare Land zur Untätigkeit verdammten? Warum haben sie im Jahre 1840 ganz Europa zum Bündnis gegen Frankreich und Mehemed Ali aufgerufen, dessen fortschreitendes Zivilisationswerk sie hemmen wollten? Warum haben sie Hilfe und Rat Abbas Paschah angedeihen lassen, jenem fanatischen, fortschrittfeindlichem Fürsten, den die Vorsehung glücklicherweise abrief in einem Augenblick, wo er die Zerrüttung und den Ruin Ägyptens zu besiegeln im Begriff stand? Es gab eben stets in England eine Partei, die den Vizekönig zu der Lage eines indischen Radschah herabwürdigen wollte, dessen Ausschweifungen man solange begünstigt, bis er, vollständig abgestumpft, nur den einen Ausweg weiß, sich unter den Schutz einer anderen Macht zu stellen oder sein eigenes Land zu verkaufen..."



Bergstädters Bücherstube.

Kraft und Unkraft.

Buchbesprechungen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Soeben habe ich mir das jüngste Bildnis unseres Kaisers angeschaut: die farbige photographische Aufnahme während seines letzten Aufenthaltes in Berlin kurz vor Weihnachten. Es ist nicht zum sagen und auch hier nicht am Orte zu berichten, was alles dieses Bild zu erzählen vermag. Nur eines sei festgestellt: nie sah ich eine sinnfälligere Wandlung. Alles, jeder Zug deutet auf den mächtigen Läuterungsprozeß der Auserwählten, dessen Ergebnis sich jedoch nur selten so ersichtlich ausprägen dürfte wie hier. Alles (seelisch, geistig) Unebene ist eben, alles Heftige, Herbe geklärt, ruhig und milde durchgeistigt geworden: kraft der gewaltigen Durchläuterung einer berufensten Kraft — eine Abklärung, die alle Unkraft, möge sie ein Zuviel oder ein Zuwenig bedeuten, wegzunehmen oder vielmehr zu wandeln geeignet ist. Möchte denn, sagte ich mir, dies ein Symbol sein für den Aufstieg des deutschen Volkes selbst. Möge der große Wecker und Erzieher Krieg es denn letzten Endes gereift und bereit finden, seiner Berufung, seiner die Völkergeschicke entscheidenden Mission im weltgeschichtlichen Entwicklungsgange nachzukommen. Möge auch ihm sich die Kraft zur vollen volkspersönlichen Auswirkung gestalten, die Unkraft sich in ihr Gegenteil verwandeln. Ob das verhältnismäßig bald sich vollziehen kann? Wer vermag's zu sagen! Einstweilen gilt es, Umschau zu halten auf allen wesentlich wichtigen Gebieten, und dazu zählen in erster Linie die unmittelbar und mittelbar volkserzieherischen. Dahin gehört vor allem das Gebiet der Dichtung, der Kunst. — Schon im Januarheft unserer lieben „Bergstadt“ (S. 417) sagte ich, die Zeit werde kommen und sei schon da, wo der Ruf nach Kraft in dichterischer Äußerung obherrschend erklingen werde, und zwar nach sittlicher; denn keine — wo immer — endgültig sieghafte Kraft ohne eben diese Kennzeichnung. Daß es just darin auch bei uns arg gefehlt hat, weiß nachgerade ein jeder. Es heißt also umkehren, uns auf selbst — als Deutsche deutsch — besinnen, Kraft und Unkraft erkennen, auseinander halten und diese durch jene überwinden. Wegeführer beginnen schon aufzutauchen. Da ist einer: Momme Nissen, der Maler, auf den ich unsere Leser besonders aufmerksam mache. Die Leuchte, die er uns vorträgt, heißt: „Der Krieg und die deutsche Kunst“. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8° 63 S. Mit einer Tafel. Steifbroschiert 1 ℳ. Den kunstliebenden Deutschen beider Kaiserreiche ist das räumlich so knappe, von Kraft ganz durchflammte Buch mit den fünf Hauptkapiteln: Einkehr; Entartung der Kunst durch Paris; Geist der deutschen Kunst; Deutsche Urteile und Pariser Kehraus; Gelöbnisse, gewidmet. Und wahrlich: wie Deutschland und Österreich sich zum Kampfe gegen gemeinsame äußere Feinde verbanden, so sollten sie zusammenstehen gegen jene inneren, deren Gefährlichkeit Momme Nissen aufdeckt. Zunächst und der Hauptsache nach gehen seine Ausführungen auf die bildnerische Kunst, doch können sie fast durchweg zugleich auf unsere neuzeitliche Literatur angewendet werden, wie er diese denn auch selbst wiederholt hereinzieht. Der Hauptfeind, beweist er, war unsere

Ausländerei, vor allem unsere sklavische Anbetung des Pariser Götzenbildes. Die wachsende Gottabkehr ging damit Hand in Hand. Gewissenseinkehr ist darum die erste Forderung an uns selbst, da es aufs Ganze geht. Verderbt in sich ist die Pariser Kultur, weil ungläubig, unkeusch und hoffärtig Reine und hohe Kunst aber gedeiht nur in reiner Lebensluft. Aller Naturalismus, wie er zuerst von Paris aus zu uns hereinflutete, wirkt kupplerisch, und Richard Nordhausens Wort steht zu Recht: „Alle die Volksverderber, die aus der geschriebenen oder gezeichneten Unzucht ein rentables Geschäft machen, verstecken sich hinter der Kunst.“ Und Momme Nissen spricht es aus: „Die Buhlerei mit Paris hatte uns mit eitler Neuerungssucht, mit seelischer Verrohung, mit tollem Größenwahn bis ins Mark vergiftet. Wir halten gutfranzösisch für ebenso wertvoll wie gutdeutsch; ja, Frankreich bietet bis heute zahlreiche Beispiele einer unvergleichlichen Brunst des Seelenlebens; ist sein Krebsgeschwür, ist die Fäule von Paris ausgeätzt, dann kann es nach dem gegenwärtigen Schreckensgericht vielleicht noch eine ungeahnte Auferstehung erleben.“ An uns jedoch ist es, schlußfolgert er, zuerst das Unsrige aus den Fluten zu bergen und festen Fuß auf deutscher Erde zu fassen. So lange wir aber als Menschen Deutsche sind, werden wir es auch als Künstler sein. Unsere bewährten Großen halten uns da ein Doppelziel vor, dieses: die unbedingte Herrschaft der Form und den hohen Ideengehalt. Und „drei geistige Gruppen schälen sich klar heraus“: die Heimatkunst, die Heldenkunst, die Gotteskunst. Denn immer waren Heimat-, Helden- und Gottesgeist die drei größten Warten deutscher Kunst. Auch heute noch steht wegweisend Emilie Ringseis' Erkenntnis: Ein wahrer Fortschritt kann nur von einem mit Sicherheit Gegebenen aus geschehen. Das schließt das echt Neuzeitliche nicht aus. Denn „modern sein im guten, im deutschen Sinne, heißt ganz gediegen den neuen Bedingungen und Anforderungen entsprechen und doch den Zusammenhang wahren mit allen Erfahrungen“. Und die weitesten Grenzen lassen sich ziehen, solange nur der Kerngeist unserer Kunst im gesunden Deutschtum wurzelt. Schulung in und an der Fremde trägt nur für den künstlerisch und sittlich Reifen gute Frucht, für den, der nach beiden Richtungen hin Auslese zu treffen versteht. Ebenso wenig wie der Eichbaum zum Baum, die deutsche Gothik zur europäischen, steht die deutsche Kunst zur internationalen im Gegensatz. Zur Weltkunst wird auch die gute deutsche Kunst. Zu allererst aber heißt es wieder deutsch denken und fühlen. Denn nicht verleugnen, sondern kundgeben soll der Künstler die ihm eingeborene Seele. Nur wo diese ihre Hoheitsrechte wahrt, „stellt sich der Geist der inneren Fülle, des inneren Frohsinns ein,“ dem wir alles wirkliche, gedeihliche Schaffen, jeden rechten Griff ins Ganze danken. Wie Jakob mit dem Engel, so ringt deutsche Kunst mit der Seele. Überall, wahrlich nicht zuletzt in deutscher Dichtung und Kunst, muß deutsche Seelenkraft wieder lebendig werden, jene, die den ganzen Menschen, das ganze Volk gegen alle irgendwo und irgendwie sich regende Feind- und Gegnerschaft trägt und stellt. Dann erst kann „aus dem blutgetränkten Boden“ die neue, die große, die goldene Zeit steigender Kraft und sinkender Unkraft erstehen.

Als ein Urbild deutscher Kraft pflegt heute noch unser Volk, pflegt die ganze Welt auf aller Größten Einen: den eisernen Kanzler, zu schauen. Viele zwar wissen auch, daß nicht alles Vollkraft an ihm war, daß in ihm helles Licht tiefen Schatten bedingte und daß das Zuviel seiner leidenschaftlichen Natur hier und dort für ihn Unkraft, ja Schwäche erzeugte. Gustav Frenssen hat ihm soeben ein dichterisches Denkmal errichtet, das dem ganzen Bismarck, dem dunklen wie dem lichten, dem mächtigen wie dem unmächtigen, gerecht zu werden sucht, ohne das Gewollte immer — oder überhaupt? — zu erreichen; denn auch hier findet sich neben der Kraft die Unkraft. Das Werk heißt: „Bismarck. Epische Erzählung.“ Berlin, im Kriegsjahre 1914, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 8° 452 S. Preis geb. 3 *M.* — In dem Groteschen Weihnachtskatalog 1914 gibt der Verfasser die Entstehungsgeschichte seines Buches. Aus einem ursprünglich noch dänischen Staatsangehörigen sei er selbst ein heißer Liebhaber der Persönlichkeit und des Wirkens Bismarcks geworden. Dreizehn Jahre lang habe er, zunächst ohne dichterische Absicht, viel über seinen Helden gelesen, „wohl noch mehr gegrübelt und wohl stückweise auch schon gebildet“. Noch in den letzten Jahren seien ihm Lenz und Marcks, zumal des letzteren „Bismarcks Jugend“, grundlegend geworden. Weitere Quellen führt er nicht auf, bekennt aber, daß er alles sonst ihm vor die Augen Gekommene, soweit es ihm Licht zu geben versprach, genommen und verwendet, sich auch nicht gescheut habe, es zu brauchen bis auf Satzwendungen und Bilder, wenn sie ihm das Rechte zu treffen schienen. (Eben diese Gepflogenheit kennen wir schon von „Peter Moor“ her.) Hinsichtlich seiner Auffassung des Epos macht er ein überraschendes Geständnis, demzufolge der Verfasser von „Hilligenlei“ inzwischen religiös-„positiv“ geworden zu sein scheint. Schiller, sagt er, habe einmal (wie sattsam bekannt!) ein Epos über Friedrich II. schreiben wollen. Die Zeit sei die rechte gewesen, nicht aber der Stoff. Denn: „Friedrich II. war eine unreligiöse Natur ohne tiefen und einheitlichen Hintergrund, nämlich ohne positives Verhältnis zum Ewigen; es war nichts hinter ihm als eine vage und blasse Philosophie. Ein Epos über ihn würde flach und ohne Inhalt geblieben sein.“ Für das vorliegende Werk dagegen, unterstreicht er, eigne sich nicht nur die Zeit, da Bismarck noch im Volke

lebe, sondern auch der Stoff, weil der Held vor einem mächtigen und ewigen Hintergrund, den er selbst geschaffen habe, stehe.

Betreffs der gewählten Form berichtet Frenssen, daß er dem bereits durchgeführten Plan einer einfachen Prosadarstellung in der Art des „Peter Moors Fahrt nach Südwest" einen Versuch in Jamben, dann einen solchen in der Nibelungenstrophe habe folgen lassen. Hängen blieb er am Rhythmus „für die rechte Ruhe und Breite des Erzählers": am „altbewährten" Hexameter, den er aber „freier behandelte und viel mehr der deutschen Sprache anpaßte, als die Früheren getan haben". Ersteres stimmt augenfällig; über letzteres dürften die Meinungen auseinandergehen, nicht aber über des Autors Zusicherung, daß das Werk stofflich und formell noch Irrtümer enthalte und daß die drei Jahre für seine Herstellung sich wohl als zu kurz erwiesen hätten. Die Hauptsache jedoch sei, meint er zutreffend, daß das Feuer bis zum Ende gleich heiß gebrannt, wenn auch zuweilen etwas unruhig geflackert habe. — Das Begeisterungsfeuer des Dichters also, ob auch im entsprechenden Grade das des an sich willigen Lesers? Mehr als fünfthalb Hundert Hexameterseiten mit je über dreißig Versen ist nicht aller Poesiefreudigen Sache. Ich persönlich bin sozusagen auf die Hexameter-Genußfähigkeit zugeschnitten. Aber auch mir wurde es der „Ruhe und Breite" der Erzählung, Bilder und Wiederholungen einige Male reichlich viel. Möglich, daß andere anders empfinden, möglich sogar — voraussagen oder vorweg abstreiten läßt sich derartiges ja nie —, daß unser Volk sich auf dieses Buch werfen wird, wie es sich auf Jörn Uhl, Die drei Getreuen, Hilligenlei und Peter Moor gestürzt hat.

Die starken und liebenswürdigen Züge der Frenssen-Kunst kommen ja auch hier zur Geltung: die warme Zutraulichkeit des Tones, das innige Erfassen und Durchdringen des Stoffes, die unterhaltsame Buntheit der Episodenreihe, das aufbauende Herausarbeiten der Charaktere, das mystische Hereinziehen übersinnlicher Gestalten: hier vor allem der „Mutter", d. i. der verpersönlichten Volksseele, das selbstsichere Zugreifen gegenüber dem Ganzen. Dennoch scheint mir ein großes Aber vorzuliegen, das endgültig übermächtig werden könnte. Der Held ist alles andere als hell in hell gesehen. Er wirkt, bei aller äußeren und inneren Recken- und Riesenhaftigkeit, als eine tückisch verschlagene Hagennatur. Das Volk aber bevorzugt bei weitem die sonnig lichten Siegfriede. Frenssen geht Bismarck bis in die Jugend und Kindheit, wenngleich nicht chronologisch, nach. Alles trägt er zusammen zur möglichen Glaubhaftmachung des von ihm aus ziemlich verworrenem Untergrunde geschaffenen Bildes. Dennoch, meine ich, reicht es nicht zur durchaus überzeugenden Persönlichkeitsplastik.

Eine dreifache Glutleidenschaft: für den eigenen Ruhm, für Preußens sieghaften Aufstieg und für Deutschlands Größe, prägt sich freilich immer wieder vor uns aus und verschmilzt zu einer in den Tiefen arg dunklen, aber vom Glanze einer beispiellosen Erfolgserrungenschaft übergossenen Einheit in dem „schrecklichen" Manne, dem „wilden" Hasser und „herrlichsten Helden seines Volkes", in dem „starken, grimmigen Heuchler" und „Planer", dem „kalten, grausigen Rechner" mit dem „hitzigen Herzen", der „klugen, verschlagenen Seele" und der (nach Frenssen) selbst in der Unwahrhaftigkeit noch unwiderstehlich werbenden Rede. Lange versahen sich von ihm „die meisten im Volke jeglicher Bosheit, jeder Tücke und jedes Verrats", ohne das aus „bittersten Nöten" herausgeborene Warum seines gewalttätigen, „bösen" Tuns zu erkennen: „Er brauchte den stummen Gehorsam und zu wildem, schrecklichem Werk die Macht in den Händen" — er, „der beste in Deutschland, der hochgemute und edle", der durch „Schmutz" gehen und die innere Ehre „verlieren" mußte, „um einen einzigen Weg, der zur Ewigkeit führte, zu suchen". — Wer löst all die Widersprüche? Dem Dichter gelingt es gewiß nicht dadurch, daß er einfach alle „Schuld" seines Helden auf den „deutschen Hader" zurückführt. Den äußeren Entwicklungsgang des Riesen, des „Größten aller Deutschen", vom Meistgehaßten zum Meistgeliebten, -bewunderten, -verherrlichten und zum endlich Abgestoßenen, grollend Einsamen hat er dagegen klar gezeichnet, mit „heißer" Liebe und sichtlichem Drange nach strenger Gerechtigkeit, die hier und da wiederum die Schranken der Wahrscheinlichkeit überspringt. Der Geschichtsfreund und -forscher wird überhaupt vieles sorgfältig nachzuprüfen haben über Menschen und Geschehnisse, über den Helden und die übrigen sämtlichen Hauptgestalten, auch über historische Einzelvorgänge des hier entrollten mächtigen Schicksalsgewebes. Denn unmöglich darf er sich zufrieden geben mit der Behauptung des Verfassers, daß „die Dichter alles (!) sehen und ahnen", daß deren Seele, „die dunkle Seherin, in allen Dingen lebt und den Herzen der Menschen", daß „sie im Schwarm der Geister selbst als Wisserin mitzieht".

Ob es ratsam war, gerade jetzt in die verborgenen Gänge derzeitiger Politik und Taktik just so hineinzuleuchten? Allerdings unter Herausstellung dieser heute von neuem glorreich bestätigten Wahrheit: daß das deutsche Volk nur auf ein ihm geschehenes Unrecht hin „in Kriege und Not zieht". Denn „das zarte deutsche Gewissen, bang vor dem ewigen Gott, gar leicht verwundet und ängstlich, braucht die gerechteste Sache. Nur dann erbeben die Glieder und der rasende deutsche Zorn wirft alles zu Boden."

Die Kraft dieses deutschen heiligen Zornes, dem kein Ideal, kein edles Empfinden fremd ist, spricht sich aus in Richard Nordhausens

„Kriegsliedern: Der Kaiser läßt attackieren". Hagen i. Westf., Otto Rippel Verlag. 8° 46 S. Halbsteif kartonniert 40 Pf. Als Feldbrief portofrei. Hier haben wir unter knappstem Rahmen Hauptbilder unserer Kriegsgeschichte in glutvollen Versen, in starker, mannhaft tüchtiger Lyrik. Von den 27 Gedichten sind alle existenzberechtigt, hat etwa ein Dutzend literarischen Dauerwert, zum Teil solchen von leuchtender, flammender Güte. Und die Kraft deutschen Gebetsgeistes durchweht das Ganze. Die nächste Auflage aber sollte die unkünstlerisch wirkende, just diesen dichterischen Eindruck doppelt beeinträchtigende Apostrophierung ausmerzen. — Im Anschluß sei die durch Sebastian Wieser unter 32 Dichtern verschiedener Anschauungskreise bewerkstelligte Sammlung von „Liedern und Skizzen aus dem Weltkrieg" empfohlen: „Schildgesang". Mit acht Kunstbeilagen. München, Lucas-Verlag. 8°, 172 S. In feinem Geschenkband 2 M. — Das „unseren Helden im Felde" gewidmete Buch ist vorzüglich ausgestattet, gut aufgebaut und enthält, neben einzelnem Minderwertigeren manch Schönes, auch wirklich Hervorragendes. Leider sind arge Druckfehler stehen geblieben; das muß gesagt werden schon der Autoren wegen: Dehmel, Eschelbach, Falke, Wilh. Fischer, Ilse Franke, Martha Grosse, E. v. Handel-Mazzetti, L. Tepe van Heemstede, M. Herbert, A. Jüngst, Kiesgen, H. Kiesekamp (L. Rafael), Gaud. Koch, Kralik, P. Tim. Kranich, Krapp, Fr. Lienhard, Jula Lindolf, Lissauer, Elise Miller, Josephine Moos, Anton Müller, Br. Willram, Pöllmann, Raymunda, Rothe, Schaukal, Schrönghammer-Heimdal, Leo Sternberg, Thrasolt, Tiaden, H. G. Wagner, Seb. Wieser (ich vermisse u. a. Eichert, Paul Keller und Wibbelt). Aber Druckfehler lassen sich leicht beseitigen: bei der hoffentlich und voraussichtlich bald erfolgenden nächsten Auflage. — An dieser Stelle sei mitgeteilt, daß die im Oktoberheft von mir angezeigte Ausgabe der Gesamtwerke Domanigs, des großen Patrioten, jetzt vorliegt.

Kraftvolle Kriegsprosa umschließt das von Carl Busse herausgegebene Bändchen „Novellen und Skizzen aus dem Weltkrieg: „Feuerschein". Heilbronn, Eugen Salzer. 12°, 120 S. Preis geb. 1 M. Es enthält sechs Erzählungen, darunter zwei vom Herausgeber, und von diesen wiegt die eine, die Schlußerzählung „Trittchen", die sämtlichen anderen auf, obwohl auch sie alle über der Mittelhöhe stehen. So seien sie denn auch alle hier genannt: „Der Überfall von Glinki" von Carl Busse, „Die Mine in der Themsemündung" von Franz Adam Beyerlein, „Die Gesichter der Eva" von Karl Hans Strobl, das prachtvoll packende „Verschossen!" von Ernst Hammer und das eigenartige „Schicksal" von Fritz Döring. Das trotz freundlicher, gediegener Ausstattung im Preise so bescheidene Büchlein verdient viele Auflagen zu erleben und tiefer in kommende Zeiten hinein gerettet zu werden. — Als „aktuell" nenne ich hier ein paar Romane, die sich zur besseren Tagesliteratur stellen: Emil Franks „Fliegerroman: Im Ringen um das Luftmeer". 8° 306 S., Preis 4 M, und L. Philipps' spannender Abendteuerroman mit (japanisch-) politischem Einschlag: „Der Fremde". Frei nach dem Englischen übertragen von K. Nybiszka. Franks Buch ist fraglos das dichterisch und ethisch stärkere. Es steckt ein gut Teil gewissenhaft durchdringender Arbeits- und ein schöner Ansatz künstlerischer Entwicklungskraft darin. Der Verfasser hat uns schon früher Tüchtiges gegeben. Er wird noch Vortreffliches leisten, wenn er den festen Entschluß faßt zu rechtzeitiger kraftvoller Beschränkung angesichts der Gefahr drohender Unkraft durch übersteigerte „Reproduktion".

Hundert Jahre zurück führt uns Paul Georg Münchs Roman: „Wendel, der Bub und der Bursch. Ein Buch von Krieg, Liebe und Wanderlust." Leipzig, Grethlein u. Co. 8° 335 S. Preis 4 M. Hier haben wir einen hochinteressanten und künstlerisch beseelten Stoff, dessen Darstellung sich gliedert in zwei — nicht äußerlich geschiedene — Hauptteile und eine Reihe farbensatter Bilder: zunächst aus der Völkerschlacht bei Leipzig, zugleich und ferner aus dem ländlichen Leben von Kindern und Erwachsenen, aus dem Treiben der Landstraße (Walz) und dem Dasein wohlhabender Bauern. Alle diese Bilder sind überzeugend und vertiefend durchgeführt. Aber neben der Kraft lebensvoller Auferweckung und Aufrufung vergangener äußerer Geschehnisse und innerer Entwickelungen sowie zielsicherer Ausgestaltung der Träger einer buntbewegten Handlung steht noch die Unkraft eines gewissen Mangels an konzentrierend vereinheitlichender Zusammenschließung des epischen Vortrags. Ein warmer, köstlicher Humor echter Menschenkenntnis und -liebe durchsonnt die reizvolle Darstellung, die liebliche natur- und volksidyllische Schilderungen in sich aufnimmt, ohne daß sie vor den Härten der Lebens- und Geschichtswahrheit zurückschreckte. Doch das Lichte, Freundliche überwiegt, vor allem bleibt uns der Eindruck herzlicher Freude an dem reich veranlagten Helden, in dessen reine Kindesseele uns die erste, in dessen lautere Jünglingsseele uns die zweite Hälfte des Buches unvergeßliche Blicke tun läßt.

Von markiger Kraft der Lebensauffassung, Stoffdurchdringung und -beherrschung zeugt ein etwas älteres Buch, das mir erst jetzt zur Begutachtung zukam und dem ich eine recht weite Verbreitung wünsche: „D'rr Garribaldi' und zwei andere Erzählungen von Johann Driggeberger". Der hier mit Decknamen aufgeführte Verfasser hat inzwischen sein Pseudonym gelüftet und sich als der bekannte Schriftleiter der „Bücherwelt": H. Herz, herausgestellt. Das titelgebende Hauptstück des Bandes (Regensburg, J. Hab-

bel, 8⁰ 253 S., Preis geb. 3 M) spielt in Schwaben, und die naturgemäß reichlich verwendete Mundart ist das „kräftigste und breiteste Schwäbisch", dennoch leicht verständlich, zumal wenn man die einleitenden knappen, lichtvollen „Bemerkungen über den Dialekt" aufmerksam gelesen hat. „D'rr Garribaldi" umschließt eine Bauerntragödie von organischem Aufbau und packender, auch erschütternder, weil künstlerisch gemeisterter Lebenswirklichkeit. Land und Leute, Sitten und Gebräuche sind aufs treueste geschaut und dargestellt mit einer Kernigkeit, die keine schwächlichen Konzessionen duldet. Auf die männlichen Charaktere fällt im ganzen helleres Licht als auf die weiblichen, unter denen zwei jedoch in echter Fraulichkeit erstrahlen: „das Agathle" und die Mutter des Erzählers, der aus der Tiefe rückerinnernden Miterlebens dieses Kabinettstück gesunder Heimatkunst gestaltete. — Der schweren Wucht der ersten Erzählung folgt wie ein herzhaftes wiederholtes Aufatmen der lachfrohe Humor der beiden anderen: „Pauper studiosus sum. Peto viaticum!" und: „Wie die Storchheimer zu ihrer neuen Kirche gekommen sind". Die schelmisch-robuste Laune der Bettelstudentenwalz mit dem Einschlag poetischer Naturstimmung tut es einem ebenso an wie die goldene Schalkhaftigkeit des von der „Parteien Zwist" übergaukelten Dorfbildes. — Während und nachdem ich las, stand wiederholt die Frage in mir auf: Ist hier etwa ein Nachfolger Hansjakobs? Ohne dessen „Manier" und „Wiberhaß" hoffentlich, und dann wäre er mir lieber als jener ... . Im württembergischen Schwaben, unter biederen, treuherzigen Gebirgsbewohnern, spielt das Dutzend Erzählungen eines neuen Autors: „Leute von der Rauhen Alp" von Marie M. Schenk. Mit 24 Bildern von Adolf Glattacker. Freiburg i. Br., Herder, 8⁰ 231 S., Preis geb. 3 M. Der erfolgkundige Verlag hat sich um die Ausstattung gemüht, ein Zeichen, daß er sich von dieser Veröffentlichung Gutes erwartete. Mit Recht. Der Inhalt, von leuchtender Reine, Frische und Markigkeit, wird getragen von der völlig unangekränkelten Kraft eines ausgesprochenen blankäugigen und herzhaft zupackenden Talents. Den Aufbau des Bandes hätte ich mir etwas anders gewünscht, aus mehr äußerlichen Gründen. Beim ersten aufschlagenden Blättern — wie viele Käufer wählen nur auf diese Weise! — kommt man nämlich auf die Vermutung, ein Jugendbuch vor sich zu haben. Freilich dürfte die Jugend das Ganze ohne Schaden lesen und hören, aber so recht genießend in sich aufnehmen können es doch nur Erwachsene. Und so wäre es besser gewesen, etwa den „Münchhausen auf dem Lande" oder die „Spitzmadelhex" oder den „Lumpendunkerle" oder „Anno Dazumal" oder „Ein stilles Kleeblatt" voranzustellen; man sieht, an Auswahl fehlt es nicht. — Alsbald spürt man: Alles ist echt an diesen Geschichten, nicht zuletzt die feste, sichere Motivierung. Nur im „Bückele" hapert's da etwas; der verständige Herr Lehrer hätte halt noch etwas verständiger sein und auch einem „handgreiflichen" Scheinbeweis in solchem Falle nicht glauben sollen.

Und nun ein weiter Sprung aus einfachstem neueren Volksleben zurück an den mit Sinnenglanz übertünchten böhmischen Hof des Jahres 1393: „Die Beichte" von Ilse von Stach. Cöln a. Rh., J. u. W. Boisserée, gr. 8⁰ 57 S. 2 M, geb. 3 M. Die köstliche Ausstattung schmiegt sich archaisch dem Inhalt an, dessen Überschrift aber das „e" hätte ausstoßen sollen — „Die Beicht" hätte es besser geheißen. Die Personen des vorgeführten weltgeschichtlich bekannten Dramas sind: der böse König Wenzel, seine jungholde Königin Offnei (Sophie); sein Liebling, der jugendliche Graf Heinrich von Rosenberg; sein Kanzler Hinko Kluk; der Primas Erzbischof Adalbert von Jenstein und dessen heiligmäßiger Vikar Johannes Nepomuk, dessen Zeichnung nicht äußerlich sichtbar hervortritt aus dem Hintergrunde, auf dem sich auch seine Ermordung vollzieht. Diesmal hat Ilse von Stach eine Probe dichterischen Empfindens, verlebendigender bildnerischer sowie psychologisch tief schürfender, zarter Dichterkraft gegeben, an der wir uns ungetrübt erfreuen können.

Wesensähnliches Lob, und zwar nach der ethischen Seite bedeutend gesteigertes, gebührt M. Herberts „Giacopone da Todi", der umfangreichsten unter den neun Novellen ihres jüngsten Erzählbandes: „Stirb und werde!" Regensburg, Verlag von J. Hebbel, 8⁰ 235 S., geb. 3 M. — Ins dreizehnte Jahrhundert taucht der Rückblick beim Wachrufen der erschütternden Wandlungsgeschichte des Dichters vom weltberühmten und welterhebenden Stabat Mater; in jene Zeit italienischer Herrlichkeit, da die Rauheit, die Härten, die Sitten und Unsitten aufgesogen schienen in den Glanz erblühender Kultur inmitten einer wundervollen landschaftlichen Umgebung, da „in reichen Städten schöne, lichte Menschen gediehen" und mitten aus ihnen heraus „jene strengen und aszetischen Heiligen, deren Seele doch voll Liebreiz blieb". Ganz eingefühlt zeigt sich die schilderungsmächtige Dichterin in den Geistesreichtum und die Seelennot jener Tage, in die endgültig sieghaften Kämpfe der von Gott abgeirrten, dann wieder unmittelbar zu ihm hinstrebenden Menschenbrust, in die Opferkraft der rückhaltlos und rein liebenden, in die Bußkraft einer rückhaltlos reuigen Natur. Die lyrische Inbrunst, die bei M. Herbert sich so hinreißend schöpferisch zu gestalten vermag, durchglüht auch das meiste der übrigen Sammlung, vor allem das „Memorale des Michelangelo" und „Michelangelos Traum". Eigenartig anziehend ist „Jakobs Segen", ein Ausschnitt aus dem Leben des verarmten und alternden Rembrandt, der von Shakespeare nicht

wußte und dennoch die „Gedanken Hamlets“ hatte: daß „Reifsein alles ist und der Rest von allem das Schweigen“. Mildes Sonnenlicht durchgereifter Welterfahrung und Güte, die auch den leise lächelnden Humor, desgleichen den schalkhaften kennt und ausprägt, umwebt die Stücke: „Die Geige“, „Der güldene Schrein“, „Das zweite Buch“, „Der Rosengarten“, „Der mürrische Bruder“. Die Weihe der Kraft eines seelenkundigen Dichters und echten Jüngers Jesu ruht auf dem Gesamtinhalt, der gerade in dieser Zeit vielen zur stählenden Trost- und Erhebungsquelle werden dürfte. Auch unter dem Zauber südlicher Eindrücke, wie ihn M. Herberts Kunst für uns hervorzurufen versteht, bleiben wir uns des Innewerdens einer echt deutschen Gefühls- und Gedankentiefe seitens des Künstlers bewußt, zugleich einer Klarheit der Ausdrucksfähigkeit, die noch weiter nach Norden deutet.

Neben dem von Momme Nissen mit Recht beklagten Einfluß der Pariser Dichtung und Kunst steht für uns seit länger derjenige skandinavischer und dänischer Literatur. Wir schulden ihr viel Gutes, viel Schlimmes: Muster einer bis dahin nicht gekannten, sofort plastisch „konstruierenden“ Natur- und Menschenbeobachtung, einer negativen Seelenanalyse, einer bis aufs letzte gehenden, letzten Endes auch vernichtenden Zergliederung äußerer und innerer Einwirkungen. Ich nenne hier nur als Beispiele aus neuerer Zeit zwei dänische Romane: den älteren, derzeit richtunggebenden „Niels Lyhne“ des verst. J. P. Jacobsen und den „brandneuen“, leider auch an sog. ersten Stellen hochgepriesenen von Martin Andersen Nexö: „Überfluß“ (München, Albert Langen, 8° 468 S., 5 Mk.), der durch widerlichen Außen- und Innenschmutz führt, um beim — Nichts zu landen. Wir hoffen gerade jetzt, als eine erzieherische Folge des Krieges, das Schädliche dieser bestimmten nordischen Beeinflussung ohne Preisgabe des einschlägigen künstlerisch Nützlichen noch abwerfen zu können. Einstweilen finden sich manche der dunklen Spuren in unserer jüngsten prosaepischen Literatur. Zumal die der übertriebenen, verweichlichenden Seelenanalyse. In dieser Linie liegt z. B. Hanns von Zobeltitz' Roman „Die Frau ohne Alltag“. Berlin W., Egon Fleischel u. Co., 8° 314 S., 4 Mk. Es ist die alte Geschichte, die sich im Schatten einer recht alten Geschichte: des Herzensromans zwischen Goethe und Charlotte von Stein, dazu teils in Weimar selbst, abspielt: Die Geschichte der „unverstandenen“, jedenfalls nicht genügend beschäftigten Gattin und Mutter, die sich haltlos, zunächst auch äußerlich, auf viele Jahre hinaus aber innerlich ehebrecherisch verliert an einen Jugendfreund, trotzdem sie sich für den „Festtag geboren“, d. i. aufs Ideale und die Sonnenseite des Lebens gerichtet fühlt. Freundschaft zwischen Liebhaber und Ehemann, versteht sich. Dieser ein freilich beschränkter, aber herzensguter Mensch, der denn auch eben deshalb schließlich noch seine inzwischen recht ausgereifte Frau für sich und sein Heim rettet, nachdem die einzige Tochter sich aus Scham und Gram über die Mutter ohne Liebe, wenngleich „allerseits befriedigend“, verheiratet hat. Das Buch ist technisch gut komponiert, wiewohl der zweifelhafte Held keineswegs die Sympathie des Lesers verdient, die man der Verlagsanzeige nach für ihn vorausgesetzt zu haben scheint. Die trotz des Themas „allgewaltiger“ Leidenschaft stark abgetönte Vortragsweise zeigt übrigens, daß es dem Autor selbst nicht recht wohl war bei der ethischen Ausspinnung seines epischen Fadens. Schade um die angewandte dichterische Mühe — des kunstvollen Schliffs seines Halbedelsteins.— Ethisch schwergewichtiger ist, dem Titel zum Trotz, Klara Hofers „Das Spiel mit dem Feuer“. Ebenda 8° 276 S., 3,50 Mk. Auch hier stofflich dieselben Grundzüge. Nur daß die (kinderlose) Gattin, als die Versuchung an sie herantritt, noch viel jünger, unbeschäftigter, abhängiger, unverstandener, ahnungsloser, einsamer ist als die „Frau ohne Alltag“, zugleich, als sie zur Erkenntnis der Lage kommt, gewissenszarter, sodaß sie kämpft, sich auch nicht bis zum Letzten dem Gegenstand ihrer mählich geweckten Leidenschaft: einem brutalen (gräflichen) Herrenmenschen, hingibt, vielmehr ihn für immer abweist, nachdem er ihren Gatten in heimlichem Duell getötet hat. Man sieht, ein Versuch zur sittlichen Ausgleichung innerhalb der rassigen Darstellung, in der aber für ein wirkliches Zureichen zu viel Unkraft neben unleugbarer, bislang jedoch nicht genügend ausgereifter Kraft künstlerischen Wollens steht. — Von eben diesem finden wir ein erfreuliches Stück ausgetragen in Hermann Stegemanns neuem großen Roman „technisch-wirtschaftlichen“ Gepräges: „Der gefesselte Strom“. Ebenda 8° 320 S., 4 Mk. Die Handlung ist vorzüglich, in spannender Entwicklung aufgebaut, die Personenreihe außerordentlich reich, klar, lebendig gesehen, ausgestaltet, gruppiert, in Bewegung gesetzt. Im Mittelpunkt des Geschehens steht ein mit seinem Lebensarbeitsplan eng verwachsener, hochbegabter Mensch, dem aber eine mächtige Jugend-, Geistes-, Willenskraft in dem wichtigsten Abschnitt seiner Laufbahn zur Unkraft wird durch Überschuß einerseits, durch übersteigerte Konzentration anderseits. Als er nämlich die Energie seines bei Widerstand stets rücksichtslosen, jedoch im Grunde gemeinzweckdienlichen genialen Wollens herleihen will an ein ausschließlich persönliches und zwar sündiges Selbstsuchtziel, da geht er, zutiefst eben hierdurch, zu Grunde, angesichts der sieghaften Vollendung seines gewaltigen Werkes. So wenigstens ließe sich der Handlung eine sittliche Idee ablösen, schade nur, daß die Kraft — oder zugleich die

Absicht? — des Dichters gegen das Ende hin zu sehr erschlafft für eine rechte Verwirklichung, d. i. für eine unmittelbare Verlebendigung im Gemüt des Lesers.

Zum Schluß ein kurzer Hinweis auf das dichterisch und ethisch kraftvoll durchgearbeitete, mehrfach gegliederte Werk Jón Svenssons für unsere liebe Jugend. Der Verfasser ist ein in Sprache und Gesinnung gut deutsch gewordener Nordländer. Nach Island führt er uns, in die Heimat seiner Kindheit, das sagenhafte Thule, wo der Urquell germanischer Heldendichtung floß. Drei prächtig ausgestattete Bücher sind es, in denen er seinen jugendlichen Lesern und allen, die durch liebende Förderung zu ihnen gehören, berichtet von dem eigenen und dem mit seinem jüngeren Bruder geteilten Kindheitsleben: „Nonni, Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt." Mit 12 Bildern 8⁰ XII u. 356 S., geb. 4,80 Mk.; „Sonnentage. Jugenderlebnisse auf Island." Mit 16 Bildern 8⁰ VIII u. 294 S., geb. 4,40 Mk. (beide Bände bei Herder, Freiburg); „Nonni und Manni. Zwei isländische Knaben." Mit Illustrationen von Fritz Bergen und zwei Farbenkunstblättern isländischer Landschaften von W. G. Collingwood (Regensburg), J. Habbel. Gr. 4⁰ 86 S., geb. 2 Mk.). Der Vortrag ist spannend, edel, mannigfaltig reich, letzteres ohne Aufdringlichkeit auch nach der ethischen, pädagogischen Seite. (Den Dialog wünschte ich mitunter etwas einfacher, ein paar geheimnisvolle mystische Züge lieber ausgeschieden.) Die kleinen Helden sind lichte, kühne Gestalten, Söhne vor allem der lichten, kühnen Mutter und einer herrlichen gewaltigen Natur. Federers Urteil über den ersten Band geht auf alle drei: daß diese Lektüre wirken, wohltun, reinigen, stählen müsse, „wie ein richtiges Naturbad", also wie ein Quell gesunder Kraft gegen drohende Wirkung schwächender Unkraft.

* * *

Unseren Helden.

Willi Geiger, der sich bisher durch seine graphischen Darstellungen spanischer Stiergefechte bekannt gemacht hat, gibt eine Mappe mit zehn schönen Lithographien großen Formates unter dem Titel „Unseren Helden 1914" im Graphik-Verlag, Berlin und München, heraus. Es sind technisch außerordentlich gut herausgekommene Schwarz-Weiß-Drucke auf Japanpapier (in Leinenmappe 30 M), zu denen der Künstler durch die Visionen, die der Krieg in ihm entstehen ließ, angeregt worden ist. Geiger ist ein Zeichner von starkem Temperament und zugleich einem sehr innigen Gefühl, das sich nicht selten bis zu ekstatischer Erhebung steigert. Er verfügt über einen sehr persönlichen Rhythmus der Linien, und die Eigenwilligkeit seiner Konturen wird geleitet von einer sicheren und (in glücklichen Stunden) oft spielend dahineilenden Hand. Er hat innere Gesichte, die sich ihm klar und harmonisch zu Linien gestalten, seine Visionen lösen sich auf in Zeichnungen, über denen der Schimmer eines leidenschaftlichen Fühlens liegt. Er hat ein Blatt lithographiert, auf dem ein Krieger, eben von der tödlichen Kugel getroffen, in sich zusammensinkt, und diese Bewegung des Hinsinkens ist schön und innig und schmerzerfüllt, aber sie ist auch zugleich hinausgehoben über das Irdische und wird zum Symbol des heiligen Sterbens fürs Vaterland. Er hat klagende Frauen lithographiert, die mit wehen Bewegungen dasitzen, die Hände vors Gesicht werfen, sich aneinander lehnen und stützen, und in ihre wehklagenden Gesten ist der ganze Schmerz um die geliebten, dahingemähten Helden des Vaterlandes. Eins der Blätter hat eine stark bildhafte Form: ein Sturmangriff; es ist mehr malerisch als zeichnerisch gesehen; ein paar junge Kämpfer, barhäuptig, das Bajonett in der Hand, stürmen dahin; hier ist mehr Wirklichkeit als Vision, mehr toniges Empfinden als Umriß. Auch das Grauen ist auf einem der Blätter dargestellt; zwei Krieger eilen mit erhobenen Händen und scheu zurückgewendeten Gesichtern einen Waldweg dahin, gejagt von Jammer und Angst, und in ihren hastigen Bewegungen scheint all der Schrecken konzentriert zu sein, den das Geheul platzender Granaten und hagelnder Schrapnells verbreitet. Eins der schönsten Kriegsblätter von Geiger aber heißt „An die Pferde". Es gehört nicht zu dem Zyklus der Mappe, sondern ist einzeln erschienen, gleichfalls im Graphik-Verlag und im Format der übrigen Blätter (Preis 5 M). Diese Steinzeichnung hat etwas Dekorativ-Monumentales. Drei sich bäumende Rosse von antikischer Form sind dargestellt, edle rassige Tiere, gegen die ein Wald von Bajonetten sich richtet und ein Regen von Kugeln. Das eine der stolzen Tiere ist von einer Kugel getroffen, und ein Blutstrahl schießt im Bogen aus dem sehnigen, emporgeworfenen Leib. Aufregung und Wucht ist in dieser Darstellung, sie ist wie ein Hymnus auf die braven, heldenhaften Pferde des Krieges, ein heroisch-schmerzliches Gefühl ist ergreifend darüber ausgegossen. Dieses Blatt mit seinem kühnen, großzügigen und reinen Rhythmus scheint mir eine besondere Verbreitung in unseren Tagen zu verdienen.

Dr. Hans Bethge.



(Originalbeiträge.)

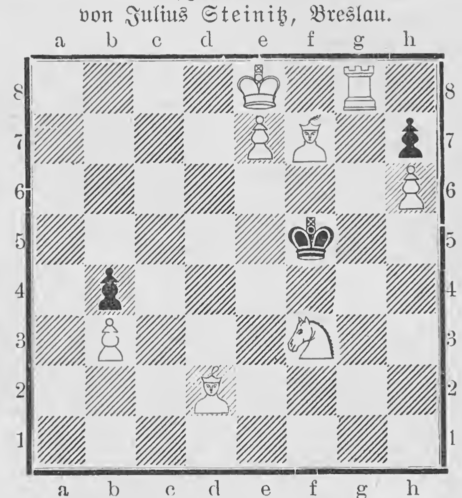
Aufgabe Nr. 55

von A. Kraemer, Büdingen.

Matt in 3 Zügen.
Weiß: Kc7, Dc5, Tb2.
Schwarz: Ka4, Lc8, Ba7 u. b3.
3 + 4 = 7 Stück.)

Aufgabe Nr. 56

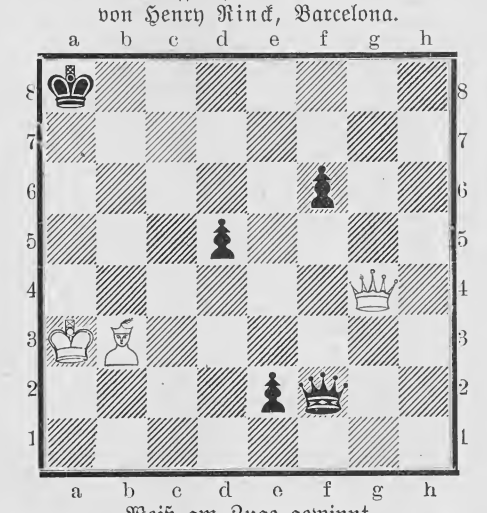
von Julius Steinitz, Breslau.



Matt in 3 Zügen.
Weiß: Ke8, Tg8, Ld2 u. f7, Sf3, Bb3 u. e7.
Schwarz: Kf5, Bb4.
(7 + 2 = 9 Stück.)

Endspielstudie Nr. 16

von Henry Rinck, Barcelona.



Weiß am Zuge gewinnt.
Weiß: Ka3, Dg4, Lb3.
Schwarz: Ka8, Df2, Bd5, e2 u. f6.
(3 + 5 = 8 Stück.)

Lösung der Aufgabe Nr. 53

von Kraemer.

Matt in 3 Zügen.
Weiß: Kb2, Db7, Tb4, Bh3.
Schwarz: Kh8, Th5, Bh4.
(4 + 3 = 7 Stück.)

1. Db7—g2, Th5—b5; 2. Tb4×b5, Kh8—h7; 3. Tb5—h5#. 1.... Kh8—h7; 2. Tb4—b7+, beliebig; 3. Dg2—g7#. 1.... Th5—h6; 2. Tb4—b8+ u. 3. Dg2—g8# usw.

Lösung der Aufgabe Nr. 54

von Hülsen.

Matt in 4 Zügen.
Weiß: Ka2, Da3, Sd5 u. e5, Bb4 u. f3.
Schwarz: Ke6, Bb5, d6 u. h7.
(6 + 4 = 10 Stück.)

1. Da3—a8, Ke6×e5; 2. Da8—g8, Ke5—d4; 3. Dg8×h7, beliebig; 4. Dh7×e4#. 2.... h7—h5; 3. Dg8—g6, beliebig; 4. Dg6×e4#. 2.... Ke5—f5; 3. Dg8—g4+ u. 4. Dg4—e4#. 1.... d6×e5; 2. Da8—c6+, Ke6—f7!; 3. Dc6—f6+, Kf7—g8; 4. Sd5—e7#. Auf 1.... Ke6—f5 folgt 2.... Da8—g8 usw.

Lösung der Endspielstudie Nr. 15
von Plönnigs.
Weiß zieht und macht remis.
Weiß: Kc1, Lh8, Sb5.
Schwarz: Kd3, Lb8, Bc2.
(3 + 3 = 6 Stück.)

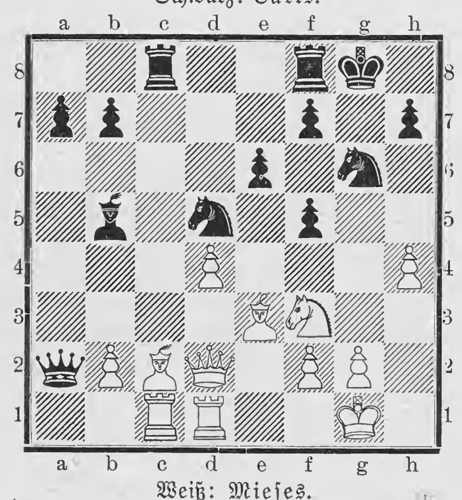
1. Sb5—c7!, Lb8×c7; 2. Lh8—e5, Lc7—b6; 3. Le5—d4, Lb6—a5; 4. Ld4—c3 usw. oder 1..... Lb8—a7; 2. Sc7—d5, Kd3—e4; 3. Kc1×c2., u. s. w.

Partie Nr. 29.

Gespielt in der 12. Runde des Meisterturniers im Breslauer Schachkongreß am 27. Juli 1912.
Weiß: J. Mieses, Leipzig.
Schwarz: C. Carls, Bremen.
Eröffnung: Caro Kann.

1. e2—e4 c7—c6
2. d2—d4 d7—d5
3. e4×d5 c6×d5
4. c2—c4 Sg8—f6
5. Sb1—c3 Sb8—c6
6. c4×d5 Sf6×d5
7. Lf1—c4 e7—e6. Noch besser ist 7.... Lc8—e6.
8. Sg1—f3 Lf8—e7
9. Lc4—d3 Le7—f6
10. Lc1—e3 Lc8—d7
11. 0—0 0—0
12. Ld3—e4 Sc6—e7
13. Dd1—e2 Ld7—c6
14. Le4—c2 Se7—g6
15. Sc3—e4 Ta8—c8
16. Se4×f6+ g7×f6! Am besten schwarz erlangt durch die offene g-Linie Angriffschancen. Der Bf6 verhindert außerdem die Annäherung feindlicher Figuren.

Stellung nach dem 20. Zuge v. Schwarz.
Schwarz: Carls.



Weiß: Mieses.

17. Ta1—c1 Dd8—a5. Sofort 17..... Kg8—h8 nebst Tf8—g8 war wohl besser.
18. Tf1—d1 Lc6—b5
19. De2—d2 Da5×a2
20. h2—h4 f6—f5? Dieser Fehler kostet die Qualität. (Siehe Diagramm.)
21. Le3—h6 f7—f6? Der bedrohte Turm darf wegen 22. h4—h5 nicht wegziehen.
22. h4—h5 Sg6—e7
23. Lh6×f8 Te8×f8
24. Sf3—e1 Da2—a6
25. Lc2—d3 Lb5×d3
26. Se1×d3 Da6—d6
27. Td1—e1 Se7—c6
28. Sd3—c5 e6—e5
29. Sc5×b7 Dd6—b4
30. Dd2×b4 Sc6×b4
31. Te1—d1. Es drohte Sb4—d3
31. .... Kg8—g7
32. Sb7—d6 Kg7—h6
33. Sd6×f5+ Kh6×h5
34. Tc1—c5. Droht d4×e5, f6×e5, Sf5—g3+ und Td1×d5.
34. .... Kh5—g4
35. Sf5—e3+ Sd5×e3
36. f2×e3 Tf8—d8
37. Tc5—c7? Mit 37. Tc5—c4 war die Partie sofort zu entscheiden. Nun muß muß sich Weiß noch lange plagen.
37. .... Kg4—f5
38. Tc7×h7 Kf5—e4
39. Kg1—f2 Sb4—d3+
40. Kf2—e2 Sd3×b2
41. Td1—b1 Td8—g8
42. d4×e5 f6×e5. Falls 42.... Tg8×g2+, so 43. Ke2—f1 u. 44. e5×f6.
43. Th7—h4+ Ke4—d5
44. g2—g4 Sb2—c4
45. Tb1—d1+ Kd5—c5
46. g4—g5 Sc4—d6. Falls 46... Tg8×g5, so 47. Td1—c1.
47. Th4—g4 Tg8—g6
48. Td1—h1 Sd6—f7
49. Th1—f1 Sf7—h6
50. Tf1—f6! Tg6×f6
51. g5×f6 Kc5—d6
52. Tg4—a4 Kd6—e6
53. Ta4—a6+ Ke6—f5
54. Kc2—d3 Sh6—f7
55. e3—e4+ Kf5—g5
56. Kd3—c4 Kg5—f4
57. Kc4—d5 Sf7—g5
58. Ta6×a7 Sg5×e4
59. Ta7—a4 Schwarz gibt auf.

Anmerkungen von C. Schlechter nach dem Kongreßbuch.

Bearbeitet von Julius Steinitz.



Klatschbasen.

Just unter meinem Fenster steht
eine plappernde, schnatternde Runde.
Und Stunde um Stunde kommt und geht,
den Glücklichen schlägt keine Stunde.

Drei Klatschbasen sind es — stadtbekannt.
Schon alte, verschrumpelte Hexen.
Gebetbücher halten sie in der Hand
und tratschen und tuscheln und texen.

Der Wind weht kalt, daß Gott erbarm,
es schneit wie nicht geheuer.
Die dreie aber reden sich warm,
ja, reden sich in Feuer.

Einen dicken Eiszapfen sah ich, krach!
bei ihnen in Stücke zerklirren,
ein halbes Flachwerk fällt vom Dach —
die drei kann nichts beirren.

Nun bricht die Finsternis herein. —
Die hat sie, endlich! vertrieben.
— — — — — — — — — — —
Was seh' ich dort im Laternenschein?
Dort sind sie ja stehen geblieben!

A. Kiesler.

Der Fürst und der Igel.

Wie ich heute über einen Hügel
Sanft gewellt, im lauen Frühlingswind,
Schlendere, liegt vor mir ein Igel,
Grau, so wie sie auch in Büchern sind.

Ich bin baff und bleibe plötzlich stehen.
Wie ich merke, ist's der Igel auch.
Um das selt'ne Tier genau zu sehen,
Lege ich mich listig auf den Bauch.

Nicht erfolggekrönt war dieses Streben,
Denn zusammen rollte sich das Tier.
Unbekannt blieb mir sein Innenleben,
Nur die spitzen Stacheln wies er mir.

Wie ich mich mißmutig weitertrolle,
Hat sich der Gedanke mir gefügt,
Ob ich mich nicht auch zusammenrolle,
Wenn vor mir wer auf dem Bauche liegt.

F. Schrönghamer-Heimdal.



Rätsel und Aufgaben.

Visitenkarten-Rätsel.

Robert Reusing

Gera

Durch Umstellen der Buchstaben ergibt sich der Titel des betreffenden Herrn.

Silbenrätsel.

In Städten sind die ersten leider
Geeignet nicht für den Verkehr;
Der sucht sich Wege, die viel breiter,
Drum sind sie auch das Wort nicht mehr
Die andern eine Waffe nennen,
Der Krieger aber führt sie nicht;
Nur wenig Jäger lernen kennen
Den Wildfang, der mit ihnen ficht.
Das ganze wird mit Fleiß gesungen,
Ist's auch ein garstig Lied zumeist;
Unglaublich rasch, einmal erklungen,
Es durch die weiten Gaue reist.

Hans Berthold

Städterätsel.

	1		2		3		4	
	A		A		A		A	
	D		E		E		G	
I	I	K	L	M	M	M	N	O
	O		R		S		S	
	T		T		U		U	

Die obigen Buchstaben sollen so geordnet werden, daß jede der vier senkrechten Reihen eine Stadt und zwar: 1. im Fürstentum Lippe, 2. in Kurland, 3. in Italien, 4. in Japan, die mittlere wagerechte Reihe nennt die Hauptstadt eines europäischen Königreiches.

Verwandlungsrätsel.

Nachstehende Wörter sind durch Umänderung eines Buchstabens und Umstellung in neue zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben ein Zitat aus Schillers „Wilhelm Tell“.

Acht, Elen, Liebe, Knabe, Erde, Rat, Orgel, Gasse, Torte, Tat, Segen, Tor, Narde, Teer, Lende, Brot, Ruhm, Tal, Leben, Sturm, Lage, Manier, Farbe, Liese, Kerbe, Rubel, Rinde, Basel, Aller, Nord, Heu, Angel, Elbe, Rotte, Art, Rübe.

Bedeutung der neuen Wörter: 1. Teil des Hauses, 2. Vierfüßler, 3. Küchengerät, 4. Gefährt zu Wasser, 5. Gewächs, 6. Körperteil, 7. Gefiedertes Tier, 8. Gewürz, 9. Insekt, 10. Teil des Baumes, 11. Menschenrasse, 12. Drückende Lage, 13. Italienischer Dichter, 14. Hohes Gut, 15. Blume, 16. Schutz am Degen, 17. Teil der Kirche, 18. Geistliche Würde, 19. Körperteil, 20. Gewässer, 21. Stachliges Tier, 22. Oper, 23. Musikinstrument, 24. Geist, 25. Teil des Hauses, 26. Inneres Organ, 27. Frucht, 28. Teil des Wortes, 29. Alte Münze, 30. Gemütsbewegung, 31. Vogel, 32. Inneres Organ, 33. Baum, 34. Charaktereigenschaft, 35. Herrscher, 36. Teil des Hauses.

Fr. Graßhoff.

Rösselsprung.

Leid	nicht	eig-	die	fremd	ver-	Brust	du	auf-	und
ner	Trän'	ist	sag'	nen	bleibst	dir	sinkt	er-	hin
frem-	ein	dei-	im	nie	o	letzt	nicht	scheh'n	recht
ein	Bru-	des					steh'n	er	tönt
Leid	in	schlägt					ihm	and'	ge-
es	ein-	der-	All	sem	gie-	der	selbst	sein	ist
aug'	ßen	Herz	ßest	selbst	du	die-	der-	weh	re
zig	sie	du	gro-	in	hall	ver-	bist	und	Wi-

Lösungen der Rätsel und Aufgaben in Heft 5.

Bilderrätsel.

Auflösung:

K	N	E	B	E	L
M	I	L	I	E	U
D	O	L	L	A	R
T	O	R	W	E	G
O	D	E	S	S	A
P	R	A	T	E	R

„Die Bergstadt.“

Silbenrätsel:

1. Alexander, 2. Sonnenblume, 3. Chloroform, 4. Elysium, 5. Ravenna, 6. Malerei, 7. Indien, 8. Traube, 9. Tafelaufsatz, 10. Wassersucht, 11. Odessa, 12. Chronik.
Aschermittwoch — Katzenjammer.

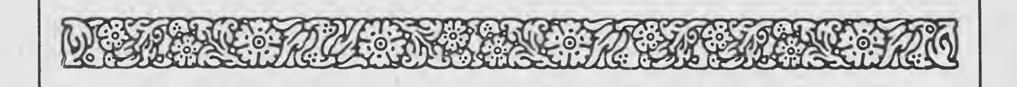
Logogriph:

Akt, Akten, Aktion, Aktie, Reaktion, Redaktion.

Rätsel.
(Division, Vision.)

Scharade:

Fast Nacht — Fastnacht.



Aus der Ratskanzlei.

Eine Elsässerin richtete unter dem 29. Januar an den Herausgeber der Bergstadt folgenden Brief:

Mülhausen, 29. 1. 15.

Hochverehrter und viellieber Herr Bürgermeister!

Mein elsässisch' Herzel ist verletzt: es fühlt sich sehr zurückgesetzt!

Mit Genugtuung habe ich Ihren Neujahrsgruß in der Januarnummer unserer lieben „Bergstadt" gelesen — bis zum Schluß! Am Schluß gedenken Sie voll Liebe, Teilnahme und Verständnis der „Kölner", „Aachener", „Koblenzer", „Lothringer", „Westfalen", „Bayern", „Württemberger", „Badener" und „Hessen", kurz, aller derer, die da an der Westgrenze unseres Reiches mehr oder minder vom Feinde bedroht sind! Warum finden Sie kein Wort für die Elsässer, die doch am schlimmsten daran sind, da ja der Feind noch in einigen ihrer schönen Täler haust? Gehört nicht auch den Elsässern ein wenig Teilnahme und Verständnis? Glauben Sie denn nicht, daß es auch Elsässer gibt, denen es „himmelangst" würde, wenn der Feind weiter ins Land vordringen würde? O, ich weiß, es wird viel über unser liebes Elsaßland geredet, und jedem Elsässer, dem wirklich das Wohl und Wehe seiner Heimat am Herzen liegt, muß das bitter schmerzlich sein! Aber ebenso schmerzlich ist es für ihn, wenn er sich einfach übergangen sieht in einer Zeit, wo er schwer leidet!

Herr Bürgermeister! Ihre Menschenliebe sucht ja immer die Leidtragenden und Bedrückten auf, sie erbarmt sich auch der Irrenden, zu denen vielleicht manche meiner Landsleute gehören! Schicken Sie einige Ihrer Herzgedanken hierher und suchen Sie Land und Leute zu verstehen!

Das ist der herzliche Wunsch einer Elsässerin, die unter den obwaltenden Verhältnissen leidet, wie so viele, viele andere, und der das Ansehen ihrer, dem bösen Streite ausgelieferten Heimat heilig und teuer ist!

Seien Sie gegrüßt! B— Ke—

*

Diesen von schöner Heimatsliebe und deutscher Treue einer elsässischen „Bergstädterin" zeugenden Brief bringe ich gern zur öffentlichen Kenntnis. Zuerst muß ich mich freilich dagegen wehren, daß ich irgend „ein elsässisch Herzel" hätte verletzen oder zurücksetzen wollen. Ich konnte in meiner kurzen Neujahrsansprache nicht alle deutschen Volksstämme einzeln aufführen, und dann — wenn wir „Lothringer" sagen, meinen wir die Elsässer mit und umgekehrt. Das ist nicht ganz korrekt; aber auch nicht im mindesten bös gemeint. Immerhin schlage ich an meine bürgermeisterliche Brust und sage mir, unter den deutschen Volksstämmen, denen Du zu Neujahr gedachtest, hättest Du die Elsässer in erster Reihe mit nennen müssen. Denn das schöne Elsässer Land ist — wie die Briefschreiberin richtig sagt — schlimm daran, da der Feind in einigen seiner Täler haust und die Schrecken der Schlachten über die schönen Gefilde gehen; aber auch deshalb, weil einzelne Verräter des Deutschtums aus Elsaß eine ekelhafte Rolle gespielt haben und noch spielen. In so weite Verbannung wir diese Unwürdigen vom deutschen Herd und deutschen Herzen hinwegstoßen, in so innigem Bund wollen wir uns den Brüdern und Schwestern im Elsaß anschließen, die — bei aller Wahrung ihrer Stammeseigentümlichkeiten — dem großen deutschen Vaterland die Treue gehalten haben in den Tagen des Friedens und nun in den Tagen der Kriegsnot Mit großer Genugtuung las ich neulich die Äußerung eines französischen Diplomaten: „Es war ein Irrtum, daß wir des Gefühls wegen um Elsaß-Lothringen Krieg führten; wir müssen es nur noch aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen zurückzugewinnen suchen." Das heißt mit andern Worten: Wir haben eingesehen, daß Elsaß-Lothringen kein französisches Land, keine terra irredenta mehr ist, daß es im Kern deutsch geworden ist, daß es erst wieder französisch „gemacht" werden müßte „aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen". In den Tälern der Vogesen blühen, ach, der Rosen so viel im weißen Schnee. Herzblut unserer Helden fließt Tag um Tag für Elsaß-Lothringen. Flechtet Euch diese Rosen zum Kranz, Ihr elsässischen Herzel! Wir wollen Euch nimmermehr lassen! Wir wollen Euch Elsässern, die Ihr guten Willens seid, in herzlicher Freundschaft die Hand drücken, dem deutschen Mann und der deutschen Frau in Mülhausen oder Straßburg in nicht minder aufrichtigem Vertrauen ins Auge schauen als irgendwem im Bereich unseres deutschen Vaterlands! P. K.

Bekanntmachung.

1. Die Zwischenscheine zu den

5% Reichsschatzanweisungen von 1914

(Kriegsanleihe) können vom

1. Februar d. J. ab

in die endgültigen Schatzanweisungen mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **25. Mai d. J.** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach Serien und innerhalb der Serien nach Beträgen und Nummern geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen können dort in Empfang genommen werden.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine oben **rechts neben** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. **Der Umtausch der Zwischenscheine zu den 5% Schuldverschreibungen des Deutschen Reichs von 1914 (Kriegsanleihe) — unkündbar bis 1. Oktober 1924 — findet vom**

1. März d. J. ab

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung — bei letzteren jedoch nur bis zum **22. Juni** — statt.

Im übrigen gelten für ihn die für den Umtausch der Reichsschatzanweisungen getroffenen Bestimmungen.

Berlin, im Januar 1915.

Reichsbank-Direktorium

Havenstein. v. Grimm.



